Neues
Buch der Reisen.

J. Löwenberg.

Geschichte der Reisen

Zweiter Band:
Entdeckungsreisen
in der neueren Zeit.

Das neue Buch der Reisen
und Entdeckungen. 5, 2.



Löwenberg, Reisen II. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Hervorragende Entdecker der neueren Zeit.

... einem Titelbilde.

Leipzig.

... von Otto Spamer.



Geschichte

der

Geographischen Entdeckungsreisen

in der

neueren Zeit

von

Magellan bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts.

Bearbeitet

[ulius]
von

J. Löwenberg.



Wohlfeile Ausgabe.

Mit über hundert Abbildungen und einer Karte sowie einem Titelbilde.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

[1885]

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Buch. Ozeanische Entdeckungen.

Seite

Zweites Buch. Entdeckungen in Asien.

Drittes Buch. Entdeckungen in Afrika.

Viertes Buch. Entdeckungen in Amerika.

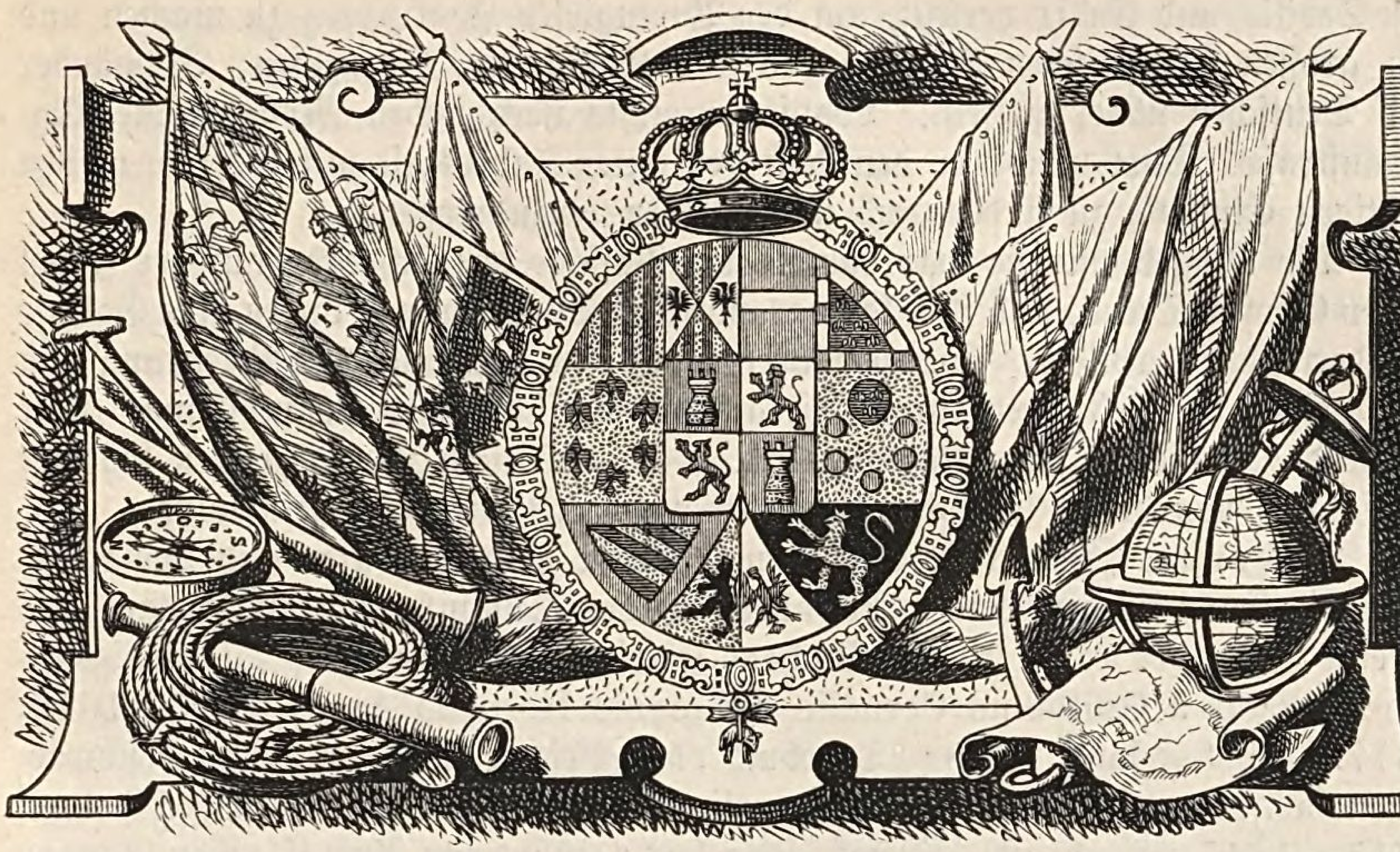
Die Extrabeigaben sind einzuheften:

Erstes Buch.

Ozeanische Entdeckungen.

Erstes Buch.

Ozeanische Entdeckungen.



I.

Die spanischen Nachfolger Magellans.

Loaysa's und del Cano's Erdumsegelung 1525. Sayavedra 1526. Villalobos 1542. Legaspi 1565. Mendana's erste Reise 1567. Die Salomons-Inseln. Zweite Reise 1577. Die Markesen oder der Mendana-Archipel. Sarmiento's Expeditionen nach der Magellanstraße 1579. De Quiros und de Torres 1605 entdecken die Niederigen, die Gesellschafts- (Taiti, Sagittaria), die Schiffer-, Heiligengeist-Inseln oder Neuen Hebriden. De Torres entdeckt die Torresstraße. Ladrilleros 1558. Letzte Unternehmungen der Spanier in der Südsee.

Magellan hatte zwar eine weite Welt erschlossen, aber sie zeigte nur eine unabsehbare, endlose Wasserwüste. Nur zwei kleine Inseln hatte er in dem weiten Meere gefunden, und diese waren armselig und unglücklich genug, „Desaventurados“, die nichts von den gesuchten Schätzen zeigten, nicht einmal die Hoffnung erregten, hier je solche zu finden. Das Zeitalter aber suchte nur materiellen Werth, nur Gold, Silber, Edelsteine, Pfeffersäcke und Gewürze waren die Ziele aller Unternehmungen. — Und war auch seit Pigafetta's lehrreichem Bericht von der Erdumsegelung Magellan's die Scheu vor den phantastischen Gefahren unbekannter Meere, vor Seeungeheuern, Magnetbergen geschwunden, so verging doch einige Zeit, ehe die Spanier, damals das mächtigste und kühnste Seevolk, eine neue Expedition zur weiteren Verfolgung der Ziele ihres großen Seefahrers ausschickten.

Der Erste, der den Spuren Magellan's folgte, war Loaysa, und ihn begleitete als Steuermann del Cano, der schon die „Victoria“ nach der ersten Erdumsegelung glücklich heimgeführt hatte. An der Spitze eines stattlichen Geschwaders von sieben Schiffen verließ derselbe Ende Juli 1525 den Hafen von Coruña an der Nordwestspitze Spaniens. Denn hierher hatte die spanische Regierung den Mittelpunkt der indischen Unternehmungen und den Weltmarkt

von Sevilla und Cadix verlegt, um den Portugiesen Konkurrenz zu machen und den großen europäischen Absatzplätzen der Engländer, Franzosen, Vlamänder und Deutschen näher zu sein. Loaysa erreichte nach sieben Monaten die Magellanstraße. Dort verlor er den Rest der guten Jahreszeit mit Versuchen, den richtigen Eingang zu finden und in denselben einzudringen.

Die Magellanstraße war damals die Passage der Schrecken auf der Fahrt in den Großen Ozean, und ihre kartographischen Darstellungen bieten eine Galerie wunderlicher Zerrbilder. Sie gewähren indeß eine anschaulichere Belehrung von den irrigen Vorstellungen ihrer Zeit als die ausführlichste Beschreibung. Wir geben daher hier zu dem Kärtchen Bd. I S. 435 noch zwei Kärtchen späterer Seefahrer, von denen im folgenden dritten Kapitel die Rede sein wird.

Das erste, „Feuerland und Lemairestraße nach Schouten und Lemaire", stellt die Entdeckungen beider Seefahrer an der Südspitze Amerika's dar. Es ist eine Kopie der Karte in dem Buche: „Diarium vel descriptio laboriosissimi itineris facti a Guillelmo Cornelio Schotenio Hornano Annis 1615, 1616, 1617. Amstelodami 1619" (Tagebuch oder Beschreibung der höchst beschwerlichen Reise, welche von Wilhelm Cornelius Schouten von Hoorn in den Jahren 1615—1617 gemacht ist). Dieses „Tagebuch" rührt von Aris Claessen (Adrian des Nikolaus Sohn), einem Begleiter und Kommissar auf der Flotte Schoutens und Lemaires, her. Die Karte ist wol ohne Zweifel nach den auf den Schiffen Schouten's und Lemaire's gemachten Aufnahmen der holländischen Entdecker entworfen worden und stellt die geschauten Gegenden so dar, wie diese sie fanden oder sich dachten.

Das zweite Kärtchen ist eine verkleinerte Kopie der spanischen Karte Patagoniens und des Feuerlandes, die sich in dem bald nach der Heimkehr der Nodals (1621) in dem in Madrid erschienenen und von den Nodals selbst verfaßten Reiseberichte findet. Sie enthält alle die von diesen Spaniern rekognoscirten Küsten und die von denselben ausgetheilten Namen.

Kehren wir nunmehr wieder zu Loaysa zurück.

Zwei Schiffe wurden bei der Fahrt durch die Magellanstraße verschlagen, und erst nach drei Monaten gelang es den vier übrigen, den Ausgang nach der Südsee zu gewinnen, wo dieser Rest der Flotte sehr bald in heftigen Stürmen zerstreut wurde. Loaysa starb noch während der Reise, ebenso Sebastian del Cano und auch die nächsten Nachfolger im Kommando. Endlich trat de Salazar den Oberbefehl an und führte das einzig noch übrig gebliebene Schiff mit dem Rest der Mannschaft über die Philippinen und Molukken nach einer Fahrt von 26 Monaten glücklich nach Spanien.

Unter dem wenigen Neuen, was durch diese im Ganzen sehr unglückliche Expedition gewonnen wurde, verdient neben der genaueren Erforschung der Magellanstraße noch die erste Umsegelung des ganzen Festlandes von Südamerika genannt zu werden.

Eine der beim Eintritt in die Südsee verschlagenen Caravelen Loaysa's, der „Santjago", fand nämlich unter Guevara den Weg längs der Westküste nach Tehuantepec zu den neuen Eroberungen des Cortez. Eine noch wichtigere Bereicherung hätte der Erdkunde zutheil werden können durch die Irrfahrt eines andern Schiffes, welches unter Hoces vor dem Eingange der Magellanstraße längs der Küste des Feuerlandes weit nach Südost verschlagen wurde.

Hoces kam nach seiner Angabe bis 55° südl. Br., und dort schien ihm das Ende alles Landes. Ohne Zweifel hatte er entweder die Lemairestraße oder vielleicht das östliche Ende des Staatenlandes vor sich. Leider wurde diese wichtige Entdeckung weder verfolgt noch beachtet. Unter günstigen Umständen hätte sie schon damals, neunzig Jahre vor Schouten und Lemaire, zu einer Umsegelung des Kap Horn führen und das spätere Auftauchen des Truggebildes eines großen südlichen Kontinents auf den Karten verhindern können.

Inzwischen hatte Cortez, der von der verunglückten Expedition Loaysa's Nachricht erhalten, beschlossen, ihm Hülfe und Verstärkung nachzuschicken. Alvarado de Sayavedra, ein tüchtiger Seemann und einer der Ersten, welche die großen Vortheile einer Durchstechung der Landenge von Panama erkannt haben, ging bereits am 31. Oktober 1526 in einem Hafen an der Westküste von Mexiko unter Segel und nahm, wie Loaysa, genau die von Magellan eingeschlagene Richtung, ohne neue Entdeckungen zu machen. Ein Sturm trieb ihn zu einer Gruppe kleiner Inseln, die er Königsinseln nannte und die wahrscheinlich zu dem Mulgrave-Archipel gehören. Die Bewohner waren groß und kräftig gebaut, hatten schwarzes schlichtes Haar, welches sie mit einem großen Hute bedeckten, und ein sehr bärtiges Gesicht. Ihre Kanoes waren schön und kunstreich gearbeitet, ebenso die bunt geflochtenen Matten, mit denen sie den unteren Theil des Körpers umhüllten, und die langen Rohrlanzen, welche sie selten aus den Händen legten. Sie benahmen sich indessen sehr friedlich und verkauften gern ihre Kokos- und Pandanusfrüchte. Nach einem kurzen Aufenthalte lichtete Sayavedra die Anker, berührte Magindanao und erreichte ohne weiteren Unfall die Molukken, wo er seine Landsleute mit den Portugiesen in Kämpfe verwickelt fand. Letztere waren erstaunt, daß er von der mexikanischen Küste komme, und glaubten nicht, daß er einen 2000 Meilen breiten Ozean quer durchschnitten habe, so wenig klar waren noch zu jener Zeit die Vorstellungen über die Beschaffenheit der andern Erdhälfte und über die Möglichkeit einer Verbindungsstraße zwischen der Neuen Welt und dem ostasiatischen Archipel, welche bald darauf so regelmäßig von spanischen Schiffen befahren und auf welcher während mehrerer Jahrhunderte die ungeheuren Schätze von Manilla nach Acapulco geführt wurden.

Da Loaysa bereits todt war, nahm Sayavedra seine auf allen Gewürzinseln zerstreuten Landsleute an Bord und verließ am 3. Juni 1528 Tidor, um nach Mexiko zurückzukehren. Er steuerte nach Nordosten und entdeckte auf diesem Wege eine von mehreren kleinen Eilanden umgebene Insel, welcher er, weil die Bewohner große Bärte trugen, den Namen Insel der Bärtigen (Barbados) beilegte, und weiterhin eine Gruppe flacher Eilande, welche er die niedrigen (bassos) nannte. Auf der Heimfahrt ereilte ihn der Tod, und da wieder ungünstiges Wetter eintrat, kehrte das Schiff nach Tidor zurück, von wo die Mannschaft von Fernando de la Torre im Jahre 1537 auf einem portugiesischen Fahrzeuge nach Europa gebracht wurde.

Die spanische Regierung verkaufte hierauf ihre Ansprüche auf die Molukken den Holländern, behauptete aber ihre Rechte auf die übrigen von ihren Seefahrern entdeckten Inseln und rüstete 1542 in dem mexikanischen Hafen Navidad ein Geschwader von sechs Schiffen aus unter Villalobos, um nach den von Magellan entdeckten Inseln zu segeln, sie in Besitz zu nehmen und auf

einer derselben eine Ansiedelung zu gründen. Obschon der eigentliche Zweck dieser Expedition nicht erreicht wurde, so hatte sie doch die Auffindung mehrerer Inseln zur Folge, deren Lage aber bei der damaligen nautischen Unkenntniß nicht bestimmt werden kann. Die bedeutendsten Inseln, welche Villalobos zuerst sah, nannte er Santo Tomas, Nublada (die Wolkenbedeckte), Rocapartida (gespaltener Felsen), del Coral (Koralleninseln), San Esteban (St. Stephan), los Jardines (die Gärten), los Matalotes (die Matrosen) und los Arrecifes (die Riffe). Sie gehören ohne Zweifel zu den Karolinen. Er starb 1564 auf der Insel Amboina und seine Gefährten kamen nach langem Umherirren durch Vermittlung der Portugiesen über Indien nach der Heimat zurück.

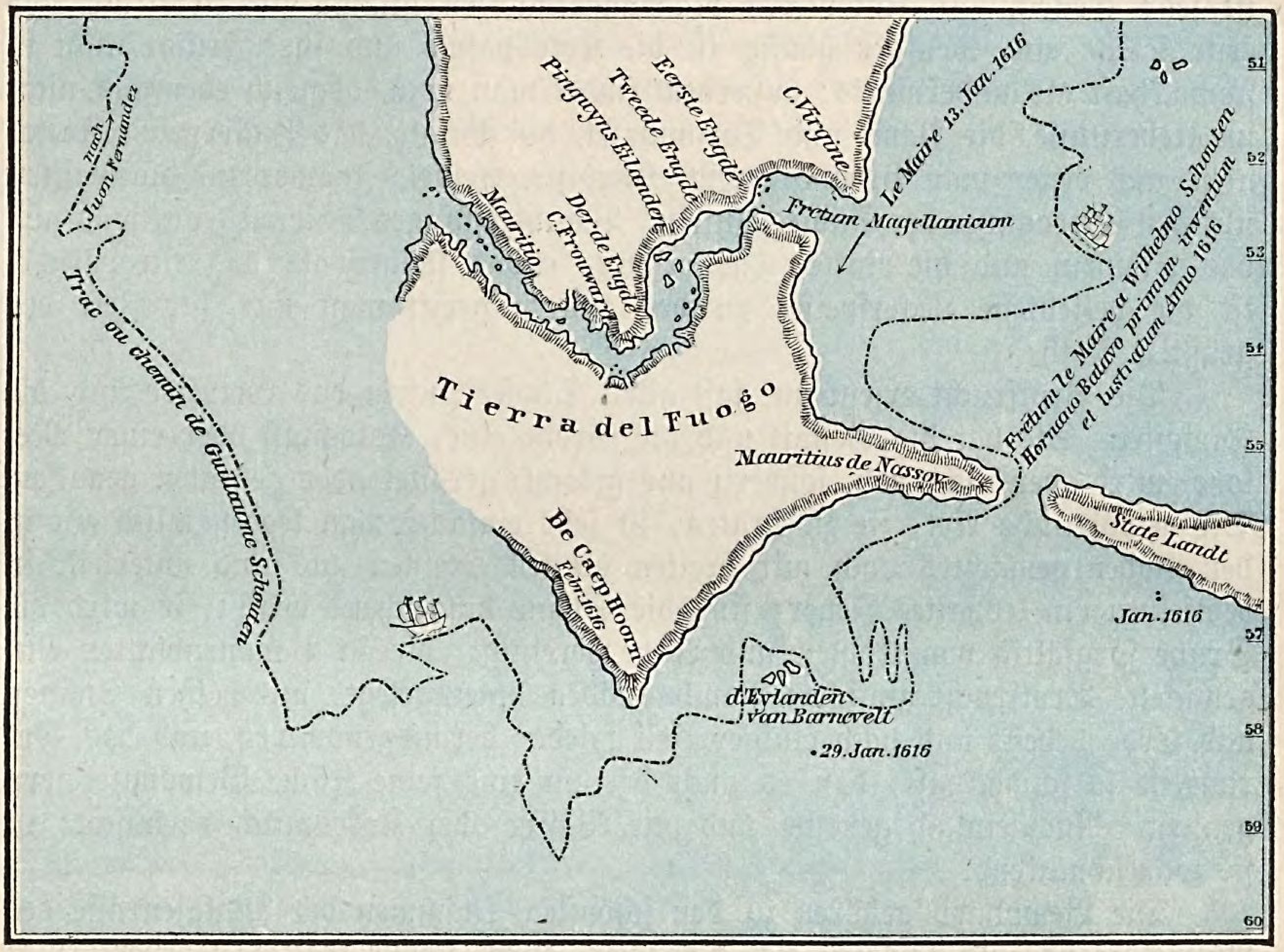


Die Magellanstraße zur Reise der Nodals. 1621.

Der unausgeführt gebliebene Plan von Villalobos wurde nunmehr de Legaspi übertragen. Er verließ 1565 den Hafen von Navidad mit vier wohl ausgerüsteten Schiffen und wurde vom Glücke begünstigt, denn er entdeckte nicht nur mehrere Inseln in dem Marianen- und Mulgrave-Archipel, sondern gründete auch auf der Insel Zebu, deren Bewohner er für den 40 Jahre früher an Magellan verübten Mord züchtigte, eine Ansiedelung und bemächtigte sich der Insel Manilla, deren gleichnamige Hauptstadt er als Mittelpunkt der spanischen Besitzungen und der Philippinen erklärte. Auch die Heimfahrt auf dem Stillen Ozean, welche noch keinem seiner Vorgänger gelungen war, vollbrachte er, indem er dem Rathe seines ersten Piloten Urdaneta, bis zu dem 36. Breitegrade und noch weiter nördlich zu steuern, um die daselbst fast beständig wehenden Nordwestwinde zu gewinnen, folgte. Seitdem wurde dieser Weg die ausschließliche Fahrstraße, die maritime via regia zwischen den Philippinen und der Westküste des spanischen Amerika's, so daß hier neue Entdeckungen nicht weiter möglich waren.

Hierauf sandte der Marquis de Mendoza, Vizekönig von Peru, 1567 seinen Vetter Don Alvar de Mendaña von Callao quer über den Großen

Ozean auf Entdeckungen aus, und Mendaña war in der That glücklicher als alle seine Vorgänger. Er fuhr auf dem inselleeren Gürtel in der Nähe des Aequators über die Südsee und sah erst Land, als er die heutige Ellicegruppe unter 6° 45' südl. Br. erreicht hatte. Unter der nämlichen Breite seinem westlichen Laufe treu bleibend, entdeckte er die von ihm benannte Salomonsgruppe (jetzt auch häufig Neugeorgien genannt), bewohnt von einem nackt umhergehenden, menschenfressenden, dunkelfarbigen Menschenschlag mit krausem Haar, also von Papuas. Die Salomons-Inseln erhielten diesen Namen, weil man in ihnen das alte Ophir, von wo König Salomo das Gold zum Tempel in Jerusalem geholt hätte, aufgefunden zu haben glaubte.



Feuerland und Lemairestraße nach Schouten und Lemaire. 1619.

Im Juli des nämlichen Jahres trat Mendaña seine Rückfahrt an und erreichte, obwol er gegen die Passatrichtung fuhr, unter 30° nördl. Br. die kalifornische Küste im Herbste, nachdem er nur einmal, am 4. Oktober, in 19° 20' nördl. Br. Land gesehen hatte.

Um die Salomons-Inseln, die so große Hoffnungen erregt hatten, wieder aufzufinden, sind fast alle späteren Südseefahrer ausgelaufen; aber bis auf Bougainville im Jahre 1768 sah sie keiner wieder, selbst Mendaña nicht, als er zehn Jahre nach seiner ersten Entdeckung vom Vizekönig Peru's am 16. Juni 1577 von Paita mit vier Schiffen zu einer zweiten Fahrt dorthin abgesendet wurde. Er fand dafür schon am 21. Juli unter 10° 50' südl. Br. eine neue Inselgruppe, die er seinem Gönner zu Ehren Markesas de Mendoza taufte, die aber später nach ihm selbst Mendaña-Inseln genannt, und auf denen die Europäer zuerst mit dem Brotfruchtbaum bekannt wurden.

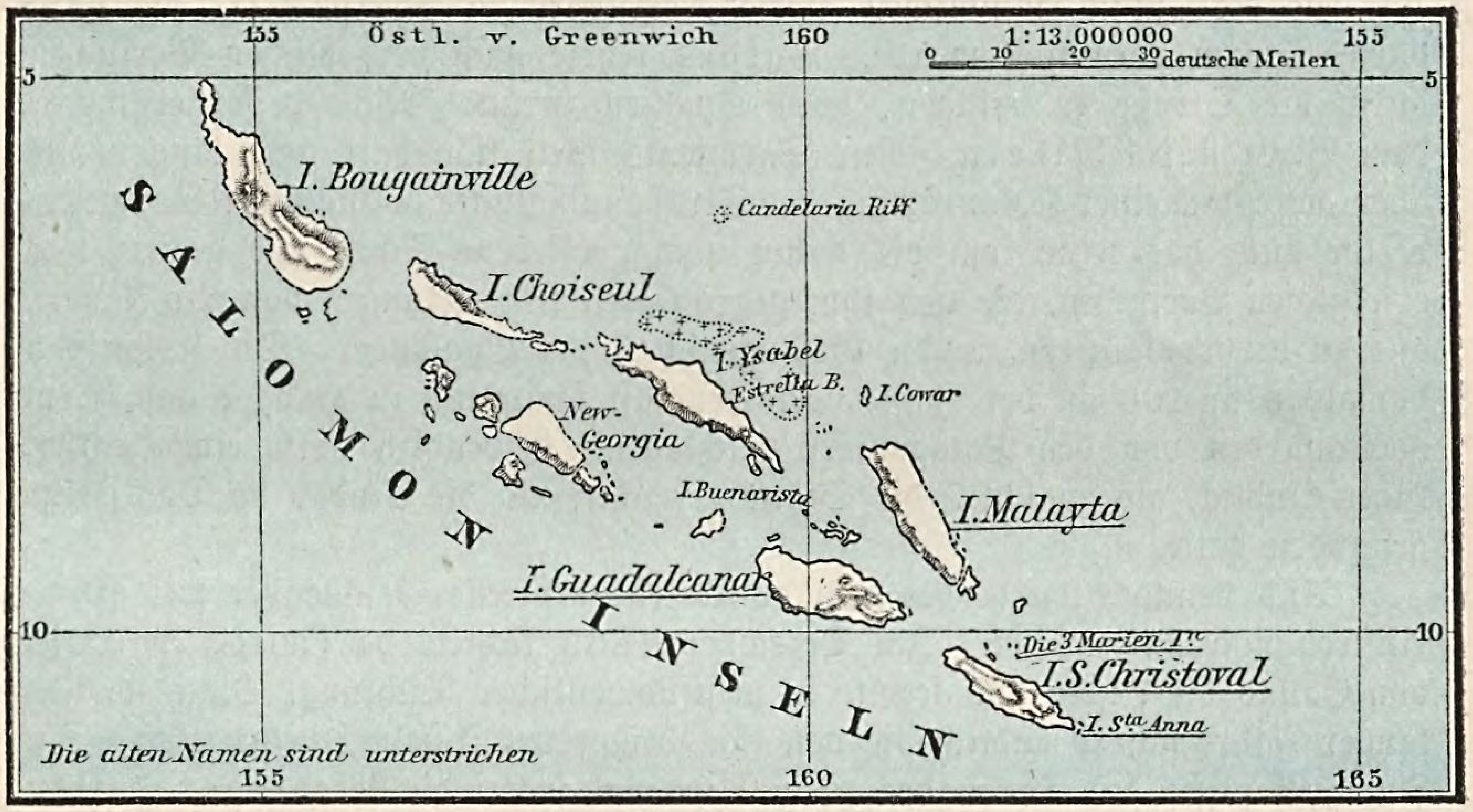
Die Markesas-Inseln gehören zu den höheren Inseln des Australozeans, mit theils bewaldeten, theils kahlen Bergen, zwischen welchen sich sehr gut bewässerte Thäler hinziehen. Der Mittelpunkt jeder Insel besteht aus über einander geschichteten Felsmassen, welche eingestürzten Thürmen gleichen; im Allgemeinen ist der Boden im Gebirge steinig, am Strande sandig und nur in den Thälern mit einer fruchtbaren Decke überzogen. Das Klima ist sehr heiß, aber nicht ungesund; Gewitter sind selten, und nur im Winter fallen die tropischen Regen; treffen diese nicht zur rechten Zeit ein, so bleibt die Vegetation gänzlich zurück und es entsteht die fürchterlichste Hungersnoth, da man nie daran denkt, Vorräthe für die Zeit des Mangels zu sammeln. Die Luft ist sehr trocken. — Unter den Nahrungspflanzen nimmt die Brotfrucht die erste Stelle ein, weniger häufig ist die Kokospalme und ihre Frucht nicht so schmackhaft als anderwärts; außerdem findet man noch, obgleich ebenfalls nicht im Ueberflusse, die Yam- und Tarawurzel, die Batate, das Zuckerrohr, Kastanien, aus denen man Brennöl preßt, Kürbisse, Aepfel, Ingwer und die meisten übrigen Erzeugnisse der Südsee-Inseln. Von vierfüßigen Thieren kennt man nur das Schwein und die Ratte; das erstere, etwas kleiner als das europäische, ist die beliebteste Leckerspeise, zu der andern greift man nur zur Zeit der größten Noth.

Die Brotfrucht ersetzt auf fast allen Südsee-Inseln das Getreide und die Kartoffel. Sie hat die Gestalt und die Größe einer Kokosnuß oder einer Melone, wird aber nicht roh, sondern nur gekocht, geröstet oder gebraten genossen. Die gewöhnliche Art, sie zu braten, ist sehr einfach; man legt nämlich ein in den Boden gemachtes Loch mit breiten glatten Steinen aus und unterhält in demselben ein lebhaftes Feuer; sind die Steine hinreichend erhitzt, so wird die Grube sorgfältig von Kohlen und Asche gereinigt, die in Bananenblätter eingewickelte Brotfrucht zwischen Bambusstäben hineingelegt, mit heißen Steinen und Erde bedeckt und nach einiger Zeit wieder herausgenommen, und das Gericht ist so schmackhaft, daß es auch der an eine feine Küche Gewöhnte gern genießt. Auch einfach geröstet und mit Wasser oder Kokosmilch vermischt, ist sie wohlschmeckend.

Die Bewohner gehören zu den schönsten Stämmen der Malaienrasse des Australozeans und zeichnen sich besonders durch schöne kräftige Körperformen und regelmäßige Gesichtszüge aus. Die Hautfarbe der Frauen ist ziemlich hell, die der Männer dunkler, oft schwarz. Diese Letzteren beschäftigen sich mit dem Fischfange, mit dem Anbau der Nahrungspflanzen, der Verfertigung der Waffen und der wenigen Werkzeuge, deren sie bedürfen. Die Frauen sind weit thätiger als die Männer, sie müssen den Haushalt besorgen. Diese einfache und behagliche Lebensweise ist jedenfalls auch die Hauptursache, daß sich die Markesaner der besten Gesundheit erfreuen und ein ziemlich hohes Alter erreichen.

Von den Markesen setzte Mendaña am 2. August zwischen 10° und 11° s. Br. seine westliche Fahrt fort, die ihn am 8. September in Sicht des thätigen Vulkans auf einer Insel an der Nordküste von Santa Cruz führte. Hier beabsichtigte Mendaña eine Niederlassung zu gründen, wurde aber am 18. Oktober durch den Tod daran gehindert. Der Oberbefehl ging hierdurch an Pedro Fernandez de Quiros über.

Pedro Fernandez de Quiros, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Portugal geboren, widmete sich sehr früh dem Seewesen und machte seine ersten Reisen auf den Handelsschiffen, welche alljährlich zwischen Acapulco, Manilla und den Philippinen hin- und zurückgingen. Auf der eben erwähnten zweiten Reise Mendaña's entfaltete de Quiros als erster Pilot sein glänzendes Talent. Er führte, nachdem er den Oberbefehl über das Geschwader übernommen, die stark beschädigten Schiffe in einen spanischen Hafen, nach Manilla, auf einer der Philippinen, um Lebensmittel einzunehmen. Nach Peru glücklich zurückgekehrt, bat er den damaligen Vizekönig um ein neues Geschwader, die Entdeckungen Mendaña's fortzusetzen, namentlich um das große vermeintliche Festland im Süden aufzusuchen. Dasselbe, glaubte man, müßte da sein, um die Ländermassen in der nördlichen Erdhälfte im Gleichgewicht zu erhalten; eine irrige Hypothese, welche die Anschauungen der Geographen lange beherrscht hat und die erst durch die Reisen Cook's berichtigt wurde.



Karte der Salomonsgruppe.

Inzwischen hatte das unerwartete Erscheinen Drake's, der, wie wir später sehen werden, die spanischen Besitzungen längs der ganzen Westküste Amerika's furchtbar heimgesucht, die Spanier aus ihren sorglosen Machtträumen aufgeschreckt. Wie ein Blitz war dieser „Erzpirat des Erdkreises" durch das Thor der Magellanstraße in ihre Domänen des Stillen Ozeans gefahren und hatte den „Sektirern, Hugenotten, Calvinisten, Lutheranern und anderen räuberischen Ketzern diesen Weg eröffnet, die nun bald mit häretischen Bibeln, korrumpirten Texten und anderen Büchern voll verderblicher Lehre beladen wiederzukehren drohten." Der Vizekönig von Peru, Don Francisco de Toledo, entsandte daher 1579 zwei Schiffe unter dem Befehle des Pedro Sarmiento nach der Magellanstraße, um diese zu besetzen, durch Befestigungen zu sperren und dem Freibeuter Drake, falls er nach dieser Richtung die Rückkehr nehmen sollte, den Weg zu verlegen.

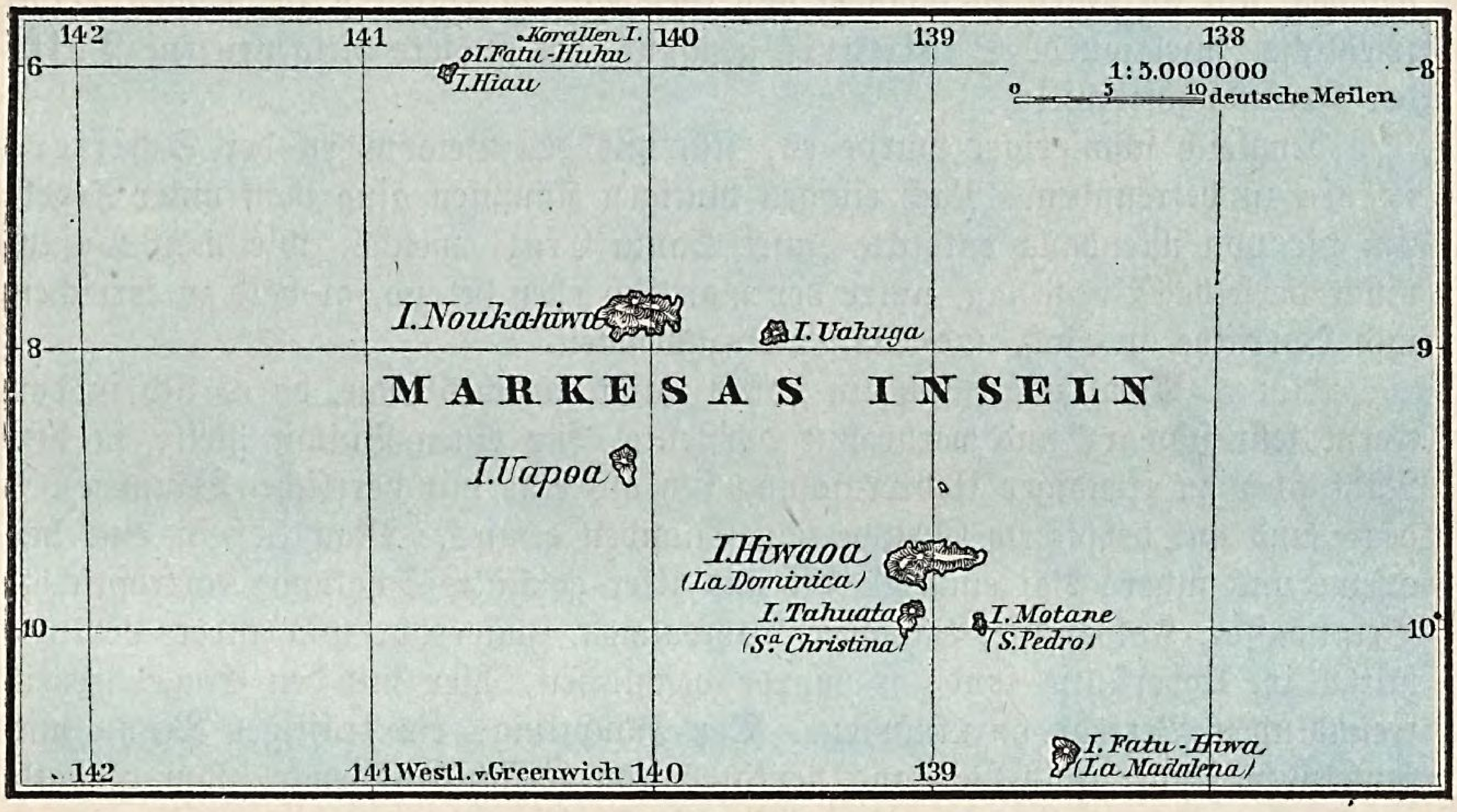
Es war aber Sarmiento nicht möglich, das britische Kaperschiff zu vernichten oder zu nehmen, da Drake um das Kap der guten Hoffnung heimgekehrt war.

Dennoch wurde die Reise Sarmiento's werthvoll für Nautik und Wissenschaft. Wir verdanken ihm ausgedehnte und im Verhältnisse zu den damaligen Mitteln sehr genaue Aufnahmen der Magellanstraße und ihrer Umgebungen. Seine Vermessungen blieben lange Zeit maßgebend für die Kartenzeichner. Er war ferner der Erste, der von der Westküste Amerika's, von Peru, in östlicher Richtung durch die Magellanstraße nach Europa fuhr.

Sarmiento's Verdienste wurden in der Zeit der Noth in Spanien anerkannt und er selbst 1581 mit einer neuen Expedition in Begleitung von mehreren der tüchtigsten Seemänner, wie Valdes, Ribera u. A., ausgeschickt. Die Flotte, die ihnen anvertraut wurde, bestand aus 23 Schiffen mit fast 4000 Menschen an Bord, theils Seeleuten und Soldaten, theils Kolonisten, welche an den Ufern der Magellanstraße dauernd angesiedelt werden sollten. Es war weitaus das größte Geschwader, das je nach diesen Gestaden auslief, aber wol auch das unglücklichste von allen. Sein Ende war ebenso traurig wie das der „unüberwindlichen Flotte“, der Armada Philipp's II., die 1588 durch Sturm vernichtet wurde. Valdes kehrte nach vergeblichen Versuchen, durch die Straße zu dringen, nach Spanien zurück. Nicht besser erging es dem Vizeadmiral Ribera. Nur Sarmiento hielt standhaft noch länger aus, aber der Plan einer Kolonisirung der Straße mißglückte vollständig; Sarmiento verlor auch das letzte ihm bis dahin noch gebliebene Schiff und gerieth nach erfolglosen Versuchen, die von ihm gegründeten Ansiedelungen von Rio Janeiro aus zu verproviantiren, in die Gefangenschaft der Engländer. Die Kolonisten, damals noch 400 an der Zahl, verkamen fast sämmtlich in Hunger und Elend oder wurden von den Patagoniern erschlagen. Cavendish hatte einen entsetzlichen Anblick, als er 1587 die Stätte erreichte, wo die Ciudad de Don Felipe gestanden hatte.

Und dennoch wurde das von de Quiros erbetene Geschwader mit großer Anstrengung ausgerüstet. Im Dezember 1605 lichtete de Quiros im Hafen von Callao die Anker und segelte in westsüdwestlicher Richtung. Nach wochenlanger Fahrt sah er endlich die von ihm benannten Inseln Incarnation, San Juan, Baptista, los Coronados, San Elino und später die Niedrigen Inseln. Alle insgesammt waren unbewohnt und die Landung an ihnen wegen der sie umgebenden Korallenriffe und der starken Brandung sehr gefährlich. Die ganzen Gruppen wie die einzelnen Inseln steigen steil aus dem Abgrunde empor und werden von einem bodenlos tiefen Meere bespült. Die Oberfläche steht meist unter Wasser, über welches nur ein sie rings umgebender Damm von Korallenriffen während der Ebbe hervorragt. Die Brandung ist hier an den Riffen so fürchterlich, daß selbst bei ruhigem Wetter die Landung nur möglich wird, wenn man so glücklich ist, eine nach dem inneren Meere führende Lücke zu finden; ein Sturm bei trübem Wetter, sagt ein neuerer Seefahrer, ist in dieser Gegend des Ozeans der unvermeidliche Untergang des Schiffes, und selbst die genaueste Karte könnte keine Rettung bringen, da die Strömung stark, das Land niedrig und der Wind zu heftig ist, um zurück zu laviren, wenn man das Unglück hätte, einem Riffe zu nahe zu kommen. Die Tiefe des Meeres ist schon in der Entfernung von einigen hundert Faden nicht mehr zu ergründen; auch die Anker helfen nicht, denn schon dicht an der Küste findet man 50 Faden Tiefe und gleich darauf schon gar keinen Grund mehr. — Der ganze

Archipel zeigt nirgends Berge und kaum hier und da einen niedrigen, vom Winde zusammengewehten Sandhügel. Süßes Wasser in Quellen und Bächen findet sich nirgends, doch erhält man beim Aufgraben des Bodens in geringer Tiefe ziemlich reines und genießbares Regenwasser, welches sich auf dem Gesteine sammelt. Das Klima ist dasselbe wie in allen Tropenländern, die Hitze wird aber durch das Meer und die ungehindert über alle diese Gruppen hinstreichenden Winde sehr gemäßigt. Die Vegetation ist deshalb zwar frisch, aber äußerst arm, und nur auf den wenigen schon mit dickerem Pflanzenboden überzogenen Eilanden gedeihen die Kokospalme und der Pandanus. Vierfüßige Thiere fehlten ursprünglich wol gänzlich, denn die jetzt auf einigen bewohnten Gruppen vorhandenen Schweine und eine Art Hunde, welche nicht bellen und gegessen werden, sind wol von anderen Inseln des Australozeans und die zahlreichen Ratten von europäischen Schiffen eingeführt.



Karte der Markesas-Inseln.

Bei diesem Mangel an Nahrungsmitteln kann die Bevölkerung, welche sich auf den größeren Inseln niedergelassen hat, nur sehr gering sein. Die wenigen Leute, welche man meist nur vom Bord der Schiffe aus beobachten konnte, waren von kräftiger Gestalt und rothbrauner Hautfarbe; sie gingen völlig nackt und glichen im Benehmen, Sprache, Sitten und Gebräuchen am meisten den Bewohnern des nahen Gesellschaftsarchipels.

Auch de Quiros wagte nicht, zu landen, obschon Wasser und Holz erschöpft waren. Endlich sah man eine Insel, welche nicht nur viel größer, sondern auch, wie der allenthalben aufsteigende Rauch bewies, stark bewohnt war. Aber die Landung war unmöglich. Nur einige kühne Schwimmer erreichten mit Hülfe der Eingeborenen das Land. Diese Letzteren waren sämmtlich bewaffnet, theils mit langen, an der Spitze im Feuer gehärteten Speeren, theils mit Schwertern von Eichenholz oder Keulen; ihre Wohnungen standen im Schatten dichter Palmen- und Bananenwäldchen und anderer Bäume, deren Früchte ihnen nebst den in Menge vorhandenen Fischen als Nahrung dienten. Sie gingen

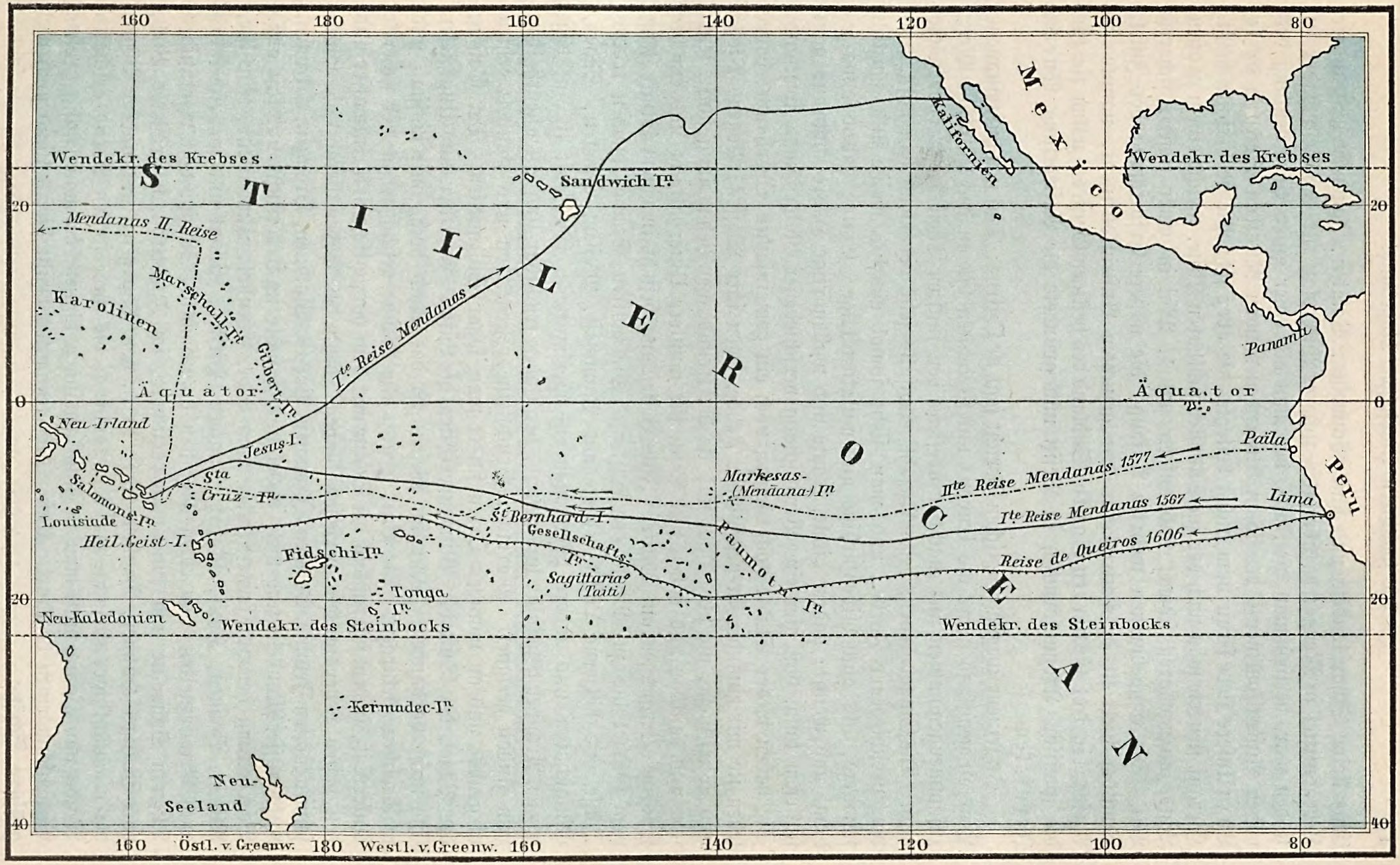
völlig nackt, hatten eine bräunliche Hautfarbe und waren schlank und wohlgebaut. Die Eingeborenen freuten sich über die Messer, Glasperlen und andere Kleinigkeiten, welche man ihnen schenkte, ließen sich aber auf keine Weise bewegen, mit an Bord zu gehen. De Quiros beschloß, die Nacht in der Nähe der freundlichen Leute zu bleiben und am folgenden Tage mit ihnen in nähere Verbindung zu treten. Aber am frühen Morgen hatte ihn die Strömung schon weit weggetrieben. Erst nach der Rückkehr fand er an derselben Insel einen besseren Landungsort und nach langem Suchen auch Wohnungen und mehrere schmale Piroguen, deren Segel aus der Rinde junger Palmbäume verfertigt und auf ein Dreieck von starken Rohren ausgespannt waren. Die darin befindlichen Inselbewohner gingen, sobald sie ihre Fahrzeuge auf den Strand gezogen hatten, den Spaniern entgegen. Der Häuptling, ein kräftiger, wohlgewachsener Mann mit hoher Stirne, breiten Schultern und einer Federkrone, wurde eingeladen, mit an Bord zu kommen und Geschenke in Empfang zu nehmen. Die friedliche Insel wurde Sagittaria genannt, das spätere vielgepriesene Taiti der Freundschaftsinseln.

Ungleich schwieriger wurde es, sich mit den Bewohnern der Schifferinseln zu befreunden. Nach einigen blutigen Kämpfen ging man unter Segel, um die von Mendaña entdeckte Insel Santa Cruz, welche, wie man wußte, unter derselben Breite lag, unter der man sich eben befand, alsbald zu erreichen und Vorräthe an Holz und Wasser einzunehmen.

Am 5. April zeigte sich ein hohes Land, welches man, da es sich in der Ferne sehr schwarz und verbrannt darstellte, für einen Vulkan hielt, in der Nähe aber zu freudiger Ueberraschung sich als eine mit herrlichen Bäumen bedeckte und gut bevölkerte Gruppe von Eilanden erwies. Man lief in eine bequeme und sichere Bai ein. Da die ans Ufer geschickte Schaluppe vortreffliches Trinkwasser, Kokosnüsse, Bananen, Kohlpalmen, Zuckerrohr und andere Lebensmittel im Ueberflusse fand, so wurde beschlossen, hier mit den Eingeborenen freundlichen Verkehr anzuknüpfen. Der Häuptling, ein kräftiger Mann mit funkelnden Augen und Verstand verrathendem Gesichtsausdrucke, kam alsbald an Bord und seine Leute beeilten sich, die Schiffe mit den Erzeugnissen ihres Bodens in Menge zu versorgen. Die Insel, welche den Namen Taumaco erhielt, gehört zu der in den Archipel von Santa Cruz mit einbegriffenen Duffgruppe.

Der Häuptling auf Taumaco hatte von mehr als sechzig anderen in der Nähe befindlichen fruchtbaren und gut bevölkerten Inseln erzählt und hinzugefügt, daß weiterhin in südlicher Richtung ein sehr großes Land liege. Diese Andeutungen belebten von neuem den Eifer nach der Entdeckung des gesuchten Australkontinents, und da man hinlänglich mit Lebensmitteln versehen war, so ging's erwartungsvoll nach Süden.

Am 25. April tauchte am Horizont eine hohe Insel auf, und bald darauf zeigte sich zur freudigen Ueberraschung eine andere Küste im Westen und eine dritte, sehr ausgedehnte, von hohen Bergen überragte im Südosten. Man beschloß, zuerst die südlich liegende Insel zu untersuchen und fand sie steil mit tiefen Schluchten, aus welchen sich reißende Bäche tobend in das Meer stürzten. Hier und da waren umzäunte Pflanzungen, aus welchen die Eingeborenen nach dem Strande liefen und den Schiffen Zeichen gaben, näher zu kommen.



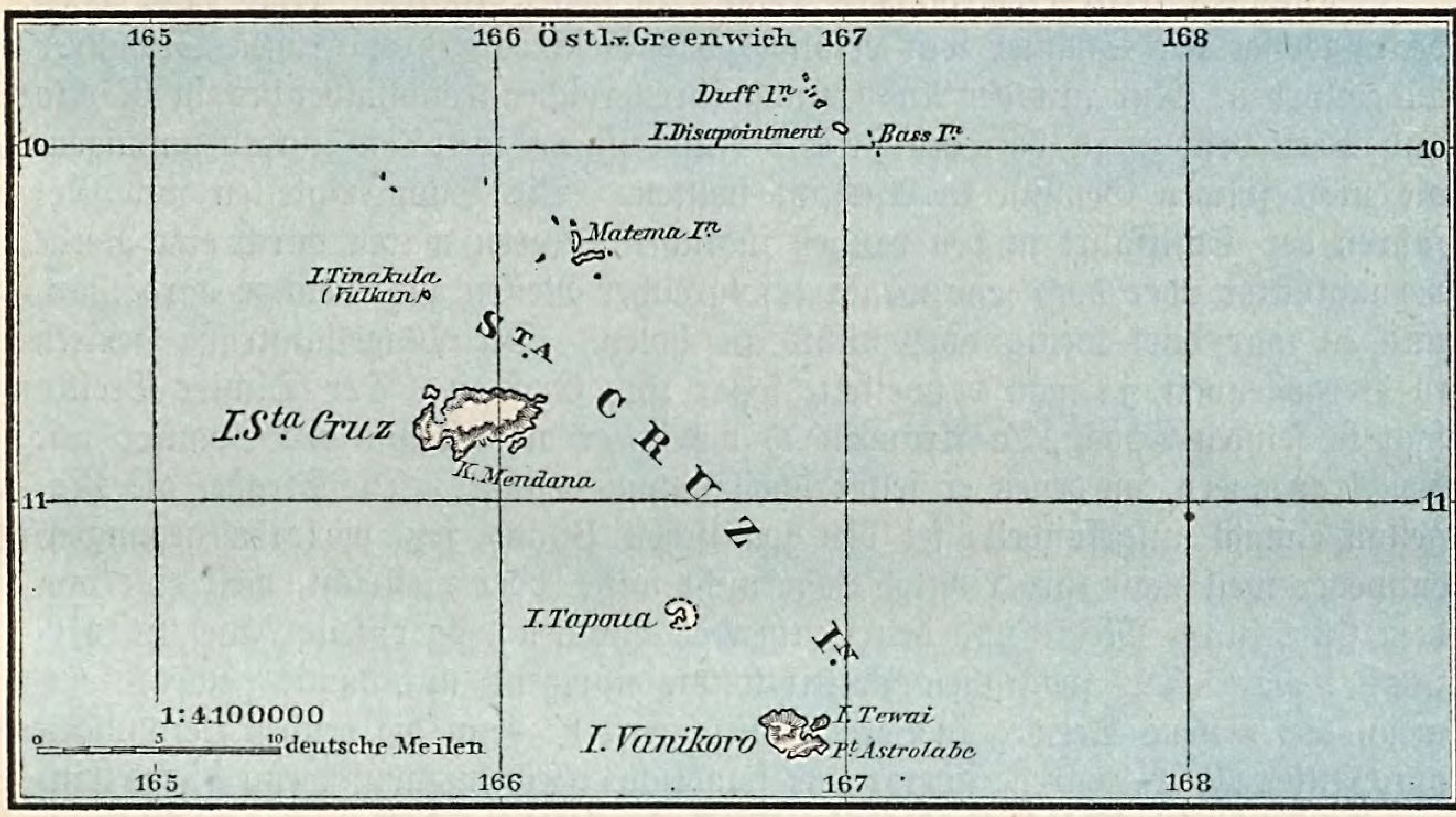
Reiseroute Mendana's und de Quiros'.

Eine kleine Schar landete und fand Schweine, Pataten, Ignamen und andere Lebensmittel in Menge; da aber kein sicherer Ankerplatz für das Geschwader zu finden war, verließ man die Insel, der man als einer guten Vorbedeutung des nahen Australkontinents den schön klingenden Namen Nuestra Señora de la Luz (Unsere liebe Frau vom Licht) beilegte, die aber jetzt Pic de l'Etoile heißt. Hierauf steuerte man nach der im Südosten sichtbaren Küste, welche einem großen Lande anzugehören schien, und ankerte am 1. Mai in einer tiefen, sicheren Bai. Die Eingeborenen wehrten Anfangs die nähere Erforschung der Insel. Dennoch hielt sie de Quiros für den gesuchten Australkontinent, nannte sie Australia del Espiritu Santo (Südland des heiligen Geistes), nahm sie für die spanische Krone förmlich in Besitz und gründete die Ansiedelung Nueva Jerusalem.

In seinem überschwenglichen Bericht sagt de Quiros: Das neu aufgefundene Land ist gewiß so groß, als Europa und Kleinasien bis an das Kaspische Meer zusammengenommen und macht mindestens den fünften Theil der Erdoberfläche aus. Die Eingeborenen, deren Anzahl jedenfalls sehr bedeutend sein muß, sind von verschiedener Farbe, und man sieht sowol gänzlich weiße und gänzlich schwarze, als auch olivenfarbige und mulattenartige. Einige haben schwarze, lange und weiche, andere dichte, krause und wollenartige Haare, woraus man schließen kann, daß hier eine Vermischung verschiedener Völkerstämme stattfand. Sie haben weder Städte noch Gesetze, noch ein gemeinsames Oberhaupt; dabei leben sie mit einander in beständiger Fehde, legen ihre Waffen, Bogen, Pfeile und Wurfspieße, nie ab. Doch sind sie bei freundlicher Behandlung sanft, lenksam und dankbar und haben viel Sinn für muntere Unterhaltung und ein besonderes Vergnügen am Tanze. Ihre Bekleidung besteht in einem Stücke Zeug vom Gürtel bis zur Mitte der Hüften. Sie poliren Steine, machen irdene Töpfe und hölzerne Löffel, Zeuge aus Baumbast, Messer, Scheren, Sägen, Pflugscharen und andere Werkzeuge aus Perlmutter. Die Luft ist auf dem ganzen Archipel gemäßigt und gesund, der Boden fruchtbar und fast allenthalben zum Anbau geeignet. Marmor, Bruchsteine, Ziegelthon und Bauholz fehlen nirgends, und an manchen Orten findet man sogar Salzquellen. Der Gesang der Vögel, der Duft der Blumen erfüllen die Lüfte. Reptilien und Ungeziefer sind nicht vorhanden. Nur im Westen ist das Land hoch, mit wasser- und waldreichen Gebirgen. Die Bai, gegen alle Winde geschützt, ist der sicherste Ankerplatz, in dem sich zugleich die Schiffe mit dem vorzüglichsten Trinkwasser und den besten Lebensmitteln versehen können, denn der Boden bringt die wohlschmeckendsten Früchte, Bataten, Ignamen, Papas, Platanen, Orangen, Citronen, Kokosnüsse, Mandeln und viele unbekannte Früchte im Ueberflusse und fast ohne Bearbeitung hervor; ferner findet man Aloë, Ebenholz, Zuckerrohr, Kürbisse, Rüben, Bohnen, Hanf, Mastix, Ingwer, Pfeffer, Zimmt und wahrscheinlich auch Gewürznelken, von edlen Metallen hauptsächlich Silber, von vierfüßigen Thieren Schweine und, wie man versichert, im Innern auch größeres Vieh, von Geflügel Hühner, Tauben, viele Arten von Papageien und andere Vögel, deren anmuthiger Gesang von Tagesanbruch bis zum späten Abend erschallt. Wachs und Honig muß man in Fülle gewinnen können, da man häufig großen Bienenschwärmen begegnet. Außer den genannten besitzt dieses Land noch viel größere Schätze.

Der vermeintliche Australkontinent war aber nur die größte Insel des Heiligengeist-Archipels (Neue Hebriden), zwischen 13° 15' bis 20° 3' südl. Br. und von 184° 8' bis 187° 50' westl. L., der erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts von mehreren französischen und englischen Seefahrern, von Bougainville, Cook und Bligh, genauer erforscht wurde.

Inmitten seiner Thätigkeit, die Ansiedelung Neu-Jerusalems zu sichern und zu befestigen, wurde de Quiros plötzlich von dem Australkontinent des Heiligengeist-Archipels fortgetrieben. Als er nämlich die Küste genauer untersuchen wollte, trieb ihn ein heftiger Sturm so weit aufs Meer hinaus, daß er bei widrigen Winden den Hafen von Santa Cruz nicht mehr erreichen konnte und froh war, in den Hafen von Acapulco an der Küste von Mexiko im November 1606 einzulaufen.



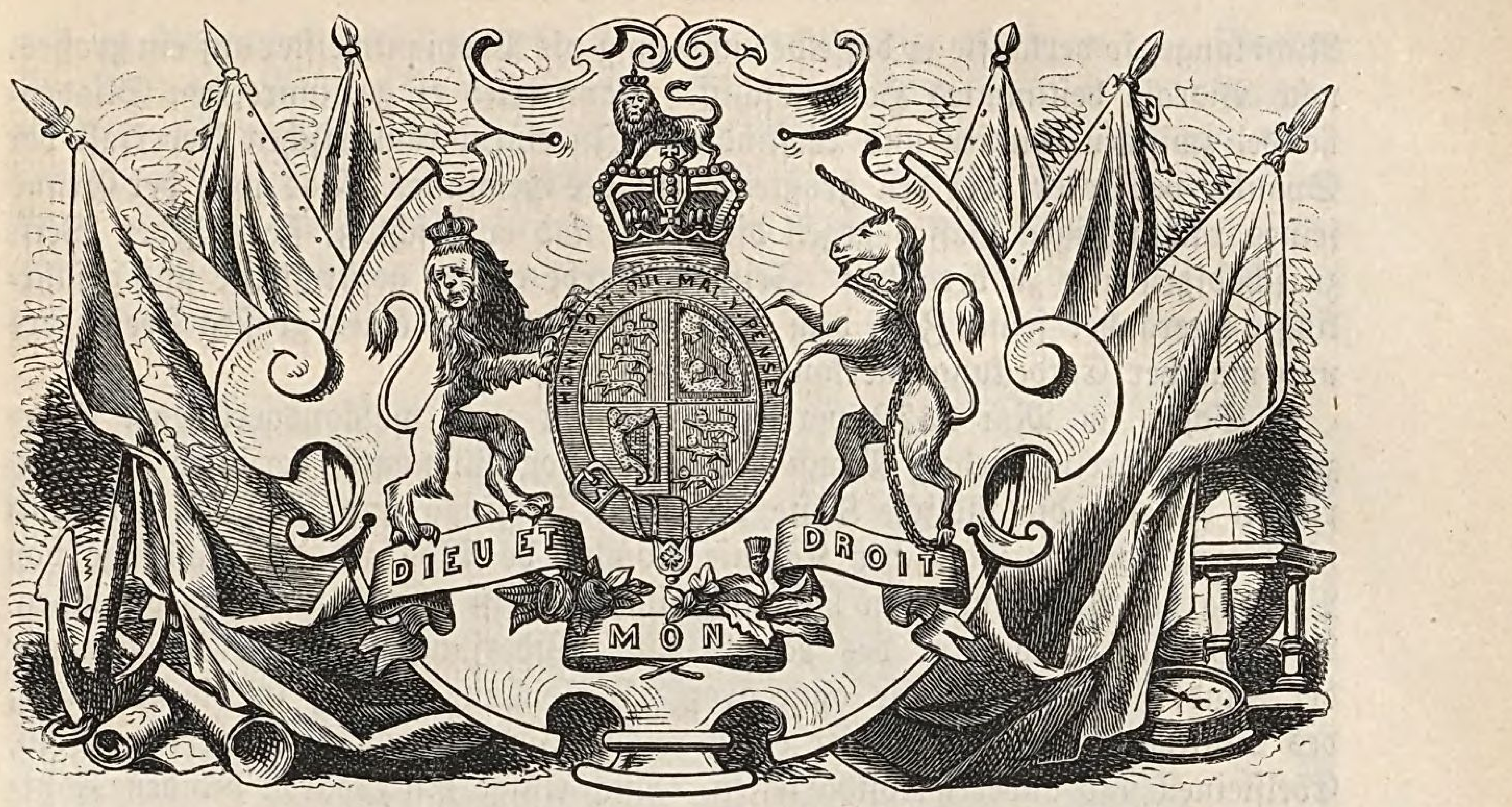
Karte vom St. Cruz-Archipel.

Der zweite Befehlshaber des Geschwaders, de Torres, konnte und wollte seit dem Verschwinden des de Quiros nicht länger in der neuen Ansiedelung von Neu-Jerusalem verbleiben. Er lichtete die Anker, ging nach den Philippinen, entdeckte die nach ihm benannte Torresstraße zwischen Neuguinea und Neuholland und erreichte glücklich Manilla.

De Quiros eilte mit seinem Berichte an den spanischen Hof nach Madrid und bat um Unterstützung zur Fortsetzung seiner Entdeckung des Australlandes. Erst nach mehreren Jahren erhielt er die Erlaubniß, zu Lima auf Kosten der Regierung ein kleines Geschwader zu diesem Zweck ausrüsten zu dürfen, starb aber schon unterwegs zu Panama. — De Quiros war einer der größten Seemänner seiner Zeit und der letzte Held der spanischen Seefahrer. Sein großes Australland war aber eine irrige Idee der Zeit, die erst Cook in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gründlich beseitigt hat, aber ungetrübt bleibt sein Verdienst, eine namhafte Anzahl von Inseln des Großen Ozeans entdeckt zu haben. Seine Entdeckungen und die seiner Genossen Mendaña und Torres sind die letzten Ruhmesthaten der spanischen Entdecker.

Nach diesen Unternehmungen im Großen oder Stillen Ozean gab Spanien bis auf die Expedition der Nodals alle weiteren Entdeckungsversuche und selbst die genauere Erforschung der Magellanstraße auf. Spanien hatte festen Fuß in Centralamerika gefaßt, und der Verkehr mit den Kolonialreichen Peru und Chili, wie der mit den Philippinen nahm den Weg über den Isthmus von Panama. Von Peru und Chili gingen allerdings noch einzelne Expeditionen nach Süden, unter denen die Seefahrt des Ladrilleros 1558 bemerkenswerth ist. Ladrilleros lief von Valdivia aus, drang zum ersten Male vom Westen her in die Magellanstraße, durchfuhr sie nach seiner Angabe bis nahe zur atlantischen Mündung, wurde dann aber von weiterem Vordringen abgeschreckt und kehrte nach Chili zurück. Er ist der Erste, der die Magellanstraße in beiden Richtungen, wenn auch vielleicht nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, durchmessen hat.

Nunmehr tritt eine längere Pause in diesen Fahrten ein. Der Entdeckungseifer der Spanier war erkaltet, das Geschlecht ihrer großen Seefahrer ausgestorben. Nur mit der Ausbeutung ihres reichen Kolonialbesitzes in Mexiko und Peru beschäftigt, verloren sie das Interesse an weiteren Unternehmungen, die nicht solchen Gewinn in Aussicht stellten. Die Schwierigkeiten und Gefahren der Schiffahrt in den rauhen südlichen Meeren waren durch eine Reihe verunglückter oder doch sehr wenig erfolgreicher Reisen zur Genüge dargethan, und es war dort wenig oder nichts zu holen. Die Magellanstraße gerieth in Vergessenheit, ja man bezweifelte sogar ihre Existenz. Der Dichter Ercilla sagt in seinem Epos „La Araucana“, worin er die Kämpfe der Spanier mit den Araucanern, an denen er selbst Theil nahm, besingt: „Die Straße, die Magellan einmal aufgefunden, sei den spanischen Piloten jetzt verloren gegangen, entweder weil man ihre richtige Lage nicht wisse, oder vielleicht, weil eine von dem stürmischen Meere und den wüthenden Winden losgerissene Insel sie verstopft habe.“ Der spanischen Politik konnte übrigens nur damit gedient sein, wenn dieser neue Seeweg in Vergessenheit gerieth; denn die reichen Besitzungen am Stillen Meere waren sicherer vor feindlicher Heimsuchung, wenn dieses Eingangsthor in die Südsee möglichst unbekannt blieb. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß von spanischer Seite selbst Manches absichtlich geschehen ist, um das Dunkel, welches über die Meerenge sich zu legen begann, zu vermehren und die Gefahren der Beschiffung derselben zu übertreiben.



II.

Die ersten Engländer in der Südsee.

Drake und Cavendish.

Drake's Talent und erster Raubzug nach Panama 1572. Zweiter Raubzug 1577 durch die Magellan-Straße in die Südsee. Räubereien an der Westküste Amerikas. Versuche einer nordöstlichen Rückfahrt. Besitznahme Kaliforniens. Heimkehr über die Ladronen, Molukken und das Kap der guten Hoffnung nach Plymouth 1580. Dritter Raubzug nach Westindien 1585. Kampf gegen die unüberwindliche Armada 1588. Niederlage in Westindien. Drake's Tod. Einführung der Kartoffel und des Tabaks. Geographische Verdienste. — **Cavendish'** erste Erdumsegelung 1588. — **Hawkins** Reise und Beobachtungen.

Wie sehr auch die spanische Regierung die Magellan-Straße vernachlässigt und in Schatten gestellt haben mag, vergessen wurde sie nicht. Die Beschreibung Pigafettas von Magellans Erdumsegelung war, man möchte sagen, in allen Sprachen ein Volksbuch und die Magellan-Straße selbst auf allen Land- und Seekarten bildlich dargestellt worden. Als vollends die Engländer mit den Spaniern in feindliche Berührung gekommen waren, da konnte dieser Eingang in die Südsee durch keine Fabel und keine Macht der Spanier ihnen verborgen und verschlossen bleiben. Der erste, der den Riegel sprengte, war Franz Drake, gleich groß als Seefahrer und Entdecker, wie als Kriegsherr und Seeräuber. Mit ihm beginnt die Reihe der englischen Seehelden.

Franz Drake, im Jahre 1545 in Devonshire geboren, war der älteste Sohn eines armen Schiffspredigers. Er kam sehr früh als Schiffsjunge auf eine Barke, welche an den englischen Küsten Handel trieb. Fleiß, Muth, ungewöhnliche Klugheit, erwarben ihm die Liebe seines bereits alten Patrons in so hohem Grade, daß dieser ihm bei seinem Tode sein Fahrzeug vermachte.

Nicht lange, so verkaufte er dasselbe, und ging als Proviantmeister auf ein großes, nach Biscaja bestimmtes Handelsschiff. Dann trieb er gewinnreichen Sklavenhandel zwischen Guinea und Westindien. In einem räuberischen Ueberfall der Spanier verlor er aber den größten Theil des Gewinnes. Das war der Grund seines rachsüchtigen Hasses gegen dieselben, und er beschloß, sie in jeder Weise zu schädigen und zu berauben. Seitdem wurde er der gefürchtetste und gefährlichste Seeräuber seiner Zeit, dem aber auch der Ruhm eines großen Seefahrers und mancher Entdeckung zuerkannt werden muß.

Schon im Mai 1572 verließ Drake mit zwei wohlausgerüsteten Fahrzeugen und dreiundsiebzig Mann den Hafen von Plymouth, berührte die kanarischen Inseln, die südliche Küste von San Domingo und ging am 15. Juli nicht weit von der spanischen Kolonie Nombre de Dios auf der Landenge von Panama vor Anker, um von hier aus einen Angriff auf die Stadt zu versuchen. Am 28. Juli landete er des Nachts ohne Widerstand auf dem Strande vor der Stadt, überwältigte sie ohne große Anstrengung, drang in die Wohnung des Statthalters und fand hier einen reichen Vorrath von Silberbarren, Gold, Edelsteinen und anderen Kostbarkeiten. Auch einige mit Waaren beladene Fahrzeuge wurden gekapert. Noch während er in einer versteckten Bai auf der Lauer zu größerem Raube lag, erfuhr er, daß die spanische Flotte, welche jährlich die Ausbeute der peruanischen Bergwerke abhole, zu Nombre de Dios eingetroffen und die Karavane, welche die Schätze von Panama nach diesem Hafen bringe, bereits auf dem Wege sei. Obschon Drake durch die hier herrschenden bösartigen Fieber viele seiner Leute und seine beiden Brüder verloren hatte, so mochte er doch eine so reiche Beute nicht aufgeben und brach am 3. Februar 1573 mit achtzehn der kräftigsten Matrosen und dreißig Maron-Negern durch das Innere des Landes nach Panama auf.

Die Maron-Neger leisteten auf diesem abenteuerlichen Zuge die trefflichsten Dienste. Am 11. Februar 1573 gelangte die kleine Schar auf dem beschwerlichsten Wege zu dem Gipfel des sich über die Landenge hinziehenden Berggrates. Sie führten den überraschten Drake zu einem freistehenden Baume von ungewöhnlicher Höhe und Dicke. Auf demselben übersah er das Meer, auf dem er hergekommen war und den Stillen Ozean, wohin er gehen wollte. Zwei Tage lang gings durch ein offenes, mit hohem Grase bedecktes Land bis zu einem nicht weit von Panama entfernten Gehölze. Hier legte sich der geniale Räuber in den Hinterhalt, um die Karawane zu erwarten. Schon nach kurzer Frist wurde sie sichtbar und würde ohne Zweifel ganz in die Hände Drake's gerathen sein, wenn nicht einige seiner wenig vorsichtigen Gefährten zu frühe hervorgebrochen und dem Führer des spanischen Vortrabes aufgefallen wären, der seine Anordnung danach traf. Es gelang indeß den Engländern trotzdem sechs mit Lebensmitteln und zwei mit Silber bepackte Thiere zu erbeuten, während die übrigen, welche das Gold und die Edelsteine trugen, glücklich nach Panama entkamen. Vergebens wurde auf die wegelagernden Räuber Jagd gemacht. Drake erreichte glücklich seine Schiffe und kehrte im August 1573 mit reichem Raube nach England zurück.

Die Beute verwendete er zur Ausrüstung neuer Schiffe und zur Vorbereitung eines zweiten größeren Raubzuges nach der Südsee. Königin Elisabeth billigte den Plan, unterstützte das Unternehmen mit einer Flotte von fünf Schiffen,

und im November 1577 trat Drake seine denkwürdige Reise an. — Um den Spaniern das Ziel der Unternehmung geheim zu halten, hatte er ausgesprengt, die Flotte sei nach Alexandrien in Aegypten bestimmt. Aber er folgte von vornherein der Reiseroute des Magellan. — Mehrere kundige Seeleute waren an Bord, auch viele englische Edelleute, welche den Marinedienst lernen wollten, dazu einige französische Abenteurer und endlich auch ein portugiesischer Pilot, der mit der brasilischen Schiffahrt vertraut war und den er unterwegs gekapert hatte.



Eingang der Magellanstraße.

Wie Magellan fuhr Drake in südwestlicher Richtung über den Atlantischen Ozean, lief wie jener zuerst in die Mündungsbai des La Platastromes und ging dann, um seine stark mitgenommenen Schiffe auszubessern und um sich mit frischem Wasser und Mundvorrath zu versehen, in der Juliansbai in Patagonien vor Anker, wo er auch noch einen Galgen fand, an welchem Magellan vor 60 Jahren, wie Drake glaubte, seine rebellischen Offiziere aufgeknüpft hatte. Selbst in zufälligen Umständen sollte, wie es scheint, die Reise Drake's der des Magellan ähneln. Denn auch er bestrafte in demselben Hafen einen rebellischen Offizier mit dem Tode und leistete in eigner Person bei der Hinrichtung dem administrirenden Priester Beistand.

Am 20. August 1578 fand Drake den Eingang der Magellan-Straße, die seit beinahe 40 Jahren von Osten her Niemand wieder gesehen hatte. Er fuhr durch dieselbe mit fast immer günstigem Winde und erreichte schon am 6. September, also in 16 Tagen, die freie Südsee. Diese schnelle Durchfahrt ließ die Magellan-Straße als einen vortrefflichen Fahrweg erscheinen.

So kurz die Fahrzeit war, so wurden doch manche neue Entdeckungen und Beobachtungen auf derselben gemacht. Drake und seine Begleiter bespötteln in ihren Berichten die übertriebenen Angaben der Spanier von den patagonischen Riesen. Sie schildern die der Magellan-Straße eigenthümlichen plötzlichen Luftstöße, die dort oft unerwartet wie Lawinen von den Bergen herabbrausen. Auch haben sich noch einige der von Drake in der Straße ausgetheilten englischen Namen bis auf den heutigen Tag in Gebrauch erhalten. So insbesondere der Name der Insel, welche ungefähr 17 deutsche Meilen von dem Eingange der Straße nach Westen liegt, von welcher Drake im Namen seiner Königin Elisabeth Besitz ergriff und die noch jetzt bei uns Elisabeth-Island heißt. Andere der von ihm ausgetheilten Namen, so die Namen seiner St. Bartholomäus- und St. Georgsinsel sind jetzt außer Gebrauch gekommen.

Wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger, so wurde auch Drake gleich bei seiner Ausfahrt aus der Straße von den hier häufigen Weststürmen überfallen und aus seinem Kourse verschlagen. Er wurde, wie noch Niemand vor ihm, bis zum 57° südwärts hinabgetrieben, sah hier wieder Land und ging bei einer Insel vor Anker. Als der Wind etwas günstiger wurde, segelte er wieder nordwärts bis zum 55° südl. Br. zurück, wo er abermals Land fand und durch Stürme genöthigt wurde, vor Anker zu gehen.

Welche Länder waren es aber gewesen, die Drake hier im Süden des westlichen Ausgangs der Magellan-Straße erblickt hatte? Man war über diesen Punkt nicht ganz klar. Nach einigen glaubte man, indem man an der einmal vorgefaßten Meinung von dem großen Südkontinent festhielt, Drake habe einen Küstenstrich desselben erblickt, und man nannte denselben das Land Drake's, welches auf den Karten des 16. und 17. Jahrhunderts im Südwesten Amerika's erschien und auf ihnen mehr oder weniger ausgedehnt dargestellt wurde. Dagegen sagt Fletcher, der Begleiter Drake's, daß das Land, welches man unter dem 57° südl. Br. gesehen habe, eine Gruppe kleiner Inseln gewesen sei. (Vielleicht die Inseln des Diego Ramirez, die unter 57° südl. Br. liegen). Von dem Lande, welches Drake nachher unter 55° südl. Br. sah, sagt derselbe Fletcher eben so bestimmt, daß es eine Menge von größeren Inseln gewesen, in welche das Feuerland durch mehrere Nebenzweige der Magellan-Straße zerlegt würde und daß Drake diese Inseln zu Ehren seiner Königin die Elisabethiden genannt habe. Drake und seine Gefährten, sagt Fletcher, hätten hier bemerkt, daß sie sich an der Südspitze Amerika's befänden und daß das Feuerland nicht so wohl, wie man bisher geglaubt habe, die nordwärts hinaufgreifende Halbinsel eines großen südländischen Kontinents sei, sondern sich südwärts in eine Menge kleinerer und größerer Inseln auflöse und daß mithin hier der Atlantische und Stille Ozean sich verbänden und daselbst ein einziges großes zusammenhängendes Meer bildeten. „Das äußerste Kap von allen diesen Inseln, so heißt es weiter, liegt 56° südl. Br., von dem südwärts keine Insel oder Festland mehr gesehen werden kann.“ Nach diesen Beobachtungen segelte Drake in nordwestlicher Richtung weiter.

Es ist unmöglich, daß man sich über die Beschaffenheit des Feuerlandes und über das von Drake erblickte Südende Amerika's deutlicher aussprechen und Beides zutreffender beschreiben könnte, als es Fletcher gethan hat. Aber dieses Mannes Bericht oder vielmehr das nach seinen Berichten und Aufzeichnungen abgefaßte Buch erschien erst 1628, und unterdessen hatte sich bei den Geographen schon die Ansicht über das südliche Drake's Land, die mit dem hergebrachten Glauben an die Existenz eines großen südlichen Kontinents so gut übereinstimmte, festgesetzt. Sogar noch später, als die Holländer die Südspitze Amerika's, das Kap Hoorn, noch deutlicher als Drake erkannt und auch das freie Meer im Süden befahren hatten, blieb man dabei, daß Drake nur gewisse Länder im Südwesten von Feuerland, nicht aber die Südwestseite und das südliche Ende dieses Landes selbst gesehen habe. Man verlegte das Drake's Land nur ein wenig weiter vom Kap Hoorn südwärts hinaus.

Nachdem Drake sich endlich „mit Hülfe des Allmächtigen, dessen Gnade auch den Jonas aus dem Bauche des Walfisches rettete", wieder aus dem kalten und stürmischen Süden zum milderen Norden hervorgearbeitet hatte — eines seiner Schiffe, die Elisabeth, unter dem Kommando des Kapitän Winter, kam ihm dabei abhanden, rettete sich in die Magellan-Straße und von da nach England zurück — fuhr er längs der Westküste Patagoniens und machte dort noch eine für die Geographie des Landes wichtige Bemerkung. Nach den Karten jener Zeit, sagt er oder sein Berichterstatter Fletcher, sollte die Richtung dieser Küste aus Südosten nach Nordwesten gehen, und demnach wollten wir, um das Land immer zur Seite zu behalten, auch einen nordwestlichen Kours nehmen. Aber wir bemerkten bald, daß dabei die Küste Patagoniens uns ostwärts zurückblieb und indem wir ihrem allmähligen Zurückweichen nach Osten folgten, entdeckten wir endlich, daß die gesammte Westküste von Patagonien und Chile im Ganzen zwar von Süden nach Norden lief, daß sie aber je weiter wir nach Norden kamen, bis nach Peru hinauf immer etwas weiter nach Osten zurückwich und eine endlos lange Strecke aus Südsüdwesten nach Nordnordosten gerichtet wär.

Diese Beobachtung berichtigte einen wesentlichen Irrthum über die Konfiguration des amerikanischen Südlandes, das man sich im 16. Jahrhundert meistens viel zu breit gedacht und auch oft auf Karten mit einem großen nach Westen vorgeschwollenen Bauche dargestellt hatte. Drake schnitt hier sozusagen einige tausend Quadratmeilen von dem Festlande ab und rückte die patagonische Küstenfront mehr in die richtige Linie zurück.

Drake hatte jetzt von seiner gesammten Flotte nur noch ein einziges Schiff übrig. Gleichwol brach der „Erzpirat des Erdglobus", wie ihn ein Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts nennt, über die reichsten spanischen Städte an der Küste, die mit Silber und den köstlichsten Waaren von den gewürzreichen Molukken angefüllt waren, wie ein Wolf über Schafe her. Er zerstörte, verbrannte, plünderte und raubte längs der ganzen Westküste Amerikas nordwärts hinauf bis in die Nähe des 40° nördl. Br. Von einem eingeborenen Piloten geführt, drang er zuerst in den Hafen von Valparaiso ein, nahm ein großes mit Wein und Gold befrachtetes Schiff und plünderte ohne Widerstand die Stadt, deren Bewohner bei seiner Annäherung, von panischem Schrecken ergriffen, entflohen waren. Bei dem peruanischen Flecken Tarapaca, wo man eine Quelle frischen Wassers suchte, fanden die Matrosen einen schlafenden Spanier, an dessen

Seite eine Last Silberbarren lag; sie nahmen letztere, ohne den Mann zu wecken, plünderten sechs mit Silber beladene Lamas, welche ihnen begegneten, und schleppten die Beute ungefährdet auf das Schiff. Solche Räubereien brachten den Abenteurern übergroße Beute. Von Valparaiso aus waren zwar bereits Eilboten abgeschickt worden, um die Plünderung der Stadt dem Vizekönig von Peru zu melden und die Küstenorte zu warnen, aber Drake hatte ihnen, da die Verbindung zu Land sehr langsam und unvollkommen war, einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen und nahm in der Nähe von Arica zwei mit edeln Metallen beladene Schiffe. Am 15. Februar 1579 drang er in den Hafen von Callao, wo 17 Fahrzeuge, und darunter einige mit Silberbarren befrachtete, vor Anker lagen, trieb diese, nachdem er das Werthvollste herausgenommen, weil er befürchtete, von ihnen verfolgt zu werden, auf den Strand und machte dann Jagd auf den Cacafuego, ein großes Schiff, welches, wie ihm verrathen wurde, den königlichen Antheil der jährlichen Ausbeute an Gold, Silber und Edelsteinen an Bord hatte und 14 Tage vor seiner Ankunft abgegangen war. Er setzte alle Segel bei, erreichte noch glücklich das sich schwer und langsam bewegende Lastschiff und nahm es nach geringer Gegenwehr. Dreizehn Kisten mit gemünztem Silber, achtzig Pfund Gold und sechsundzwanzig Tonnen Silberbarren, zusammen ein Werth von etwa 150000 Pfund Sterling, waren der Lohn seiner Anstrengung.

Die Rache- und Raubluft der kühnen Korsaren war jetzt vollkommen befriedigt, und die in kurzer Zeit gemachte Beute überstieg so sehr jede Erwartung, daß man ernstlich zu überlegen anfing, wie die Rückfahrt nach der Heimat am sichersten und schnellsten einzurichten sei. Da man mit Gewißheit voraussetzen durfte, daß die spanische Regierung auf die Nachricht von den an den reichsten Küstenpunkten der Neuen Welt verübten Plünderungen nicht gesäumt haben werde, ein wohlbewaffnetes Geschwader nach der Magellan-Straße zu schicken, um dem Feinde den Rückzug abzuschneiden, so faßte Drake einen Entschluß, welcher mehr als alle seine Raubzüge gegen die Spanier von der Größe seines Geistes, der Kraft seines Willens und seinem vor keinem Wagniß zurückbebenden Muthe zeugt. Er wollte in nordöstlicher Richtung einen Weg nach Europa auffinden und die von den Geographen seiner Zeit so viel besprochene Frage, ob das Atlantische Meer und der Stille Ozean auch im Norden durch eine Straße verbunden seien, lösen. Nachdem er auf dem kleinen westlich von dem Golfe Dolce an der Küste von Guatemala liegenden Eilande Cano, in dessen Nähe ihm noch eine Caravelle, auf der sich ein Brief des Königs von Spanien an den Statthalter der Philippinen und einige Fahrkarten der Südsee, für ihn ein höchst wichtiger Schatz, fanden, in die Hände gefallen war, und er sein Schiff ausgebessert und mit dem nöthigen Wasservorrath versehen hatte, steuerte er, ohne Aufenthalt, 1400 Meilen weit nordwärts und beharrte, obschon die Kälte so stark war, daß alle Lebensmittel gefroren, immer noch auf seinem Vorhaben, in nordöstlicher Richtung das amerikanische Festland zu umsegeln.

Als er aber unter dem 48° nördl. Br. das Ende desselben noch nicht erreichte und die Kälte mit jedem Tage unerträglicher wurde, sah er sich gezwungen, umzukehren. Er lief nun dicht an der schneebedeckten Gebirgsküste hin, bis er 10 Grade südlicher mit seinem schwerbeladenen aber leck gewordenen Schiffe in einen bequemen Hafen einlief. Während man sich anschickte, einen

Theil der Fracht auszuladen und am Strande Wohnungen für die Mannschaft herzurichten, eilten die Eingeborenen in großen Scharen herbei und drückten auf unverkennbare Weise ihr Erstaunen über das Erscheinen der fremden Gäste aus. Ihr Benehmen verrieth indessen keine feindliche Absicht. Einer von ihnen näherte sich in einem Kanoe, während er mit den sonderbarsten Geberden und mit solcher Schnelligkeit, daß ihm öfter der Athem ausblieb, eine lange Rede hersagte, dem Schiffe und überreichte ein Büschel schwarzer Federn und ein Körbchen mit Blättern, eines Krautes, welches er Tabak nannte.

Ein Freundschaftsbündniß ward geschlossen und blieb ungetrübt. Die Wilden, obschon an ein rauhes Klima gewöhnt, schienen nicht unempfindlich gegen die Kälte, sie froren in ihren warmen Pelzen und hüllten sich behaglich in die ihnen geschenkten wollenen Stoffe.

Drake, stets vorsichtig, ohne Mißtrauen zu zeigen, ließ die am Ufer aufgeschlagenen Zelte mit einem Pfahlgehege umgeben und dann mit Ernst die Arbeiten an dem Schiffe beginnen. Jeden Kunstgriff, um die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Eingeborenen auf sich zu ziehen verschmähend, benahm er sich gegen sie, so oft sie ihn besuchten, mit dem offenen Wohlwollen eines von Natur über alle Furcht erhabenen Mannes und erwarb sich dadurch bald ihr Vertrauen. Schon nach wenigen Tagen bat der Häuptling um die Erlaubniß, das Lager besuchen zu dürfen, und es kam zu einem sehr freundschaftlichen Verständniß. Drake verlor jedes Mißtrauen und machte mit mehreren Leuten einen Ausflug nach dem nächsten Wohnorte der Eingeborenen, von welchen sie mit Jubel empfangen und nach Kräften bewirthet wurden. Man bemerkte bei ihnen keine oder doch nur sehr schlechte Waffen, Bogen und Pfeile. Die Erdhöhlen, in welchen sie auf Binsenhaufen um ein großes Feuer lagen, hatten flache Dächer aus Baumästen und Erde, in deren Mitte der Rauchfang als Thüre diente. Die Männer waren in ihrer Behausung gewöhnlich nackt, die Weiber aber in einen aus feinen Binsen gewobenen Ueberwurf gehüllt. Die Umgegend schien sehr fruchtbar und reich an Wild, Hirschen und Kaninchen.

Nachdem Drake sein Fahrzeug wieder hergestellt, mit Mundvorräthen für längere Zeit versehen und das Land, das er Neu-Albion nannte (jetzt Kalifornien) durch Errichtung eines Wappenpfahls im Namen seiner glorreichen Königin in Besitz genommen hatte, ging er im Juli wieder in See. Da die südliche Fahrt durch die Magellan-Straße bei seinen geringen Streitkräften zu gefährlich schien, nahm er seinen Weg nach den Molukken, um hier die britische Flagge zu zeigen und dann um das Kap der guten Hoffnung nach der Heimat zurück. Er segelte 68 Tage, ohne Land zu erblicken und erreichte erst Ende September die Ladronen, deren Bewohner mit ihrem Diebestalent schon Magellan arg belästigt hatten und die auch Drake nur durch Geschützfeuer zurückweisen konnte. Es wurde auch bemerkt, daß sie die Nägel an ihren Fingern so lang wachsen ließen, daß sie sich derselben als Waffen hätten bedienen können. Die rund geschnittenen, schwerbelasteten und ausgedehnten Ohrlappen hingen ihnen fast bis auf die Schultern herab, während ihre Zähne schwarz wie Ebenholz waren. Nach der Abfahrt von den Ladronen blieb der Wind fortwährend so ungünstig, daß man erst im November die Molukken in Sicht bekam. Zu Ternate ging Drake vor Anker, wurde von dem Könige der Insel, welcher seit einiger Zeit das portugiesische Joch abgeschüttelt hatte, sehr freundlich empfangen, erhielt die Erlaub-

niß, Gewürznelken gegen andere Waaren einzutauschen und schloß einen förmlichen Handelsvertrag. Die weitere Fahrt war nicht ohne Gefahr und Beschwerden, so daß er einmal 8 Kanonen und einen Theil der kostbarsten Waaren über Bord werfen mußte. Endlich lief er am 26. September 1580 in den Hafen von Plymouth ein, den er vor 2 Jahren und 10 Monaten verlassen hatte. Ein großer Theil der geraubten Schätze mußte freilich auf Klagen des spanischen Gesandten von der Regierung mit Beschlag belegt und den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben werden, aber Drake behielt noch überflüssig genug, um die Erwartungen derer, welche die Schiffe ausgerüstet hatten, zu befriedigen, sogar weit zu übertreffen. Die Königin bewies dem glücklichen Korsaren ihre gnädige Anerkennung. Sie schlug ihn zum Ritter und speiste an Bord seines Schiffes. Dieses Schiff, auf welchem die Briten ihre erste Fahrt um die Welt glücklich vollbracht hatten, wurde viele Jahre im Hafen zu Deptford aufbewahrt, und als endlich das Wrack nicht mehr gegen den Einfluß der Witterung zu erhalten war, verfertigte man aus den besten Holzstücken einen Sessel, der sich noch auf der Universität Oxford befindet.

Nach kurzer Zeit, schon im Jahre 1585 finden wir Drake wieder mit einem bedeutenden Geschwader bei den Inseln des grünen Vorgebirges und in den westindischen Gewässern, wo er schonungslos die spanischen Ansiedelungen plündert, verbrennt und den Verkehr mit dem Mutterlande fast gänzlich unterbricht. Auf der Heimfahrt berührte er Virginien und ordnete die Verhältnisse der dort angelegten englischen Kolonie, welche dem Untergange nahe war. Kaum zu Plymouth angelangt, übernahm er wieder den Befehl über einen Theil der englischen Flotte, welche 1588 die berühmte, unüberwindliche Armada vernichtete, eilte nach der entscheidenden Schlacht nach der Bai von Cadix, steckte die in derselben Schutz suchenden Fahrzeuge in Brand und nahm mehrere reich befrachtete Kauffahrer, welche ihm auf der hohen See vergeblich zu entfliehen suchten. Zum Admiral ernannt, beunruhigte er ein Jahr später, 1589, die spanische Küste und verbreitete unter den spanischen Seefahrern einen solchen Schrecken, daß sich selbst ihre wohlbewaffneten Schiffe bei der bloßen Nennung seines Namens ergaben.

Spanien begann inzwischen eine neue, noch größere Flotte, als die vertilgte unüberwindliche, auszurüsten, um die englische Küste anzugreifen. Drake rieth, um diesen Plan zu vereiteln, eine Expedition nach Westindien zu führen, welche alle früheren durch den Erfolg verdunkeln sollte. Sein Plan fand Beifall. Aber die Abfahrt des Geschwaders verzögerte sich, die günstige Zeit blieb unbenützt, und die spanische Regierung traf mittlerweile gute Vertheidigungsanstalten für ihre Besitzungen. Die Landung auf den kanarischen Inseln gewährte deshalb nicht den sicher erwarteten Vortheil, und als das Geschwader vor Porto Rico ankam, ward es mit einem so nachdrücklichen Geschützfeuer begrüßt, daß es sich zurückziehen mußte. Drake rächte sich zwar durch die Plünderung mehrerer Küstenorte, kränkte sich aber über die ungewohnte Niederlage so sehr, daß er, als auch der Angriff auf die Stadt Panama mißlang, von einer tödtlichen Krankheit ergriffen wurde. Er starb am letzten Tage des Jahres 1595.

Drake war nicht nur einer der kühnsten und glücklichsten, sondern auch einer der tüchtigsten Seemänner seiner Zeit. Er war in allen Zweigen der nautischen Wissenschaften wohl erprobt und versäumte bei seinen abenteuerlichen

Piratenfahrten keine Gelegenheit, dieselben zu erweitern. Obschon von kleiner Körpergestalt, wußte er doch durch sein offenes Benehmen, durch die Lebhaftigkeit seines Blickes und durch eine nicht gewöhnliche Gabe der Rede Jeden leicht für sich zu gewinnen. Von Eitelkeit, Stolz, Ruhmredigkeit nicht frei, liebten und achteten ihn doch seine Untergebenen und folgten unbedingt und gern seinen Befehlen. Den größten Dank der Nachwelt aber erwarb er sich unstreitig durch die Einführung eines jetzt unentbehrlich gewordenen Nahrungsmittel, der Kartoffel, welche er im Jahre 1586 aus Virginien nach England brachte, von wo sie sich allmählig fast über alle Länder der Alten Welt verbreitete. Im Jahre 1853 ist ihm deshalb zu Offenburg in Baden ein Denkmal gesetzt worden. Auch die Einführung des Tabaks ist sein Verdienst.

Uebersehen wir schließlich seine nautischen Verdienste noch mit einem Blick. Er hat von der Ostküste Brasiliens an durch die Magellan-Straße bis zum nördlichen Kalifornien hinauf die Küste Amerikas auf eine Strecke von mehr als 3000 deutschen Meilen befahren. Er hatte mithin, sozusagen zwei Drittel der ganzen Neuen Welt umkreist und noch keiner vor ihm und für lange Zeit auch keiner nach ihm konnte sich rühmen, Amerika auf einer und derselben Reise und fast mit einem Schlage in einer so weiten Ausdehnung rekognoszirt zu haben. Er war der erste Englische und nach dem Spanier del Cano überhaupt der zweite Weltumsegler. — Englische Dichter feierten sein Andenken in den folgenden Versen:

„Si taceant homines, facient te sidera notum.
Sol nescit comitis non memor esse sui."

zu Deutsch:

„Und könnten Menschen von dir schweigen,
Die Sterne müßten redend zeugen,
Die Sonne kann sich nicht vermessen
Je dein Geleite zu vergessen."

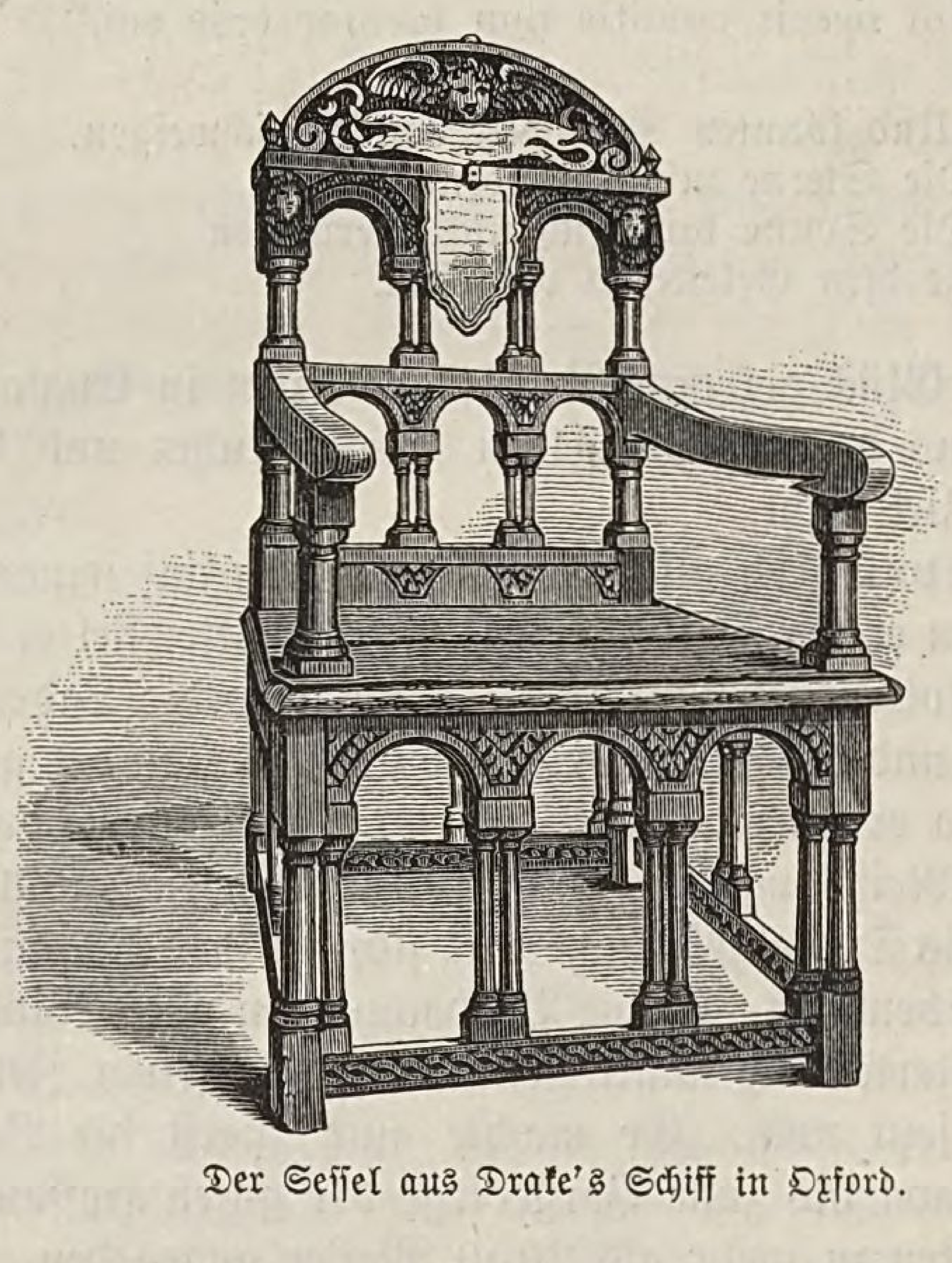
Drake's vom Glück gekrönte Raubzüge reizten in England viele zur Nachfolge. Die meisten, die auf demselben Wege Ruhm und Beute suchten, erreichten aber ihr Ziel nicht.

Thomas Cavendish allein war so glücklich auf seiner ersten Reise 1586 bis 1588. Nachdem er das Stille Meer erreicht hatte, fiel er über die spanischen Besitzungen und Flotten her und kehrte dann über die Ladronen, Philippinen, Molukken, Borneo und das Indische Meer um das Kap der guten Hoffnung nach England zurück, wo er am 9. Sept. 1588 in den Hafen von Plymouth einlief. Er hatte zu seiner Reise um die Welt 11 Monate weniger als Magellan und 8 Monate weniger als Drake gebraucht und sich auf der ganzen Fahrt als ein sehr tüchtiger Seemann bewährt. Seine Beobachtungen über Winde, Ebbe und Flut, Strömungen erweiterten die nautischen Kenntnisse seiner Zeit nicht wenig und gelten zum Theil jetzt noch. Er machte auch zuerst die Bemerkung, daß die Entfernung von Java bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung, welche auf den portugiesischen Karten zu mehr als 2000 Meilen angegeben war, nur 1850 betrage und veranlaßte dadurch eine doppelte Berichtigung in den geographischen Schätzungen, indem sich auf der einen Seite die Entfernung von dem Kap bis zu dem östlichen Archipel verringerte, auf der andern Seite aber der Raum zwischen den Molukken und dem amerikanischen Festlande vergrößerte.

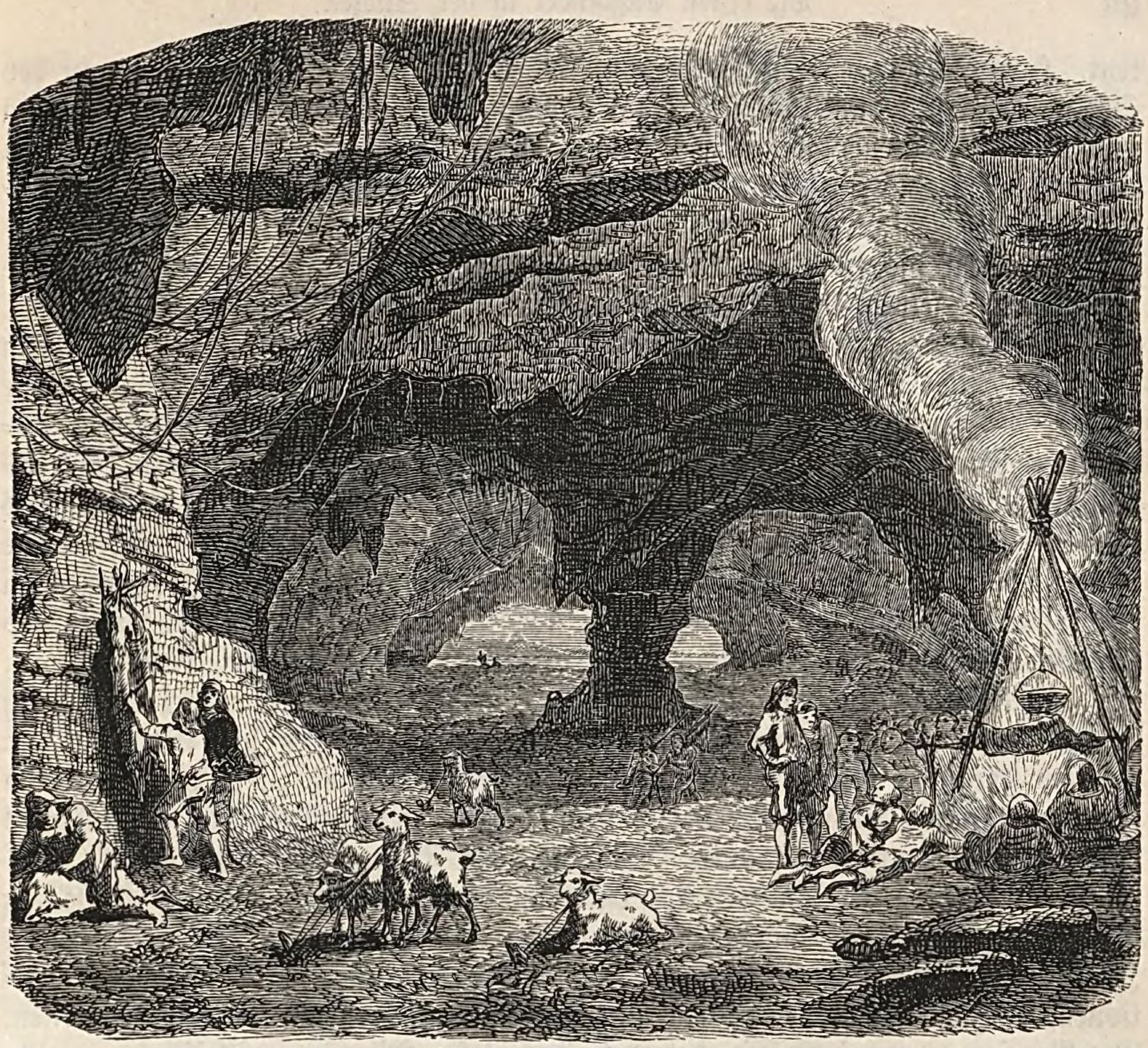
Cavendish hatte auf dieser Fahrt ein großes Vermögen erworben und versuchte 1591 eine zweite mit einem Geschwader von fünf Schiffen. Er erreichte nach heftigen Stürmen den westlichen Ausgang der Magellan-Straße, hier aber empörte sich die ganze Mannschaft, da es an Lebensmitteln fehlte, und er selbst kam schon im Atlantischen Ozean um, ohne daß man weiß, wo und wie er sein Ende gefunden. Nur eines von den fünf Schiffen, welche mit ihm ausgesegelt waren, wurde nach vergeblichen Versuchen, in die Südsee einzudringen, von Davis in dem traurigsten Zustande nach Irland zurückgebracht.

Gleich erfolglos und unglücklich endete die Expedition Hawkins 1594. Er war mit zwei Fahrzeugen ausgelaufen, aber eines hatte ihn verlassen und war nach Haus zurückgekehrt. Im Atlantischen Ozean wurde Hawkins so weit ostwärts getrieben, daß er die schon von Davis zufällig entdeckten Falklandsinseln wieder sah und an ihrer Küste eine Strecke entlang segelte. Dann arbeitete er sich nach der Südsee durch, wurde aber an der Küste Amerikas von einem überlegenen spanischen Geschwader gefangen. Mit Hawkins traten auch die Engländer längere Zeit vom Schauplatze ab. Innere Kriege unterbrachen die Unternehmungen in der Südsee, und der Aufschwung, den das Seewesen unter Elisabeth genommen hatte, erlahmte unter den Stuarts.

Erst nach fast 70 Jahren zeichnete sich wieder William Dampier als großer Seefahrer in der Südsee aus.



Der Sessel aus Drake's Schiff in Oxford.



Flibustier-Höhle.

William Dampier.

Jugendleben und erste Reisen. Flibustiers und Bucaniers. Dampier geht 1679 als Flibustier in die Südsee, nach Magindanao, den Baschiinseln, über Sumatra 1691 heimwärts. Auf der zweiten Reise, 1699, entdeckt er den Dampierarchipel und einen Theil der Ostküste Neuhollands. Fahrt nach Timor, den Molukken, Neu-Guinea und der Georgsinsel. Kanal zwischen Neu-Guinea und Neu-Britannien. Die Kroneninseln. Heimkehr durch das indische Meer um das Kap der guten Hoffnung 1701. Dampier's Verdienste um Nautik und Naturkunde. Mißglückte Expeditionen 1703 mit Stradling und 1708 mit Rogers. Aussetzung und Schicksale Selkirk's. Der Challenger auf Juan Fernandez.

William Dampier, der Sohn eines Gutsbesitzers in England, wurde 1652 geboren und nach frühem Tode des Vaters bei vernachlässigtem Unterricht aus unwiderstehlichem Triebe Seemann. Kaum 17 Jahr alt, ging er 1669 auf einem Rhederschiff nach Frankreich, 1671 nach Neufundland und bald darauf nach Ostindien. Nach seinen eigenen Aeußerungen legte er auf dieser Reise den Grund zu seinen außerordentlichen Kenntnissen in allen Zweigen des Seewesens.

Mit Kolonialleben und Handel in und nach Jamaika vergingen die nächsten Jahre, dann ging er nach der Campechebai und gewann hier durch Handel mit Färbeholz so viel, daß er sich 1678 daheim als Gutsbesitzer niederließ. Die Bekanntschaft mit einem Kapitän Hobby veranlaßte ihn aber bald zu einer Reise nach der Moskitoküste, wo er mit den damals sehr gefürchteten Seeräubern, den sogenannten Flibustiers und Bucaniers, in engere Verbindung

trat. Hobby's ganze Mannschaft ging in der Hoffnung auf reiche Beute zu den Seeräubern über, und auch Dampier folgte ihnen, da ein bewegtes Seeleben und kühne Abenteuer seinen Neigungen entsprachen. Die Flibustiers spielten in jener Zeit eine so bedeutende Rolle, daß es angemessen ist, hier die Eigenart ihres Lebens und Treibens näher zu schildern.

Seitdem die spanische Macht zu sinken anfing, und andere Völker die Trümmer derselben an sich rissen, tauchten auch einzelne kecke Abenteurer auf, welche einen Theil ihrer Reichthümer mit List und Gewalt an sich zu bringen suchten. Am meisten lockten die Schätze der Neuen Welt. Die habsüchtige Politik des spanischen Mutterlandes, die eigensinnige Beschränkung ihres Verkehrs, that selbst den in den Winkeln des Antillenmeeres sich bergenden Schleichhändlern anderer Nationen Vorschub. Diese einzelnen Abenteurer, größentheils Franzosen und Engländer, wurden bald durch Vereinigung und wechselseitige Unterstützung mächtig genug, den gegen sie ausgeschickten bewaffneten Fahrzeugen Widerstand zu leisten, und es entspann sich nun ein Kampf auf Leben und Tod zwischen ihnen und jedem ohne Ausnahme, der den spanischen Namen trug; aus Schleichhändlern wurden Piraten, Seeräuber. Da sie von nun an auch in den Häfen der Kolonien nicht mehr erscheinen und sich mit Lebensmitteln versehen konnten, so galt es vor Allem einen Sammelplatz zu wählen, wo man sich die nöthigen Bedürfnisse verschaffen und die Verabredung zu gemeinsamen Unternehmungen treffen konnte. Die Insel St. Domingo war durch die Grausamkeit der Spanier fast gänzlich entvölkert und an der westlichen Küste ein überaus reiches Wild- und Jagdrevier geworden. Hier hatte sich seit längerer Zeit eine Schar jeder gesellschaftlichen Beschränkung abholder Leute aller Nationen, vorzüglich aber Franzosen aus der Normandie, als Jäger niedergelassen. Der Gewinn war bei dem in den Kolonien großen Mangel an Fleisch sehr reich. Sie wohnten in offenen Hütten, in welchen sie das Fleisch der erlegten Thiere räucherten oder einsalzten und die Häute trockneten. Ein solcher Ort hieß in der Sprache der Eingeborenen Bucan und die Jäger nannten sich deshalb Bucaniers. Je zwei und zwei lebten zusammen und leisteten einander die nöthigen Hausdienste. Unter allen bestand eine völlige Gütergemeinschaft, und jeder konnte sich seine Bedürfnisse ohne Umstände aus einem anderen Bucan holen. Nichts war verschlossen, und da man von Eigenthum nichts wußte, so waren Streitigkeiten höchst selten. Sie nannten sich Christen, kümmerten sich aber nicht im Geringsten um die Vorschriften der christlichen Lehre; eben so wenig erkannten sie ein anderes Gesetz an als ihre eigenen Satzungen. Verheirathete sich einer von ihnen, so hörte seine Verbindung mit der Genossenschaft gänzlich auf und er hatte sich fortan als Ansiedler den Verordnungen der ihm vorgesetzten Obrigkeit zu fügen. Als Bruder des Bundes mußte jeder seinem Familiennamen entsagen und einen andern, der sich auf eine seiner Eigenthümlichkeiten bezog, annehmen. Die Lebensweise der Bucaniers grenzte in vielen Stücken an Wildheit und entbehrte auch der geringsten Bequemlichkeit, welche der ärmste gesittete Mensch kaum entbehren möchte. Sie genossen weder Brot noch Wein, aßen nur das Fleisch des von ihnen erlegten Wildes und verzehrten als einzige Leckerei das Mark aus den Knochen desselben. Steine und Baumstämme waren Tisch und Stühle, der nackte Boden Lagerstätte. Ihre Kleidung bestand in einem von Blut der geschlachteten Thiere starrenden groben Leinen-

hemde, welches durch einen Ledergürtel mit Messer und kurzem Schwert festgehalten wurde, ähnlichen Hosen, Schuhen und breitkrämpigen Hut. Ihre Büchsen schossen schwere Kugeln. Bei solcher Lebensweise dachten sie so wenig an eine Aenderung, daß viele von ihnen ansehnlichen Erbschaften in der Heimat entsagten und lieber Bucaniers blieben. Diese Leute, deren Verbrechen anfangs nur darin bestand, daß sie den Schleichhändlern und Piraten eben so gut ihre Vorräthe an Fleisch verkauften als den Ansiedlern, beschloß die spanische Regierung von der Insel St. Domingo zu vertreiben und, womöglich, gänzlich zu vertilgen. Der Kampf begann mit einem heimtückischen Ueberfall. Viele Bucaniers wurden niedergehauen oder in Gefangenschaft geschleppt. Die dem Gemetzel entronnenen schlossen sich um so enger zusammen, um weiteren Angriffen zu begegnen. Seitdem begann ein erbitterter Kampf, in welchem sie durch verzweifelte Tapferkeit selbst gegen größere feindliche Uebermacht Sieger blieben. In steter Bedrängniß ließen sich viele an verschiedenen Orten als Kolonisten nieder, die meisten aber schlossen sich den Flibustiers an.

Die Flibustier, englisch Free-Booter, Freibeuter, die sich selbst Küstenbrüder nannten, hatten bereits eine Macht erlangt, vor welcher nicht nur die Bewohner der Küsten, sondern auch die des inneren Landes zitterten. Anfangs nur gering an Zahl und in elenden Fahrzeugen zusammengedrängt, mit Wetter, Hunger und Beschwerden jeder Art kämpfend, wagten sie die tollkühnsten Angriffe auf größere Schiffe und rasteten nicht, bis sie auf trefflich ausgerüsteten und wohlbemannten Geschwadern das Antillenmeer durchfurchen konnten. Ihre Gesetze waren kurz und streng, vollkommene Gleichheit aller, jeder hatte Stimmrecht in wichtigen Angelegenheiten, gleichen Anspruch auf die Beute und durfte so viel verbrauchen als ihm beliebte. Frauen waren, um Hader vorzubeugen, von den Schiffen gänzlich verbannt; wer es wagte eine Frau oder ein Mädchen verkleidet an Bord zu bringen, wurde ohne Nachsicht mit dem Tode bestraft; derselben Strafe verfiel, wer zu entlaufen versuchte oder während des Gefechtes seinen Platz verließ. Diebstahl wurde sehr streng geahndet, der Verbrecher wurde, nachdem man ihm die Ohren und die Nase aufgeschlitzt hatte, an einer unbewohnten Küste mit einer Flinte nebst etwas Pulver und Blei und einer Flasche Wasser ausgesetzt. Die Flibustier hielten, so große Räuber und Bösewichter sie auch sein mochten, an gewissen äußerlichen Religionsformen fest. Sie beteten, wenn sie ins Gefecht gingen, sehr inbrünstig, schlugen sich, wie reuige Sünder an die Brust und baten sich unter Umarmungen wechselseitig um Verzeihung der einander zugefügten Beleidigungen. Streitigkeiten durften nur auf dem Lande ausgemacht werden. Man schlug sich auf Pistolen oder mit dem Schwerte unter der Aufsicht eines Schiedsrichters. Dem einmal gewählten Anführer mußte unbedingter Gehorsam geleistet werden, dagegen hatte derselbe durch einen Eid zu versprechen, für die Bedürfnisse der Mannschaft gewissenhaft zu sorgen und von der Beute nichts zu unterschlagen. Die Vertheilung derselben fand nach bestimmten Vorschriften statt. Ehe man zu einem Raubzuge auslief, machte jeder sein Testament, worin er über sein Besitzthum und über den ihm zukommenden Antheil der noch zu machenden Beute verfügen konnte. Der Flibustier mußte, sobald er an Bord eines Fahrzeuges Dienst genommen hatte, seine Waffen stets in bestem Stande erhalten und zu jeder Stunde zum Kampfe bereit sein. Kam ein spanisches noch so starkes Schiff in Sicht,

so rüstete man sich sofort zum Angriff ohne Rücksicht auf Gefahr; man wollte und mußte siegen, und siegte. Ohne lange aus der Ferne zu schießen, gings sofort zum Entern und war man auf dem feindlichen Verdecke, so war auch der Kampf bald zu Ende, denn der Angreifer galt als unbezwingbar, und grenzenlose Verwirrung lähmte alle Vertheidigung. War ein Wagstück gelungen, so wurde alle Beute schnell wieder oft auf die unsinnigste Weise vergeudet. „Wir leben nur dem heutigen Tage, morgen sind wir vielleicht todt; wozu also sparen?" — so lautete der Flibustier Lebensweisheit. Und war die Beute verpraßt, so bestieg man eben so wohlgemuth und gleichgültig das Schiff, um neuen Siegen oder dem Tode entgegen zu gehen.

Unter diese Flibustier trat Dampier gerade zu der Zeit, als sie den kecken Plan entwarfen, nach der Südsee zu ziehen und dort die reichen spanischen Ansiedlungen zu plündern.

Am 5. April 1680 setzten sie sich, 331 an der Zahl, wohlbewaffnet, aber nur mit wenigem Proviant versehen, an der schmalsten Stelle der Landenge von Darien in Marsch, erreichten ohne Unfall den südlichen Ozean bei der Kolonie Santa Maria, wo sie sich sogleich der vor Anker liegenden Fahrzeuge bemächtigten und an der Küste von Peru zu kreuzen anfingen. Die Angriffe auf mehrere Städte hatten jedoch, da die Spanier auf der Hut waren, keinen oder nur geringen Erfolg, wodurch alsbald Zwietracht unter den in ihren Erwartungen getäuschten Piraten ausbrach. Dampier ging mit den meisten seiner Gefährten wieder über die Landenge auf demselben Wege zurück, nahm Theil an einigen glücklicheren Unternehmungen in dem mexikanischen Golfe und kam im Jahre 1682 nach Virginien, wo er sich dem Flibustierführer John Cook, welcher hier sein Schiff zu einer Fahrt nach der Südsee ausrüstete, anschloß.

Nach einer sehr beschwerlichen Reise längs der afrikanischen Küste nahm man den Lauf nach der Südspitze Amerika's, umsegelte während eines fürchterlichen Sturmes das Kap Hoorn und steuerte dann langsam an Chile und Peru hinauf, wo man zwar mehrere Schiffe kaperte und einzelne Pflanzungen verwüstete, aber bei den Angriffen auf größere, reichere Städte nicht glücklich war. — Nach Cook's um diese Zeit erfolgten Tode nahm Dampier Dienst auf dem Fahrzeuge Swan's, eines der besseren und menschlicheren Piratenanführer, welcher bei Kalifornien kreuzte, um die von Manilla her erwartete Silbergallione abzufangen, die ihm aber glücklich entkam. Da auch eine Landung an der Küste von Neuspanien mit großem Verlust ablief, so beschloß er, den Australozean möglichst schnell zu durchkreuzen und in den Gewässern der Philippinen besseres Glück zu suchen. Bei dem Mangel an Lebensmitteln auf so langer Fahrt wurde die vor Hunger halbtodte Mannschaft meuterisch und traf schon Anstalt, durch offene Empörung die Rückkehr zu erzwingen, als eine der Ladronen-Inseln am Horizonte auftauchte. Man nahm hier Erfrischungen ein und steuerte nach der großen Insel Magindanao (Mindanao). Auch hier traten die Flibustiers mit den Bewohnern in freundlichen Verkehr, aber als Swan, des Piratenlebens müde, ein ehrlicher Kauffahrer werden wollte, verließ ihn die Mannschaft mit Dampier und ging unter den Befehlen des neugewählten Führers Read, eines ächten Freibeuters, wieder unter Segel. Sie kreuzten längere Zeit in den mit Inseln bedeckten Meeresstrichen zwischen der chinesischen Küste, den Philippinen und Neuholland, um spanische Schiffe aufzubringen, war aber nicht so glücklich,

eine lohnende Beute zu erhaschen; dagegen entdeckte sie im September 1687 auf diesen Irrfahrten die Baschiinseln, eine nördlich von den Philippinen gelegene stark bevölkerte und gut angebaute Gruppe.

Des wüsten Treibens seiner Gefährten unter dem rohen Read müde, trennte sich Dampier auf der Insel Nikobar mit noch einigen Gefährten von der Gesellschaft und erreichte in einem kleinen von den Eingeborenen gekauften Fahrzeuge, welches jeden Augenblick zu versinken drohte, die Küste von Sumatra. Von hier aus machte er mehrere Handelsreisen nach Malakka, diente darauf 6 Monate als Stückmeister in dem zu Benkulen an der Westküste von Sumatra erbauten holländischen Fort und kehrte, da ihm dieses ruhige Amt nicht behagte, im Jahre 1691 um das Kap der guten Hoffnung nach seinem Vaterlande zurück.

Dampier, obwol bisher kein Entdecker in eigentlichem Sinne, hatte eine Reise um die Erde vollbracht, die zwölf Jahre gedauert hat, von 1679—1691. Es war dies die längste Seereise, die bisher gemacht worden war. Sie war überreich an seemännischen Erfahrungen über Wind und Wetter, Strömungen, magnetische Beobachtungen u. v. a. Er entdeckte auch die Baschi-Inseln im indischen Archipel. Alle diese Erfahrungen gab Dampier nach der Rückkehr in sein Vaterland in der Beschreibung seines Lebens und seiner Reisen heraus. Wenige Bücher haben eine so allgemeine Theilnahme erregt, als diese Beschreibung. Das Vertrauen auf seine Erfahrungen und seine nautischen Kenntnisse war so groß, daß der erste Lord der Admiralität, Graf von Oxford, ihm ein Schiff von 12 Kanonen anwies, um damit nach Neuholland auf Entdeckungen auszusegeln.

Diese zweite Reise begann im Januar 1699. Schon am 10. März durchschnitt Dampier die Linie. Da er das Vorgebirge der guten Hoffnung meiden wollte, wandte er sich gegen Brasilien. Nachdem er hier fast fünf Wochen zugebracht hatte, segelte er gegen Südost um das Kap der guten Hoffnung und nahm gegen Ostsüdost den kürzesten Weg nach Neuholland. Obwol Neuholland mehr nordöstlich vom Kap liegt, so müssen dennoch die Schiffe eine Zeit lang ihren Lauf etwas südlich halten, um nicht zu weit durch Winde und Strömungen nach Norden geführt zu werden.

Am 1. August erblickte man die niedrige Küste und unter 26° südl. Br. zeigte sich eine Einbucht, in welcher man einen Hafen zu finden hoffte. Aber die Einfahrt zeigte sich durch Felsen geschlossen. Das Land selbst sah so ungastlich aus, daß es weder Wasser noch Erfrischungen versprach. Man fuhr daher fort, die Küsten entlang zu segeln und jede Einbucht zu dem Zwecke einer Landung zu untersuchen. Am 6. August warf man endlich in der Seehundbai Anker. Man gab ihr diesen Namen, weil hier viele Seehunde waren. Indessen gewährte dieser Zufluchtsort nur wenig Gastfreundschaft; man fand kein süßes Wasser, und Adler waren die einzigen Bewohner, die man antraf. Außer diesen fanden sich auch wol noch Strandvögel und von Landthieren eine Art Kaninchen, welche die einzige Erfrischung waren, deren man sich erfreuen konnte. Man fuhr daher weiter, um einen angemesseneren Landungsort zu suchen, fand aber bis zum 21. August nur unnahbare und öde Küsten.

Nach einigen Tagen bemerkte endlich Dampier, daß er sich in der Mitte einer Reihe von Inseln befinde, welche Neuholland unter 20° südl. Br. und

135° östl. Länge vorliegen. Nach ihm hat man die Gruppe Dampiers-archipel geannt. Er irrte einen Monat zwischen den Inseln umher, ohne etwas anderes als Vögel, Walfische und Seehunde zu sehen. Endlich landete er am 31. August an der Küste mit zwölf bewaffneten Leuten. Man erblickte zwei große, nackte, schwarze Männer, welche bei Annäherung der Fremden die Flucht ergriffen. Allmählig näherten sich mehrere, aber eine Verständigung war nicht möglich, es kam vielmehr zu einem Handgemenge, in welchem einer der Wilden verwundet wurde; aber auch einer der Gefährten Dampier's. Den Anführer der Wilden beschreibt Dampier also: Er war ein junger Mann von mittelmäßigem Wuchse, lebhaft und voll Muth. Ein weißer Kreis umgab seine Augen, und ein Streif von derselben Farbe ging über die Stirne bis auf die Nasenspitze herab. Brust und ein Theil der Arme waren weiß bemalt. Die übrigen hatten eine schwarze Hautfarbe, wilden Blick, krauses Haar, einen hohen und schlanken Wuchs. Das Land ist überall flach und an der Küste mit Dämmen eingefaßt. Die Flut steigt sehr hoch. Bis auf 200 Schritte vom Meere ist der Boden dürre und bringt nichts hervor als einige Gebüsche und Sträucher mit gelben, blauen und weißen Blüten. Mehrere derselben trugen auch Früchte, welche den Hülsen der Bohnen nicht unähnlich waren, und gewöhnlich zehn, immer aber eine gleiche Anzahl Körner enthielten. Tiefer einwärts schien das Land niedriger, als am Meere, mit Wiesen und Wäldern abwechselnd. Die Wiesen tragen eine Art hohen, rauhen und dürren Grases. Der Boden besteht meist aus grobem Sande und zeigt nur hier und da lehmige Stellen. Selbst die Wälder und die Höhe der Bäume bieten ein kärgliches Ansehen. Das Thierreich ist eben so kümmerlich. Einige Eidechsen, Windhunde, einige Raubvögel, Turteltauben und ein paar Arten kleiner Singvögel bevölkern die Wälder. Zahlreicher waren die Strand- und Wasservögel.

Fünf Wochen lang hatte Dampier an diesen öden Küsten verweilt und eine ziemlich weite Strecke derselben untersucht. Dennoch hatte er vergebens nach Erfrischungen gesucht und nicht einmal frisches Wasser gefunden. Dem ungeachtet beschloß er, seine Forschungen fortzusetzen, indem er den Werth Neuhollands mit bewunderungswerthem Scharfsinne würdigte. Als ein tropisches Land hielt er es einer Kolonisation würdig und fähig. Alle Gewürz- und Nahrungspflanzen, welche der heißen Zone angehören, konnten hier einheimisch gemacht werden und ihr Fortkommen finden. Ein so großes Land konnte Metallschätze bergen und für thätige Kolonisten eine Quelle des Wohlstandes werden. Er nahm sich daher vor, dieses unbekannte Land genau zu erforschen, die Küsten, Vorgebirge, Baien, Häfen und kleinen Inseln aufzunehmen, das Klima zu beobachten, den Boden zu beurtheilen, die Punkte aufzusuchen, welche einer Befestigung fähig wären, und alle Vortheile zu erforschen, welche Schiffahrt und Handel aus dieser Entdeckung ziehen könnten.

Sein Plan war nordwärts zu segeln und zwischen Neuguinea in den großen Ozean zu fahren, daselbst neue Entdeckungen zu machen und Erfrischungen zu suchen. Indessen war die Jahreszeit schon weit vorgerückt; die Mannschaft wurde von Krankheiten und dem furchtbaren Skorbut heimgesucht; die stürmische Regenzeit nahte heran. Er segelte nach der Insel Timor und erreichte sie am 15. September. Es war aber sehr schwer einen Hafen zu finden. In dieser Verlegenheit begegnete ihm endlich eine holländische Barke, welche den

Gouverneur des holländischen Forts Concordia auf die Insel Timor trug, der nicht wenig erstaunt war, hier ein fremdes Fahrzeug zu erblicken und die Engländer für Seeräuber hielt. Dampier seinerseits kümmerte sich wenig darum, wandte sich nach Anamabao, segelte sodann volle zwei Monate zwischen Timor und den Molukken herum, fand endlich Erfrischungen und süßes Wasser, kehrte bei Portugiesen und Holländern ein und wandte sich sodann gegen die Nordküste von Neuguinea, welche er am 1. Januar 1700 erblickte. Man näherte sich mehreren hohen Inseln, welche sich längs dieser Küsten hinziehen. Das Land erschien außerordentlich schön, mit einem kolossalen, prachtvollen Pflanzenwuchs.



Papua von Neu-Guinea.

Man landete zwischen gebirgigen Inseln in der Nähe des Festlandes. Die ausgesandten Matrosen kehrten bald mit einer Fülle von Früchten zurück und auch mit einem Vogel von bewundernswerther Schönheit. Er hatte die Größe eines großen Hahns; sein Gefieder war himmelblau mit einer Reihe weißer Flecke inmitten der Flügel, welche wieder mit rothen Kreisen umgeben waren. Auf dem Kopfe hatte er einen großen Busch aus langen Federn; sein Schnabel war wie der einer Taube, die Füße roth und von der Gestalt wie bei den Haushühnern. Dampier ist der Erste, welcher auf die Schönheit und Farbenpracht der befiederten Bewohner von Neuguinea aufmerksam machte. Auch der Fischfang zeigte sich außerordentlich ergiebig.

Nach längeren Fahrten in dem Insel- und Klippenlabyrinthe, welches den nördlichen Küsten Neuguinea's vorliegt, kam man endlich mit den Eingeborenen des großen Eilandes zusammen, die noch nie Europäer gesehen hatten. „Als ich mich der Küste näherte“, berichtet Dampier, „erblickte ich eine Pirogue, dann zwei,

drei, und zuletzt kamen aus allen Buchten derselben über vierzig hervor. Sie kamen uns so nahe, daß wir uns durch Zeichen verständigen und sogar gegenseitig unsere Worte hören konnten, ohne sie zu verstehen. Es schien, als ob sie uns einlüden, ans Ufer zu steigen. Ich wagte es jedoch nicht, mich ihrer Willkür anzuvertrauen, und zwar um so weniger, als der starke Regen uns am Gebrauch unserer Feuerwaffen verhinderte. Ich wollte lieber in eine Bai einlaufen, wo ich entschlossen war, Anker zu werfen. Der Wind war indessen so stark, daß ich davon abstehen mußte, während die Piroguen nicht aufhörten uns zu folgen. Ich zeigte den Wilden Schnüre von Glaskorallen und Messer, um sie zu vermögen, näher an uns heran zu kommen; sie schienen aber taub gegen meine Anerbietungen. Ich warf ihnen ein an ein Stück Segeltuch gebundenes Messer zu und eine verschlossene Flasche mit Glasperlen, was sie mit Zeichen der Freude aufnahmen. Endlich schlugen sie sich oft an die Stirn mit ihrer rechten Hand, während sie in der anderen eine Keule aus schwarzem Holze über ihrem Haupte empor hielten, eine Ceremonie, die mir ganz neu war, welche ich aber demungeachtet für ein Zeichen der Freundschaft nahm und meinen Leuten zu erwidern befahl. Nahten wir uns den Küsten, so bezeugten sie uns ihren Beifall; wenn wir uns entfernten, schienen sie unzufrieden, fuhren aber fort uns nachzufolgen und mit den Fingern nach dem Lande zu deuten. Endlich fuhren wir in die Mündung einer Bai von ungefähr drei Meilen Umfang. Da ich jedoch keinen guten Ankergrund fand, und eine schwarze Wolke Sturm verkündete, so mußte ich dieselbe verlassen. Mehr als zweihundert der Eingeborenen folgten mir in ihren Piroguen nach und nicht weniger als vierhundert bedeckten die Ufer. Ich weiß nicht, was ihre Absicht sein konnte; kaum hatten wir uns aber entfernt, so warfen sie uns einen Steinhagel nach. Ein einziger Schuß aus unseren Kanonen machte sie erstarren, und setzte ihren Feindseligkeiten Grenzen, da mehrere ihrer Gefährten verwundet oder getödtet wurden."

Am 3. März befand sich Dampier in der Mitte mehrerer Inseln, unter denen er nach derjenigen steuerte, welche die Holländer Garret-Denis nennen. „Die Einwohner", sagt er, „sind schwarz und stark, haben einen großen, runden Kopf, schwarze, kurze, verschiedenartig verschnittene Haare, runde, breite Gesichter und große Plattnasen. Sie entstellen sich noch mehr durch Malerei und das Durchstechen der Nasenknorpel, in welchen sie große Fischgräten tragen. Auch die Ohren sind durchstochen und mit Pflöcken geziert. Sie haben große Geschicklichkeit in Erbauung von Piroguen, welche lang, schmal und mit Auslegern versehen sind. Das Vordertheil derselben ist immer höher, als der Rest des Schiffes, und mit Schnitzwerk verziert, welches bald einen Vogel, bald einen Fisch vorstellt und ihrem Kunstfleiße Ehre macht. Sie haben schöne gezähmte Papageien. Ihre Waffen sind Lanzen, hölzerne Schwerter, Schleudern, Bogen und Pfeile. Ihre Sprache schien gut artikulirt. Ein grüner Zweig, welchen sie über das Haupt erhoben, galt für ein Zeichen des Friedens."

Am folgenden Tage entdeckte man eine Insel, welche die Holländer Anton-Cave nennen. Die Bewohner dieser schönen, gebirgigen Insel glichen den oben geschilderten. Zwischen diesen Inseln segelte Dampier immer an Neuholland hin, bis er eine kleine Insel entdeckte, welcher er den Namen St. Georg gab. Am 11. März Morgens befand er sich nahe am Ufer derselben. Sie war mit Waldungen und Pflanzenwuchs bedeckt. Aus ihrer Mitte ragte der hohe, runde

Gipfel eines brennenden Vulkans hervor. Eine Spitze dieser Insel nannte er Kap Oxford. Die Landung in einer Bai, wo er sich mit Wasser versorgen wollte, wurde mehrmals von den Eingeborenen gewaltsam verhindert, bis endlich Schüsse mit gehacktem Blei ihnen solchen Schreck verursachten, daß sie die Flucht ergriffen. Mit Hülfe eines sanften Windes näherte sich nun Dampier dem Ufer, welches mit Eingeborenen bedeckt war. Zwei Kanonenschüsse brachten Schrecken und Flucht hervor, und die Europäer konnten nun mit Bequemlichkeit ans Land gehen, Wasser einnehmen und die verlassenen Dörfer plündern. Nach diesen Gewaltthätigkeiten war Dampier großmüthig genug, zwei Beile, sechs Messer, sechs Spiegel, zwei Hackmesser und Glasperlen in einem Kahn, der sich am Ufer befand, als Gegengabe zurückzulassen.

In der Nähe einer Insel mit brennendem Vulkan entdeckte Dampier an der Ostseite Neuguinea's den Kanal, welcher Neubritannien von Neuguinea trennt; auf früheren Karten waren beide Inseln verbunden. Die große Insel, welche er Neubritannien nannte, ist in allen ihren Theilen bergig, mit prachtvollen Thälern durchschnitten, die eben so fruchtbar sind wie die Berge. Die Bäume des größten Theiles, welchen Dampier sah, sind hoch, dick und buschig. Die starke Bevölkerung zeigt schönen Wuchs, Körperstärke und Muth. Die Produkte des Landes scheinen so kostbar als in irgend einem Theile der Erde.

Die Entdeckung von Neubritannien als einer für sich bestehenden Insel ist eine der wichtigsten Dampier's. Auf der weiteren Fahrt entdeckte er in einem Archipel kleiner Inseln ein größeres Inselpaar, von denen er die eine die Kroneninsel nannte. Diese zwei Inseln bilden eine überaus schöne Landschaft, in welcher Wasser, Feld und Wald angenehm abwechseln und die hellgrüne Tropenvegetation beständig blühende Bäume aufzuweisen hat. Die Kroneninsel ist mit Klippen umgeben, welche die Landung ziemlich weit ins Meer hinaus unsicher machen. An demselben Tage wurden noch mehrere Inseln entdeckt. Zwischen der Insel Brulante und Neubritannien setzte Dampier bis in den April hinein die Entdeckung, durch die eine Menge neuer Inseln bekannt wurde, fort. Aber die Witterung wurde unsicher, die Regenzeit brach ein und die Gefahren mehrten sich; besonders verursachte eine Wasserhose am 2. April großen Schrecken. Am 18. desselben Monats befand sich Dampier an einer Insel an der Südostseite Neuguinea's, welche er König Wilhelmsinsel nannte; sie bildet den östlichsten Punkt, welchen er auf dieser Reise erreichte.

Widrige Winde und mancherlei andere Umstände, welche gefährlich zu werden drohten, bestimmten Dampier, an die Heimkehr zu denken. Er unternahm daher dieselbe in einer Richtung, welche ihm selbst völlig unbekannt war. Sowol der Theil des Meeres, den er bereits durchschifft hatte, als derjenige, durch welchen er seine Rückreise ausführen wollte, boten tausendfache Gefahren dar; ihre Ueberwindung zeigt Dampier's nautisches Talent im hellsten Licht.

„Ich befand mich", sagt er, „in einem Kanale von 8—10 Lieues Breite, mit einer Reihe Inseln im Norden und einer andern im Süden, ohne Grund zu finden. Am 22. April sandte ich meine Schaluppe nach einer der nördlichen Inseln und folgte ihr in einiger Entfernung mit dem Schiffe. Meine Mannschaft fand erst auf eine Kabeltaulänge vom Lande Grund, gerieth aber sogleich in ein Labyrinth von Korallenklippen. Sie sahen am Lande kein Wasser, außer

einer salzigen Lache. Diese Insel ist von mittlerer Höhe, sehr steinig und mit großen Bäumen, deren nackte Wurzeln sich auf den Felsen hinziehen, bedeckt. Am 24. April, nachdem wir über eine gefahrvolle Bank passirt waren, wo ich beständig durch die Schaluppe sondiren lassen mußte, befanden wir uns in einer ganz fremdartigen See. Wir waren von Strömungen umgeben, und die hochgeschwellten Wogen brachen sich mit solchem Ungestüm, daß man sie eine Meile weit hören konnte. Das Meer schien um das Schiff nach allen Seiten mit Klippen durchsetzt und brandete auf das Heftigste, so daß das Schiff durch das Steuerruder nicht mehr zu leiten war. Die Gefahr dauerte etwa eine Viertelstunde, dann wurde das Wasser spiegelglatt wie in einem Landsee. Die Sonde fand keinen Grund." Unter solchen Gefahren wand sich das Schiff volle zwei Tage hindurch, und man entdeckte am 26. die Insel Ceiram. Hier kam Dampier in das indische Meer und beschloß seine Entdeckungen, indem er um das Vorgebirge der guten Hoffnung 1701 wieder heimkehrte.

Diese Reise Dampier's hatte zwar keine so glänzenden Folgen, als diejenige, welche der Holländer Tasman, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, schon früher vollbracht hatte; immerhin war sie von größtem Interesse. Er gab Kunde von dem Meere um Neuguinea, welches eines der gefahrvollsten ist, fand die Straße zwischen Neubritannien und Neuguinea, entdeckte hier mehrere Inseln und brennende Vulkane, und fand verschiedene gute Häfen und Baien. Auch die Naturkunde verdankt ihm viel durch seine Beobachtungen über die Regelmäßigkeit der Winde, über Pflanzen und Thiere Neuhollands, sowie über die verschiedenen Menschenarten in Australien. Ueberdies hat er auch diese Reise sehr geistvoll beschrieben.

Dampier's Ruhm und seine Verbindung mit den Flibustiern veranlaßten 1703 einige unternehmende Kaufleute, welche zwei Kaper nach der Südsee ausrüsteten, ihn zum Befehlshaber des einen und Stradling zum Kommandeur des zweiten zu wählen. Er ging am 11. September unter Segel und erreichte, obschon er fortwährend mit der meuterischen Mannschaft zu kämpfen hatte, glücklich die Küste von Chile, wo er sich während eines zur Erholung der Matrosen beschlossenen längeren Aufenthalts mit Stradling entzweite und allein seine Fahrt fortsetzte. Die Expedition scheiterte gänzlich an der Uneinigkeit der beiden Anführer und dem dadurch hervorgerufenen und gesteigerten meuterischen Sinne der ganzen Bemannung. Stradling war es, der hier auf Juan Fernandez einen seiner Offiziere, Alexander Selkirk, aussetzte, welcher später durch seine abenteuerlichen Schicksale in dem vielgelesenen Romane Robinson Crusoe bekannt und überall berühmt wurde. Stradling selbst fiel bei einem Schiffbruche mit allen seinen Leuten, die nicht in den Wogen den Tod gefunden hatten, in die Hände der Spanier.

Dampier war nicht viel glücklicher; sein erster Leutnant Clipperton, ein tüchtiger Seemann, mit welchem er aber stets in Unfrieden lebte, verließ ihn mit dem besten Theile der Mannschaft auf einer kurz vorher gekaperten und mit den Lebensmitteln und der Munition beladenen Barke, durchfurchte keck auf diesem gebrechlichen Fahrzeuge, das kaum zum Küstendienste tauglich schien, den Australozean und gelangte nach einer der gefährlichsten Reisen, welche je

gemacht wurden, glücklich nach Makao, von wo er auf einem Kauffahrer nach England zurückkehrte. Dampier kreuzte noch einige Zeit an der Küste von Peru und Chile und steuerte dann nach den holländischen Besitzungen in Ostindien, wo sein Schiff mit Beschlag belegt, er selbst aber nach einer Gefangenschaft von mehreren Monaten nach Europa zurückgeschickt wurde.

Durch dieses Ungemach keineswegs abgeschreckt, nahm Dampier, um das in der letzten Zeit ihm abholde Glück noch einmal zu versuchen, sogleich als Pilot Dienst bei einer von mehreren Kaufleuten zu Bristol ausgerüsteten Expedition, welche unter den Befehlen des erfahrenen Kapitäns Woodes Rogers' am 1. August 1708 nach der Südsee unter Segel ging, um auf spanische und französische Schiffe Jagd zu machen. Die Reise um das Kap Hoorn war schnell und glücklich, und bereits am 1. Februar 1709 befand man sich auf der Höhe der Insel Juan Fernandez, dem gewöhnlichen Erfrischungsorte der Kaperschiffe, wo man ebenfalls in eine sichere Bai einzulaufen und sich einige Zeit zu erholen gedachte. Ein während der ganzen Nacht auf der Insel sichtbares Feuer erregte indessen den Verdacht, die Spanier möchten vielleicht eine starke Besatzung zur Bewachung dieses bekannten Schlupfwinkels der Piraten hierher gelegt haben, und man schickte deshalb eine kleine bewaffnete Barke voraus, um Kundschaft einzuziehen. Als diese sich dem Ufer näherte, erschien an dem Strande ein Mann, welcher eine weiße Flagge wehen ließ und den Matrosen in englischer Sprache zurief, wo sie am bequemsten landen könnten. Da die Barke nicht so schnell, als man erwartete, an Bord zurückkehrte, bemannte man das große Boot und ließ es ihr zur Unterstützung nachfolgen. Beide Fahrzeuge trafen aber bald darauf wieder ein mit einer tüchtigen Ladung trefflicher Krebse und einem äußerst wild aussehenden und in Ziegenfelle gehüllten Manne, der von Dampier alsbald als der von Stradling ausgesetzte Alexander Selkirk erkannt wurde. Derselbe hatte jetzt bereits vier Jahre und vier Monate allein auf der Insel gelebt und bei der Annäherung des Schiffes das Feuer angezündet, welches auf demselben so großes Mißtrauen erregte.

Rogers lichtete die Anker, nachdem sich seine Mannschaft erholt und mehrere Tage mit dem geretteten Gefährten auf der Insel in großem Jubel zugebracht hatte. Er kreuzte noch längere Zeit an der Küste von Peru. Seine Jagd auf die spanischen Schiffe hatte den besten Erfolg, und nachdem er reiche Beute gemacht und allenthalben Schrecken verbreitet hatte, kehrte er glücklich über Indien nach England zurück.

Schließlich fügen wir noch Einiges hinzu über den Findling auf Juan Fernandez, seine Abenteuer, Lebensweise auf der einsamen Insel und die Literatur der sogenannten Robinsonaden, die durch seine Abenteuer veranlaßt waren.

Selkirk's Schicksale sind in Kürze folgende: Als er 1704 ausgesetzt wurde, erhielt er einige Kleider, ein Bett, einen Kessel, eine Axt, ein Messer, eine Bibel, etwas Tabak und eine Flinte mit Pulver. Er richtete sich Anfangs in einer Höhle ein, erbaute sich nach einiger Zeit zwei Hütten, die er mit den Fellen der Ziegen überzog, die er erjagt hatte. Feuer verschaffte er sich dadurch, daß er zwei Stückchen Holz so lange schnell an einander rieb, bis sie sich entzündeten. Nachdem er sich gewöhnt hatte, das Ziegenfleisch ohne Salz und Brot zu essen

und eine Art Krebse von ganz besonderer Größe und Güte gefunden, wurde ihm seine unglückliche Lage erträglich. Als sein Pulvervorrath erschöpft war, sah er sich genöthigt, das Wild wie ein Windhund im Laufe einzuholen. Die Ziegen und Katzen hatten sich auf der Insel, wohin sie durch die Spanier und Flibustier gebracht worden waren, so stark vermehrt, daß Selkirk während seines Aufenthalts an 500 Ziegen tödtete und wenigstens eben so viele fing und wieder laufen ließ, nachdem er sie an einem Ohre durch ein Zeichen kenntlich gemacht hatte. Die Katzen, welche er mit gebratenem Fleische an sich lockte, sammelten sich allmählich in großer Anzahl um seine Hütte und vertrieben die ihm sehr lästigen Ratten. Mehrere Ziegen und Katzen richtete er so gut ab, daß sie ihm zu seinem Vergnügen mancherlei Künste vormachten und, wenn er sang oder pfiff, nach dem Takte hüpften.

Da Kleider und Schuhe bald zerrissen waren, machte er sich einen vom Kopfe bis zu den Füßen reichenden Anzug aus Ziegenfellen, welche er in Ermangelung des Zwirnes und einer Nadel mit getrockneten Gedärmen erlegter Thiere und einem Nagel zusammennähte. Als sein Messer verbraucht war, machte er sich ein neues aus einem am Strande gefundenen eisernen Reifen, indem er diesen mit unermüdlichem Fleiße auf Steinen breit schlug und schärfte. Oefter waren zwar Schiffe an der Insel vorübergesegelt und zwei hatten sich sogar vor Anker gelegt, da er sie aber als spanische erkannte, so wollte er lieber in der Einsamkeit sterben, als sich seinen Todfeinden in die Hände liefern. Als Selkirk an Bord kam, drückte er seine lebhafte Freude mehr durch Geberden als durch Worte aus, denn er hatte durch Mangel an Uebung die Sprache fast ganz verlernt.

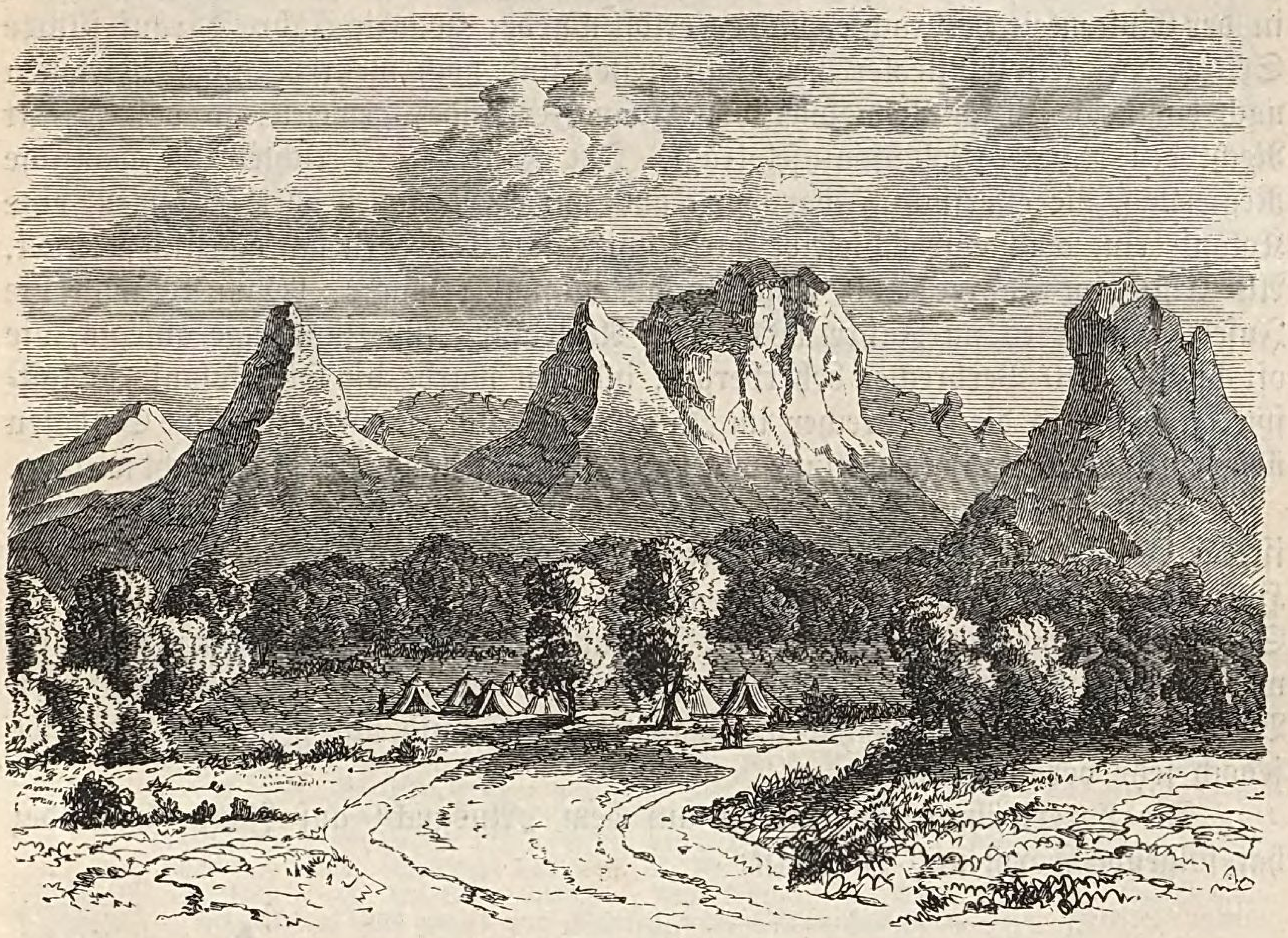
In der Heimat erregten die Erlebnisse Selkirk's so viel Interesse, daß der Romandichter Defoe sie in einem Buche bearbeitete, dessen Held er Robinson Crusoe nannte und dessen Schauplatz er auf eine der Karaibischen Inseln an der Mündung des Orinoko verlegte. Defoe's Buch ist Quelle und Muster unzähliger Robinsonaden, einer eigenen Gattung von Seeabenteuern, von denen die deutsche Bearbeitung Campe's am zahlreichsten verbreitet worden und noch in unseren Tagen eine Lieblingslektüre der Jugend geblieben ist. Aber wir wissen auch, daß die Insel Selkirk's oder Robinson's nicht in dem Archipel der Karaibischen Inseln zu suchen und daß sie die Insel Juan Fernandez ist.

Eine interessante Schilderung der Beschaffenheit und des gegenwärtigen Zustandes der Insel finden wir in der unlängst erschienenen Beschreibung der Reise um die Welt, die das englische Kriegsschiff „Challenger" von 1872 bis 1876 zurückgelegt hat. Im November 1875 berührte der „Challenger" auf dem Wege von Tahiti nach Valparaiso die Insel Juan Fernandez. Ueber den Besuch derselben wird also berichtet: „Es war ein schöner Morgen, als wir uns der Insel näherten, die merkwürdiger und malerischer aussah, als alle früher gesehenen. Das Land besteht aus hohen Bergen, die in alle mögliche phantastische Formen zerrissen und zerklüftet und von tiefen Schluchten durchbrochen sind.

„Das Land ist von der Spitze bis zum Fuße bewaldet; unten sind noch Spuren ehemaliger Kultur vorhanden, die wahrscheinlich aus der Zeit stammen, als die Spanier den Versuch, die Insel zu kolonisiren, gemacht hatten. Auch die Ueberreste eines alten Forts, das den Namen San Juan Battista trug, sind noch erhalten, sowie einige baufällige Hütten, in welchen etwa vierzig oder

fünfzig Menschen leben, die sich ihren dürftigen Lebensunterhalt damit verdienen, daß sie gelegentlich hier vorbeikommende Schiffe mit frischem Proviant versehen.

„Der Ankerplatz in Cumberlandbai liegt nicht weit vom Lande, hat eine Wassertiefe von 40 Faden und ist anmuthig und sicher. Die Bai hat ungefähr das Aussehen eines ungeheuren, ausgebrannten Kraters, da sie mit Ausnahme der Seite, wo die Einfahrt sich befindet, ringherum von hohen steilen Felsen umgeben ist, die von tiefen Thälern und Schluchten durchschnitten sind.



Auf Juan Fernandez.

„Die Insel selbst ist etwa zehn bis zwölf englische Meilen lang und vier Meilen breit. Ihre Küste besteht aus dunklen, kahlen, steilen Felsen, die 800 bis 900 Fuß aufsteigen und von wilden Schluchten zerrissen sind. Durch diese Abgründe sieht man hier und dort mit Gras bewachsene Flächen und ausgedehnte grüne Thäler, die mit mannichfaltigen üppigen Bäumen bestanden sind, unter denen wir namentlich die Pfirsichbäume reich vertreten fanden, die im Jahre 1741 von Lord Anson auf seiner berühmten Reise um die Welt zuerst gepflanzt sein sollen. Im Sommer reifen auch Feigen, Erdbeeren und Kirschen auf der Insel. Ferner fanden unsere Naturforscher 24 verschiedene Arten Farrnkräuter, sowie eine große Menge Myrtenbäume.

„Wir blieben hier ein paar Tage liegen und benutzten die kurze Zeit, um so viel wie möglich Ausflüge in das Innere der Insel zu machen und alle jene naheliegenden durch Selkirk berühmt gewordenen Orte, seine „Grotten“ und „Hütten“, sowie seinen „Ausguck“, eine etwa 700 m über dem Meeresspiegel belegene Kluft, von der man eine herrliche Aussicht nach Norden und Süden genießt, zu besuchen.“ — Soweit die Erzählung des „Challenger“.

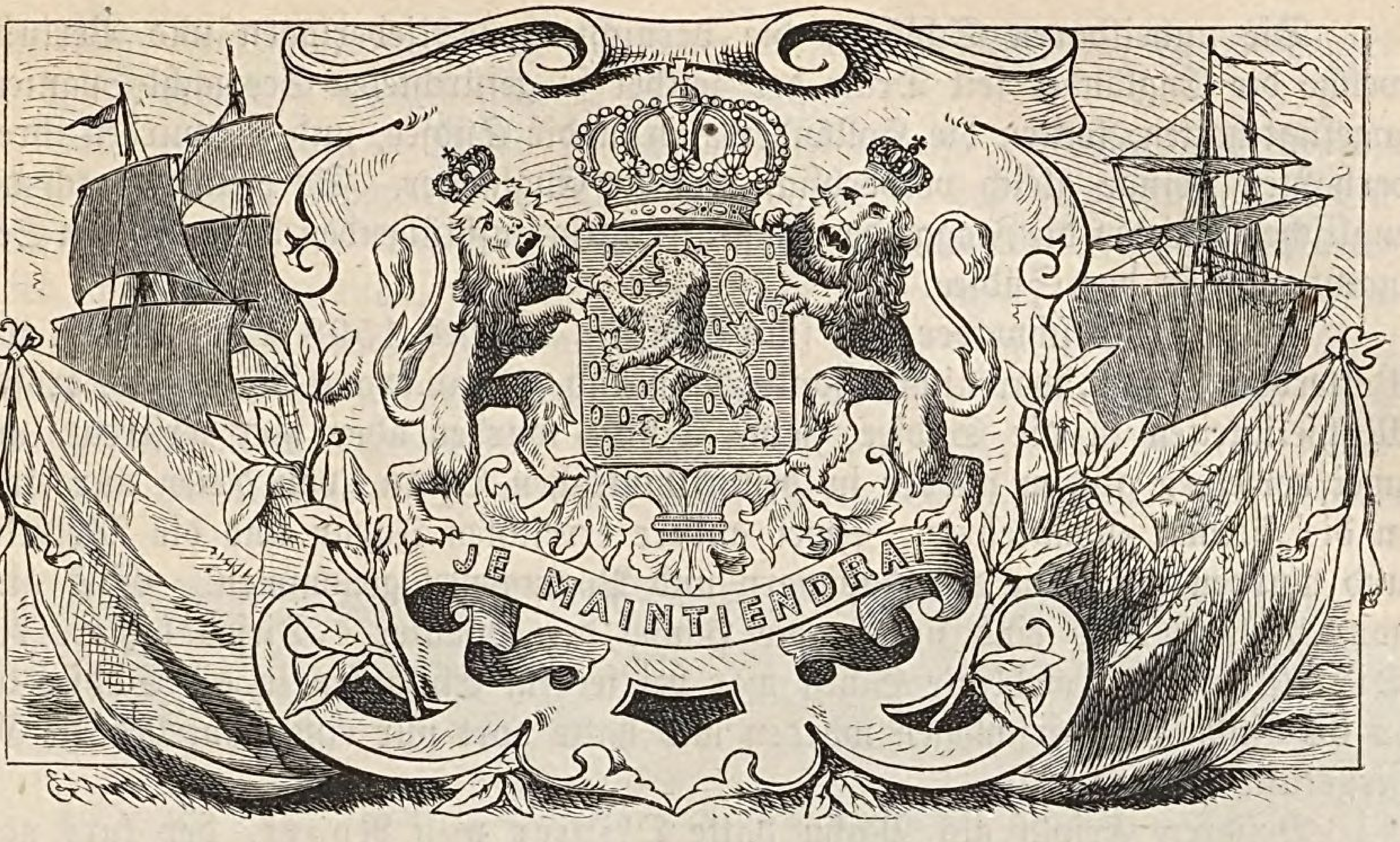
Auf dem „Ausguck" hat die Besatzung des englischen Kriegsschiffes „Topaze" im Jahre 1868 eine eiserne Gedenktafel errichtet, deren Wortlaut wir am Schlusse wiedergeben.

Seit ihrer Entdeckung 1563 ist Juan Fernandez der Schauplatz mannichfacher Veränderungen gewesen. Ursprünglich wurde es viel von Seeräubern auf ihren Raubzügen gegen die Spanier besucht. Im Jahre 1681 blieb durch Zufall ein westindischer Neger auf der Insel zurück, der drei volle Jahre dort in der Einsamkeit verbrachte, bis er erlöst wurde; zwanzig Jahre darauf führte Selkirk dort sein Einsiedlerleben, und später sind noch mehrere andere Personen nach einander einzige Bewohner von Juan Fernandez gewesen, so daß es mit Recht den Namen Robinsoninsel trägt. Im Jahre 1717 richtete die spanische Regierung, die eifersüchtig war, weil auch andere Nationen dorthin kamen, eine Kolonie ein, doch wurde dieselbe durch schreckliche Erdbeben fast gänzlich zerstört. Als Chile im Jahre 1810 seine Unabhängigkeit erlangte, bekam es auch die Insel, auf der es im Jahre 1819 eine Ansiedlung für Züchtlinge anlegte, die oft bis zu 500 Verbrecher beherbergte; indessen wurde die Strafkolonie so kostspielig, daß, als die Verbrecher im Jahre 1835 sich empörten und die Soldaten überwältigt hatten, die Züchtlinge wieder nach dem Festlande zurückgebracht wurden.

Seitdem ist Juan Fernandez aufs Neue vierzig Jahre verödet gewesen; jetzt ist die Insel an einen chilenischen Kaufmann verpachtet, der die Ansiedler mit Holzhauen, Viehweiden und während der Saison sowol hier als auf dem 90 Seemeilen entfernten Masafuera mit Seehundsfang beschäftigt. Durchschnittlich werden jährlich etwa 2000 Thiere gefangen, deren Felle gegenwärtig einen Werth von je 16 Dollars haben. Das Klima ist mild und gesund, das Wetter jedoch sehr veränderlich.

Die vorerwähnte Gedenktafel auf dem „Ausguck" auf Juan Fernandez hat folgende Form und Inschrift:

Zum Andenken
an
Alexander Selkirk,
Segelmeister,
gebürtig aus Lagos in der Grafschaft Fife,
Schottland, der IV Jahre und IV Monate in
vollständiger Einsamkeit auf dieser Insel lebte.
Er wurde A. D. 1704 von der Galeere
„Cinque Ports", 96 Tons, hier gelandet
und am 12. Februar A. D. 1709 von
dem Caper, „Duke" abgeholt.
Er starb als Lieutenant der „Weymouth"
A. D. 1723 im Alter von 47 Jahren.



III.

Die Holländer in der Südsee.

Erhebung der Holländer gegen Spanien. **Mahu** und **van Noort** 1598—1601 gehen durch die Magellan-Straße, ohne Entdeckungen zu machen. **Spilberg** 1614—1617. Privilegium der Ostindischen Kompagnie. **Lemaire** und **Schouten** 1615—1617: Entdeckung von Staatenland, Kap Hoorn, Lemairestraße. Fahrt durch die Niedrigen Inseln, ihre Bewohner; die Hohen Schifferinseln, die Malayen, die Fidschiinseln, Papuas und Admiralitätsinseln. Fahrt an der Nordostküste Neuguinea's. Landung vor Batavia. Gewaltthat der Ostindischen Kompagnie. Lemaire stirbt auf der Heimfahrt 1617. **L'Hermite** 1623—1626 untersucht das Feuerland, entdeckt Lobos, die Ladrilleros u. a. Inseln, geht nach Batavia und stirbt auf dem Heimwege bei Bantam. **Schapenham** führt das Schiff in den Texel. **Jakob Roggeween.** Im Dienste der Westindischen Kompagnie 1721. Besuch der Maluinen oder Falklandinseln, der Osterinseln. Land und Leute. Westfahrt und Gefahren der Niedrigen Inseln, der Schiffer- oder Baumannsinseln. An den Salomonsinseln, Neubritannien und Neuguinea vorbei nach Batavia. Konfiskation alles Gutes und Streit mit der Ostindischen Kompagnie. Heimkehr 1723.

Spaniens fanatischer Despotismus, die blutdürstigen Henkerknechte Alba's hatten das gewerbthätige Volk der Niederländer und Holländer zur Verzweiflung getrieben und zu ruhmvollem Freiheitskampfe entflammt. In diesem Kampfe errangen die Niederländer nicht nur die Freiheit in der Heimat, sondern auch einen Theil der fernen Meeresherrschaft. Wie die Spanier und Portugiesen, zeichneten auch sie sich durch Kühnheit, Ausdauer und Glück in ihren Unternehmungen aus und bethätigten dieselben Eigenschaften und Kräfte. Ihre Anstrengungen waren freilich nicht auf geographische Entdeckungen gerichtet, sie schlichen nur den Entdeckungen der Spanier nach, wo diese sich bereits niedergelassen und ihre Herrschaft begründet hatten. Ihr Zweck war vor Allem, dem verhaßten Feinde zu schaden, bei ihrer eigenen Neigung zum Handel die Kolonien jener anzugreifen und sich ihren Besitz, ihren Handel und Gewinn anzueignen. Die ersten Angriffe waren auf Ostindien gerichtet und vom glücklichsten Erfolg. Die Darstellung ihrer Kämpfe in diesem Theil der spanischen Kolonien wird erst später berichtet werden, hier haben wir zunächst des Zusammenhanges wegen ihre Raubzüge und Fahrten in der Südsee zu erzählen.

Die unheilbaren Schläge, die vernichtenden Niederlagen und Verluste, welche die Engländer seit Drake der zeither so gefürchteten Seemacht Spaniens zugefügt hatten, lockten die Holländer auch in die Südsee, und sie wurden ihrem verhaßten Feinde gleich verderblich wie die Engländer. So erschien nach den englischen Piraten die Flagge der jungen, kräftig aufblühenden holländischen Seemacht auch in der Südsee.

Das erste Geschwader von fünf Schiffen, welches 1598 unter Mahu von Rotterdam segelte, war nicht besonders glücklich. Zwar drang Mahu nach großen Mühseligkeiten in die Südsee, seine Schiffe wurden aber hier zerstreut, und zwei derselben gingen wieder in den Atlantischen Ozean, von denen nur eines in die Heimat zurückkehrte. Zwei andere erreichten Japan und die Molukken und wurden dort von den Japanern und Portugiesen genommen. Eins ging ganz verloren und eins fiel in die Hände der Spanier. Dieses letztere von Dirk Gherritz befehligte Schiff war bei seinem Einlaufen in die Südsee bis zu 64° südl. Br. verschlagen worden und hatte dort nur eine schneebedeckte Gebirgsküste entdeckt.

Besseren Erfolg als Mahu hatte Olivier van Noort, der kurz nach ihm (1598) mit vier Schiffen in See ging und die erste Fahrt um die Erde unter holländischer Flagge vollbrachte. In der Reihe der Erdumsegler überhaupt ist er der vierte. Nach Abenteuern, welche die englischen und holländischen Weltumsegler an der afrikanischen Küste mit Negern und Portugiesen gewöhnlich zu bestehen hatten, und nachdem er zweimal aus der Nachbarschaft Afrika's zur Küste Brasiliens über die ganze Breite des Atlantischen Ozeans hinüber und herüber getrieben worden war, kam Noort mit seiner Flotte im September 1599 in Port Desire an der patagonischen Küste an. Seit der Entdeckung dieses Hafens durch Cavendish hat derselbe den englischen und holländischen Magellanstraßen-Fahrern, ebenso wie einst den Spaniern der von Magellan entdeckte St. Julianshafen, als die gewöhnliche Ruhe- und Erholungsstation vor der Einfahrt in die Straße gedient.

Nach viermonatlichen Kämpfen mit Stürmen und Widerwärtigkeiten aller Art gelang es Noort gegen Ende Februar 1600 durch die Magellanstraße in die Südsee hinauszukommen. Nachdem er einige spanische Schiffe an der Küste von Peru genommen, segelte er nach den Molukken, um hier sein Glück zu versuchen. Auf den Ladronen ward er mit dem tausendstimmigen Rufe hiero! hiero! d. h. Eisen! Eisen! empfangen, und die Begierde danach war so groß, daß die Insulaner nur mit Mühe von Raub und Diebstahl zurückgehalten werden konnten. Nachdem van Noort bei den Philippinen, wo er zu seinem nicht geringen Erstaunen schwimmenden Eismassen begegnet haben wollte, mehrere mit Lebensmitteln befrachtete Fahrzeuge gekapert hatte, traf er zwei große spanische Kauffahrer, welche von Manilla nach Mexiko segelten, und griff sie sogleich an, obschon sie ihm an Geschütz und Mannschaft weit überlegen waren. Eins derselben wurde in Grund gebohrt, das andere entkam. Nach dem Kampfe war seine ganze Mannschaft auf fünfunddreißig dienstfähige Leute zusammengeschmolzen; er hielt es daher für rathsam, für jetzt keine weiteren Angriffe auf die feindlichen Besitzungen und ihre Kauffahrer zu wagen, nahm den Heimweg um das Kap der guten Hoffnung und lief am 26. August 1601 in den Hafen von Rotterdam ein. Seine Reise, die erste eines holländischen Seefahrers um die

Welt, hatte drei Jahre gedauert, war aber trotz allem Muth des Befehlshabers und der Mannschaft ohne besondere Entdeckungen.

Nur einige wenige Häfen in der Magellanstraße erhielten auf Noort's Reise holländische Namen, die für längere Zeit in der Geographie dauernd blieben. Die Guysen- oder Bettlerbai, die man noch auf vielen späteren Karten findet, wurde so genannt, weil hier der wegen Verrätherei und Meuterei angeklagte und verurtheilte Vizeadmiral Noort's, Jacob Claesz, mit etwas Brot und Wein ans Land gesetzt, seinem traurigen Schicksal überlassen wurde. Die Strafgerichte über ungehorsame und verrätherische Vizekommandanten haben sich seit Magellan's Zeit fast bei allen Schiffahrten nach Patagonien wiederholt.



Holländische Seeschiffe.

Ein Deutscher in holländischen Diensten, Georg Spilberg, war der nächste, der 1614 durch die Magellanstraße in die Südsee fuhr. Diese letzte Reise durch die Magellanstraße war kurz und glücklich. Der Gewinn der beiden ersten holländischen Reisen befriedigte die Erwartungen der Rheder wenig. Auch hatte Spanien 1604 mit England einen Frieden und 1609 mit Holland einen zwölfjährigen Waffenstillstand geschlossen. Es trat daher in den Seeunternehmungen eine Pause ein. Mittlerweile hatten aber die Holländer ihre große und bald mächtige ostindische Kompagnie gestiftet und ihre Augen auch auf ganz Amerika gerichtet: im Norden auf die Länder am Hudsonflusse, in Neu-Belgien, (dem jetzigen Staate Neu York) und im Süden auf den Küsten von Guyana und von Brasilien festen Fuß gefaßt. Sie wollten nunmehr Spanien auch in der Südsee angreifen und rüsteten 1614 eine Flotte von 6 Kriegsschiffen aus.

Dieselbe ging unter dem Befehle Spilberg's, der schon früher Schiffe auf dem Ostwege nach Ostindien geführt hatte, zur Magellanstraße ab.

Er durcheilte dieselbe trotz der Schwierigkeiten, die ihm seine oft widerspenstigen Mannschaften bereiteten, in der kurzen Zeit von 39 Tagen, ging in die Südsee und nach den Molukken, wo sich die Holländer bereits festgesetzt hatten, machte aber keine neue Entdeckung, da er nach der Vernichtung eines an der Küste von Peru kreuzenden spanischen Geschwaders den gewohnten Weg über die Ladronen nach den Philippinen nahm. Nach Vertreibung der Portugiesen von den Molukken kehrte er nach Holland heim, wo er im Juli 1617, ohne ein einziges von seinen 6 Schiffen verloren zu haben, auf dem Texel eintraf.

Die holländische Regierung, die Generalstaaten, hatten indeß der holländisch-ostindischen Kompagnie das ausschließliche Vorrecht gewährt, den Verkehr mit Indien über das Kap und durch die Magellanstraße betreiben zu dürfen. Dieses Privilegium wirkte längere Zeit störend auf den Fortgang der Entdeckungen in der Südsee, da die Kauffahrer an nichts weniger, als an geographische Erweiterungen dachten. Diese Beschränkung auf die beiden genannten Verkehrsstraßen trieb endlich zur Aufsuchung einer neuen Straße zu den, wie man hoffte, unerschöpflichen Quellen des Reichthums, und — die Lemairestraße ward gefunden.

Jakob Lemaire, glücklicher und verdienstvoller als alle bishergenannten holländischen Seefahrer, war der Sohn eines Amsterdamer Kaufmanns, der mit nicht geringem Aerger die Schätze des fernen Ostens auf so leichte Weise einer bevorzugten Gesellschaft zufließen sah und unermüdlich auf Mittel sann, wie das erwähnte Privilegium der ostindischen Kompagnie umgangen werden könne. Die wiederholten Versuche, an der Nordküste der Alten und der Neuen Welt eine Durchfahrt nach dem Großen Ozean aufzufinden, waren gescheitert und die Hoffnung auf endliches Gelingen des Unternehmens war allmählich so schwach geworden, daß nicht leicht noch Jemand sich bewegen lassen wollte, einem ähnlichen Plane Zeit und Geld zu opfern. Schon Isaak Lemaire, der Vater unseres Seemannes, richtete daher seine Blicke nach Süden, und da ihm aus Drake's Reisen bekannt war, daß dieser Seefahrer beinahe die südliche Spitze des Feuerlandes erreicht und nur ein unermeßliches Meer vor sich gesehen hatte, so erwachte in ihm die Ueberzeugung, daß man die Magellanstraße durch die Umschiffung der Südhälfte Amerika's umgehen und, ohne dem Wortlaute der Privilegien der holländisch-ostindischen Kompagnie zu nahe zu treten, das längst erstrebte Ziel erreichen könne. Er theilte seine Ansicht Kornelis Schouten, einem vielerfahrenen Seemanne, mit, und beide vereinten eine Anzahl reicher Handelsleute, um mit gemeinschaftlichen Mitteln eine südlichere Straße zu suchen. Die Generalstaaten, welche man von dem Vorhaben, einen neuen Weg nach der Südsee aufzusuchen, in Kenntniß setzte, ohne jedoch die Richtung desselben, die man geheim hielt, anzugeben, ertheilten der Gesellschaft sogleich das Vorrecht, vier Reisen auf dem neuen Wege, welchen man entdecken würde, machen zu dürfen, ehe einem andern Schiffe erlaubt sein solle, ihn zu befahren.

Nachdem man sich auf diese Weise einen dem Wagniß entsprechenden Gewinn für die Zukunft gesichert, rüstete man möglichst schnell zwei Schiffe, die starke „Eendracht", mit 19 Kanonen und 65 Mann, den „Hoorn", eine Gallione mit 8 Kanonen und 22 Mann, und ernannte den jungen Jakob Lemaire

zum Befehlshaber und Kornelisz Schouten zum Piloten. Am 14. Juni 1615 segelte das kleine Geschwader aus dem Texel, landete, um frisches Wasser einzunehmen, im August an der Sierra-Leonaküste, wo man gegen einige Glaskorallen über 30,000 Stück Limonien eintauschte, und nahm dann die Richtung gerade nach der Magellanstraße. Am 5. Oktober vernahm man am Vordertheile der Eendracht ein prasselndes Geräusch und sah, als man erschrocken nach der Stelle eilte, das Meer mit Blut gefärbt, ohne sich diese Erscheinung erklären zu können. Erst später bei der Kielholung des Schiffes fand man an dessen Seite den Zahn eines Narwal, welcher durch sämmtliche Verkleidungen durchgedrungen und in einem an dieser Stelle befindlichen Balken stecken geblieben war. Ohne diesen glücklichen Zufall würde das Schiff in große Gefahr gerathen und wahrscheinlich gesunken sein. Bis jetzt wußte außer Lemaire und Schouten Niemand das Ziel der Reise, und als man, nachdem die Linie passirt war, der Mannschaft erklärte, daß man nach der Südsee segele, um an Gold und anderen Schätzen reiche Länder zu entdecken, war sie damit vollkommen zufrieden und versprach Gehorsam und Treue. In dem Puerto Deseado, wo man vor Anker ging, brach unerwartet auf dem Hoorn Feuer aus und verzehrte ihn gänzlich. Die Eendracht nahm die Mannschaft an Bord und setzte allein die Reise in südlicher Richtung fort. Am 13. Januar 1616 kam man an der Magellanstraße vorüber und entdeckte, als man an der Küste der Tierra del Fuego hinsteuerte, in östlicher Richtung ein kaum 8 Meilen von derselben entferntes kleineres Land, welchem man aus Höflichkeit gegen die vereinten Staaten der Republik den Namen Staatenland beilegte. Auch noch weiter im Süden sah man eine hohe Küste mit tiefen Einschnitten sich hinziehen.



Georg Spilberg.

Am Abend des 25. Januar trieb das Schiff bei frischem Nordwind schnell vorwärts, die Wogen gingen sehr hoch und die blaue Farbe des Wassers ließ eine bedeutende Tiefe und die Nähe des großen Südmeeres vermuthen. Seemöven, von der Größe eines Schwanes, mit breiten Füßen und weißem und schwarzen Gefieder, setzten sich auf das Takelwerk und ließen sich von den Matrosen mit der Hand fangen. Nach heftigem Sturme von 24 Stunden sah man die hohe Küste noch in Nordwest und erreichte bei einer empfindlichen Kälte und einem fürchterlichen Hagelwetter am 29. zwei kleine Eilande oder vielmehr nackte, dürre Felsen, welche man, zu Ehren eines angesehenen holländischen Staatsmannes, Barnefeldtinseln nannte. Man steuerte darauf nach

Westnordwest und gewahrte am Abend wieder ein von hohen, schneebedeckten Bergen überragtes Land, welches in ein spitzes Vorgebirge auslief, dem man zur ewigen Erinnerung an die Vaterstadt des Piloten Schouten den Namen Kap Hoorn beilegte. Mit gutem Winde und starker Strömung gings schnell nach Westen. Man verlor bald die Küste aus dem Gesicht. Die See ging hohl, das Wetter war schlecht und veränderlich, aber trotz alledem war die Freude groß, denn man hatte jetzt unter 59° 25′ südl. Br. die Ueberzeugung gewonnen, daß das Kap Hoorn die südliche Spitze der Neuen Welt sein müsse und jenseits desselben keine weitere Schranke die Fahrt nach dem Stillen Ozean hindere. Man feierte deshalb unter Sturm, Hagel und Regen ein großes Fest, legte dem Meeresarm, durch welchen man gekommen war, den Namen Lemairestraße bei, den er noch trägt, und steuerte dann in nordwestlicher Richtung nach der Insel Juan Fernandez, um der ermüdeten und am Skorbut leidenden Mannschaft einige Erholung zu verschaffen. Da aber die Landung nicht möglich war, so mußte man sich damit begnügen, einige Leute in dem großen Boote an die Küste zu schicken, um sich von der Beschaffenheit derselben zu überzeugen. Sie fanden in einer sicheren Bai, von welcher aus man ein fruchtbares, von hohen Bäumen beschattetes Thal übersah, einen bequemen Ankerplatz, in dessen Nähe klare Wasserbäche in das Meer fielen und gute Fische in solcher Menge vorhanden waren, daß man sie fast mit den Händen greifen konnte; in einiger Entfernung gewahrten sie auch Seelöwen und weiter im Innern der Insel Ziegen und Schweine. Diese Umstände gaben neuen Muth, die Reise fortzusetzen.

Unter dem Wendekreis wurde der Wind günstig, man legte täglich bedeutende Strecken zurück und setzte am 9. April in der sichern Erwartung, bald auf Land zu stoßen, die Schaluppe in Stand, um wenigstens, wenn man auch keinen Ankerplatz antreffen sollte, Trinkwasser und frische Lebensmittel herbeischaffen zu können, da der Scorbut bereits die Hälfte der Mannschaft ergriffen und schon mehrere Leute, unter denen sich auch Lemaire's Bruder befand, hingerafft hatte. Am folgenden Tage erblickte man eine kleine niedrige Insel mit einem See in der Mitte; die Matrosen, welche mit der Schaluppe landeten, fanden kein Trinkwasser, sondern nur Regenpfützen, und keine anderen Thiere als einige stumme Hunde, ein Beweis, daß diese Insel früher bewohnt war. Die Holländer nannten es deshalb Hondeneiland und segelten weiter. Am 14. April tauchten wieder ähnliche flache Inseln auf, und gegen Abend näherten sich in einem kleinen Kanoe vier nackte, roth bemalte Wilde mit langem, schwarzem Haar und luden durch Zeichen ein, mit ihnen ans Land zu gehen; man konnte sich aber nicht verständigen. Da man dicht am Ufer noch keinen Grund fand und die Absicht der in großer Anzahl am Strande versammelten Eingeborenen nicht kannte, blieb man während der Nacht unter Segel und steuerte am Morgen weiter zu einer andern Stelle, wo mehrere nackte Wilde durch Zeichen zu verstehen gaben, zu ihnen zu kommen. Drei von ihnen sprangen in ein Kanoe und ruderten bis in die Nähe des Schiffes, von wo aus man ihnen Messer und Glaskorallen zuwarf, ohne daß sie an Bord kamen. Am begierigsten waren sie nach Eisen. Einer wagte sich sogar auf die Galerie, zog mehrere Nägel aus den Kajütenfenstern und versteckte sie in sein langes Haar. Diese Wilden hatten keine andere Bekleidung, als Matten um die Hüften, waren aber vom Kopfe bis zu den Füßen mit schlechtgerathenen Bildern von Schlangen, Drachen und

anderen abenteuerlichen Ungethümen bemalt. Man reichte ihnen einen Becher mit Wein in das Kanoe, welchen sie behaglich austranken, aber nicht zurückgaben. Da man indessen außer ihren Diebereien keine weitere Tücke an ihnen bemerkte, so schickte man ein Boot mit vierzehn bewaffneten Leuten ans Land; kaum aber hatten diese das Ufer betreten, als 30 mit dicken Keulen versehene Wilde aus dem nahen Walde hervorstürzten und den Matrosen die Gewehre aus den Händen zu winden und das Boot auf den Strand zu ziehen versuchten. Als jedoch das Musketenfeuer mehrere verwundete und tödtete, ergriffen die übrigen die Flucht, die auch Bogen, Pfeile und Schleuder gebraucht hatten. Endlich wurde der Kampf durch die Weiber beendet, welche die Männer gewaltsam mit sich fortrissen. Eine Landung war hier unmöglich, und die Insel erhielt den Namen Sondergrond (Ohnegrund), welche jetzt gewöhnlich Tiukea heißt. Das nächste Eiland war eben so trostlos und ohne lebende Seele. Das nur mit Mühe gelandete Boot fand indeß einige gute Muscheln, Kräuter und Trinkwasser, daher die Insel auch Waterland (Wasserland) genannt wurde.

Auch an den nächsten Tagen traten mehrere solcher Niedriger Inseln ganz mit denselben Erscheinungen in Sicht, nur eine einzige von diesen unterschied sich durch große Schwärme schmerzlich stechender Fliegen und wurde daher das Fliegeneiland genannt.

Ein starker Regen erquickte und versah endlich mit Trinkwasser und man segelte zwischen niedrigen Inseln in der Richtung des Landes, welches de Quiros aufgefunden hatte. Am 9. Mai sah man endlich ein Fahrzeug, das von Süden nach Norden gerade vor dem Schiffe vorbeisegelte, und da es auf alles Zurufen nicht antwortete, für ein spanisches gehalten und mit Flintenschüssen begrüßt wurde. Zu spät erkannte man den Irrthum. Es waren Insulaner, mit denen man sich aber nicht verständigen konnte. Sie hatten rothe Hautfarbe und waren am ganzen Körper mit Kokosöl eingerieben; ihre Kleidung bestand aus kleinen Stücken Zeug, welche sie um die Hüften schlangen und mit denen sie auch zum Schutze gegen die Sonnerhitze Haupt und Schultern bedeckten. Die Weiber hatten kurzgeschorenes, die Männer langes, glänzend schwarz gefärbtes Haar. Ihr Fahrzeug, in welchem sich etwa 25 Personen befanden, erregte durch Bau und Einrichtung Erstaunen. Es bestand aus zwei trefflich gearbeiteten langen Kanoes, welche in der Mitte durch Breter so mit einander verbunden waren, daß ein nicht unbedeutender Raum zwischen ihnen blieb. Vorn und hinten liefen sie in lange Schnäbel aus, die so dicht waren, daß kein Wasser eindringen konnte. In dem Vordertheile des einen Kanoes stand ein Mast mit einem Besansegel, das aus Matten zusammengenäht und so bequem eingerichtet war, daß es jeden Wind fassen konnte. Das aus Binsen geflochtene Tauwerk war nicht dicker und eben so stark als das aus Hanf gedrehte der europäischen Schiffe. Auf den Verbindungsbretern zwischen den beiden Kanoes war eine Strohhütte für die Weiber und Kinder. So legen die kecken Insulaner große Strecken auf dem Meere zurück, ohne Kompaß, ohne andere Lebensmittel als einen kleinen Vorrath von Kokosnüssen, und ohne ein anderes Werkzeug als einige aus Knochen oder Perlenmutter verfertigte Angeln zum Fischfange. Als man sie gegen Abend ihr Fahrzeug wieder besteigen ließ und mit einigen Geschenken Abschied von ihnen nahm, richteten sie ihren Lauf nach Südost, wohin man ihnen am nächsten Morgen folgte. Schon nach wenigen Stunden

kam eine hohe Insel in Sicht und südlich von derselben eine andere niedrigere, aber weit längere. Ein kleines, sehr schnell segelndes und gut gelenktes Kanoe näherte sich alsbald und man warf ihm ein Tau mit einer Tonne zu, um mit Hülfe desselben besser an Bord kommen zu können, die Insulaner aber, welche den Zweck der Tonne nicht erriethen, banden sie los und befestigten einige Kokosnüsse und Fische an das Tau. Eben so wenig verstanden die Holländer die wohlgemeinten Winke der Wilden, ihnen nach einem guten Hafen auf der südlicheren Insel zu folgen, und gingen, da sie keine sichere Bai fanden, an der Spitze der nächsten vor Anker. Diese bestand aus einem einzigen zuckerhutförmigen Berge und war bis zum Gipfel mit Kokospalmen bewachsen, weshalb man ihr den Namen Kokoseiland beilegte. Die Eingeborenen kamen, nachdem sie mehrere weiße Flaggen zum Beweise ihrer friedlichen Gesinnung aufgesteckt hatten, sogleich an Bord und beeiferten sich, die mitgebrachten Kokosnüsse und andere Erzeugnisse ihres Bodens gegen eiserne Nägel und Glasperlen auszutauschen; da sie 4—5 Nüsse für einen Nagel gaben, so sammelte man in kurzer Zeit einen sehr großen Vorrath an Nüssen ein. Die Wilden bedeckten bald das Schiff und stahlen was sie nur konnten. Als am nächsten Morgen ein Boot an der südlicheren Insel einen besseren Ankerplatz suchte, wurde es von einer Menge kleiner Kanoes umringt und von den mit schweren Keulen bewaffneten Wilden angegriffen; vergebens feuerte man, um sie zu schrecken, einige Gewehre in die Luft ab. Sie erwiderten den unschädlichen Knall durch Hohn und Herausforderungen und ergriffen erst dann die Flucht, als Mehrere von den Kugeln getödtet worden waren. Am folgenden Tage kamen viele Eingeborene der Insel, bei welcher der Kampf stattgefunden hatte, friedlich an Bord und brachten Schweine, Kokosnüsse, Bananen und andere Früchte und mehrere mit Trinkwasser gefüllte Gefäße als Geschenke ihres Häuptlings, den sie Latov nannten. Bald darauf erschien dieser selbst und wurde zu seiner nicht geringen Ueberraschung unter dem Schalle der Trompeten und Trommeln empfangen; er neigte vor dem Befehlshaber dreimal das Haupt und legte die Geschenke, welche man ihm reichte, auf dasselbe, wahrscheinlich zum Zeichen des Dankes; seine Begleiter durchstöberten unterdessen, nachdem sie sich vor den Offizieren niedergeworfen und deren Füße geküßt hatten, das Schiff, untersuchten die Stärke desselben, indem sie mit Steinen an die Wände schlugen, und bewunderten Alles, was sie sahen. Auf Latov's Einladung, nach seiner Insel zu kommen, lichtete man die Anker, wurde aber nahe bei der Landungsstelle von zahlreichen Kanoes mit einem Hagel von Steinen angegriffen. Ein gut gerichtetes Feuer schreckte zwar die treulosen Wilden zurück, da man aber nicht für räthlich hielt, sich bei dem schlechten Gesundheitszustand der geringen Mannschaft in einen Kampf mit einem an Zahl so sehr überlegenen Feinde einzulassen, so entfernte man sich möglichst schnell von der Insel, welcher man den Namen Verraaderseiland beilegte, und setzte die Reise fort.

Die beiden von Lemaire entdeckten Inseln, Kokosinseln, jetzt auch Boscawen genannt, und Verraaderseiland, gehören zu dem Schifferarchipel und haben im Allgemeinen dieselbe natürliche Beschaffenheit. Sämmtliche Inseln dieses Archipels erheben sich ziemlich hoch über den Wasserspiegel und sind vulkanischen Ursprungs, wie die häufig sichtbare Lava und das allenthalben vorkommende Basaltgestein zur Genüge beweisen. Der Boden entwickelt die

üppigste Vegetation und der schönste Baumwuchs erstreckt sich bis zum Gipfel der Berge hinauf, welche sich von der Mitte des Landes in sanften Abstufungen bis zu dem von Korallenfelsen und Klippen umgürteten Gestade herabsenken und zahlreichen Bächen und kleinen Flüssen ihren Ursprung geben. Sichere Häfen finden sich überall, und die Kanäle, welche die einzelnen Inseln von einander scheiden, sind so tief, daß die größten Schiffe sich ungehindert darin bewegen können. Nur das hier gewöhnlich unruhige und häufig stürmische Meer gebietet Vorsicht. Gern legt der müde Seefahrer bei diesen herrlichen, schwimmenden Gärten ähnlichen Eilanden an, er findet gutes Trinkwasser und wohlschmeckende Lebensmittel im Ueberfluß. Von vierfüßigen Thieren sind zwar nur Schweine und Hunde vorhanden, aber beide in sehr großer Anzahl; unter den Vögeln sind besonders bemerkbar Papageien, Tauben, Drosseln, Wachteln und Hühner, auf deren Zucht die Eingeborenen große Sorgfalt verwenden. Das Meer ist dicht an den Küsten außerordentlich reich an Fischen; doch werden diese weniger gesucht, da die allenthalben vortrefflich gedeihenden köstlichen Brotfrüchte, Kokosnüsse, Mandeln, Gujaven, Pisangs und das an den Ufern der Flüsse wildwachsende Zuckerrohr ohne Mühe hinreichende Nahrung gewähren. Die sehr zahlreichen Bewohner des Archipels gehören zu dem weitverbreiteten Stamme der Malayen, und ihre Sprache ist ein Dialekt des Malayischen. Sie sind unstreitig der größte, am besten und kräftigsten gebaute Menschenschlag des Australozeans, aber sie fallen weniger durch ihre Größe, als durch die riesigen Verhältnisse einzelner Körpertheile auf. Selbst die Kleinsten von ihnen, welche für Zwerge gelten, sind stärker als ein gleichgroßer Europäer. Muskulöse Arme, breite Brust und gewaltige Beine und Schenkel geben ihnen das Ansehen von Athleten. Die Männer bemalen oder tätowiren den ganzen Körper so sorgfältig, daß man sie in der Ferne für bekleidet hält, obschon sie fast ganz nackt gehen und nur um die Hüften einen Gürtel von Seegras tragen, welches ihnen bis auf die Kniee herabhängt und sie den Tritonen und Meergöttern der Dichtung ähnlich macht. Ihre langen, in Zöpfe geflochtenen Haare schlingen sie um den Kopf in die Höhe und vermehren dadurch die Wildheit ihres Gesichtsausdrucks. Der geringste Zwist wird mit Stöcken, Keule oder, wenn in Fahrzeugen, mit dem Ruder ausgestritten. Viele Narben sind Zeichen dieser Kämpfe. Die Streitlust scheint jedoch bei einigen Stämmen durch eine höhere Stufe der Kultur gemildert, besonders in der südlichen Gruppe; denn mehrere Seefahrer, welche daselbst vor Anker gingen, schildern die Eingeborenen als sehr muntere und freundliche Leute, auch fanden sie dieselben nicht bemalt und tätowirt, sondern vom Kopfe bis zu den Füßen mit Zeug bekleidet. Als die wildesten bezeichnet man die Bewohner der mittleren Gruppe, der von Roggeween so genannten Baumansinseln. Die Weiber sind dem männlichen Geschlecht im Aeußern fast ähnlich, sie zeigen nur in der Jugend einige Anmuth, tragen nur einen Schilfgürtel und als einzigen Schmuck einen Blumenkranz.

So roh und abschreckend im Allgemeinen diese Insulaner in ihren Sitten noch sind, so verrathen sie doch in manchen Dingen unverkennbare Fortschritte in der Kultur. Sie wohnen in Dörfern beisammen, haben Fruchtbäume und bequeme Einrichtungen. Im Innern, wo gewöhnlich mehrere Familien in einzelnen getrennten Theilen beisammenwohnen, herrscht Reinlichkeit; die feinen Matten, welche als Schlafstätte dienen, sind auf dem festgestampften Boden

ausgebreitet und die wenigen, aber schön und zweckmäßig gearbeiteten Hausgeräthe an den Wänden aufgestellt. Die Kunstfertigkeit, welche diese Wilden in der Verfertigung mancher zum Haushalte nöthigen Geräthschaften entwickeln, erregt um so mehr Bewunderung, da sie sich keiner eisernen Werkzeuge bedienen und nicht einmal großen Werth auf dieselben legen. Ein Hohlbeil und ein Messer aus Basalt reichen hin, um die schönsten hölzernen Gefäße und Schüsseln mit Füßen und Henkel zu schnitzen und so schön zu glätten, daß sie mit Firniß überzogen scheinen. Eben so sauber gearbeitet sind ihre Zeuge aus einer bastartigen Pflanze. Das Gewebe ist so biegsam und fest wie unsere Leinwand und dient hauptsächlich zu den Segeln der Piroguen, mit welchen sie, so leicht und unvollkommen sie auch gebaut sind, weite Reisen unternehmen. Ueberhaupt entwickeln sie in der Schiffahrtskunde mehr Einsicht und Gewandtheit als die meisten anderen Australier, weshalb man auch mit Recht dem von ihnen bewohnten Archipel den Namen Schifferinseln beigelegt hat. Man sieht sie fast nie anders als auf ihren Fahrzeugen, und den Weg von einem Küstenende zum andern machen sie immer zu Wasser und nie zu Fuß. Im Schwimmen zeigen sie ebenfalls eine erstaunliche Fertigkeit. Ihre Waffen sind eine schwere Keule von hartem Holze mit einer so scharfen Schneide, daß ein einziger Schlag den festesten Schädel zu zertrümmern vermag, und Schleudern, mit denen sie zwei- bis dreipfündige Steine mit unbegreiflicher Kraft und Sicherheit auf weite Entfernung werfen. Bogen und Pfeile bemerkte man nur auf einigen Inseln, und namentlich auf solchen, deren Bewohner in der Kultur schon weiter vorgeschritten waren. Kleine Wurfspieße scheinen zur Jagd auf größere Fische zu dienen; gewöhnlich aber fischt man hier mit Wurfnetzen und mit Angeln, welche aus Perlmutter und weißen Muscheln gearbeitet und an Schnüren befestigt sind. Während des Kampfes gehorchen alle den Befehlen eines Anführers; in Friedenszeit scheint aber das Ansehen der Häuptlinge gering.

Von geistlichen Vorstehern, von Religion und religiösen Gebräuchen konnte man nichts bemerken, auch gewahrte man nirgends einen Tempel oder einen Morai.

Am 19. Mai entdeckte man wieder zwei nahe bei einander liegende, mit Kokospalmen bewachsene Eilande von mäßiger Höhe und ging, nach einem kurzen Kampfe mit den Eingeborenen, gegenüber der Mündung eines kleinen Flusses vor Anker. Es kam bald zu freundlichem Verständniß. Bei einer feierlichen Audienz legte ein alter Mann, wie es schien, ein Vornehmer in hohen Ehren, die Füße, auf denen er Anfangs gehockt hatte, plötzlich über die Schultern und kugelte sich wie ein Kautschukmann mit sonderbaren Geberden als Zeichen seiner Ehrfurcht und Freundschaft auf der Erde umher. Von allen den überreichten Geschenken gefiel dem Häuptling am besten ein weißes Hemd, und er gab dagegen vier Schweine und die Erlaubniß, mit zwei bewaffneten Booten in den Fluß einzulaufen, um Trinkwasser einzunehmen. Da er dies selbst überwachte und seine neugierigen Unterthanen nicht nur zurückwies, sondern auch einen derselben, welcher einen Säbel stahl, streng bestrafte, so bot sich keine Veranlassung zu einer feindlichen Berührung. Alle Eingeborenen vermieden sorgfältig eine solche, denn ihre Furcht vor den Feuerwaffen artete in kindische Uebertreibung und toller Bestürzung aus, seitdem auf Verlangen des Häuptlings ein Geschütz abgefeuert worden war. Der Donner desselben hatte einen solchen Schrecken verbreitet, daß die ganze Bevölkerung nach dem Innern in die Wälder

entfloh und nur mit Mühe beruhigt und wieder herbeigelockt werden konnte. Einige der Vornehmsten der Inselbewohner, welche sich muthiger als die übrigen zeigen wollten, kamen zuerst wieder an Bord, um die innere Einrichtung des Schiffes zu sehen; man führte sie in die Kajüte des Kapitäns, wo sie ihre Verwunderung über die verschiedenen Geräthschaften, besonders über eine Uhr, eine kleine Glocke und einen Spiegel, auf kindische Weise kundgaben und einen zinnernen Löffel gegen Schweine austauschten. Sie waren alle kräftige, stattliche Leute, benahmen sich sehr freundlich und verabschiedeten sich mit vielen Förmlichkeiten.



Fidschi-Insulaner.

Die Insel gehört zum Fidschi-Archipel, ist aber höher und gebirgiger als die übrigen südlich von ihr liegenden meist niedrigen Eilande und nicht, wie diese, von so vielen Riffen umgeben, welche die Schiffahrt schwierig und gefährlich machen. Das Klima ist selbst auf den höheren, bewaldeten Inseln mild, und die meisten in den Australländern einheimischen Früchte gedeihen auch hier. Das vorzüglichste und jetzt einträglichste Erzeugniß des Fidschi-Archipels ist das Sandelholz. Schweine, Hunde, Vampyre und Ratten sind hier in Menge. Die sehr zahlreichen Bewohner der Fidschi-Inseln mit schlankem, kräftigem Körperbau und dunkler Hautfarbe gehören zu der Malayenrasse, sind treffliche Schwimmer und Fischer, führen die Waffen eben so tapfer als gewandt, beweisen mancherlei Kunstfertigkeiten und stehen überhaupt auf einer weit höheren Stufe der Bildung als die Eingeborenen anderer in derselben Meeresgegend liegenden Inselgruppen. Das Tätowiren ist nur bei den Weibern Sitte, welche sich auch das

Haar roth färben und Hals und Brust mit Kokosöl einreiben; die Männer schlitzen das linke Ohr auf und ziehen die Ohrläppchen so lang, daß sie fast bis auf die Schultern herabhängen, auch durchbohren sie die Nasenflügel und stecken zwei sehr lange Federn hinein, die über den Backen liegend einem ungeheuren Schnurrbarte gleichen und ihnen ein äußerst kriegerisches, grimmiges Ansehen geben, welches noch durch die Walfischbarten, die sie als Schmuck am Halse tragen, durch eine abenteuerliche Schlachtkleidung und durch das bunt bemalte Gesicht bis zur Wildheit gesteigert wird. Ihre Waffen bestehen in schweren, mit Walfischbarten künstlich ausgelegten Keulen, Wurfspießen, Schleudern, Bogen und Pfeilen. Da die Häuptlinge fast fortwährend mit einander im Zwiste leben, so sind blutige Schlachten sehr häufig, erschlagene Feinde verzehren sie aber nicht. Nicht selten liefern sie sich auch Seegefechte, und auf den nächsten Inseln, der Tongagruppe, hegt man große Furcht vor ihnen.

Nach einem Aufenthalte von zehn Tagen, während dessen sich sämmtliche Kranke auf dem Schiffe wieder völlig erholt hatten, verließen die Holländer die bequeme, gastliche Bai, welcher sie den Namen Eendracht beilegten, segelten in nordwestlicher Richtung an vielen mit herrlicher Vegetation bedeckten, zum Salomons-Archipel gehörenden Inseln vorüber und erreichten am 25. Juni ein ziemlich hohes, anmuthiges und mit Kokospalmen bepflanztes Eiland. Die Eingeborenen, welche durch ihre gänzlich schwarze Hautfarbe auffielen, griffen die einen Ankerplatz suchende Schaluppe an und waren weder durch freundliche Geberden noch durch Geschenke zu bewegen, einen Verkehr anzuknüpfen. Das stark bevölkerte und an Nahrungsmitteln reiche Eiland nannten die Holländer St. Johannes (Saint-Jean); es liegt an der Ostseite der zu dem Archipel von Neubritannia gehörenden großen Insel Neuireland, welche Lemaire und Schouten ebenfalls sahen, aber für keine neue Entdeckung, sondern irrig für das bereits von den Portugiesen und Spaniern aufgefundene Land Neuguinea hielten.

Neuireland, sowie die nordwestlich von ihr sich erstreckende andere große Insel, sammt den beiden sie umgebenden kleinen Eilanden sind hoch und mehr oder weniger von Bergketten durchzogen, welche sich nach den Küsten hin allmählich abdachen und einem sandigen, durch viele Einschnitte unterbrochenen Strande Raum lassen. Kleine Flüsse und wasserreiche Bäche durchströmen den Boden und steigern seine Fruchtbarkeit zu einem ungewöhnlich hohen Grade. Die Kokosnuß, die Brotfrucht, verschiedene Arten Aloë, die Muskatnuß, das Zuckerrohr, der Pimentpfeffer, die Sagopalme und andere Pflanzen gedeihen an der Küste in großer Fülle, und die Wälder sind mit Papageien, Turteltauben, Kakadus und anderem zum Theil nur hier einheimischen Gefieder bevölkert. Von vierfüßigen Thieren bemerkte man nur Schweine und Hunde, aber eine große Menge Fische, Reptilien und Insekten. Die zahlreichen, zu der Rasse der Papuas gehörenden Bewohner des ganzen Archipels haben einen dicken runden Kopf, kurze, krause und schwarze Haare, starken Bart, breites Gesicht, schwarze Zähne, aber keine wulstigen Lippen, eine nur wenig stumpfe Nase und überhaupt kein unangenehmes Aeußere, welches aber durch die häßliche Schminke, womit sie das Gesicht in weißen und rothen Streifen bestreichen, und durch die wenigstens vierzölligen Stöckchen oder ganze Reihen von Zähnen, welche sie durch die Nasenknorpel und die gewöhnlich bis auf die Schultern herabhängenden zerrissenen Ohrlappen stecken, entstellt ist. Die Weiber bedecken

die Mitte des Körpers durch ein Baumblatt, an einem Gürtel von Baumrinde; die Männer gehen völlig nackt; sie sind besser gewachsen als die Weiber, sehr stark und dabei gewandt und kriegerisch. Außer dem Nasen- und Ohrenschmuck tragen sie über den Armgelenken und Elnbogen Ringe von Knochen und Gürtel von kleinen Muscheln, auf dem Kopfe eine Mütze von bemalter Baumrinde.

Da man von diesen Wilden Lebensmittel nicht erhalten konnte, so setzte man nach kaum zweitägigem Aufenthalt die Reise fort, fand aber an der ganzen langen Küste und an einigen nördlich von ihr liegenden kleinen Eilanden keine bessere Aufnahme. Nach einer Fahrt von etwa 20 Tagen, auf der Lemaire die Admiralitätsgruppe entdeckte, aber nicht berührte, näherte er sich endlich der nordöstlichen Küste von Neuguinea und lavirte einige Zeit vor einer stark bevölkerten, mit schönen Kokospflanzungen bedeckten und von einem in voller Thätigkeit befindlichen Vulkan überragten Insel. Mehrere Eingeborene, Papuas, näherten sich in kleinen bedeckten Piroguen und brachten Kokosnüsse und Schweine. Sie hatten alle kurze krause Haare, trugen Ringe in der Nase und den Ohren, Federschmuck auf dem Kopfe und an den Armen, an Schnüren hängende Schweinszähne um den Hals und auf der Brust. Das Aussehen dieser Wilden war ekelhaft, noch scheußlicher aber als die Männer erschienen die Weiber; sie schlichen, beständig Betel kauend, mit ihren Kindern auf dem Rücken gleich Affen daher. Auf dieser Fahrt berührte man auch zwei Inseln, welche jetzt noch Moa und Arimoa heißen, steuerte durch eine Inselgruppe, die man zu Ehren des Kapitäns Schouteninseln nannte, und entdeckte endlich die nördliche Spitze von Neuguinea, welcher man in der frohen Hoffnung, bald das Ziel der Reise zu erreichen, den Namen Kap Goede Hoop beilegte. Man berührte noch die Molukken Ternate und Tidor und ließ am 28. Oktober 1616 vor Jakatra (jetzt Batavia), der Hauptstadt der Insel Java und dem Mittelpunkte der holländischen Besitzungen, die Anker fallen.



Neuirländer.

Die Freude Lemaire's und seines Piloten Schouten über den glücklichen Erfolg ihres Unternehmens wurde indessen nur allzu bald durch ein unerwartetes Ereigniß getrübt. Jan Cohen, der Präsident des Rathes von Indien, beschied die Seefahrer schon am zweiten Tage nach ihrer Ankunft zu sich und erklärte ihnen im Namen der Ostindischen Compagnie, daß sie durch die Uebertretung des Verbots, ohne Erlaubniß dieser privilegirten Handelsgesellschaft durch die Magellanstraße zu gehen, der persönlichen Haft und ihr Schiff und

sämmtliche darin befindliche Waaren der Konfiskation verfallen seien. Vergebens behaupteten sie, eine neue Straße aufgefunden zu haben, man glaubte ihrer Aussage nicht oder wollte ihr nicht glauben, da man das Monopol der Compagnie für gefährdet hielt. Sie konnten nur mit Mühe die Begünstigung erlangen, daß man sie auf der gerade nach Europa segelnden Flotte der Compagnie nach der Heimat schickte, um dort Klage zu führen. Der tiefgekränkte Lemaire sah sein Vaterland nicht wieder; er starb am 22. Januar 1617 auf der Reise in der Nähe der Insel Mauritius. Schouten ward zwar in Holland mit gebührender Anerkennung seiner Verdienste empfangen, seine Klage auf Entschädigung scheint aber unberücksichtigt geblieben und an dem damals fast unbegrenzten Einflusse der Ostindischen Compagnie gescheitert zu sein.

Zunächst mögen hier einige Erdumsegelungen mehr der Vollständigkeit halber, als wegen der auf ihnen gemachten Entdeckungen angeschlossen werden.

Auf die Nachricht von der Entdeckung der Lemairestraße ging der Spanier Garcia de Naudal 1618 mit zwei Schiffen dahin, um womöglich hier durch feste Bollwerke die Straße zu sichern. Weder diese noch eine zweite spanische Expedition gaben für die geographischen Entdeckungen etwas Nennenswerthes zu verzeichnen.

Inzwischen hatten die Kriege zwischen den Holländern und Spaniern fortgedauert. Die Holländer suchten Kastiliens Macht in ihren tiefsten Wurzeln, dem Reichthum, anzugreifen, ihnen das amerikanische Gold abzuschneiden. Die Generalstaaten beschlossen daher, Peru, diese unversiegbare Quelle von Reichthümern und Schätzen, zu bekriegen und auf dem von Lemaire gebahnten Wege den Krieg in jenes Land zu verlegen.

Eine Flotte von 11 Schiffen, jedes mit 94 Kanonen und einer großen Anzahl Seesoldaten versehen, ward ausgerüstet. An der Spitze derselben standen zwei sehr erfahrene Seemänner, Jacques L'Hermite als Admiral und Ghaen Hugens Schapenham als Steuermann.

Man lief am 29. April 1623 aus dem Hafen von Goerree aus und entdeckte nach einer meist unglücklichen Fahrt längs der Westküste von Afrika das Kap Pennas in Brasilien, welches aus hohen Gebirgen mit immerwährendem Eise hervorspringt. Ein etwas längerer Aufenthalt in einer Bai des Feuerlandes gab Anlaß zur Entdeckung mehrerer Straßen und Kanäle, welche dasselbe durchschneiden und so eine Menge Inseln voll von Buchten, Golfen und Baien bilden.

Hierauf, mit Hunger und Krankheit im Kampfe, steuerte der Admiral, obgleich er fast einen Drittheil seiner Mannschaft am Scharbock eingebüßt hatte, gerade auf Callao zu, um nach Eroberung dieses Platzes Arica und Potosi einzunehmen und sich so des Hauptschatzes zu bemächtigen. Allein die spanischen Schiffe fochten mit großem Heldenmuth und vertheidigten sich aufs Trefflichste. So wendete sich L'Hermite nach Westen, entdeckte die Insel Lobos, das Kap St. Clara, die Ladrilleros, Galpericomale, Las Velas und Sahavedra. Nach verschiedenen Unternehmungen ging die Flotte nach Amboina und endlich nach Batavia. Hier trennten sich die Schiffe; einige steuerten auf die Küste Coromandel zu, andere nach der Insel Onrust; das Admiralsschiff aber trat den Rückweg nach Holland an. Jacques L'Hermite erntete jedoch

nicht mehr die Früchte und den Ruhm seiner gefahrvollen und beschwerlichen Reise. Er starb schon am 3. November 1625 bei Bantam. Sein Name lebt in einer kleinen Insel südwärts vom Feuerland fort und erinnert die Vorübersegelnden an seine Thaten. Der Obersteuermann Schapenham führte das verwaiste Schiff um das Kap der guten Hoffnung am 9. Juli 1626 in den Texel ein. Somit war von 1623—1626 die siebente Reise um die Welt beendigt.

Jakob Roggeween.

Die Holländer hatten zwar ihre Unternehmungen im Stillen Ozean eingestellt, aber nach Erweiterung des Privilegiums der Westindischen Gesellschaft zum Handelsverkehr jenseit der Magellanstraße übernahm Jakob Roggeween die Führung einer Expedition hierzu.

Roggeween verließ im August 1721 den Texel und berührte auf der Richtung nach der Südspitze der Neuen Welt eine große Insel, die zu den lange vorher von französischen und englischen Seefahrern entdeckten und besuchten Malouinen oder Falklandsinseln gehört. Nach der Umschiffung des Kap Hoorn steuerte er westnordwestlich und sichtete am ersten Ostertage eine Insel von nicht unbedeutenden Umfange, die zwar schon von dem englischen Korsaren Eduard Davis 1686 entdeckt sein soll, welcher er aber den Namen Paaschen, d. h. Osterinsel, beilegte. Die Bewohner kamen zutrauungsvoll an Bord, nahmen die geschenkten Kleinigkeiten mit großem Vergnügen an und wurden namentlich durch Musik sehr erfreut. Durch einen unglücklichen Zufall wurde aber schon am zweiten Tage nach der Landung einer der harmlosen Wilden durch einen Flintenschuß getödtet, wodurch sich augenblicklich ein solcher Schrecken ihrer bemächtigte, daß sie sämmtlich entflohen. Als man nun, um den Verkehr wieder anzuknüpfen, ans Land ging, drängten sich die Insulaner in solcher Menge und mit solchem Ungestüm an den Strand, daß man sich nur mit der größten Mühe ihrer erwehren konnte. In brutaler Grausamkeit machten die Holländer von dem Feuergewehren Gebrauch. Roggeween schildert die Bewohner und ihre Erzeugnisse oft im Widerspruch mit späteren Reisenden mit den glänzendsten Farben.

Die Osterinsel oder Waihu bei den Eingeborenen, in einem Umfang von etwa sechs Meilen, scheint seit ihrer Entdeckung durch Erdbeben oder andere Naturerscheinungen wesentliche Veränderungen erlitten zu haben, denn während es ihr jetzt gänzlich an Holz fehlt, war sie noch zu Roggeween's Zeit mit schönen Wäldern bedeckt. Ihre vulkanische Natur ist unzweifelhaft. Sie bildet ein fast gleichschenkliges Dreieck und erhebt sich nach dem Innern zu hohen Gebirgen, die indessen des Anbaues nicht unfähig sind, denn man sah selbst die steilsten Abhänge in regelmäßige Felder abgetheilt, von denen viele in voller Blüte standen. Das Klima ist mild, Regen regelmäßig. Die Flora ist auf dem steinigen Boden nicht sehr reich; Brotfrucht und Kokos fehlen, dagegen findet man den Pisang, die süße Batate, das Arum, die Yam, das Zuckerrohr, die Curcuma, den Flaschenkürbis und noch mancherlei andere Gewächse, welche von den Eingeborenen sorgfältig angebaut und benutzt werden. Vierfüßige Thiere, Vögel, Fische fehlen. Die Bewohner gehören zur malayischen Rasse, unterscheiden sich aber in der Gesichtsbildung nur wenig von den Europäern überhaupt und von den Spaniern fast gar nicht. Die Hautfarbe ist nicht immer gleich; bei der

Mehrzahl gelblich, bei manchen fast schwarz und bei anderen beinahe weiß. Männer und Weiber gehen, mit Ausnahme einer kleinen Schürze um die Hüften, gewöhnlich gänzlich nackt, oder werfen höchstens ein Stück gelbes Bastzeug über die Schultern, welches zum Schenkel herabfällt. Kopfbedeckung sind kleine Rohr- oder Strohhüte, frische Laubkränze, seltener schwarze Federn; Vornehmere tragen dicht anliegende, schön gearbeitete, vorn mit einer geschliffenen Muschel verzierte Halsbänder. Sehr unvortheilhaft für ihr Aussehen ist die Sitte, die Ohren zu durchbohren und die Oeffnungen durch spiralförmig gerolltes Rohr so unmäßig zu erweitern, daß die Ohrläppchen bis auf die Schultern herabhängen; weniger entstellend ist die übrigens nur bei den Männern übliche, ins Bläuliche spielende Tätowirung, welche in breiten Linien den Lauf der Muskeln kunstreich begleitet und zuweilen sogar auf dem bräunlichgelben Grunde der Haut eine dem Auge nicht unangenehme Wirkung macht.

Während des Aufenthaltes der Holländer auf Waihu zeigten sich die Bewohner trotz der grausamen Behandlung, welche ihnen widerfuhr, stets gastfreundlich, gutmüthig und zuvorkommend; spätere Seefahrer sprechen nicht gerade rühmend von ihnen und schildern ihren unverbesserlichen Hang zum Diebstahl. Daß sie zurückhaltender und mißtrauischer gegen Fremde geworden, ist natürliche Folge ihrer schlimmen Erfahrungen.

Ihre Religion scheint dieselbe, welche man bei den übrigen Stämmen des Australozeans antrifft. Der Hauptgegenstand der Verehrung sind ebenfalls die Morais (Begräbnißplätze), welche sie mit großer Sorgfalt herrichten und erhalten. Ein solches Morai besteht aus einer ziemlich langen und breiten, auf einem Mauerwerke von rothem vulkanischen Steine ruhenden, mit großen viereckigen Platten belegten horizontalen Fläche, auf welcher eine Reihe kolossaler Bildsäulen, welche den obern Theil des menschlichen Körpers darstellen, aufgerichtet sind. Diese Bildsäulen sind aus Lava nicht ohne Geschick gehauen, besonders ist der mit einem cylinderförmigen Schmuck bedeckte Kopf nicht übel gebildet, bis auf die abscheuliche Ohrenverlängerung.

Die Wohnungen, Hütten aus kleinen Sparren, mit Flechtwerk und Lehm, stehen in Reihen, wie in europäischen Dörfern beisammen.

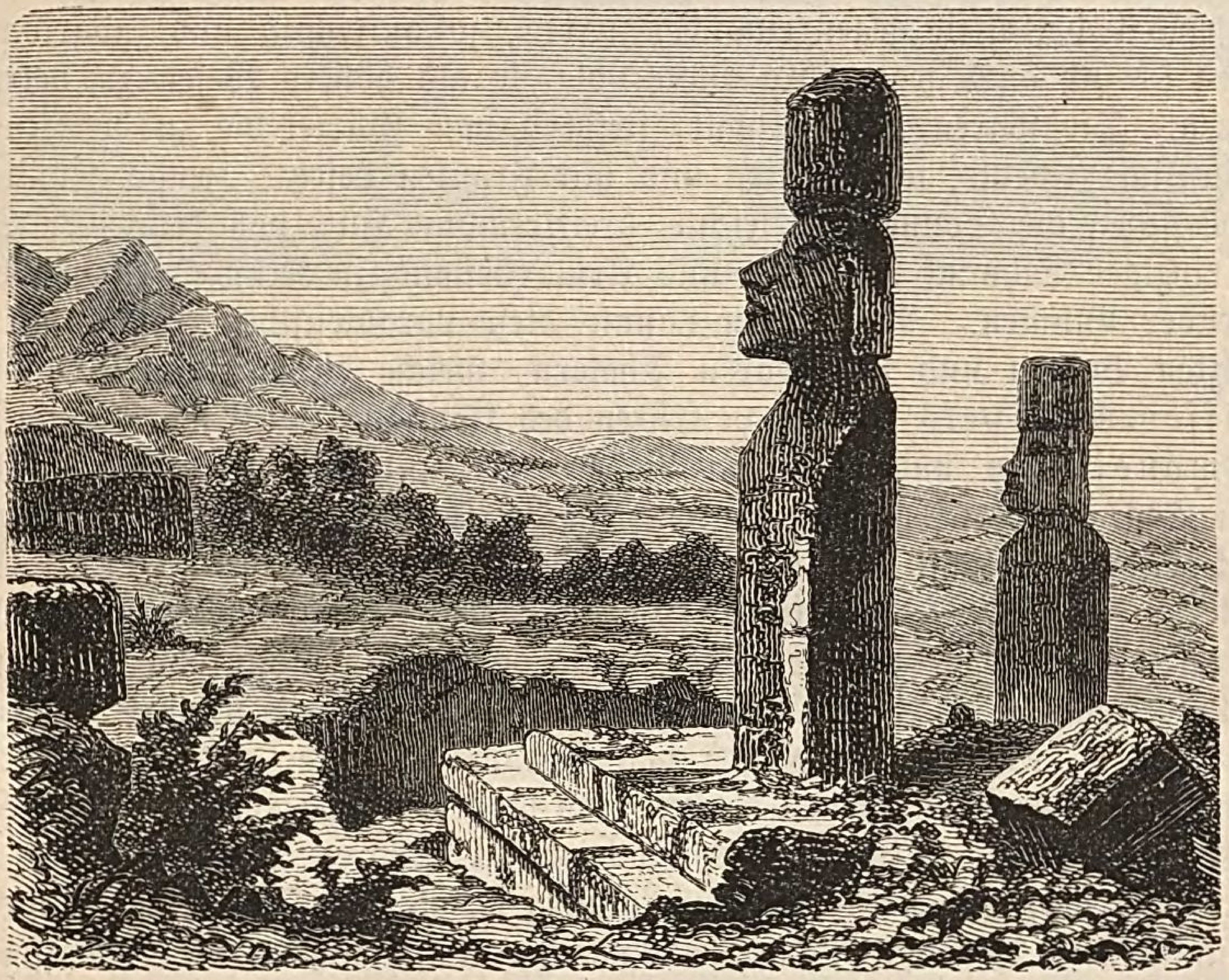
Weniger geschickt zeigten sich die Waihuaner in dem Baue der Kanoes, aber doch nur, weil es ihnen an tauglichen Baumstämmen fehlt und sie nur angeschwemmtes Floßholz dazu benutzen können.

Dieses lachende Bild, welches Roggeween von der Osterinsel (Waihu) giebt, stimmt mit den Nachrichten, welche ein halbes Jahrhundert später Georg Forster auf Cook's zweiter Reise gegeben hat, fast gar nicht überein. Der Kontrast von Forster's Beschreibung mit dem heiteren Gemälde Roggeween's ist so groß und auffallend, daß man glauben muß, Roggeween habe eine in der Nähe liegende, seitdem nicht wieder gefundene Insel besucht, oder eine zerstörende Katastrophe habe dieses Eiland verwüstet.

Ein heftiger Weststurm riß zwei der Schiffe von den Ankern und trieb sie auf hohe See nach Südwesten nach dem vermeinten, viel gesuchten Südkontinent fort. Nach einer Fahrt von fast einem ganzen Monate wandte sich Roggeween wieder nordwärts und gerieth in eine Gruppe sehr niedriger Inseln, wo eins seiner Schiffe scheiterte. Die Eilande gehören alle zu dem Archipel der Niedrigen Inseln, welcher der ihn umgebenden Riffe wegen von den

Seefahrern als die gefährlichste Stelle des Australozeans betrachtet wird. Die Bewohner, groß und kräftig, zeigten sich Anfangs wild und kriegerisch, hatten aber dennoch die Gutmüthigkeit der meisten Südsee-Insulaner.

Am 1. Juni 1722 entdeckte er wieder eine hohe Insel, welche gleich einem prächtigen Garten aus den Wogen auftauchte, da man aber keinen sicheren Ankerplatz finden konnte und sich doch gern einige besonders für die Kranken nöthige Erfrischungen verschaffen wollte, so gingen zwei bewaffnete Schaluppen ans Land. Als die Eingeborenen dies merkten, kamen sie in großen Scharen mit langen Spießen, um sich der Landung zu widersetzen, aber man verständigte sich später doch und erhielt gegen kleine Geschenke die köstlichsten Früchte.

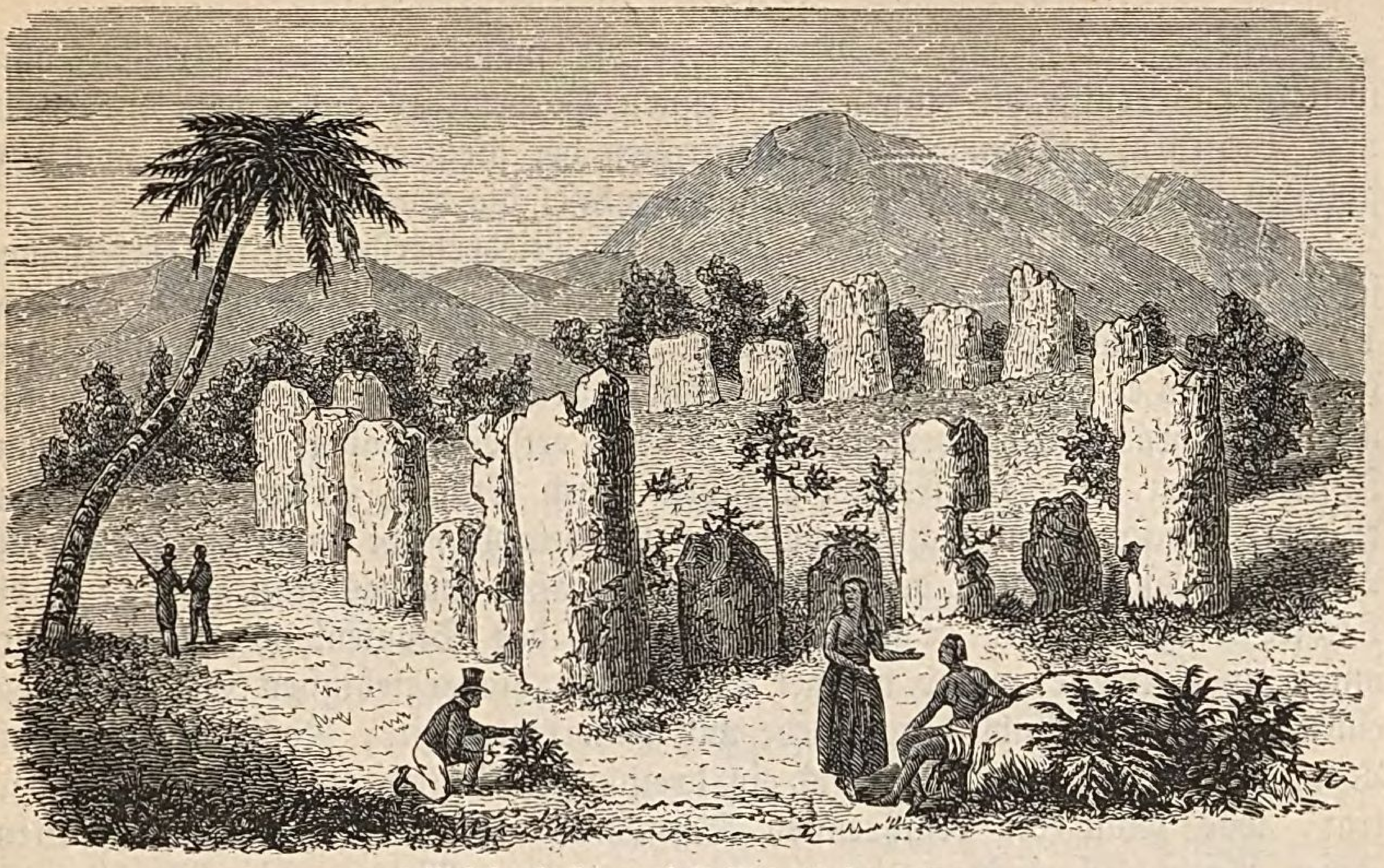


Steindenkmäler auf Waihu (Osterinsel).

Am folgenden Tage ging ein großer Theil der Mannschaft ans Land, um noch mehr Lebensmittel einzusammeln und um den Boden genauer zu untersuchen. Die Eingeborenen waren alle schöne Leute von starkem, untersetztem Körperbau, wohl gewachsen, sehr schnell und gewandt in allen ihren Bewegungen und voll Leben. Ihre schwarzen, mit Kokosöl gesalbten Haare hingen ihnen in langen, dichten Flechten um den bunt bemalten Körper. Die Männer trugen nur ein kleines Tuch um die Lenden, die Weiber aber hatten fast den ganzen Körper in einen weichen, seidenartigen, aus Baumbast verfertigten Stoff eingehüllt. Sie drängten sich mit Neugierde um die Fremdlinge, bewunderten ihre weiße Hautfarbe und befühlten sie unter den zärtlichsten Liebkosungen. Die Holländer sammelten ungehindert Vorräthe und drangen weiter nach dem Innern vor. Plötzlich aber bei Mißachtung eines heiligen Ortes kam es zum blutigen Kampf. Er fand auf dieser Fahrt die Berichte des Quiros und de Torres vollkommen bestätigt.

Roggeween beschloß nunmehr, nach Batavia zu segeln und zur Ergänzung seiner Vorräthe die gepriesenen Salomonsinseln zu berühren, und richtete seinen Lauf nach Nordwesten. Nach wenigen Tagen bekam er wieder einige Inseln in Sicht, die mit den prachtvollsten Pflanzungen bedeckt waren. Die Bewohner schienen, nach der Menge von Leuten, welche sich schnell gesammelt hatten und fast alle mit Pfeilen und Bogen bewaffnet waren, sehr zahlreich; viele derselben kamen aber in ihren Kanoes den Schiffen freundlich entgegen und brachten Fische, Kokosnüsse, Pisang und andere vorzügliche Früchte, welche sie theils als Geschenke überreichten, theils gegen Spielereien vertauschten. Sie waren sämmtlich weiß und unterschieden sich von den Europäern nur dadurch, daß sie mehr von der Sonne gebräunt waren. In ihrem Benehmen war nichts Wildes, und so sanft und liebreich sie gegen einander waren, so aufrichtig und zuvorkommend zeigten sie sich auch gegen ihre Gäste, die sie als höhere Wesen zu betrachten schienen. Sie waren nicht bemalt, sondern vom Gürtel bis zu den Knöcheln in künstlich gewebte, seidenartige und mit Fransen besetzte Zeuge gehüllt und trugen gegen die Sonnenhitze leichte, breitkrempige Hüte von demselben Stoffe. Ihr einziger Schmuck um Hals und Arme bestand in Kränzen schöner wohlriechender Blumen. Roggeween nannte diese paradiesischen Inseln mit dicht beholzten Bergen und fruchtbaren Thälern, welche die mittlere Gruppe des Schiffer-Archipels bilden, zu Ehren des Kapitäns eines seiner Schiffe die Baumansinseln und eilte, da die Kranken auf dem Geschwader sich mit jedem Tage mehrten, ohne Aufenthalt, nach Einnahme von Lebensmitteln und Trinkwasser, möglichst bald die holländischen Besitzungen zu erreichen. Er berührte noch einige Inseln, die Salomonsgruppe, dann die Küste von Neubritannien und mehrere Eilande an der nördlichen Seite von Neuguinea und lief, nachdem er den größten Theil seiner Mannschaft verloren hatte, am 10. Oktober 1722 in den Hafen von Batavia ein, wo er sich mit frischen Lebensmitteln versehen, seinen Leuten eine längere Ruhe gönnen und dann um das Kap der guten Hoffnung nach Holland zurückkehren wollte.

Kaum war er aber vor Anker gegangen, als die Ostindische Compagnie ihm unter dem Vorwande, daß er ohne ihre Erlaubniß in die Gewässer, wo sie allein Handel zu treiben befugt sei, zu kommen gewagt habe, seine Schiffe und Papiere wegnahm und ihn selbst als Gefangenen behandelte. Die Westindische Compagnie erhob Klage gegen diese Gewaltthat und erhielt volle Entschädigung. Roggeween kehrte im Juli 1723 nach dem Texel zurück; er war der letzte holländische Entdecker, der in der Südsee die höchsten Breiten erreicht hat.



Steindenkmäler auf Teikian (Ladronen).

IV.

Die Vorläufer Cook's.

Anson. Byron. Wallis. Carteret. Bougainville.

Anson geht durch die Lemairestraße nach Juan Fernandez. Beute an der Küste von Peru. Die Marianen. Erbeutung der Manillagaleone. Wissenschaftlicher Gewinn. **Byron's** friedlichere Aufgabe. Schwere Fahrt bis Port Desiré. Durch die Magellanstraße. Vergebliches Suchen des Davislandes und der Salamonsinseln. Schonung der Eingeborenen. Die König Georgs- und Yorkinsel. Erreichung der Ladronen, Batavia und Heimkehr über das Kap. **Wallis** und **Carteret** passiren zusammen die Magellanstraße und werden getrennt. **Wallis** erreicht die Niedrigen-, die Pfingst- und Charlotteninseln. Taiti. Die Saunders-, Howes-, Scilly-, Boscawen-, Keppel- und Wallisinseln. Von Tinian über Batavia, das Kap nach Plymouth. Peschel, der wissenschaftliche Werth dieser Reise. **Carteret** erreicht Massafuero, Pitcairn. Schwierige Fahrt unter vielfacher Noth und Gefahr. Entdeckung zahlreicher Inseln und der Carteretstraße. Von Mindanao über Celebes, Batavia, das Kap heimwärts. Französische Piraten. **Bougainville** auf den Malouinen oder Falklandsinseln unternimmt 1766 eine Erdumsegelung. Auf Neucythère (Taiti). Ein Mädchen als Matrose. Die großen Cykladen (Neue Hebriden). Entdeckung der Lousiaden und Bougainville-Insel. Heimkehr über die Molukken und das Kap der guten Hoffnung.

Fast zwanzig Jahre vergingen seit Roggeween's Fahrten, bis eine neue größere Unternehmung wieder in das Stille Meer ging. England war es, das in seinem Eifer, den Erbfeind Spanien in jeder Weise zu schädigen, eine Expedition hierher schickte, freilich weniger, um neue geographische Entdeckungen als vielmehr räuberische Ueberfälle auf die reichen Manillaschiffe zu machen.

Der Führer der Expedition war Georg Anson, ein erprobter Seemann aus der Schule Dampier's. Das Geschwader bestand aus fünf größeren und drei kleineren Schiffen. Die größeren waren für den Raub zu Kriegsschiffen, die kleineren als Proviantschiffe ausgerüstet. Im September 1740 verließ die Flotte England und nahm ihren Lauf nach Madeira. Schon auf dieser Fahrt war Anson in Gefahr, mit einer mächtigen spanischen Flotte zusammenzutreffen. Da jedoch ein Kampf im Atlantischen Meere nicht in seinen weit

aussehenden Plänen lag, so vermied er die spanische Flotte, erreichte ohne weitere Hindernisse die Inseln des Grünen Vorgebirges und segelte unverweilt nach Brasilien, das damals aus Mißtrauen der Regierung Fremden noch verschlossen blieb, daher er an der Katharineninsel die Anker warf.

Anson blieb hier einen vollen Monat zur Wiederherstellung und Erfrischung seiner vom Fieber sehr angegriffenen Mannschaft und ging erst im Januar 1741 weiter nach Süden unter Segel. Der Hafen von St. Katharina war der letzte, wo er freundliche Aufnahme fand. Auch das Wetter wurde ungünstig und in hohem Grade verderblich. Anson ertheilte daher an die Kapitäne Instruktionen, um, im Falle die Flotte durch Stürme zerstreut würde, eine Wiedervereinigung möglich zu machen. Er befahl, nicht durch die gefahrvolle Magellanstraße, sondern durch die Lemairestraße, um das Kap Hoorn, in die Südsee vorzudringen. Das Feuerland und das Staatenland boten, obwol unter einer Breite, unter welcher in Europa die ergiebigsten Ernten reifen, einen entsetzlichen Anblick der Oede und Unwirthlichkeit. Noch hatte man die Lemairestraße nicht verlassen, als ein dreitägiger Sturm an Wuth Alles übertraf, was selbst die erfahrensten Seemänner für möglich gehalten hatten. Jeden Augenblick mußte man erwarten, von den Wellen, die sich über die Schiffe brachen, begraben zu werden. Die Schiffe wurden so herumgeschleudert, daß viele Matrosen erschlagen, über Bord gerissen und schwer verwundet wurden. Ueber drei Monate dauerten diese furchtbaren Herbststürme. Ihre Gefährlichkeit wurde sehr erhöht durch die Ungleichheit der Windstöße und den kalten mit Schnee vermischten Regen, der am Takelwerk sich in Eis verwandelte.

Endlich erreichte Anson im Juni nach langem Suchen, denn ihre Lage war bisher nicht genau bestimmt, die Insel Juan Fernandez in sehr traurigem Zustande. Ein Schiff mit seiner Besatzung und außerdem mehr als 70 Mann waren in den Stürmen verloren gegangen, die Schiffe zerstreut, die übrige Mannschaft hatte Arbeit und Krankheit so geschwächt, daß im Ganzen nur zehn dienstfähige Matrosen auf dem Schiffe waren. In so traurigen Verhältnissen zeigte sich indeß die außerordentliche Tüchtigkeit des Führers, denn es gelang ihm, sein Häuflein wieder seetüchtig zu machen, und allmählich trafen auch die anderen Schiffe, freilich in den traurigsten Verhältnissen ein.

Besonders wohlthätig waren die vielen hier heimischen antiskorbutischen Pflanzen, das sehr gute Klima und der fruchtreiche Boden, der auch für europäische Pflanzen jeder Art sehr geeignet war. Während des längeren Aufenthalts hat Anson die Lage der Insel, ihre Häfen und Zugänge genauer bestimmt und Natur und Produkte in einer Weise untersucht, wie Keiner vor ihm. Anson bildet einen, wenn auch noch schwachen, doch immerhin anerkennenswerthen Uebergang zu einer mehr wissenschaftlichen Auffassung der Entdeckungsreisen und den Zweck großer Expeditionen, obgleich seine Hauptaufgabe nur Seeräuberei gewesen.

Und diese Aufgabe löste er mit einem Talent, das einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Bei der Abfahrt von Juan Fernandez hatte er die Gewißheit, daß mehrere seiner Schiffe in den Stürmen untergegangen, daß er seit der Abreise von England 961 Mann verloren hatte, und daß seine ganze Mannschaft, die Schiffsjungen mitgerechnet, nur noch 335 Personen zählte. Und doch nahm er sofort einen spanischen Kauffahrer mit reicher Ladung

und werthvollen Papieren, aus denen er ersah, daß und wo größere Beute in Aussicht stand. Nicht lange, waren noch zwei andere Schiffe genommen und Paita, an der Küste von Peru, geplündert und zerstört. Die Beute war so reich, daß ein großer Theil derselben aus Mangel an Raum vernichtet werden mußte, und doch war die reiche Manillagaleone bisher vergebens gesucht worden. Die Jahreszeit rieth, einen sichern Hafen zu suchen, und so ging's nach den Marianen, wo im August 1742 die Insel Tinian erreicht wurde. Hier hatte ein Sturm das Admiralsschiff auf die hohe See getrieben, und erst nach 19 Tagen kam es wieder, nachdem bereits zwei kleine Fahrzeuge nothdürftig zur Fahrt nach Makao hergerichtet worden waren. — Bei den Philippinen erhielt Anson sichere Auskunft über die reiche spanische Galeone, und am 20. Juni 1743 ward sie eine Beute der verwegenen Briten, mit einem Werthe von über 600,000 Pfd. St. Durch diesen reichen Fang durfte Anson hoffen, die großen Verluste zu vergüten, die er an Schiffen und Mannschaft erlitten. Er kehrte heim, befriedigte alle Erwartungen und ward erster Lord der Admiralität.

In Wirklichkeit brachte Anson von seinem Raubzuge auch für die Wissenschaft großen Gewinn heim. Die Insel Juan Fernandez, die Westküsten von Südamerika hatte er genauer bestimmt, über die Marianen und Philippinen gab er neue, sicherere Kunde. Der größte, unschätzbare Gewinn aber waren die spanischen Seekarten, die er auf der Manillagaleone erbeutet hatte. Diese Karten enthielten die bisherigen Geheimnisse der Südsee zwischen Manilla und Acapulco. Die ganze Zone, die bisher nur den Spaniern bekannt war, wurde nunmehr auch anderen Seefahrern bekannt, deren Dankbarkeit der Name „Anson-Archipel“ bekundet.

So erfreulich auch die von Anson erzielten Resultate waren, so vergingen doch fast wieder zwanzig Jahre, ehe eine neue Expedition zu Stande kam. Die europäischen Kriege, namentlich der Siebenjährige Krieg, 1756—1763, nahmen die Kräfte aller Staaten in Anspruch. Erst mit dem Regierungsantritt König Georg's III. von England sollte der Schleier von dem südlichen Kugelviertel der westlichen Erdhälfte fallen. Mit zwei Kriegsschiffen, die im Juni 1764 aus der Themse liefen, eröffnete Commodore Byron die Reihe großartigster Unternehmungen in der Südsee, die einen edlern Zweck als Seeraub zur Aufgabe hatten. Zwar waren auch seine Hände nicht rein geblieben von ungerecht vergossenem Blute, aber Raub und Mord war nicht mehr die Aufgabe in seiner Instruktion. Die Regierung hatte ausdrücklich den Zweck ausgesprochen, daß die Entdeckung neuer Länder, die friedliche Ausbreitung des Völkerverkehrs und die Beförderung der Wissenschaft die Aufgabe sei, welche gelöst werden solle. Die Expedition bestand aus zwei Schiffen, einem Kriegsschiff, dem Delphin, mit 24 Kanonen und 150 Seesoldaten und Matrosen, auf dem Byron kommandirte. Das zweite Schiff, die Tamar, war eine Schaluppe von 16 Kanonen mit 90 Seesoldaten.

Ein erfahrener Seemann, trat Byron am 11. Juni 1764 seine Reise an. Er sollte die Pepys- und Falklandsinseln genauer untersuchen, durch die Magellanstraße in die Südsee gehen und über das Vorgebirge der guten Hoffnung heimkehren. Erst Mitte September gingen die Schiffe zu Rio Janeiro vor Anker. Die Mannschaft wurde ausgeschifft, die Schiffe wurden kalfatert, mit neuem

Proviant versehen, und nach vier Wochen ging's wieder in See. Grauenhaftes Unwetter, Stürme und Windstöße machten die Fahrt höchst gefährlich. „Am 13. November", berichtet Byron, „um 4 Uhr Nachmittags drehte sich bei sehr heiterem Wetter der Wind plötzlich gegen Südwesten und fing an stark zu wehen. Der Himmel wurde zu gleicher Zeit windwärts hin schwarz, und nach wenigen Minuten wurden alle Leute, welche auf dem Verdecke waren, durch ein plötzliches, ungewöhnliches Getöse erschreckt. Es glich dem Lärm, womit sich die See an einer Küste zu brechen pflegt. Ich befahl, augenblicklich die obersten Segel einzuziehen; allein ehe dieses bewerkstelligt werden konnte, sah ich bereits die See nicht weit vom Schiffe in ungeheuren schäumenden Wogen heranstürmen. Ich befahl, das Vordersegel aufzuziehen und das große Segel augenblicklich wieder niederzulassen, weil ich überzeugt war, daß, wenn uns dieser Wasserstoß bei aufgespannten Segeln erreichen würde, wir entweder umgestürzt werden, oder wenigstens alle unsere Masten verlieren mußten. Er erreichte uns aber doch und legte uns auf die Seite, ehe wir die große Falle aufziehen konnten. Diese wurde hierauf abgehauen, da es nicht mehr möglich war, sie abzuwerfen. Das große Segel warf aber den Leutnant zu Boden, quetschte ihn entsetzlich und schlug ihm mehrere Zähne aus." Das große Toppsegel wurde in Stücke zerrissen, und Byron versichert, nie solches Unwetter erlebt zu haben, und nur nach großen Anstrengungen ging man vor Port Desiré vor Anker. Nach Byron's Ansicht ist die Magellanstraße derjenigen um das Kap Hoorn vorzuziehen. Im Dezember könnte man von Osten her die Magellanstraße in drei Wochen passiren.

In der Südsee steuerte Byron gerade auf die Insel Massafuero zu. Die ausgesetzten Boote fanden guten Ankerplatz, süßes Wasser und frische Fische. Da aber ein Sturm drohte, so lichtete man die Anker und steuerte westwärts, um das schon von Roggeween vergebens gesuchte Davisland aufzusuchen. Byron fand es auch nicht, obgleich er über der Stelle, welche es in den Karten einnahm, hinwegsegelte. Er beschloß daher, gegen Nordwesten zu steuern, um mit Hülfe des Passatwindes die Salomonsinseln zu erreichen. Dennoch erblickte man erst am 7. Juni Morgens 1 Uhr unter 14° 5' südl. Br. Land. Das kleine Eiland zeigte sich höchst anmuthig; ein Offizier umsegelte dasselbe ganz, ohne einen Ankerplatz zu finden. Das war um so empfindlicher, als der Scharbock oder Skorbut bereits sehr auf den Schiffen um sich gegriffen hatte und man in dem kleinen vorliegenden Paradiese eine Fülle von Kokosnüssen, deren Milch damals als das einzige Mittel gegen diese furchtbare Krankheit bekannt war, erblickte. Die Einwohner zeigten sich feindlich; da aber zu landen unmöglich war, so kam es weder zu Streit noch Blutvergießen. Byron verbot jeden brutalen Angriff und erklärte, daß er nicht gestatten könne, aus nichtiger Veranlassung unschuldige Menschen zu tödten, und so geschah es auf langer Fahrt auch noch bei anderen Inseln, die man, da sie keine Erfrischungen boten, Disappointets (fehlgeschlagene Erwartung) nannte. Erst nach großen Anstrengungen erreichte Byron die freundlicheren Inseln, welche er König Georgsinseln nannte, unter 14° 41' südl. Br. und 149° 15' westl. L. von Greenwich.

Etwas erquickt, wiewol keineswegs hergestellt, segelte Byron von den König Georgsinseln weiter nach Westen fort. Ein um ein paar Grade südlicher gerichteter Lauf hätte ihn zu den gastlichen Völkern Australiens, zu den an Erfrischungen überreichen Freundschaftsinseln gebracht; der furchtbare

Scharbock jedoch, an dem der größte Theil seiner Mannschaft daniederlag, war ein unüberwindliches Hinderniß. Mit großer Vorsicht und unter immerwährenden Anzeichen von der Nähe des Landes wurde bis zum 21. Juni die Fahrt fortgesetzt. An diesem Tage entdeckte man Land. Byron hielt es irriger Weise für die Salomonsinseln, welche weit westlicher liegen, und dieser Irrthum wiederholte sich auch noch später; denn die von de Quiros entdeckten Salomonsinseln lagen auf den Karten zu weit ostwärts, und dieses veranlaßte den Irrthum Byron's, den er jedoch später erkannt und diese unbewohnte Insel Yorksinsel genannt hat. — Und immer größer wurde die Noth auf der Fahrt zwischen niedrigen, überall Gefahren bietenden Inseln. Erst Ende Juli erreichte Byron eine der Ladronen.

Nicht ein einziger Mann war vom Scharbock frei geblieben. Man brachte die Kranken ans Land, das aber den reizenden Anblick und die Fülle der Gaben, welche einst Anson so herrlich beschrieben hatte, nicht mehr darbot. Infolge der Verödung durch die Spanier hatte sich die Insel in eine Wildniß verwandelt; nur mit Mühe konnte man einen Platz lichten, auf welchem die Zelte aufgeschlagen wurden. Nach einiger Erholung wurde Batavia im November 1765 erreicht, im Februar 1766 in der Tafelbai am Vorgebirge der guten Hoffnung Erfrischungen eingenommen und endlich im April 1766 nach einer Fahrt von 22 Monaten London erreicht.

Byron ist der erste britische Erdumsegler, der das Interesse der Wissenschaft vorzugsweise beachtet hat. Seine großen Talente fanden alle Anerkennung in der ganzen gebildeten Welt, und seine freundliche Milde gegen die wehrlosen Völker der Südsee brachte seinen Namen unbefleckt auf die Nachwelt.

Kaum war Byron zurückgekehrt, so gingen drei Schiffe unter ausgezeichneten Seemännern, Samuel Wallis auf dem Delphin und Philipp Carteret auf der Swallow (Schwalbe) und ein Proviantschiff, aufs Beste ausgerüstet, auf Entdeckungen nach der Südsee ab. Im August 1766 wurde Plymouth verlassen. Die Fahrt ging über Madeira, die Kanaren zur brasilischen Küste, bis im Dezember 1766 der Hafen von St. Julian erreicht wurde. Inzwischen war das Proviantschiff leck geworden, und der Proviant wurde auf den Delphin und die Schwalbe überladen, die nur sehr langsam segelte und die Fahrt verzögerte. Nach mancherlei Beschwerden und sorgfältigen nautischen Arbeiten wurde im April 1767 die Magellanstraße erreicht. Bei der Einfahrt in den Großen Ozean verlor sich die Swallow unter Carteret, der nunmehr seine Fahrt allein fortsetzen mußte. Das Schicksal wollte es, daß aus dieser ursprünglich einen Erdumsegelung zwei geworden sind, die Wallis' und die Carteret's, und daß beide große Erfolge erreichten.

Wir folgen hier zunächst der Fahrt des Kapitän Wallis.

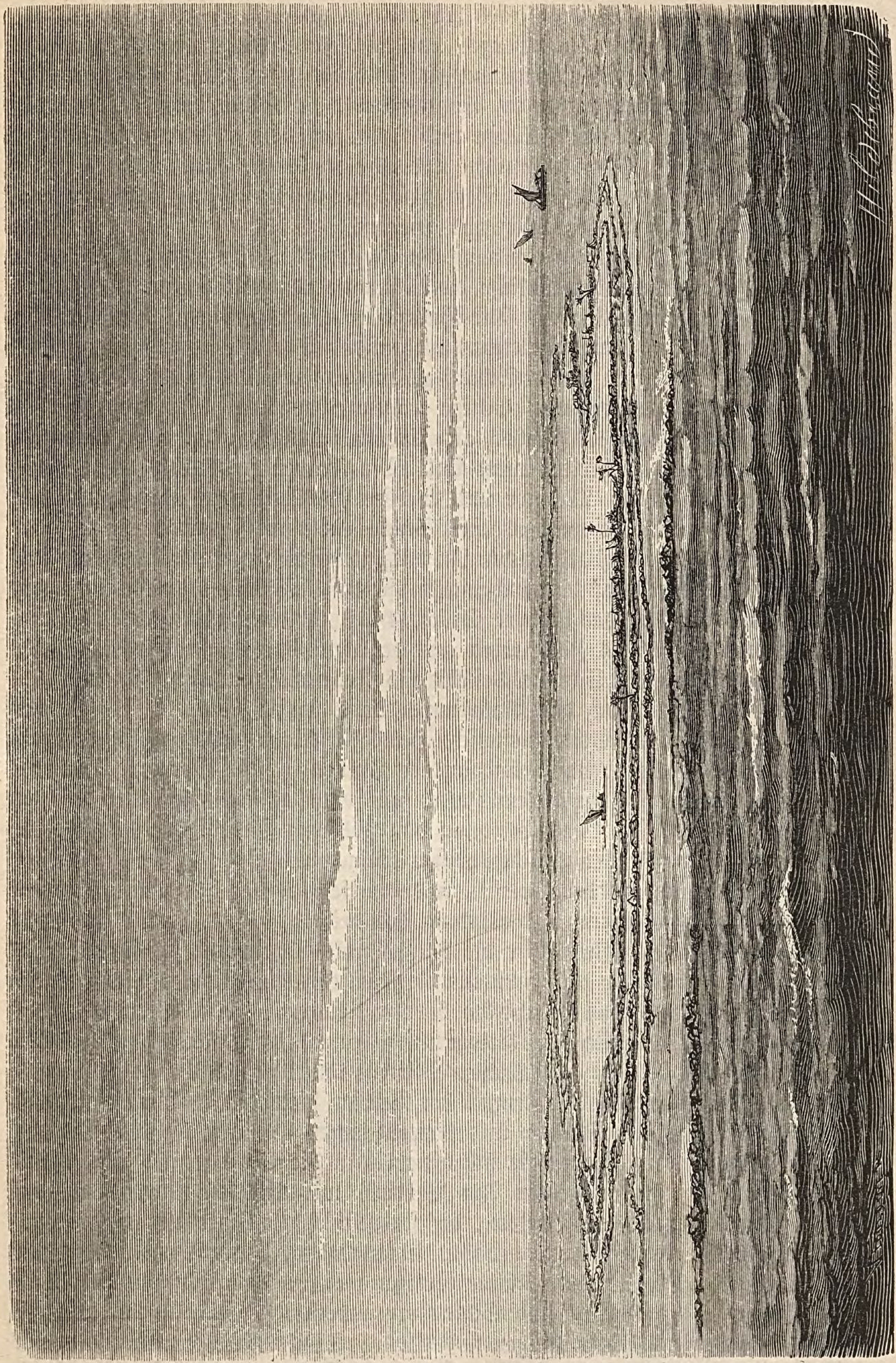
Wallis segelte gerade gegen Nordwesten, wandte sich sodann gegen Norden, welche Richtung er mit wenig Ausnahmen bis 21° südl. Br. und 109° östl. Länge von Greenwich befolgte. Hierauf wandte er sich gerade nach Westen. Schon gegen Ende Mai wurde, trotz aller Fürsorge des Kapitäns, die Mannschaft kränklich; der Scharbock griff um sich, und trotz sorgfältigster Reinlichkeit und gesundester Nahrung nahm derselbe bedenklich überhand. Man war daher höchst erfreut, als am 6. Juni Vormittags um 11 Uhr vom Mastkorbe herab

der höchst ersehnte Ruf: „Land im Westnordwesten“ gerufen wurde. Es war ein niedriges Eiland; Nachmittags ging ein Boot unter Leutnant Fourneaux ans Land, brachte Kokosnüsse, Löffelkraut und einige aus Austernschalen geschnitzte Fischangeln mit; Einwohner sah er nicht. Die hohe Brandung und der an allen flachen Koralleneilanden der Südsee vorhandene Mangel an guten Einfahrten und Ankerplätzen zwang Wallis, weiter zu segeln. Diese Insel liegt 19° 26′ südl. Br. und 137° 56′ westl. Länge v. Gr. Da sie am Vorabende der Pfingsten entdeckt wurde, so wurde sie Wallis-Whit-Sunday-Island oder Pfingstinsel genannt.

Wallis fuhr nun durch das Labyrinth der niedrigen und gefahrvollen Koralleninseln, deren Bewohner nicht immer zu den freundlichsten gehörten. An einer dieser Inseln wurde die kranke Mannschaft, unter ihnen auch Kapitän Wallis, ans Land gebracht, während man wegen Mangel eines Ankerplatzes vor der Insel lavirte. Man fand mehrere Brunnen mit gutem Wasser, füllte die Fässer mit demselben und erhielt auch einen Vorrath von Kokosnüssen und Löffelkraut. Da man keine Hoffnung hatte, hier sich erholen zu können, so beschloß man die Abreise. Mit lächerlicher Ceremonie und einem Rechte, das sich aus den Zeiten der finstersten Barbarei herschrieb, wurden die Inseln, die man Königin Charlotteninseln benannte, im Namen Georg's III. in Besitz genommen. Indessen muß man Kapitän Wallis nachsagen, daß er sich gegen das Eigenthum der Insulaner mit lobenswerther Humanität benahm. Kein Kokosbaum durfte niedergehauen oder beschädigt werden; die Hütten mußten unangetastet bleiben; auch durfte man die Eingeborenen nicht beunruhigen. Man fand die Kähne der Insulaner wohlgebaut, geräumig und mit Auslegern versehen; sie waren von derselben Art wie auf den anderen, früher gesehenen Inseln. In den Hütten fand man verschiedene Werkzeuge aus Muschelschalen, wie Beile, Meißel, Pfriemen u. dgl. Wallis ließ ihnen ähnliche Werkzeuge aus Eisen dazu legen, sodann die britische Flagge aufpflanzen, die Namen der Schiffe und ihrer Führer in Baumrinden einschneiden und segelte weiter. Die Charlotteninseln liegen 19° 18′ südl. Br. und 138° 4′ westl. Länge v. Gr.

Und wie die Charlotteninseln, wurden auch andere Inseln nach Gönnern und Herzögen als Egmonts-, Gloucester-, Cumberland-, Prinz Wilhelm-Heinrich-Inseln benannt. Alle insgesammt waren einander ähnlich; keine bot einen Landungsplatz, noch viel weniger einen bequemen Hafen. Endlich am 17. Juli hoben sich kleine Berge aus dem Meere, die immer höher aufstiegen. Es war die Insel Osnabrück, jetzt Maitea, eine der Gesellschaftsinseln, und liegt nach Wallis 17° 51′ südl. Br. und 147° 30′ westl. Länge. — Endlich wurde die Perle dieser Inselgruppen gefunden und betreten, das vielgepriesene Taiti (oder Tahiti, früher fälschlich Otahiti genannt), das freundlichste Gasthaus für die Schiffer auf den gefahrvollen Wegen des Großen Ozeans.

Die Anfangs so störrisch sich zeigenden Indianer verwandelten sich bei näherer Bekanntschaft in ein äußerst gutmüthiges, gastfreies, höchst liebenswürdiges Volk, desgleichen man bisher nur in den Träumen der Dichter geahnt hatte. Die Engländer waren von ihrem Aufenthalte auf dieser Insel entzückt. Auch die Eingeborenen befreundeten sich mit den Fremdlingen und söhnten sich mit ihrer Gegenwart so sehr aus, daß sie dieselben zu immer längerem Bleiben einluden und bei dem bloßen Gedanken an Trennung in Thränen ausbrachen.



Whit-Sunday-Island.

Man fand bald, daß die Insel bei weitem größer sei, als man gedacht hatte; Berge thürmten sich auf Berge, und auf jedem Berge, in jedem Thale hatte die Natur ihre schönsten Reize entfaltet und das ganze Land aufs Ueppigste geschmückt. Ein trefflicher Boden, ein herrlicher tropischer Himmel und die reichste Bewässerung verbreiten Segen und Ueberfluß über das reich bevölkerte, allenthalben mit Wohnungen geschmückte und wohlangebaute Land. Der 27. Juli war endlich der Tag der Abreise. Der Hafen, in welchem man so viele Abenteuer erlebt hatte, wurde Port Royal genannt.

Wallis giebt folgende Beschreibung der Insel: „Die Einwohner sind stark, wohlgebildet, munter und ansehnlich; die Männer sind meist 1,59 m bis 1,67 m hoch, die Weiber wenig kleiner. Die Hautfarbe der Männer ist dunkelbraun; doch ist die der Strandbewohner etwas röthlicher. Das Haar ist größtentheils schwarz; es wird meist in einen Schopf zusammengebunden oder in zwei herabhängenden Büscheln getragen. Einige tragen es wol auch fliegend. Kinder haben gewöhnlich hängendes Flachshaar. Sie halten ihren Kopf sehr rein und salben die Haare mit wohlriechendem Oel. Die Frauen sind hübsch und einige derselben ungemein schön. Männer und Weiber sind anständig und zierlich gekleidet. Zu einem Kleide werden zwei Stücke eines weißen Bastzeuges, dem chinesischen Papier ähnlich, gebraucht. In das eine Stück wird in der Mitte ein Loch geschnitten, der Kopf hindurchgesteckt, so daß die beiden Enden vorn an das Knie hinabhängen; das andere Stück, 4—5 m lang, wird malerisch um den Leib gebunden. Das Zeug wird aus dem innern Baste eines Maulbeerbaumes verfertigt. Ihr Schmuck besteht aus Federn, Blumen, Muschelstücken und Perlen, die aber durch das Bohren verdorben sind. Auch das Tätowiren ist Sitte. Ihre Kost ist Schweinefleisch, Hundefleisch, Federvieh, Fische, Brotfrucht, Bananen, Bataten, Yams und andere Wurzeln. Sie sind sehr geschickte Fischer und bedienen sich zu diesem Zwecke großer Netze und Angeln."

Feuer entzünden sie durch Reibung von Hölzern; Fleischstücke und Früchte backen sie in geheizten Gruben zwischen heißen Steinen und Asche. Außer Salzwasser haben sie keine Würze zu den Speisen, und scharfe Muschelschalen dienen ihnen als Messer. Vom Kochen und der Wirkung des heißen Wassers hatten sie keinen Begriff und erstaunten daher über die Maßen, als sie europäische Speisen zubereiten sahen, ahmten sie aber schnell und glücklich nach, als man ihnen einige eiserne Töpfe schenkte. Aus den vielen Narben sowie aus dem Gebrauch ihrer Waffen schloß man, daß sie öfter Kriege unter einander führten. Ihre Wunden heilen sie sehr geschickt mit natürlichen Mitteln und sind überhaupt sehr gute Wundärzte. Die Morais oder Tempel der Taitier hielt Wallis für Begräbnißplätze. Ihre Kähne sind Fischer- und Kriegsfahrzeuge; letztere haben Masten, Segel und Ausleger, mit denen sie sich oft weit in die See wagen. Sie haben auch Festschiffe, welche mit einer Art Verdeck, wie Gondeln, versehen sind. Größere Kähne werden aus Bretern, die sie geschickt zu bearbeiten wissen, gezimmert, mit Stricken zusammengenäht, innen kalfatert und außen ganz mit Harz überzogen. Die kleineren Kähne fertigen sie aus dem Stamme des Brotfruchtbaumes. Ihre Waffen sind Schleudern, womit sie zwei Pfund schwere Kiesel geschickt werfen, Keulen, Bogen und Pfeile. Schildkröten kannten sie, obwol die Engländer nur sehr kleine sahen. Die Luft ist so gesund, daß geschlachtete Thiere fast zwei Tage lang unverdorben blieben. Die nicht zahlreichen Ameisen

waren das einzige lästige Insekt. Die Insel ist ziemlich angebaut, am besten im Süden. Die Kranken genasen hier sämmtlich.

Von Taiti, das eigentlich nur wiederentdeckt worden war, da es bereits von de Quiros entdeckt und nur vergessen gewesen (s. S. 12), segelte Wallis zwischen unbekannten Inselgruppen und machte viele neue Entdeckungen. So entdeckte er die Saundersinsel 151° 4' westl. Länge, 17° 28' südl. Br., die Howesinsel, die Scillyinseln 155° 30' westl. L., 16° 28' südl. Br., die Boskawen- und Keppelinsel (beide eigentlich schon von Schouten 1616 im Tonga-Archipel entdeckt), die Wallisinsel 177° westl. L., 13° 18' südl. Br. — Fast den ganzen Monat September blieb Wallis zur Erholung der Mannschaft und Ausbesserung des schadhaft gewordenen Schiffes auf Tinian, wo auch Anson und Byron einst vor Anker gegangen waren.

Von Tinian ging es in sehr unangenehmer und stürmischer Fahrt über die Ladronen nach Batavia, das erst Ende November erreicht wurde. Nach stärkender Erholung führte die Heimfahrt über das Kap der guten Hoffnung, St. Helena, die Ascensionsinseln nach Plymouth, wo nach einer Abwesenheit von 637 Tagen die Anker geworfen wurden.

Das Resultat dieser Reise war in jeder Hinsicht glänzend; eine Menge Entdeckungen war gemacht, die Wiederauffindung Taiti's war eine für künftige Seefahrer in diesen Meeren höchst glückliche Entdeckung, und vor Allem wichtig waren die genaueren, nach neuen Methoden gemachten Längen- und Breitenbestimmungen der bisher so unbestimmt situirten Inseln.

„Am 3. Mai", heißt es in Wallis' Bericht, „beobachteten wir Sonne und Mond und fanden, daß unsere westliche Länge (von Greenwich) 96° 26' betrug." Hierzu bemerkt Peschel, Geschichte der Erdkunde: „Dies ist die erste Längenbestimmung nach Mondabständen, die an Bord eines Entdeckungsschiffes in der Südsee ausgeführt wurde. Mit ihr beginnt eine neue Zeit für die geographische Erkenntniß im Stillen Ozean."

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die völlige Enthüllung der großen Wasserflächen und Inselwelten auf der westlichen Halbkugel gleichzeitig eintrat mit der Anwendung einer neuen Art der Ortsbestimmung, durch welche ein deutscher Mathematiker, Tobias Mayer in Göttingen, sich einen unvergänglichen Namen gesichert hat. Schon hatten die Spanier durch ihre Entdeckungen eine beträchtliche Anzahl von Inselgruppen der Südsee der Welt bekannt gemacht und mit Namen belegt, allein da sie ihre geographische Länge nicht einmal bis auf 20—30° annähernd zu bestimmen vermochten, so ließen sich ihre Entdeckungen später nicht wieder auffinden, und Byron wie Carteret zweifelten bereits daran, daß es überhaupt eine Gruppe wie die Salomonsinseln gebe. Die einzelnen Körper und Körperchen des großen Inselgürtels in der Südsee hätten sich ohne eine strengere Ortsbestimmung niemals oder erst nach Jahrhunderten auf den Karten befestigen lassen. Die Berechnung der durchsegelten Entfernungen nach der Geschwindigkeit des Schiffes, soweit sie sich mit der Logleine messen ließ, führte selbst bei Seefahrern wie Byron und Carteret, welche das neue astronomische Verfahren noch nicht anwendeten, zu Irrthümern, die sich bei dem Einen zu 3 und 4°, bei dem Andern zu $2\frac{1}{2}$—3° in den Längenbogen steigerten. Daher war es dem Seefahrer unmöglich, wieder zu erkennen, was seine Vorgänger schon gesehen hatten, zumal erst seit Cook's Zeiten die einheimischen Benennungen der

Inseln genau erfragt und nicht mehr durch willkürlich wechselnde Namen verdrängt werden sollten. Die nämlichen Orte verschieden benannt, verdoppelten und vervielfältigten sich im Bilde, verschoben sich und schwankten durch einander, bis sie erst durch die astronomische Ortsbestimmung fest gestellt wurden. Bei Wallis sind die Längen nach Mondabständen meist bis auf einen halben Grad richtig. Auch diese freilich noch geringe Schärfe befriedigte schon, denn an Bord von Bougainville's Geschwader, welches etliche Monate später den Spuren von Wallis folgte, erhielt der Astronom Werron durch Mondabstände Längenbestimmungen, deren höchste und niedrigste Werthe um 7—8° im Bogen von einander abwichen. Die Schuld an der einfachen Unsicherheit der französischen Messungen trägt ohne Zweifel die Fehlerhaftigkeit der Instrumente, die damals in Frankreich ungenau verfertigt wurden. Mit dem Beginne der Längenbestimmungen nach Mondabständen hören auch die Schwierigkeiten einer geschichtlichen Darstellung der Entdeckungen auf. Während es die höchsten Anstrengungen erfordert, um selbst nach den besten Karten zu entscheiden, welches die Ziele und Grenzen älterer Entdecker gewesen waren, lassen sich seit der Anwendung der strengeren Ortsbestimmung die Pfade der Seefahrer leicht verfolgen."

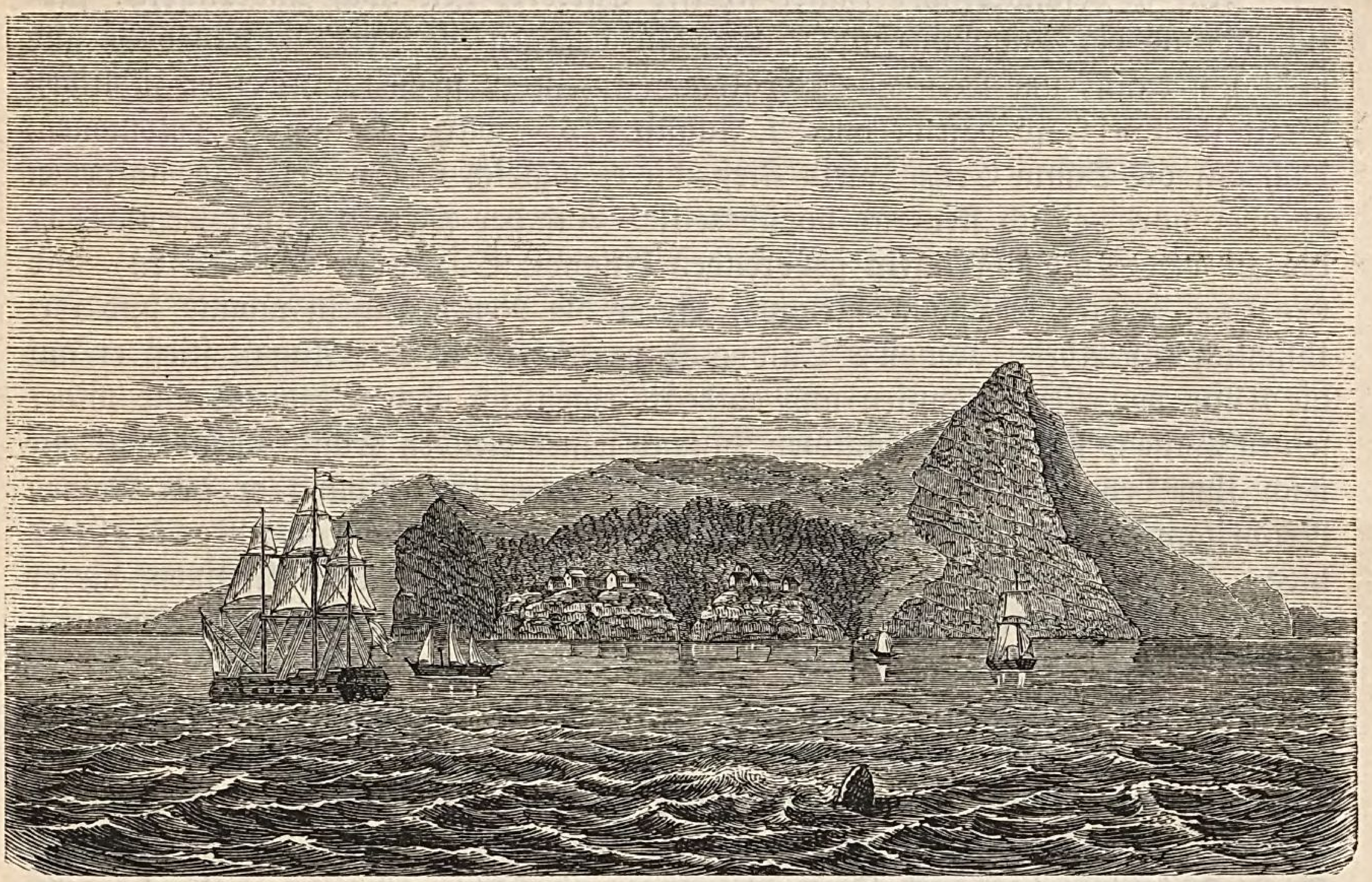
Wir kommen nunmehr zu der Reise Carteret's auf der Schaluppe Swallow.

Schon in England graute es dem erfahrenen Seemanne vor seinem Schicksale, als er den Befehl erhielt, die Schaluppe Swallow zu kommandiren. Carteret hatte mit Byron die Reise um die Erde vollbracht und auf derselben sich genaue Kenntniß des Seewesens sowol als der drohenden Gefahren erworben. Nun sollte er in einem alten Fahrzeuge, welches ohne Beschlag in den Docks faulte, nachdem es 30 Jahre lang Dienste gethan hatte, eine der gefährlichsten Reisen vollbringen. Die Schaluppe hatte eine dünne Fütterung auf dem Boden und war nicht einmal mit Nägeln beschlagen, also durch nichts gegen Klippen und Würmer geschützt. Noch seltsamer war der Befehl, mit dem Delphin, der mit Kupfer beschlagen und mit allen nöthigen Requisiten zu einer Seereise ausgerüstet war, zugleich auszusegeln, um sein Begleiter zu sein. Carteret bat bei der Admiralität um eine Schmiede, einen Vorrath Eisen, einen Krahn und verschiedene andere Dinge, welche bei einer Reise um die Erde von Nutzen sein konnten. Aber vergebens. Nur mit Mühe erhielt er endlich fünf Centner Kabeltaue. So ging die Fahrt bis zur Mündung der Magellanstraße ins Stille Meer. Die Schaluppe hatte, obwol ein schlechter Segler, alle Gefahren des Delphin getheilt. Hier geschah die schon oben erwähnte Trennung, und das lecke Fahrzeug blieb mit seiner Mannschaft der Wuth der Stürme preisgegeben und seinem Schicksale überlassen.

An eine Wiedervereinigung mit dem Delphin war nicht zu denken. Carteret schiffte längs der Küste von Chile bei widrigen Winden, Kälte und Regen und war mehr als einmal in Gefahr, durch Stürme und Stoßwinde zu verunglücken. Am 10. Mai 1767 bekam man endlich die Insel Juan Fernandez zu Gesicht, landete aber aus Mißtrauen gegen die Spanier nicht, und nur unter Stürmen und Gefahren, die drei Wochen anhielten, wurde weiter westlich Massafuero erreicht, wo man sich erholte und mit Proviant versah. Bei anhaltend widrigen Winden und ohne Karten konnte man keine der gesuchten Inseln finden. Endlich am 2. Juli erblickte man einen hohen Fels unter 20° 2' südl. Br. und 133° 21' westl. Länge, etwa 1000 Seemeilen westwärts vom Festlande von

Amerika. Er schien unbewohnt, hatte Bäume, zwischen denen frisches Wasser rieselte, aber so starke Brandung, daß an eine Landung nicht zu denken war. Da er von einem jungen Manne, Namens Pitcairn, zuerst gesehen war, so wurde er nach ihm benannt. — Es ist das später viel beschriebene Eiland, auf welches 1790 eine Anzahl Meuterer von dem Schiffe „Bounty“ ausgesetzt und von denen einer, Adams, der Stammvater einer zahlreichen Bevölkerung wurde.

Da man auf Pitcairn Erfrischungen nicht erwarten konnte, so mußte man weitersegeln. Das war um so schwieriger, weil das ohnehin schlecht segelnde Schiff sehr beschädigt war, die abgenutzten Segel alle Augenblicke zerrissen, und die schwierige Fahrt die größten Anstrengungen der Mannschaft erforderte.



Die Insel Pitcairn.

Zu all den Beschwerden kam noch der Skorbut, die Vorräthe gingen zu Ende, und es trat selbst an dem nothwendigsten Geräth zur Fahrt ein sehr gefährlicher Mangel ein. Um ein Beispiel von der Noth und Gefahr, aber auch von der Findigkeit und dem Muthe des kühnen Seemannes anzuführen, wie er Alles zu überwinden verstand, berichten wir nur ein einziges Ereigniß. Es war Anfangs August, als man keine Logleinen mehr hatte, mittels deren bekanntlich die Länge der Fahrt, d. h. des zurückgelegten Weges, berechnet wird. Carteret war in der größten Verlegenheit, diesen empfindlichen Mangel zu ersetzen, dem er bisher durch Angelschnuren abgeholfen hatte. Glücklicherweise fand er noch einige Klafter eines dicken ungetheerten Seiles. Er befahl, dasselbe aus einander zu drehen, zu zerfasern und hieraus neue Logschnüre zu machen. Aber nun war die Schwierigkeit, daß man weder Hecheln noch eine Schmiede hatte, um eine Hechel regelrecht herzustellen. Diesem Uebel half er sinnreich dadurch ab, daß er eine Anzahl Nägel glatt und spitz zufeilen und sie so mit einander verbinden ließ, daß sie eine erträgliche Hechel bildeten, und daß man auf diese Weise

Hanffasern erhielt, aus denen man Logschnüre verfertigen konnte. Und jeder Tag brachte neue Schwierigkeiten, und die Noth drohte die allerhöchste Gefahr, als das elende Schiffchen noch einen starken Leck bekam. Aber gleichzeitig entdeckte man am 12. August Land. Die Freude der Schiffsmannschaft war unbeschreiblich. Man hatte bereits auf dem elendesten Fahrzeuge in der Wüste des Großen Ozeans weit über 110 Längengrade von Massafuero durchsegelt. Endlich erblickte man, dem Hunger, dem Durste, den Krankheiten und Beschwerden erliegend, ein wildes Land, aus welchem erquicklich frisches Wasser entgegenströmte, und doch mußte man von hier auch weitersegeln, um einen sicherern Ankerplatz zu suchen, da überall die Eingeborenen feindlich entgegentraten.

Auf so beschwerlicher Fahrt streifte Carteret den noch unberührten südlichen Rand der Paumotu-Inseln, verfehlte dagegen die Gesellschaftsgruppe und hielt sich dann, um Mendaña's Salomonsinseln zu suchen, auf einer südlichen Breite von 11°, so daß er am 12. August 1767 zwar nicht auf die Salomonen, doch auf die Santa Cruz-Inseln stieß, die er sogleich wieder erkannte, an denen er aber nordwestlich steuernd vorübereilte. Auf der weitern Fahrt berührte er die zu den Salomonsinseln gehörenden Eilande Carteret (Malaita) und Gower, sowie die Lagunengruppe, die er die Neuen Inseln nannte und irrthümlich für Abel Tasman's Ontong Java hielt; am 29. August stieß er auf die Küste von Neubritannien und entdeckte eigentlich ohne Verdienst und wider seinen Willen, durch den trostlosen Zustand seines elenden Schiffes genöthigt, die nach ihm benannte Carteretstraße, nach deren Erforschung er den Namen Neubritannien auf die südliche Insel beschränkte, die nördliche aber Neuireland hieß. Endlich stieß er auch noch bei seiner Fahrt nach den Philippinen, die er am 28. Oktober 1767 erreichte auf die früher nur von Lemaire und Schouten erblickte Admiralitätsgruppe.

Schwerfällig segelte nun die Swallow weiter zwischen Inseln hin, deren sie mehrere entdeckte. Eine derselben unter 4° 40′ südl. Br. wurde Current-Eiland, zwei andere kleine Inseln unter 5° 18′ die Andreasinseln genannt. Endlich, am 27. Oktober, erreichte man Mindanao im Indischen Archipel. Diese Insel wurde durch Carteret genau erforscht, und ihm verdanken wir eigentlich die erste genauere Kenntniß derselben. Von Mindanao ging es durch die Straße Makassar nach der Insel Celebes, sodann nach Batavia. Als man hier Holz, Wasser, Proviant eingenommen und das Schiff in jeder Weise ordentlich ausgebessert hatte, führte ein frischer Südostwind die Swallow nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Reichliche gesunde Nahrung, die reine Luft des Kaps stellten die Gesundheit und den frohen Muth der Mannschaft wieder her. Man verweilte daher, um sich völlig zu erholen, bis zum 6. Jan. 1769; sodann wandte man sich der Heimat zu und ging endlich am 20. März zu Spithead vor Anker.

Carteret's Reise liefert einen bewundernswerthen Beweis, was menschliche Energie vermag. Noch nicht dritthalbhundert Jahre waren verflossen, seit Magellan mit einer Flotte wohlausgerüstet der Erdumschiffung unterlag. Jetzt wagt es ein elendes, schlecht ausgerüstetes Fahrzeug, nicht nur dieselbe Reise glücklich zu vollbringen, sondern auch Resultate herbeizuführen, die zu den glänzendsten gehören, welche je ein Seefahrer gemacht hat.

Zu den bisher genannten Vorläufern Cook's gehört noch der Franzose Bougainville. Die Erfolge der Bucaniers und Flibustiers hatten nicht nur die Engländer, sondern auch die Franzosen zu seeräuberischen Unternehmungen verlockt. Ihr erster Schauplatz war Canada. In der Südsee erschien zwar das erste französische Schiff erst 1667, es fand aber bald zahlreiche Nachfolger. Vor Allen zeichneten sich die von den Rhedern der alten berühmten Hafenstadt Saint Malo ausgerüsteten Fahrzeuge durch die Menge ihrer Geschütze, die Umsicht und den Muth ihrer Bemannung aus. Die Korsaren von Saint Malo gingen häufig bei den von britischen Seefahrern entdeckten Falklandsinseln vor Anker und nannten sie, weil sie dieselben zuerst aufgefunden zu haben glaubten, nach ihrer Vaterstadt Malouinen. Da sie zur Sicherung ihres Verkehrs mit der Südsee geeignet schienen, so beschloß man, hier eine Ansiedlung zu gründen, und übertrug die Ausführung dieses Planes dem Herrn von Bougainville, einem Manne von umfassenden Kenntnissen und ungewöhnlicher Gewandtheit, welcher schon in den canadischen und deutschen Kriegen mit Auszeichnung gedient und sich erbeten hatte, das Unternehmen auszuführen.

Louis Antoine Bougainville lief im September 1766 mit einem kleinen Geschwader von Saint Malo aus. Die Malouinen wurden glücklich erreicht, die Ansiedler in einer schönen Bai ausgesetzt, die zweckmäßigsten Einrichtungen getroffen, und die Ansiedlung nahm dann auch einen raschen Aufschwung. Bald jedoch machte Spanien ältere Rechte auf den Besitz dieser Insel geltend, und Frankreich gab seine Kolonie auf, deren Erhaltung zu viel Kosten verursacht hatte. Gleichwol begann Bougainville eine neue Entdeckungsreise durch den Australozean und um die Erde.

Er ging Mitte November 1766 zu Nantes unter Segel, berührte den La Platastrom, die Malouinen und segelte glücklich durch die Magellanstraße nach der Südsee. Am 22. März 1768 und an den folgenden Tagen kam er an mehreren Gruppen kleiner, niedriger Inseln vorüber, konnte aber der gefährlichen Brandung wegen an keiner derselben landen. Sie gehörten zu dem Archipel der Niedrigen Inseln und tragen noch die Namen Les quatre Facardins und Lenciers, welche er ihnen beilegte. Anfangs April befand er sich im Angesicht einer Insel von bedeutendem Umfange, auf welcher er zu landen beschloß, um der ermüdeten und zum Theil kranken Mannschaft einige Erholung zu gönnen und frisches Trinkwasser einzunehmen.

Die Küste, an welcher er hinfuhr, bot einen herrlichen Anblick. Die von allen Seiten sich erhebenden hohen Berge waren bis zum Gipfel dicht bewaldet und am Fuße derselben wechselten üppige Wiesen mit schönen Hainen und Anpflanzungen. Und mehr noch als der äußere Anblick des Eilandes erfreute die Vortrefflichkeit, die Menge ihrer Naturerzeugnisse, am allermeisten aber die liebenswürdige Einfalt, Güte, Schönheit ihrer Bewohner. Das Paradies schien hier gefunden, und der galante Franzose wußte das herrliche Eiland nicht besser zu charakterisiren, als daß er es La nouvelle Cythère nannte. Die vermeinte Entdeckung von Neu-Cythere war aber Taiti, das Wallis gefunden und acht Monate vor der Ankunft Bougainville's verlassen, und das zu allererst schon de Quiros gefunden und Sagittaria genannt hatte.

Kaum waren die Anker gefallen, kamen die Eingeborenen, Männer und Weiber, in großer Zahl in Piroguen heran, riefen „Tayo! Tayo!" (Freunde!

Freunde!) und boten Kokosnüsse und andere Früchte zum Tausche an. Der Handel begann, und in kurzer Zeit hatte man eine Menge frischer Lebensmittel gegen Nägel, Ohrringe und andere Kleinigkeiten eingetauscht. Da man an der aufrichtigen Gesinnung dieser freundlichen Leute, welche die ans Land gehenden Matrosen in ihre Wohnungen führten, sie bewirtheten und ihnen in jeder Weise bis zum Uebermaße gefällig waren, nicht zweifeln konnte, so schlug man an der Küste ein Lager auf, um die Genesung der Skorbutkranken schneller zu bewirken, die Wasserfässer bequemer füllen und das nöthige Brennholz fällen zu können. Der Ereti (Häuptling), dessen Erlaubniß man zuvor eingeholt hatte, ließ es an gutem Rathe nicht fehlen, und seine Unterthanen waren bei jeder Arbeit gern behülflich. Die Roheit der Matrosen störte einigemal den friedlichen Verkehr, die gutmüthigen Insulaner ließen sich aber jedesmal wieder leicht besänftigen. Die vorzüglichsten Erzeugnisse des paradiesischen Taiti's, welche man während des kurzen Aufenthalts an der Nordwestküste sah, waren Kokosnüsse, Bananen, Ignamen, Brotfrüchte, Zuckerrohr, eine Art Indigo und viele Hülsenfrüchte, die den europäischen glichen. Von vierfüßigen Thieren bemerkte man nur Schweine, kleine Hunde und eine Menge Ratten; unter dem Geflügel fielen besonders die Haushühner und die schönen grünen Turteltauben auf. Die Eingeborenen leben fast nur von Pflanzenkost und Fischen; Fleisch essen selbst die Erwachsenen selten, die Kinder und jungen Mädchen nie; ihr einziges Getränk ist reines Wasser, und schon der Geruch von Wein und Branntwein war ihnen zuwider; vor Tabak, Gewürz und Allem, was stark schmeckte und roch, hatten sie einen unüberwindlichen Abscheu. Dieser einfachen Lebensweise verdanken sie ihre Gesundheit und Kraft; fast Alle erreichen ein hohes Alter, ohne die damit verbundene Schwäche, behalten den vollkommenen Gebrauch ihrer Sinne und die schönsten Zähne, die man sehen kann, bis zu ihrem Tode. Auch das Klima läßt auf diesem glücklichen Erdflecke, wo es keine plagenden Insekten und keine giftigen Thiere giebt, nichts zu wünschen übrig; die Hitze wird nie zu groß, doch kühlt sich auch die Luft nie so sehr ab, daß man nicht in von allen Seiten offenen Hütten wohnen und auf dem mit einigen Blättern bestreuten Boden schlafen könnte; die ans Land gebrachten Kranken erholten sich schnell, und keiner der Matrosen fühlte, obgleich sie tüchtig arbeiten, beständig im Wasser und in der Sonne stehen und unter freiem Himmel auf der bloßen Erde schlafen mußten, das geringste Unwohlsein.

Die Bewohner Taiti's bestehen, obschon sie alle dieselben Sitten haben und dieselbe Sprache reden, aus zwei verschiedenen Rassen; die erste und zahlreichste, schön gestaltete und mindestens 1,72 m hohe, kräftige Leute mit langen schwarzen Haaren, unterscheidet sich fast gar nicht von den Europäern und würde ohne den beständigen Aufenthalt in der freien Luft und in der Sonne eben so weiß sein als diese; die andere Rasse ist weit kleiner, hat krause harte Haare und ist in den Zügen und in der Hautfarbe den Mulatten am meisten ähnlich. Die Weiber sind im Allgemeinen viel weißer als die Männer, weil sie sorgfältig die Sonne meiden und nie ausgehen, ohne sich mit einem kleinen, mit Blumen geschmückten Hute zu bedecken; ihre größte Schönheit besteht aber in einem fein und regelmäßig gebildeten Körper, dessen Reize sie nicht, wie die Europäerinnen, durch vermeinte Verschönerung einer zusammengeschnürten Taille verderben. Die vornehmeren Leute hüllen sich in ein Stück

Zeug, welches bis auf die Kniee herabreicht, und färben den tätowirten Hintertheil ihres Körpers blau; geringere Stände tragen nur eine Schürze, und die Armen gehen gänzlich nackt. Die Männer salben ihr Haupthaar, welches sie gewöhnlich oben auf dem Kopfe zusammenbinden, und den Bart, den sie jedoch nur am Kinn wachsen lassen, mit Kokosöl; der einzige Schmuck beider Geschlechter besteht in Ohrgehängen von Perlen oder Blumen. Die Mädchen, deren Neigungen nicht dem geringsten Zwange unterworfen sind, scheinen sehr gefallsüchtig, sind aber, sobald sie sich verheirathen, völlig dem Manne unterworfen und würden die geringste, ohne sein Wissen und seinen Willen begangene Untreue mit dem Leben büßen. Ueberhaupt leben diese glücklichen Leute nur dem Vergnügen und zeigen in allen Verhältnissen einen unbegrenzten Leichtsinn. Den größten Theil des Tages bringen sie, auf ihre Matten hingestreckt, mit Nichtsthun zu und des Abends vergnügen sie sich mit Gesang und Tanz nach dem Tone einer Trommel und einer Flöte mit vier Löchern, welche einen sehr sanften Ton hat und mit der Nase geblasen wird.

Nichts macht auf sie einen bleibenden Eindruck, und wenn ein ihnen unbekannter Gegenstand an Bord noch so sehr ihre Neugierde erregte, so fesselte er doch nie länger als einige Minuten ihre Aufmerksamkeit. Man darf ihnen aber deshalb doch nicht alle nur aus dem Nachdenken über eine Sache entspringende Einsicht absprechen, denn die wenigen Geräthschaften, die sie unter diesem herrlichen Himmelsstriche, wo man ohne Bekleidung im Freien leben kann und der Boden fast keiner Bearbeitung bedarf, zu verfertigen gezwungen sind, verrathen Fleiß und eine nicht geringe Geschicklichkeit; das Zeug, woraus ihre Schürzen und die Gewänder der Vornehmen bestehen, wird aus einer Baumrinde verfertigt, indem man diese unter beständiger Anfeuchtung mit einem Stücke harten Holzes, welches auf allen Seiten Steifen von verschiedener Stärke hat, auf einem glatten Brete so lange schlägt, bis es so dünn wie Papier ist; doch ist dieser Stoff bei weitem geschmeidiger und stärker als Papier und nimmt jede beliebige Farbe an. Ihre Netze sind aus starken, flachsartigen Fäden nicht weniger sauber gestrickt, als die der europäischen Fischer; ihre Angeln arbeiten sie sehr fein aus Perlmutter. Ihre kleineren Kähne, deren sie sich zum Verkehr an der Küste bedienen, bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamme, ihre größeren Fahrzeuge aber, mit denen sie sich auf das hohe Meer wagen, sind aus drei ausgehöhlten Baumstämmen, von denen der eine der Kiel und die beiden anderen das Hinter- und Vordertheil bilden, der Länge nach zusammengesetzt und haben eine eben so einfache als zweckmäßige Einrichtung. Sowol diese Stämme als auch die Seitenplanken werden durch Stricke von Kokosfasern zusammengehalten, haben, um das Umstürzen zu verhindern, auf der einen Seite einen Ausleger und, wenn sie segeln, auf der andern Seite ein quer hinausgestrecktes Bret, auf welchem ein Mann steht, um das Gleichgewicht zu erhalten. Oft sind zwei Piroguen durch Querbalken mit einander verbunden, auf denen eine mit Schilf bedeckte Hütte steht, worin man bei weiteren Fahrten die Lebensmittel aufbewahrt und Schutz gegen Sonnenschein und Regen sucht.

Am 15. April 1768 segelte Bougainville von Taiti. Es war sein besonderes Verdienst, daß er von hier nicht wie die holländischen und englischen Seefahrer nordwärts, sondern jenseit, d. h. im Süden des 15. Breitengrades, blieb. Infolge dessen kam er am 3. Mai im Süden der Samoagruppe vor-

über, die schon Roggeween vor ihm gesehen hatte, und die er, weil sich hier die Kurse früherer Seefahrer nahe berühren, Isles des navigateurs benannte. Die Viti-Inseln blieben ihm südlich und ungesehen liegen, dafür aber fiel er auf die Mitte der Neuen Hebriden, die er zwar als das spanische Heiligegeistland wieder erkannte, ihren Namen aber in Grandes Cyclades umänderte. Von dort aus wollte Bougainville unter 15° südl. Br. auf die noch nie gesehene Ostküste Australiens lossteuern, da er jedoch auf die nördlichsten Riffe des Korallenmeeres stieß, wandte er sich gegen Norden, bis er am 10. Juni eine Gebirgsküste zu Gesicht bekam, die ihm den Weg nach Norden versperrte. Seine Lage schien bedenklich: im Osten hatte er den Passatwind gegen sich, im Westen mußte er Australien und Neuguinea vermuthen, deren Trennung durch die Torresstraße noch immer ein Geheimniß der Archive in Manilla geblieben war. Bougainville kehrte daher an der neu entdeckten Küste wieder um, bis er am 26. Juni ihre Ostspitze erreichte, die er das Vorgebirge der Erlösung (Cap de la Délivrance) benannte. Seine neue Entdeckung hieß er seinem Monarchen zu Ehren den Louisiadenarchipel; es ist nach späteren Untersuchungen der Osttheil der Südküste Neuguinea's und die daran stoßende Inselgruppe berüchtigt durch die Blutgier ihrer papuanischen Bewohner. Um nicht abermals auf Neuguinea zu stoßen, ging Bougainville nunmehr gegen Nordosten, wo schon nach zwei Tagen, am 28. Juni, abermals Land sich zeigte, die vielgesuchte Salomonenkette. Dort fand er die nach ihm benannte Durchfahrt zwischen der Choiseul- und Bougainville-Insel und suchte dann nach längerem Verweilen im Praslinhafen an der Südspitze von Neubritannien bis zum 19. Juli um die Nordspitze von Neuireland herum seinen Rückweg nach Batavia.

Bougainville hatte immer noch nicht den Plan aufgegeben, wieder mehr nach Südwesten hin seinen Lauf zu nehmen, aber bereits hatte er, durch widrige Winde genöthigt, zu lange die See gehalten; die Lebensmittel waren fast gänzlich erschöpft, und der Skorbut fing bereits an, auf beunruhigende Weise unter der Mannschaft um sich zu greifen, als es ihm endlich gelang, auf der Insel Neuireland, die er noch für einen Theil Neubritanniens hielt, in den sichern Hafen Praslin einzulaufen. Da die Umgegend unbewohnt war, so konnte man zwar ohne Furcht vor den Wilden die Kranken ans Land bringen, wo sie sich schnell erholten, aber man fand nur äußerst wenige Lebensmittel, und fortwährendes Regenwetter hinderte sehr die nöthigen Arbeiten. Nach endlicher Vollendung derselben setzte Bougainville am 19. Juli seine Reise unter großen Entbehrungen fort, da die Lebensmittel so verdorben waren, daß man sie nur mit Eckel verzehrte.

Ein kurzer Aufenthalt auf einer der zu den Molukken gehörenden und von den Niederländern besetzten fruchtbaren Inseln stellte jedoch die erschöpfte Mannschaft bald wieder so weit her, daß man ohne Besorgniß die Rückfahrt nach der Heimat antreten konnte; Bougainville schlug den Weg um das Kap der guten Hoffnung ein und landete am 16. März 1769 zu Saint Malo. — Seine Reise trug nicht wenig zur Bereicherung der Erdkunde und der Naturwissenschaften bei und erwarb ihm den Ruhm eines der ausgezeichnetsten Seefahrer der neueren Zeit. Er genoß hohe Achtung, selbst während der Revolutionsstürme, erlebte noch den Aufschwung der neueren Seefahrts-, Natur- und Erdkunde und starb hochbejahrt im August 1811.



V.

James Cook.

Rückblick. Die früheren Entdeckungsreisen. — Cook's Jugendjahre. Vermessungen im Lorenzflusse und Aufnahme Neufundlands. Cook, Führer der Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges. Reisegefährten. **Erste Reise:** 1768—1771. Abfahrt. Cook segelt um das Kap Hoorn und südwärts bis zum 60. Breitengrade. Aufenthalt auf Taiti. Zweite Fahrt nach dem Süden bis zum 40. Breitengrade. Umschiffung Neuseelands. Aufnahme der Ostküste Neuhollands. Entdeckung der Endeavourstraße. Die Botanybai. Heimkehr über Batavia um das Kap. **Zweite Reise:** 1772—1775. Die beiden Forster. Am Grünen Vorgebirge und Kap der guten Hoffnung. Anschluß Sparrmann's. Gefahrvolle Südfahrt. Trennung der Schiffe. Physikalische Beobachtungen. Nördliche Rückfahrt zur Duskybai. Vereinigung mit der Adventure auf Taiti. Die Freundschafts- und Gesellschaftsinseln. Tongatabu. Neuseeland. — Zweite Fahrt nach Süden. Rückkehr über das Ostereiland, Taiti. Die Neuen Hebriden, Tanna und ihre Bewohner. Neucaledonien. Neuseeland. Feuerland. Letzte Entdeckungen. Die Tafelbai. St. Helena. Die Azoren. Heimkehr. In Spithead 30. Juli 1775. G. Forster's Uebersicht dieser Reise. Humboldt und Peschel über beide Forster. — **Dritte Reise:** 1776—1779. Spuk des nördlichen Weges nach China und Indien. Am Kap. Vereinigung mit Clarke. Zu den Kerguelen und Freundschaftsinseln. Aufenthalt auf Taiti. Nordfahrt. Entdeckung der Sandwichinseln. Längs der Küste Kaliforniens. Im Nutkasund. Prinz Wilhelms- und Cooksbusen. Landung an Unalaschka. Kap Wales. In der Beringstraße. Erforschung der Aleuten. Zweiter Besuch der Sandwichinseln. Abfahrt. Rückkehr. Cook's Tod. Clarke's erneuerte Versuche einer nördlichen Durchfahrt, sein Tod. Nordfahrt und Heimkehr. G. Forster und Peschel über Cook. Cook's Nachfolger: La Perouse. Dentrecasteaux. Vancouver. Brigh. Malaspina.

In dem letzten Zeitraume von dritthalbhundert Jahren, von 1521 bis 1768, wurden, wie wir sahen, zahlreiche Reisen durch den Großen Ozean ausgeführt, den Magellan zuerst beschifft hatte. Anfangs trieb Begierde nach Reichthümern, welche Peru und Mexiko entflammt hatte, Cortez' und Pizarro's Gefährten zu Schiffe, um noch neue Goldländer zu finden, dann suchten Engländer und Holländer sich in dem Großen

Ozeane durch Schleichhandel zu bereichern oder hier den Eroberern der Neuen Welt ihre Schätze mit Gewalt zu entreißen, endlich führte auch die Hoffnung, im Südmeer ein großes Australland zu entdecken, die Seefahrer in Magellan's Fußtapfen. Aber die meisten dieser Reisen in das Südmeer bewiesen nur, wie wenig der Wille allein zur Sache thut, wenn nicht Fähigkeit des Entdeckers hinzukommt. Leute, die Entdeckungen machen wollten, fuhren mit Aengstlichkeit nur in der bekannten Zone der Wendekreise, um hier eine gemächliche und sichere Fahrt zu finden, und wagten sich nicht in neue Fahrstraßen. Unter den Spaniern entdeckten zwar Mendaña und de Quiros einige Inseln, aber die überspannten Nachrichten von ihren Schätzen, die Projekte von Kolonien, die hier gegründet werden sollten, waren überschwengliche Phantasiegebilde. Ihre Salomonsinseln, ihre Tierra Austral de Espritu Santo blieben lange der Fiebertraum eines schattenhaften Dorado der Südsee.

Auch die Holländer ließen sich durch diese Phantasien zu verfehlten Entdeckungsreisen unter Lemaire, Schouten, Roggeween verleiten. Diese Seefahrer wußten es nicht, daß die Inseln, welche sie unweit Neuguinea entdeckten, in der That die Salomonsinseln der Spanier waren; so wenig wie Bougainville es ahnte, daß seine Nouvelle Cythère das Sagittaria des de Quiros sei. Spanien selbst fand nicht für gut, von diesen seinen Entdeckungen Gebrauch zu machen, oder andere Abenteurer aufzumuntern, sie weiter fortzusetzen und genauer zu bestimmen.

Spaniens amerikanische Besitzungen waren zu ungeheuer und zu reich an Gold und Silber, um mit Gefahren noch andere in weiten unbekannten Fernen zu suchen. Außer den Küstenfahrern und dem einzigen Galeonschiffe, welches jährlich zwischen Acapulco und Manilla die Waaren Asiens gegen amerikanisches Metall vertauschte, ließ sich kein spanisches Schiff auf diesem Ozeane erblicken. Und eben dieses Schiff, welches in einem Zeitraum von 200 Jahren jährlich genau denselben Strich fuhr, ist vierhundertmal an der schönen Gruppe der Sandwichinseln vorübergesegelt, ohne sie zu entdecken.

De Quiros war in der Uebertreibung seiner Entdeckungen so weit gegangen, daß er sogar die Insel Mallikollo für einen Theil des fabelhaften australischen Festlandes ausgegeben hatte, und fast Jeder, der nach ihm es wagte, sich weiter als die Küstenbefahrer von Amerika zu entfernen, versicherte, wenn er auch kein Land gesehen haben wollte, dennoch Anzeichen eines nahen Kontinents bemerkt zu haben. Selbst der wackere Tasman bestärkte durch die Entdeckung von Neuseeland diese Meinung. Auch die späteren Weltumschiffungen unter Byron, Wallis, Carteret, Bougainville zeichnen sich in dieser Hinsicht wenig von den gemeinen Südseefahrten ihrer Vorgänger aus. Wie diese, hielten sie sich, sobald sie Magellan's Meerenge verlassen hatten, an die Küste von Amerika, bis in die Gegend der Inseln von Juan Fernandez, eilten dann, innerhalb des Wendekreises das Stille Meer zu durchschiffen und durch die Inselgruppen Indiens nach Hause zu kommen. Wallis und Bougainville besuchten wenige Monate nach einander die Insel Taiti; der Erstere fand die Kokosinsel des Lemaire und Schouten wieder, und des Letzteren neue Cykladen waren nur die Inseln um Sagittaria, die schon de Quiros gefunden und für das feste Südland ausgegeben hatte. Von der durch de Quiros' Reisegefährten Torres entdeckten Durchfahrt zwischen Neuguinea und Neuholland wußte er aber so wenig, daß

er lieber Gefahr lief, mit seiner ganzen Mannschaft Hungers zu sterben, als daß er sich durch diesen kurzen Weg in die Gewässer Indiens begeben hätte. So wenig war Alles, was jene Abenteurer unternahmen, bekannt, bestimmt und in der Anwendung brauchbar geworden. Nur Carteret, der einen etwas andern Strich fuhr als die übrigen englischen Weltumsegler, berichtigte die Lage der Insel Santa Cruz, einer alten Entdeckung Mendaña's.

Was aber diese neueren Reisen vor den früheren voraus hatten, lag in den Fortschritten, welche die Schiffahrtskunde seitdem gemacht hatte. Dadurch, daß man mit besseren astronomischen Werkzeugen versehen war, gewann die Geographie wenigstens so viel, daß die Lagen der Orte nach Länge und Breite genauer bestimmt wurden; und Frankreich gab durch Bougainville's Ausrüstung das erste Beispiel von einer zu wissenschaftlichen Zwecken gehörig eingerichteten Entdeckungsreise, indem es ihm den Naturforscher Commerson und den Astronomen Verron zugesellte. Doch selbst diese Engländer und Franzosen hatten nur Talente, welche in einer Schlacht glänzen konnten, aber nicht den Entdeckergeist der ersten englischen Weltumsegler Drake und Dampier. Jener entdeckte im Jahre 1577 die Küste Neualbions, nordwestwärts über Kalifornien bis zum 40. Grade der Breite; dieser untersuchte einen Theil von Neuholland und Neuguinea, nebst Neubritannien, die Salomonsinseln, für die damalige Zeit ziemlich genau.

Demnach war die Summe aller Entdeckungen im Südmeere seit Magellan's Zeiten nur gering. Mehr als 30 Reiserouten hatten dasselbe, den größten aller Ozeane, durchschnitten, ohne mehr als die Lage einiger verlorenen Inselpünktchen zwischen den Wendekreisen dürftig zu bestimmen. So war die halbe Oberfläche der Erdkugel noch von tiefer Nacht bedeckt, und nur phantastische Traumgestalten schwebten in ihr umher, die den leichtgläubigen Geographen täuschten und selbst den besonneneren Forscher verwirrten, scheinbare Muthmaßungen spekulativer Köpfe, müßige, auf mißverstandene Ueberlieferung gegründete Märchen, dreiste Erdichtungen vorsätzlicher Betrüger! Rund um den Südpol, bis zum 50. Grade nördl. Br., war Alles, die einzige Spitze von Südamerika ausgenommen, unbekannt. Sie bestärkten den Glauben an ein festes Südland, dessen Küsten man keck in einer mit Chili fast parallel zum Wendekreise hinablaufenden Linie zeichnete und sie an einigen Orten bis zum 20. Grad der Breite in den heißen Erdgürtel sich verlängern und dann wieder südwestwärts nach Neuseeland hinaufsteigen ließ. Neuholland, welches das Südmeer gegen Abend vom Indischen Ozean trennt und an Flächeninhalt Europa beinahe gleichkommt, war gegen Osten hin noch gänzlich unerforscht, und in der Nähe des Aequators verlor es sich auf mancher Karte in das wegen seiner schwarzen Einwohner Neuguinea benannte Land.

Unsere nördliche Halbkugel lag in dem nördlichen Theile des großen Weltmeeres in ein ähnliches Dunkel gehüllt. Rußland kannte die natürlichen Grenzen seiner asiatischen Besitzungen noch nicht, und die amerikanischen Gestade jenseit des 44. Grades waren noch jungfräulich unberührt. Dagegen fabelte man viel von einem Admiral de Fonte, einem Juan de Fuca und seiner Straße Anian, die hoch oben im Norden direkt nach Europa und in den Atlantischen Ozean führen sollte — bis erst später Bering und Tschirikoff diesem Spuk ein Ende machten.

Hören wir nunmehr, wie Cook der größte Seefahrer seiner Zeit geworden und was er geleistet.

In einem Dorfe der Grafschaft York lebte um 1775 ein Greis, der lange Jahre Dienstknecht gewesen. Seine Gesichtszüge hatten indeß durch hohes Alter den Charakter der Ehrwürdigkeit angenommen, und sein Betragen erhob sich weit über dasjenige, welches man gewöhnlich bei Leuten seines Standes findet. Der achtzigste Sommer seines Lebens war fast schon vorüber, und erst zwei oder drei Jahre vorher hatte er noch lesen gelernt, um den väterlichen Stolz befriedigen zu können, die Reisen seines berühmten Sohnes um die Welt selbst zu lesen. — Dieser Greis war der Vater des Kapitäns James Cook, der ihm unter neun Kindern als das vierte am 27. Oktober 1728 geboren wurde.

Der Knabe James hatte den Schulunterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen auf Kosten des Brotherrn seines Vaters genossen und kam zu einem Krämer in die Lehre. Ihn belebte indeß die Leidenschaft fürs Seeleben, und er trat 1746 auf einem Kohlenschiff in Dienst, das zwischen Newcastle und London fuhr, wurde 1752 Hochbootsmann und ging, als der nordamerikanische Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, 1755 als Freiwilliger auf ein englisches Linienschiff. Jetzt erst fand er das Feld für die Thätigkeit seines ganz ungewöhnlichen nautischen Talents.

Während des Krieges in Canada und in den nächst darauf folgenden Jahren zeichnete er sich bei Ausführung seemännischer Arbeiten in wahrhaft bewundernswerther Weise aus. Seine Küstenaufnahmen, Vermessungen, seine Karte vom Lorenzstrom, von der Umgebung von Quebek, Neufundland waren für Wissenschaft und Praxis, nach Form und Inhalt bahnbrechende Arbeiten und galten sehr lange als Muster. Auch hatte er durch eifriges Selbststudium in der praktischen Astronomie und in allen Zweigen der Naturwissenschaften so außerordentliche Fortschritte gemacht, daß Leutenant Cook schon damals als einer der tüchtigsten Seemänner galt.

Um diese Zeit, in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre, war es, daß die Aufmerksamkeit der astronomischen Welt auf eine bevorstehende Himmelserscheinung gelenkt und deren Beobachtung als das wichtigste astronomische Ereigniß in der Geschichte der Sternkunde mit gespannter Erwartung entgegengesehen wurde. Der 3. Juni des Jahres 1769 war der Tag, an welchem der Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe in mehreren, weit von einander entlegenen Gegenden der Erde beobachtet werden sollte. Von dem glücklichen Erfolge dieser Beobachtungen hing es ab, die noch nicht bekannte wahre Entfernung der Sonne und aller Planeten von der Erde genauer kennen zu lernen. König Georg III., ein Freund der Wissenschaften, namentlich der geographischen und naturwissenschaftlichen, bewilligte aufs Reichlichste die Kosten der Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges, der Erscheinung, die sich erst 1874 wiederholt hat.

Aber wo sollte die Beobachtung stattfinden? — Die königliche Sozietät der Wissenschaften in London brachte Kalifornien in Vorschlag, und der englische Gesandte in Madrid bat beim spanischen Hofe um einen Paß für ein nach Kalifornien zu diesem wissenschaftlichen Zwecke bestimmtes Schiff.

Hier muß in Kürze eines Vorfalls gedacht werden, der den damaligen Geist der Regierung und der Wissenschaft in Spanien drastisch charakterisirt.

Die spanische Regierung versprach den verlangten Paß nur unter der Bedingung, daß der Astronom der „allein seligmachenden Kirche angehören müsse", und als ein solcher erwählt war, verweigerte sie den Paß, weil es mit der Staatsklugheit der spanischen Regierung nicht vereinbar sei, fremde Nationen in ihren amerikanischen Seehäfen zuzulassen, es sei denn, daß solche aus Noth dahin geriethen, und daß am wenigsten solche Fremde dahin gelassen werden dürften, welche vermöge ihres Standes und ihrer Kenntnisse am fähigsten wären, Beobachtungen anzustellen, welche bei einem möglichen künftigen Kriege die Annäherung und Landung der Feinde befördern könnten. — Und diese verkehrte, von Priestern der römisch-katholischen Kirche geleitete Politik des Madrider Hofes ist es auch, welche nach Ablauf kaum eines halben Jahrhunderts Spanien um seine amerikanischen Besitzungen gebracht hat!



Josef Banks.

Unter diesen Umständen ließ man in London den Plan auf Kalifornien fallen. Auch die Verhandlungen mit dem Gelehrten Dalrymple, der die Expedition leiten sollte, zerschlugen sich, aber an seiner Stelle ward James Cook in seinem vierzigsten Lebensjahre zum Führer derselben ernannt, und das Schiff „Endeavour" auf das Vortrefflichste ausgerüstet. Gerade als dasselbe segelfertig gemacht worden war, kehrte Kapitain Wallis von seiner Reise um die Welt zurück. Er empfahl sehr nachdrücklich den Hafen Port Royal auf dem heutigen Taiti als den geeignetsten Ort zur Beobachtung des Venusdurchganges. Die Königliche Gesellschaft der Gelehrten genehmigte den Vorschlag, und Taiti wurde das Ziel der Expedition. Die gelehrten Gehülfen derselben waren Charles Green als Astronom, der schwedische Gelehrte Dr. Solander, ein Schüler Linné's, als Botaniker, und Josef Banks, der spätere Präsident der Königlichen Gesellschaft. Der Letztere, von Hause aus sehr reich, machte die Expedition auf seine eigenen Kosten mit, lediglich in rein wissenschaftlichem Interesse zu seiner eigenen Ausbildung in den Naturwissenschaften und hatte überdies noch zwei Zeichner, einen Sekretär und vier Diener bei sich.

Der Befehl, welchen Cook erhielt, ging im Allgemeinen dahin, zunächst nach Taiti zu segeln und die Lösung der astronomischen Aufgabe mit allen Kräften zu fördern. Nach Erledigung dieses Auftrages sollte er noch weitere Entdeckungen in der Südsee zu machen suchen; denn der gewaltige Ozean westlich von Südamerika war damals noch fast gar nicht bekannt. Seit Tasman die Südspitze des australischen Kontinents und Neuseeland entdeckt hatte, war die Südsee eine Weltgegend, auf die alle Augen gerichtet waren. Dampier, welcher 1700 den Archipel von Neubritannien entdeckt, Carteret, der 1767 Neuguinea besucht und dabei gefunden hatte, daß dieses aus zwei Inseln bestehe, welche durch den von ihm genannten Georgskanal getrennt seien — diese Reisenden hatten durch ihre Berichte über Land und Leute dieser fernen Inselwelt die Erwartungen der Geographen, Gelehrten und Seefahrer ganz außerordentlich gespannt. So war es denn ganz begreiflich, daß man sich von der Expedition Cook's, welche vorwiegend zu wissenschaftlichen Zwecken veranstaltet wurde, nicht nur für die Astronomie, sondern auch für die Geographie, Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde überaus reichen Gewinn versprach.

Cook's erste Reise.

Am 26. August 1768 verließ Cook die Rhede von Plymouth. Anstatt wie Byron, Wallis, Bougainville durch die Magellanstraße zu gehen, umschiffte er das Kap Hoorn, welches seit Anson's Reise der Schrecken der Seefahrer geblieben war. Cook fuhr nicht nur sicher und ohne irgend einen widrigen Zufall um jene südlichste Spitze von Südamerika, sondern voll kühnen Forschungsgeistes näherte er sich zugleich dem gefürchteten Südpol, von dessen völliger Untersuchung ihn aber für diesmal die eigentliche Aufgabe seiner Reise abhielt. Es kam jetzt Alles darauf an, die Insel, welche zur Beobachtung des Venusdurchgangs ausersehen war, zu rechter Zeit zu erreichen. Zufrieden also, gezeigt zu haben, wie leer die Furcht vor jenen antarktischen Wogen und jenen kimmerischen Finsternissen sei, die bisher als so sehr gefährlich geschildert wurden, hielt er vor dem Punkt, wo er den 60. Grad der südlichen Breite durchschnitt, einen Lauf, der geradesweges auf sein Ziel gerichtet war.

Diese Richtung ist in doppelter Hinsicht merkwürdig. Sie zeichnet sich vor allen früheren Fahrten dadurch aus, daß sie weit von der amerikanischen Küste ins unerforschte Südmeer geht und jenen wohlbekannten Weg verläßt, den so viele Seefahrer, die auch zu den Entdeckern gezählt werden, einander blindlings nachgegangen sind. Zugleich aber gebührt ihr das Verdienst, den Ozean auf einem großen Strich, den ihm die Geographen eigenmächtig abgesprochen und dem Kinde ihrer Phantasie, dem festen Südlande, zuerkannt hatten, wieder in sein altes Recht eingesetzt und auf ewige Zeiten darin bestätigt zu haben. In der That segelte Cook westwärts hinter der Stelle weg, wo Juan Fernandez und Jakob L'Hermite das feste Land gesehen, und hinter einer andern, wo es de Quiros nur vermuthet haben wollte.

Zwischen vielen flachen Inseln hin, welche in der Zone des südlichen Wendekreises liegen und aus Korallenbänken bestehen, gelangte er nach Taiti, der berühmt gewordenen Insel, welche Wallis kurze Zeit zuvor entdeckt zu haben glaubte. Der Hauptzweck der Reise, die Beobachtung des Durchganges der Venus,

verzögerte seinen Aufenthalt daselbst. Für die Naturgeschichte und Astronomie war indeß diese Zeit nicht verloren; doch auch selbst die Geographie hatte den Vortheil davon, daß Cook die ganze Insel von etwa 30 Meilen im Umkreise in seinem Boot umschiffte und sich von ihr die genaueste Kenntniß verschaffte. Auch die nahen Gesellschaftsinseln wurden entdeckt und aufgenommen.

Cook eilte nunmehr, seiner Instruktion gemäß, gegen Süden, um das Südland aufzusuchen, welches in dieser Gegend, der Mitte des Großen Weltmeeres, nicht weit vom Wendekreise liegen sollte. Aber bis zum 40. Grad der Breite fand er keine Spur von nahem Lande; weiter vorzudringen widerrieth die Schwäche des Schiffes. Er wandte sich also westwärts und suchte die Küsten von Neuseeland auf, die seit ihres ersten Entdeckers, Tasman's, Zeiten nicht wieder besucht worden waren.

Man wußte überhaupt von diesem Lande wenig mehr, als daß es vorhanden sei und kriegerische Einwohner habe; denn Tasman's kurzer Aufenthalt hatte ihm nicht erlaubt, genauere Nachrichten einzuziehen und richtige Karten zu entwerfen. Cook entdeckte das Land am 6. Oktober 1769, von der Ostseite her, umschiffte es ganz und verließ es endlich am 31. März 1770. Man hatte es bisher für einen Theil des festen Südlandes gehalten; Cook fand aber, daß es zwei Inseln von ansehnlicher Größe waren, im 41. Grad der Breite durch eine Meerenge getrennt, die nach ihm Cookstraße heißt. Von diesem Punkt aus erstreckt sich die südliche Insel südwestwärts bis gegen den 48., und die nördliche nordwestwärts bis zum 34. Grad der Breite. Cook untersuchte die Küsten und fand viele bequeme und sichere Häfen.

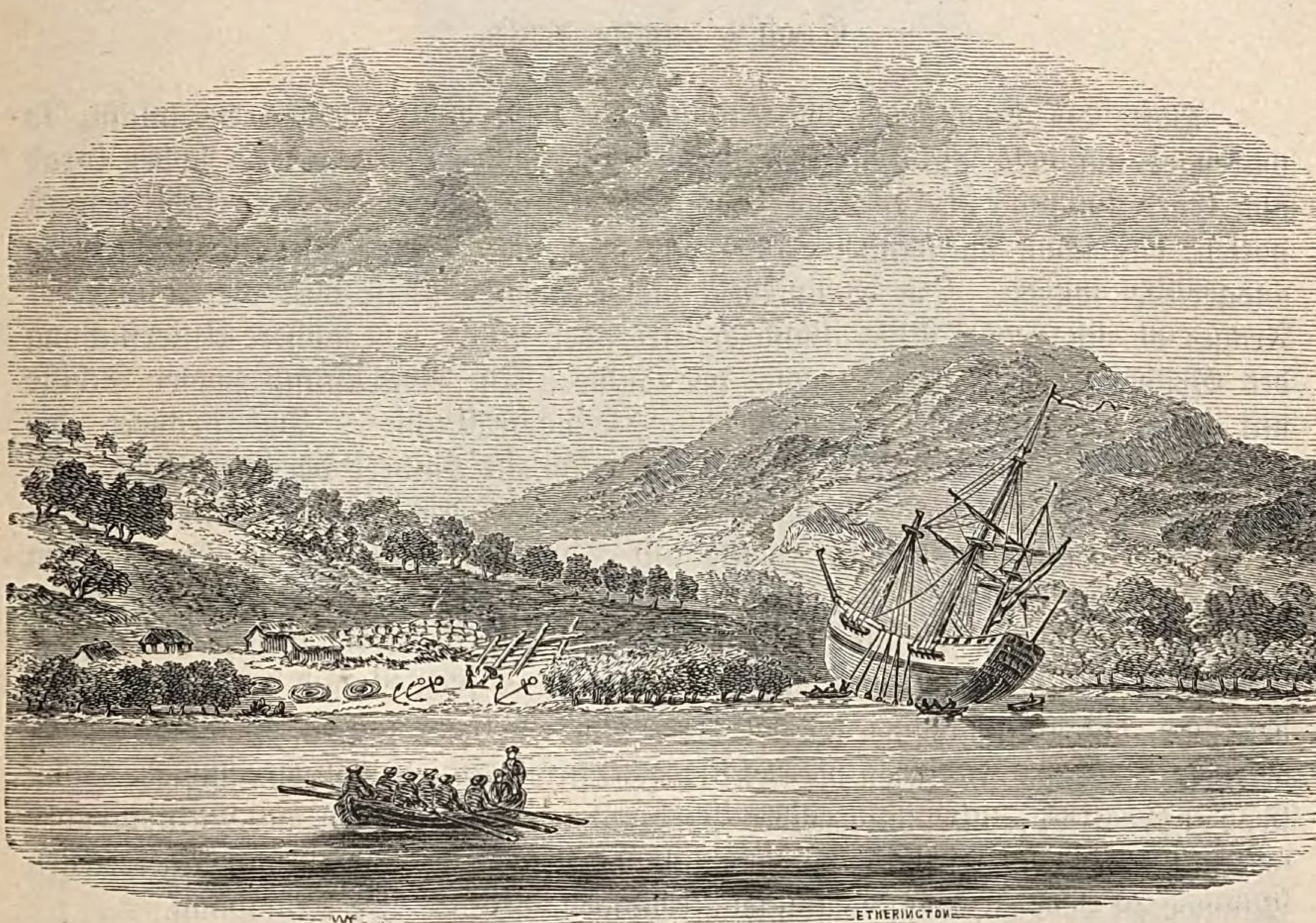
Wenn man die bescheidene Erzählung dieser Thaten in Cook's einfacher Sprache liest, wenn man erfährt, mit welchen unvermeidlichen Gefahren der kühne Argonaute, der sein Werk nicht unvollendet lassen will, in jenen stürmischen und unbekannten Meeren zu kämpfen hat, wie ihm dort eine verborgene Klippe, auf die sein Schiff ganz unversehens stößt, den Untergang droht; wie mitten im Sommer im 35. Grad der Breite der stärkste Sturm, den er bis dahin noch erlebt, drei Wochen lang wüthet; wie eine wirbelnde Flut ihn unaufhaltsam gegen einen steilen Felsen schleudert und nur ein Ankerwurf in die ungeheure Tiefe von 75 Faden ihn noch rettet; wie endlich am südlichsten Ende des Landes, sechs volle Meilen weit von der Küste, eine Felsenbank gleichsam zur Falle aufgestellt ist und dem unbesorgten Seemann in der Nacht auflauert; — wenn man diese schnell auf einander folgenden Begebenheiten aufmerksam erwägt, so wird man auch empfinden müssen, um welchen Preis sich Cook einen Namen im Tempel des Ruhmes erkauft hat. Mehr als einmal befand er sich nebst seinen Reisegefährten in bedenklicher Lebensgefahr, indem er auch am Lande seine Untersuchungen fortsetzte. Er erforschte die Produkte dieser merkwürdigen Inseln und selbst das wilde Volk, das hier lebt. Seine Nachrichten beweisen zur Genüge, daß zumal die nördliche Insel wegen ihrer vortrefflichen Häfen, ihrer Anhöhen, Thäler und wohlbewässerten Ebenen, ihres gemäßigten Klimas, ihrer herrlichen Wälder vom besten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fischreichen Gestade dereinst für unternehmende Europäer eine höchst wichtige Kolonie sein würde. In dem leichten, fruchtbaren Boden würden alle Arten von europäischem Getreide, von Pflanzen und Früchten gedeihen und den Ansiedler mit allem Nöthigen, selbst Ueberflüssigem

versehen. Ein Sommer wie in England, dessen Hitze nie beschwerlich fällt, und ein Winter wie in Spaniens gemäßigten Provinzen, der eigentlich kein Winter ist, machen das dortige Klima zum angenehmsten Aufenthalt. Für den weit um sich greifenden Handel, der getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein als diese zwischen Afrika, Indien und Amerika.

Der März war schon vorüber, der Winter des antarktischen Himmels nahte mit seinen Stürmen, und noch berathschlagte man, ob der Rückweg nach England über Ostindien, oder durch das große Südmeer und um Kap Hoorn gehen sollte. Cook's Wünsche neigten zur Wahl des letzteren Seeweges; allein sein gebrechliches Fahrzeug gab den Ausschlag wider ihn, und sein Verlangen, jetzt ein für allemal die Frage vom Dasein eines Südlandes zu entscheiden, mußte der Vorsorge für die Sicherheit und Erhaltung der ihm anvertrauten Mannschaft weichen. Aber der unermüdliche Seemann wollte noch die Ostküste von Neuholland untersuchen, dessen Westküste schon 1616, und dessen Südspitze von Tasman 1642 entdeckt worden war. Indeß verursachten die niedrige Lage jener Küste, die Korallenbänke und Polypenstöcke, daß man sich ihr nicht zu nahen wagte, und daß also blos ihr ungefährer Umriß bekannt werden konnte. Die Ostküste hatte noch kein Seefahrer berührt, als Cook sie auf einer Strecke von 600 Seemeilen befuhr. Dieselbe ist höher als die andere, aber eben so von Untiefen und Klippen, dem bewundernswürdigen Bau polypenartiger Thierchen, umringt. Ihre kalkigen Wurmgehäuse wachsen am unergründlichen Boden des Meeres fest und werden, so wie das Thier in den untersten Stämmen abstirbt, zu wahren Felsenmauern von Korallen, welche abwärts immer neue Aeste treiben und sich, je näher der Oberfläche des Meeres, nach allen Richtungen ausbreiten. Solche Korallenmauern sind es, an denen die hohe Woge des vom beständigen Ost-Passatwind erregten Meeres brandet, und die der Seemann Riffe nennt. Oft erstrecken sie sich rund um Inseln her; oft ziehen sie sich mehrere hundert Meilen, wie bei Neuholland, in paralleler Richtung mit den Küsten; oft stehen auch mehrere dergleichen Riffe hinter einander. Zwischen ihnen und dem Lande ist ein ruhiges Meer; denn die hereinrollende See bricht sich an der Schutzmauer, die ein Wurm ihrem Ungestüm entgegenzusetzen vermag, und fließt entkräftet über sie hin, oder kommt durch enge Brüche und Oeffnungen hinein, welche zugleich den Schiffen zur Ein- und Ausfahrt dienen. Allein in diesem gleichsam abgedämmten Zwischenraume häuft sich der Sand, den die Flut zwar hinein, doch nicht die Ebbe wieder hinausspülen kann, zu großen Sandbänken und Untiefen, welche der Schiffahrt neue Hindernisse und Gefahren bereiten. Kommt nun noch dazu, daß anstatt eines zusammenhängenden Riffes nur eine Menge kleiner zerstreuter Korallenthierstaaten ihren Zellenbau führen, wovon der eine mehr, der andere weniger gediehen ist, so geht das Gefahrvolle einer solchen Meeresgegend über alle Beschreibung. Die Wachsamkeit des Seemanns vermag fast nichts gegen jene plötzlichen Abwechselungen der Tiefe, die er zitternd durch das Senkblei erfährt. Bald ergründet er sie nicht mit mehr als hundert Klaftern; bald schwebt er über Korallenzinken hin, die wie Thürme und Ruinen ihre schroffen Spitzen in die Höhe strecken und beinahe den Boden des Schiffes berühren.

Fünf Monate lang blieb Cook an dieser Küste, folgte allen ihren Krümmungen, nahm ihre Häfen und Baien auf, bestimmte die Lage vieler hundert Untiefen und Klippen und verließ sie nicht eher, als bis er sie vom 38. bis

zum 30. Grade südlicher Breite durchaus entdeckt und endlich zwischen ihrer Nordspitze und den Inseln von Neuguinea die Durchfahrt gefunden hatte, welche nach seinem Schiffe den Namen Endeavourstraße erhielt. Alle seine Behutsamkeit konnte es jedoch nicht verhindern, daß doch einmal sein Schiff auf einen verborgenen Felsen stieß, wo es 24 Stunden lang hängen blieb, indessen Jedermann dem schrecklichen Augenblick seines Unterganges entgegensah. Nur die glücklichen Umstände, daß der gewöhnliche Seewind still war und keine hohen Wellen trieb, daß ein Stück des Felsens im Schiffe stecken blieb und die Wunde, die er ihm gerissen hatte, beinahe ganz ausfüllte, daß einem Offizier ein sonderbares Mittel, den Leck zu verstopfen, gelang, und endlich, daß sich ein zur Ausbesserung bequemer Hafen fand, bewirkten eine unerwartete Rettung.



Die „Endeavour“, Cook's Schiff, im Endeavourflusse zum Ausbessern umgelegt.

Cook und seine Gefährten benutzten den Aufenthalt in Neuholland. um dessen Naturprodukte und andere Merkwürdigkeiten, von denen man bis dahin wenig wußte, genau zu erforschen. In dem Hafen, den man wegen der überaus reichen botanischen Ausbeute Botanybai genannt hat, erhielt die Kräuterkunde einen Zuwachs von beinahe 400 neuen Arten. Diese Bai erkannte Cook als wohlgeeignet zur Gründung einer Kolonie, und hier war es auch, wo später die Verbrecherkolonie gegründet wurde, an deren Stelle heute die Hauptstadt Sidney erblüht ist. Das Innere dieses Landes versprach noch eine reichere Ernte von unbekannten Gegenständen. Mit dem Bewußtsein, mehr geleistet zu haben, als je die Pflicht auferlegen kann, mit diesem unverwelklichen Lohne, der die Flamme des Genius nährt, verließ nunmehr unser großer Seemann den Schauplatz seiner Entdeckungen und ging über Batavia, das Vorgebirge der guten

Hoffnung, St. Helena nach England zurück. Am 10. Juli 1771 begrüßte die Schiffsmannschaft die Küsten Altenglands.

Die Erfolge dieser Reise waren mehr als befriedigend, sie waren in der That überraschend groß. Cook zeigte, daß der Weg ins Stille Meer um das Kap Hoorn dem bisherigen durch die Magellanstraße in jeder Hinsicht vorzuziehen sei. Nächst der sorgfältigen Beobachtung des Venusdurchganges vor der Sonne erregten die Entdeckung, daß Neuseeland eine Insel sei, die Entdeckung der Ostküste Australiens, der Torresstraße, überhaupt die ganze Führung der Expedition die allgemeinste Anerkennung und Bewunderung.

Cook's zweite Reise.

Hatte ein Phänomen am Himmel die erste Reise Cook's veranlaßt, so waren es nunmehr die glücklichen Resultate derselben, die einen so hohen Grad von Enthusiasmus für die Fortsetzung der Entdeckungen auf der Erde erweckt hatten, daß schon im nächsten Jahre eine neue Entdeckungs- und Forschungsreise ausgerüstet wurde. Der Hauptzweck dieser zweiten Reise war die Lösung der Frage: ob ein großes Australland existire oder nicht? eine nähere Untersuchung des Großen oder Stillen Ozeans, der Südsee. Die Ausrüstung zweier Schiffe mit 200 auserwählten Matrosen war die vortrefflichste. Das größere, die „Resolution", kommandirte Kapitän Cook selbst als Führer der Expedition, das kleinere, die „Adventure", stand unter dem Befehl des Leutnant Furneaux.

Dieselben Naturforscher, Banks und Solander, die Cook auf seiner ersten Reise begleitet hatten, sollten ihn auch jetzt wieder begleiten, als sie zehn Tage vor der bestimmten Abfahrt unerwartet von der Mitreise wegen eines Zerwürfnisses mit der Regierung zurücktraten. Da es aber einmal beschlossen worden war, daß Naturforscher an der Reise Theil nehmen sollten, so wurden zwei gelehrte Deutsche, Johann Reinhold Forster und sein siebzehnjähriger Sohn Georg Forster, unter glänzenden Versprechungen eingeladen, als Naturforscher an der Expedition Theil zu nehmen, um die beiden berühmten zurückgetretenen Männer zu ersetzen, und sie folgten freudigen Muthes der Einladung. —

Was und wer waren diese Beiden, welche die ersten Deutschen gewesen, die eine wissenschaftliche Reise um die Welt gemacht haben?

Reinhold Forster, der Vater, war evangelischer Pfarrer in dem Dörfchen Nassenhuben bei Danzig, ein Mann von rastlosem Forschungsdrange und ungewöhnlichen Sprach- und naturwissenschaftlichen Kenntnissen. Das geistliche Amt war ihm eine drückende Fessel, Pfarrhaus und Kirche ein Gefängniß. Büffon und Linné galten ihm mehr als Bibel und Katechismus. Als ihm im Jahre 1765 seitens der russischen Regierung, wo man den Werth deutscher Gelehrten schon kennen gelernt hatte, der Antrag gemacht wurde, eine wissenschaftliche Reise nach dem südlichen Rußland auszuführen, verließ er ohne Weiteres Pfarrhaus und Familie.

Kaum acht Jahre alt, begleitete Georg den Vater als botanischer Gehülfe in den unwirthbaren Steppen Südrußlands und blieb seitdem sein unermüdlicher, geist- und kenntnißreicher literarischer Genosse, folgte ihm auch nach

Petersburg und London und wurde hier im siebzehnten Altersjahre unter die Gelehrten auf Cook's zweiter Entdeckungsreise als Botaniker aufgenommen, zu denen der Vater als Physiker, Zoolog und Fachmann in verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften gehörte.

Die Wahl der beiden Forster war in hohem Maße glücklich, und ihre Verdienste sollen am Schluß unserer Darstellung besonders hervorgehoben werden.



Johann Reinhold und Georg Forster.

Am 13. Juli 1772 begann die Fahrt. Es war unter allen Reisen um die Welt die erste, die von Westen nach Osten ausgeführt wurde. An dem wankenden Leuchtthurme auf dem Felsen Eddistone vorbei auf die hohe See, der spanischen Küste entlang, an welcher Kap Ortegal und die Seeleuchte von Coruna in Sicht kamen, segelten Cook als Befehlshaber der Resolution und Furneaux, der Führer des zweiten Schiffes, der Adventure, nach Madeira. Am Morgen des 29. Juli gewahrten sie den malerischen Anblick der rund um die Rhede in Gestalt eines Amphitheaters liegenden Stadt Funchal, deren weiß angestrichene, mit platten Dächern versehene Häuser die Lebhaftigkeit und Anmuth des Bildes erhöhten. Hier wieder fand Forster Gelegenheit, seine Forschergaben zu bethätigen. Nichts entging ihm von Allem, was Natur und Verfassung, Rechtspflege und Kirchenwesen, Handel und Landbau, Sitten und Lebensweise, Klima und Bevölkerung nur irgend Merkwürdiges boten. Madeira mit seinem eigenthümlich milden Klima, seinen Weinbergen und den dadurch bedingten Handelsverbindungen, seiner gemischten Einwohnerschaft mit portugiesischen und englischen Einflüssen, war gleich der rechte Punkt, um die Fruchtbarkeit seines Beobachtungsgeistes auf die Probe zu stellen.

Von den Kanarischen Inseln wurden nur Palma und Ferro erblickt, von den Kapverden aber die größte, S. Jago, besucht, wo Forster besonders von der Negerähnlichkeit der Eingeborenen betroffen war. Mitte August wurden die Anker vor S. Jago gelichtet, und Ende Oktober erreichte man das Vorgebirge der guten Hoffnung. Bis dahin war manche glückliche Beobachtung gemacht und mehr als eine Gesetzesformel gefunden worden. Die Armuth vom Festlande entfernter Inseln an Säugethieren, Amphibien und Insekten, die Eigenschaft mancher Vögel, in ganzen Zügen vom Sturm verjagt weit in die offene See zu fliegen, so daß sie nicht als ein sicheres Zeichen nahen Landes gelten können, die Zurückführung des Meeresleuchtens auf Fische und Quallen, von welchen, wenn sie durch Bewegung des Wassers gereizt werden, ein stärker leuchtender Glanz ausgeht, gaben dem Wissensdrange Forster's anregende Nahrung.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung wurden frische Lebensmittel eingenommen, und am 22. November verließ man dasselbe, um hohe südliche Breiten zu befahren. Und wer der Einbildungskraft genugbesitzt, um sich vorzustellen, was es heißt, monatelang zwischen Wasser, Eis und Sternen im Weltenraum zu schweben, der ahnt es, wie sich Forster freuen mußte, daß auf dem Kap Sparmann, der pflanzenkundige Reisende und erfahrene Arzt mit feinem Geiste und menschenfreundlichem Gemüth, sich auch der Reise anschloß.

Cook hatte als Hauptaufgabe die Frage zu lösen, ob jenseit des vierzigsten Grades Südbreite Land zu finden sei. So lief er denn vom Kap aus gerade nach Süden, und schon nach 17 Tagen (am 9. Dezember) befanden sich die Reisenden Angesichts einer Eismasse, die nach der Höhe, in der sie den Meeresspiegel überragte, einen Rauminhalt von 1600 Millionen Kubikfuß einnehmen mußte. Sturm und die Gefahr zu versinken, in der die Resolution sich schon vorher befunden hatte, die Nothwendigkeit, sich mit Seewasser zu waschen, und die kleinen Portionen Trinkwasser waren Kleinigkeiten gegen die Mühseligkeiten und Wagnisse, die jetzt zu bestehen waren. Der Wärmemesser erhob sich nur selten ein paar Grade über den Gefrierpunkt. Regen und Schnee, Sturm und Nebel, die das Treibeis oft verdeckten und die Schiffe in Gefahr brachten, an einem schwimmenden Gletscher zu zerschellen, waren tägliche Begleiter. Trotz der Nebel wurde die Meeresstille zu Wärmemessungen der See in großer Tiefe benutzt; aber die Finsterniß wuchs, und das kleine Boot, das die Gelehrten bestiegen hatten, verlor alsbald die beiden Schiffe aus den Augen. Ohne Mast und Segel, nur mit zwei Rudern versehen, von jeder Küste fern, von Eis umdrängt, ohne Nahrung, in lautloser Stille, nicht im Stande, eine Bootslänge weit vor Nebel etwas zu sehen, ruderten sie eine Weile hin und her; umsonst. Sie entschlossen sich endlich, still liegen zu bleiben, in der Hoffnung, daß bei der herrschenden Meeresstille die Schiffe sich nicht allzuweit entfernen würden. Nach einiger Zeit klang ihnen die Glocke der Adventure wie himmlische Musik in die Ohren; sie erreichten glücklich das Schiff, und bald darauf war Georg wieder mit seinem Vater vereinigt. Das treibende Eis wurde zur Vermehrung des Vorraths an Trinkwasser benutzt; der arbeitsmuthige Matrose achtete nicht Frost und wunde Hände; denn die Handhabung des mit Eis überzogenen Tau- und Takelwerks lief ohne blutige Finger nicht ab. Am 8. Februar 1773 wurde der Nebel so dick, daß die Adventure sich aus dem Gesichtskreise der Resolution verlor. Damit war die Gefahr verdoppelt, die Kraft vereinzelt, der Muth vereinsamt.

Nur selten sah ein Matrose in den weiten Ozean hinaus, ohne trübe Klagen über diese verhängnißvolle Trennung. Die steigende Gefahr verminderte die Stunden der Ruhe. Von dem Genuß des sonst sehr gut trinkbaren Eiswassers schwollen die Drüsen an, der Scharbock wüthete mit Gliederreißen um die Wette, die Stimmung ward trübe und gedrückt.

„Wohl dem", sagt Forster, „der in solcher Verfassung sein wahres, echtes, einziges Eigenthum in seinem Herzen und Verstande behaupten konnte, der in der Thätigkeit des Geistes die Schwungkraft nicht verlor, dem Kampf der Elemente Widerstand zu bieten." Er erklärte sich die größere Kälte der südlichen Halbkugel aus dem Mangel eines festen Landes; er hatte bald bemerkt, daß die Schneepetrell, ein Sturmvogel, als Vorbote des Eises betrachtet werden konnte; er lernte, daß Seehunde und Pinguins auf nahes Land nicht schließen lassen. Er freute sich mit dem Wundarzt über die gute Wirkung, die frisch gekochter Malzaufguß gegen die ärgsten Grade des Scharbocks ausübte.

Cook war außerdem der Mann, den die Gewohnheit an Gefahr nicht tollkühn und die Abhärtung des Seelebens nicht stumpfsinnig machen konnte für die Leiden seiner Mannschaft. Er hatte den 67. Grad südlicher Breite erreicht und also den südlichen Polarkreis überschritten; in mehr als vier Monaten war in diesen hohen Breitengraden kein Land entdeckt worden; einzelne seiner Matrosen lagen schwer athmend, mit blauen Flecken an gelähmten Gliedern, geplagt durch böses Zahnfleisch und leicht blutenden Ausschlag danieder; eine düstere Traurigkeit nahm auf dem Schiffe überhand. Jetzt erst wurde das Steuer zurück nach Norden gerichtet.

Neuseelands Küste lag am 26. März vor dem sehnsüchtigen Auge der Matrosen. Jubelnd begrüßten die Segler die wildnißartige Landschaft. In wenig Tagen regte sich nun die lebendigste Betriebsamkeit an den Ufern der Duskybai. Es wurde Holz gefällt, und so entstand ein freier Platz, auf dem sich hundert fleißige Hände regen konnten. Da wurde das Zimmerholz zu Planken gesägt, das Brennholz zerhauen, in dampfenden Kesseln Sprossenbier gebraut oder aus den zahlreichen Fischen, von welchen die Küste wimmelte, Mahlzeiten bereitet, die nach dem lang anhaltenden Genuß des Pökelfleisches zehnfach erfrischten. Ein rauschender Bach gewährte Ueberfluß des reinsten Trinkwassers. Die Säge der Zimmerleute ward von dem Hammer der Schmiede übertönt; an dem Schiffe waren die Matrosen geschäftig, es galt zu reinigen, zu kalfatern und das Tauwerk überall wieder herzustellen. Unter den Bierbrauern und Köchen, den Schmieden und Böttchern malte Hodges, der berühmte Maler, die Reize der Landschaft, zeichnete Georg Forster Pflanzen und Thiere, und über dem Gewühle so vielseitiger Arbeit beobachtete Wales in seiner Sternwarte die Gestirne.

Sechs Wochen reichten aus, um für die Weiterreise neue Kräfte zu gewinnen. Durch Sprossenbier und Myrtenthee ward der Scharbock glücklich bekämpft, durch Wasservögel und Fische der Körper gekräftigt. Aber diese Zeit ward nicht blos für Selbsterhaltung und Selbstentwicklung verwendet. Gänse, die vom Kap mitgenommen waren, Eber, Säue und Ziegen ließ Cook auf der Insel zurück, mit Gartengesämen befruchtete er den Boden des gastlichen Gestades, Erbsen, Bohnen, Getreidearten und Kartoffeln wurden an verschiedenen Stellen Neuseelands gepflanzt. Und damit Viehzucht und der Landbau, die der Weltumsegler als Anfänge jeder Gesittung zu begründen hoffte, der Unter-

stützung des Gewerbes nicht entbehren sollten, erhielten die Eingeborenen Geschenke von Beilen und großen eisernen Nägeln.

Die beiden Forster waren nun mit Erdreich und Pflanzen, mit Thieren und Menschen vollauf beschäftigt. Offenherzige Dreistigkeit, Ehrlichkeit und daneben eine bei wilden Völkern gewöhnliche Empfindlichkeit hob Georg als Charakterzüge der Neuseeländer hervor. Für die sehr beschwerlichen Nächte, in denen der steinige Strand sein Bett, eine Schießtasche das Kopfkissen und der Himmel seine Decke war, für die Plage der lästigen Erdmücken, deren Biß blatterähnliche Geschwüre und bei Reinhold sogar ein heftiges Wundfieber verursachte, bot die Natur mit ihren unzähligen neuen Gestalten und nirgends fehlenden prächtigen Eindrücken Ersatz.

Am 11. Mai verließ die Resolution die Duskybai, um nach Charlottensund, der jetzigen Cookstraße, zu segeln. Auf dieser Fahrt machte Forster in der Nähe von Kap Stephens mit dem Schauspiel der Wasserhosen Bekanntschaft. Besseres aber wartete seiner im Charlottensunde, indem der 18. Mai durch die Wiedervereinigung mit der Adventure als Festtag bezeichnet ward.

Die Fahrt von Neuseeland nach Taiti, die am 7. Juni angetreten wurde, war eine Vergnügungsreise im Vergleich zu der, die man vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Neuseeland zurückgelegt hatte. Dennoch bot sie der Mühseligkeiten genug, um den Neid der Matrosen gegen die gewöhnlichen Ostindienfahrer zu erregen. Taiti selbst wird nach wiederholtem Besuche von Georg Forster in einer Weise geschildert, die ein Vorbild Humboldt'scher Darstellung war und noch heute als Muster der Naturschilderung gilt.

Nach Taiti wurden noch einige andere Gesellschafts- und auch die Freundschaftsinseln besucht. Mit vielen neuen Eindrücken bereichert, durch frische Luft und gesunde Nahrung gestärkt, trat man muthig die Reise gen Süden wieder an. Am 7. Oktober 1773 verließ das Schiff Tonga-Tabu und am 20. desselben Monats befand es sich wieder an Neuseelands Küste.

Von hier ging es zum zweiten Male ins südliche Eismeer. Zweimal wurde auf dieser Reise der südliche Polarkreis überschritten, und der Wechsel zwischen hohen und niederen Breiten, der plötzliche Uebergang aus einem Klima in das andere machte die Fahrt im höchsten Grade beschwerlich.

Alle Gefahren von Nebel, Eis und Stürmen, welche die erste Reise in jenen entsetzlich öden Gegenden bedrohten, wurden im verdoppelten Maßstabe bestanden. Und dazu kamen eine schnelle Abnahme der Vorräthe an lebendigem Vieh, verdorbener Schiffszwieback, unüberwindlicher Eckel vor eingesalzenen Speisen, eine gefährliche Erkrankung Cook's, auf dessen Gesundheit und Ausdauer alle Hoffnungen für die glückliche Vollendung der Entdeckungsreise ruhten, und den armen Forster quälte in seiner elenden, wiederholt von Wasser überschwemmten Kajüte ein jammervoller Scharbock. Die Albatrosse, welche die Reisenden bei ihrer Einfahrt in den gemäßigten Erdstrich krächzend bewillkommnet hatten, waren ihnen in den Eisgürtel nicht gefolgt, und schlimmer als dieses Wetterzeichen war die Verlassenheit der Resolution, welche der Nebel vor Neuseeland zum zweiten Male und für die ganze Reise von der Adventure getrennt hatte. Da gab es nur wenig Trost, daß sie am 6. Dezember des Jahres 1773 Abends 7 Uhr in 51 Grad 33 Minuten südlicher Breite und unter dem 180. Grade der Länge genau über den Strich der Gegenfüßler Londons wegsegelten.

In dieser Stimmung urtheilte Forster härter, als es in seiner Gewohnheit lag, über die große Roheit der Matrosen, und die Schwermuth hatte den kranken Jüngling so weit ergriffen, daß er muthlos klagt: „Eis, Nebel, Stürme und eine ungestüme See machten finstere Scenen, die selten genug durch einen vorübergehenden Sonnenblick erheitert wurden. Das Klima war kalt und unsere Nahrungsmittel beinahe verdorben und eckelhaft. Kurz, wir lebten nur ein Pflanzenleben, verwelkten und wurden gegen Alles gleichgiltig, was sonst den Geist zu ermuntern pflegt. Unsere Gesundheit, unser Gefühl, unsere Freuden opferten wir der leidigen Ehre auf, einen unbesegelten Strich durchkreuzt zu haben!"



Häuptling von Taiti.

Endlich zwang die Krankheit des Kapitäns mit unerbittlicher Nothwendigkeit nach Norden zu fahren. Hundert und drei Tage lang hatten sie kein Land gesehen und keinen frischen Fisch gekostet, als sie am 8. März 1774 das öde Ostereiland mit seinen ungeschlachten Bildwerken entdeckten. Aber hier war für die Erholung ihrer Kräfte schlecht gesorgt. Cook und Forster strengten sich Beide auf der die magere Bevölkerung kaum ernährenden Insel übermäßig an, und Cook hatte nachher auf der Reise nach den Marquesas von Krankheit nicht wenig zu leiden. Ohne Vorrath und Labsal, von Hunger und Kummer geplagt, lebten die Kranken an Bord im eigentlichen Sinne „von Wind und Hoffnung". Sie wurden erst erlöst in Madre de Dios auf Waitahu, und frohen Sinnes verließen sie die Marquesas, um zum zweiten Male Taiti zu besuchen.

Nachdem sie mehrere Wochen auf den Gesellschafts- und Freundschaftsinseln zugebracht, begann die weitere Entdeckungsfahrt. Im Juli des Jahres 1774 wurden die Neuen Hebriden aufgefunden, denen Cook ihren Namen gab, und nach einander Mallicolo, Irromanga und Tanna besucht. Ein von den Bewohnern der Gesellschaftsinseln ganz abweichender, schwarzbrauner Volksstamm, bei dem die kurze, platte Stirn von reichem, krausem Haar umgeben war, mit breiter, flacher Nase und vorragenden Backenknochen bot reichen Stoff, um neue Eigenthümlichkeiten und Zustände zu erforschen.

Schon die Geringschätzung, die das weibliche Geschlecht mit den schwersten Arbeiten drückte, belehrte Forster darüber, daß er es hier mit einer tieferen Bildungsstufe als auf Taiti und Tonga zu thun hatte. Dies wurde bestätigt durch den Mangel an Zierlichkeit in ihrem Geräthe und ihren Waffen, durch die Unbequemlichkeit ihrer Wohnungen, Schuppen, die nur nothdürftiges Obdach gegen Wind und Wetter gewährten, durch ihre Unreinlichkeit und spärliche Bekleidung der allerempfindlichsten Körpertheile. Während ein dürrer Ast als Spaten diente, war viel mehr Sorgfalt den Waffen gewidmet, welche sie niemals abzulegen pflegten. Mißtrauen war daher ein sehr hervorstechender Charakterzug und, wie Mißtrauen Mißtrauen erweckt, so kam es nur allzu oft zu einem Friedensbruch in dem Verkehre dieser Wilden mit den Reisenden, deren übereilt strafender Gebrauch des Schießgewehrs Forster's Gemüth deshalb aufs Tiefste kränkte, weil er von einem streng gesitteten, milden Betragen der Europäer die beste Wirkung auf die empfängliche Gemüthsart der Bewohner von Tanna zu hoffen berechtigt war. Ihre Regierungsform war noch die rein erzväterliche; nur im Kriege schien die Macht aus der Hand der Familienhäupter in die des erfahrensten, tapfersten Helden überzugehen.

Aus der ausschließlichen Verwendung des Putzes für die Männer hatte Forster die Sklaverei der Frauen schon errathen, bevor er noch die schwere Bürde gesehen, welche das starke Geschlecht dem schwächeren auferlegte. — Aber auch hier verweilt er mit Wärme bei so manchen Zügen, welche Herzensgüte und Empfindsamkeit als unveräußerliche Merkmale der Menschheit erkennen lassen. Herzensgüte und die Fähigkeit, sich durch Empfindungen zu bilden, in ihnen liegt das natürliche, von jeder Grille der Ansicht unabhängige Gewissen des Menschen. Darum hebt Forster die Großmuth der Tanneser hervor, und er erklärt ihre mißtrauische, rachsüchtige Gemüthsart aus ihren unaufhörlichen Kriegen. In diesem Sinne ist es ihm merkwürdig, daß die Vertauschung der Namen hier, wie auf anderen Südsee-Inseln, als ein Zeichen der Freundschaft gilt. Nicht als eine seltsame Sitte, sondern als ein Gesetz, das in der Menschenneigung herrscht, berichtet er, daß man in Tanna wie auf Taiti, in Neuseeland und auf Mendana's Inselgruppe das Haar der Verstorbenen zum Andenken und als ein Zeichen der Trauer zu tragen pflegt. Aehnliches ist ja auch bei uns zu finden, daß man Haarschnüre von Verstorbenen als Uhrketten trägt. Wenn aber die Tanneser Sparrmann's schwedische Volkslieder den deutschen und englischen vorzogen, wenn sie selbst ernsthafte Weisen mit eigenem Silbenmaß zu singen wußten, wenn ihre Musik also eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte, als irgendwo sonst in der Südsee, dann läßt man sich wol gern von Forster daran erinnern, „daß das Wohlgefallen an harmonischen Tönen eine gewisse Empfindlichkeit voraussetzt, die der Sittlichkeit den Weg bereitet“.

Bei allen diesen Beobachtungen über die Menschen wurden auch die Vulkane Tanna's und ihre heißen Quellen, die neuen Pflanzen, Vögel und Fische nicht vergessen. Forster vergaß nichts, dessen Beobachtung nur irgend möglich war: nicht den Strick um den Leib, durch den die Mallicoleser oberhalb des Nabels einen so tiefen Einschnitt hervorbrachten, daß Cook sie mit Ameisen verglich, nicht die Haartracht und nicht den Umstand, daß sie statt, wie die Bewohner von Tonga und Taiti, die Haut zu tätowiren, mit Bambusrohr und scharfen Muscheln Blumen und andere seltsame Figuren in ihren Körper ritzten, die sie durch aufgelegte Kräuter in der Gestalt erhabener Narben hervorzutreiben wußten.



Frau von der Insel Tanna.

Sechzehn Tage hatten sie auf Tanna zugebracht, als sie am 20. August wieder in See stachen, und schon der 4. September brachte eine neue Entdeckung. Aber Neucaledoniens dürrer, magerer Boden hatte wenig Pflanzen und karge Nahrung aufzuweisen. Nichtsdestoweniger freute sich in Forster der Kräuterkenner über die Kajeputbäume, die hier häufig waren, und der Menschenforscher ward beschäftigt durch die Thatsache, daß die Neucaledonier trotz der Dürre des Landes an Größe und Körperkraft die Tanneser überragten. Er machte sich klar, daß nur bei völliger Gleichheit aller übrigen Umstände die bessere Nahrung den trefflicheren Menschenschlag bedingt, während die Wirkung der Nahrung durch ursprüngliche Stammesverschiedenheit zwar nie vernichtet, aber leicht verdeckt oder überwunden werden kann. Der ganze Mensch stand übrigens auf Neucaledonien dem Bewohner der Insel Tanna in großen Dingen nach. Schon daß es mit der Fischerei viel besser bestellt war, als mit dem Ackerbau, ist hierfür maßgebend. Die Neucaledonier waren freundlich,

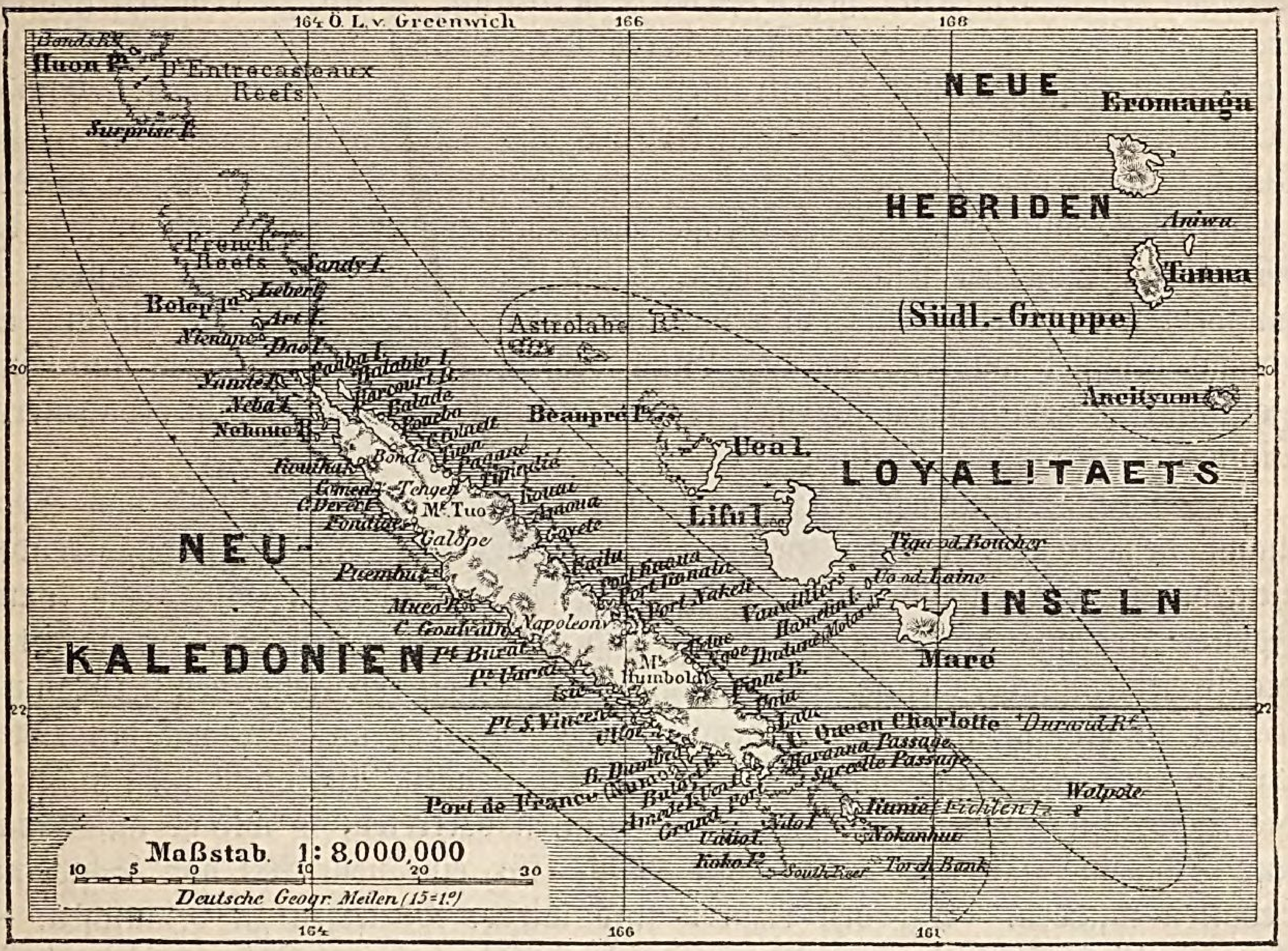
gutherzig, sanftmüthig, so daß unter allen Südseevölkern nur sie von jedem nachtheiligen Zusammenstoß mit dem Seevolk verschont blieben; allein dieser Sanftmuth lag viel Trägheit und Gleichgiltigkeit zu Grunde. Von geselligen Freuden hatten sie erst eine dämmernde Ahnung; wortkarg und ernsthaft, ohne Neugierde in sich gekehrt, lachten sie selten, und ihr Gedeihen ließ sich mit dem Wachsthum ihrer Kokospalmen vergleichen. Leider dauerte der Aufenthalt auf dieser großen Insel nicht volle acht Tage, die für Forster's Wißbegierde noch sehr empfindlich verkürzt wurden durch bedenkliche Vergiftungszufälle, die ihm der Genuß der Leber eines Igelfisches zugezogen hatte.

Forster bedauerte schwer, daß es ihm hier so wenig wie auf Taiti gelungen war, über Sterblichkeit und Lebensdauer befriedigende Nachrichten zu gewinnen. So viel geht indeß aus seinen Mittheilungen deutlich hervor, daß in der Südsee, wie bei uns, graue Haare und Runzeln auch bei gesunden Leuten zu den Kennzeichen der späten Lebensjahre gehören, während es gar vielen nordasiatischen und amerikanischen Stämmen nachgerühmt wird, daß an ihren Haaren und Zähnen das Alter beinahe spurlos vorübergeht.

Nach einmal wurde die von der langen Reise entkräftete Mannschaft auf Neuseeland mit Sellerie und Löffelkraut erfrischt. Cook aber hatte den Schmerz, daß er seine Gärten verwildert und ihre Nährpflanzen von Unkraut erstickt fand. Inzwischen war auch die Adventure in Charlottensund gewesen und hatte in einem Streit mit den Neuseeländern, der durch eine Uebereilung der Mannschaft angefacht war, eine ganze Abtheilung Matrosen sammt ihrem Führer Rowe eingebüßt. Sie waren von den Neuseeländern erschlagen und gefressen worden. Forster's persönliche Erfahrung war glücklicherweise groß genug und in allen ähnlichen Fällen der Jähzorn und ein übermüthiger, oft frevelhafter Mißbrauch des Schießgewehrs auf Seiten der Europäer so deutlich bewiesen, daß seine Ueberzeugung nicht wankte, „man habe nicht das Mindeste von den Neuseeländern zu besorgen, wenn man nur seinerseits sie in Ruhe läßt und sie nicht vorsätzlich böse macht".

Rasch und glücklich wurde der Weg von Neuseeland nach Feuerlands unwirthlichen Gestaden, eine Strecke von 725 deutschen Meilen, zurückgelegt. Sie segelten durchschnittlich mit einer Geschwindigkeit von mehr als 19 deutschen Meilen in 24 Stunden. Diese Schnelligkeit war deshalb groß, weil Cook, von echtem Entdeckungsgeist beseelt, bei der Wahl des Schiffes nur darauf gesehen hatte, daß der Bau desselben der gefährlichen Erforschung von Küsten so wenig wie möglich beschwerlich sein sollte, ohne sich darum zu bekümmern, daß es ein paar tausend Schritte mehr in einer Stunde hätte laufen können. Auf dieser Fahrt lag das Schiff mehr als einmal unter einem Winkel von 38 Grad gegen die Meeresfläche geneigt. Mitten zwischen Neuseeland und Amerika's Südspitze, also so weit vom Lande entfernt, wie es überhaupt auf unserem Erdenrunde möglich ist, wurden sie von zahlreichen Albatrossen, von Petrells und Pinguinen begleitet. Und in der Vorrathskammer gingen die aus Charlottensund mitgenommenen gesalzenen Fische nicht aus, ehe sie am Kap Deseado die Anker fallen ließen. Forster hatte indeß aufs Neue am Scharbock zu leiden. Er fand im Feuerland nur ein Schattenbild vom Sommer. Für den Pflanzenreichthum der schönen Südsee-Eilande mußte er Entschädigung suchen in der Beobachtung der Seelöwen und Seehunde. Er sollte aber auch den Menschen

noch kennen lernen, da wo nur schmale Grenzen ihn trennen von unvernünftigen Thieren. In sprachloser Dummheit, fast auf das einzige, bald liebkosend, bald jammernd vorgebrachte Wort: Pesseräh, daher ihr Name Pescherähs, beschränkt, betäubt, gedankenlos, erscheint nach seiner Schilderung der Feuerländer unfähig, sich gegen die schneidende Kälte seines rauhen Himmels zu schützen, und doch schon bemüht, das kupferglänzende Olivenbraun seiner Haut durch rothen und weißen Ocker zu verzieren. Nackt und wehrlos gegen die Kälte und dennoch auf Putz bedacht, lieferte der Pesseräh von Neuem den Beweis, daß der Sinn für Schmuck und Schminke älter ist bei der Menschengattung als das Gefühl für Scham und Ehrbarkeit.



Karte von Neucaledonien.

Das war freilich hinreichend, um noch einmal des Jünglings Spott herauszufordern gegen die Weltweisheit mancher Anhänger Rousseau's, die den wilden Naturzustand des Menschen gegenüber der Gesittung unserer bürgerlichen Einschränkung und den Fesseln altväterlichen Herkommens zu vertheidigen unternahmen.

Die Neujahrsinseln, das unbewohnbare Südgeorgien, Williseiland und die Vogelinsel, endlich der südliche Theil oder die Spitze von Sandwichland waren die letzten Entdeckungen dieser Reise, dabei war Cook wieder jenseit des 60. Grades südlicher Breite vorgedrungen, ohne auf ein Festland zu stoßen. Im Dezember 1773 hatten einige Offiziere Land zu sehen geglaubt, wo er nur Eis erblicken konnte; am 23. Februar 1775 fuhr er über dieselbe Stelle, und die freie Fahrt ließ an der Abwesenheit des Landes keinen Zweifel zurück.

Als die Resolution am 22. März die Tafelbai erreichte, war der Kreis von West nach Ost mit seinen Kreuz- und Querzügen von Nord nach Süd und vom Pol nach der Mittagslinie in 27 Monaten, von denen kaum 6 am Lande

zugebracht wurden, vollendet. Zuletzt war das Sauerkraut aus-, das Pökelfleisch in Fäulniß übergegangen. Abgezehrt und zaghaft sah die Mannschaft dem Kap und neuem Menschenverkehr entgegen, bebend harrten sie der Briefe und Zeitungen, die von Freunden und Verwandten, von Europa, dem Vaterlande und dessen Schicksal Kunde bringen sollten. Forster's eigene Worte mögen den Eindruck schildern, den er damals am Kap von Europa's Verfassung aufnahm: „Die großen, merkwürdigen Begebenheiten, die sich seit unserer Abwesenheit in Europa zugetragen, waren uns ganz unerwartet und neu. Ein junger Held hatte mit Gustav Wasa's Geiste Schweden vom Joch der aristokratischen Tyrannei befreit. Die finstere Barbarei, die sich im Osten von Europa und Asien selbst gegen Peter's herkulische Kräfte zu erhalten gewußt, war entflohen vor einer Fürstin, deren Gegenwart, sowie das Wunder am nordischen Himmel, mit Lichtstrahlen die Nacht in Tag verwandelt. Endlich nach den Gräueln des bürgerlichen Krieges und der Anarchie hatten die großen Mächte in Europa sich vereinigt, den langerwünschten Frieden in Polen wiederherzustellen, und Friedrich der Große ruhte von seinen Siegen und opferte den Musen im Schatten seiner Lorbern, selbst von seinen ehemaligen Feinden bewundert und geliebt. Dies waren große, unerwartete Aussichten, die uns auf einmal eröffnet wurden, die das Glück der Menschheit versprachen und einen Zeitpunkt zu verkündigen schienen, wo das menschliche Geschlecht in erhabenerem Lichte als je zuvor erscheinen wird."

Solche Hoffnungen erleichterten den Abschied vom Kap und von Sparmann, dem treuen, thätigen Gefährten in so viel Noth und Forschungsfreuden. Ungeduldig wurden die letzten Wechselfälle der Reise erlebt. Aber doch kommt Forster nirgends hin ohne zu lernen und zu lehren. Auf St. Helena ist es die Pfriemenstaude, welche, Schatten und Feuchtigkeit erhaltend, den verbrannten Boden in die schönsten Rasen verwandelt. Auf der an Dürrheit mit Oster-Eiland und Feuerland um den Vorrang streitenden Ascensionsinsel findet er die Säugethiere nur durch Ziegen und Ratten vertreten, so wie es auf Tanna nur Schweine gab und deshalb die Hunde für eine neue Art von Schweinen gehalten wurden. Auf den Azoren sind wieder Menschen zu belauschen. — Er rühmt den Fleiß, der auf diesen Inseln in Wegbau und Feldarbeit sowie im Mangel an Bettlern sich aussprach, im Vergleich zu Madera. In den Kirchen der Klöster auf Fayal wundert er sich über die Gegenwart zweier Kanzeln, die einander gegenüberstehen. „Es ist hier", berichtet er, „zu gewissen Zeiten gebräuchlich, daß man dem Teufel die Erlaubniß sich zu vertheidigen gestattet. Er besteigt also die eine Kanzel, indem er von der andern verklagt und zugleich verdammt wird. Denn das kann man sich wohl vorstellen, daß, wenn sein Gegner auch der dümmste Mönch ist, den je ein Kloster gemästet hat, der arme Teufel dennoch den kürzeren ziehen muß."

Endlich gleitete das Schiff am Leuchtthurme von Eddistone und der Insel Wight vorbei und ging am 30. Juli 1775 zu Spithead vor Anker.

Als Georg Forster zwölf Jahre später in dem Aufsatze: „Cook, der Entdecker", die geographische Uebersicht des zurückgelegten Weges dieser zweiten Reise Cook's darlegte, bemerkte er: „Ohne die vielen Abweichungen von der geraden Route, oder auch den Weg von Neuseeland nach Taiti und wieder zurück, der allein mehr als drittehalbtausend Seemeilen beträgt, in Anschlag zu

bringen, hatten wir bisher in 18 Monaten mehr als zwei Drittel von der ganzen Erde umschifft, und überall bis zum 60. Grade, ja oft weit jenseits desselben, vergebens das Südland gesucht. Es ist wahr, der Mangel des Landes trug zur Beschleunigung unserer Fahrt nicht wenig bei; allein es gehörte wahrlich Cook's ganze Festigkeit des Charakters dazu, um sie unter den Umständen, worin wir uns befanden, so sehr in die Länge zu ziehen. Denn zu geschweigen, daß die Schiffahrt in hohen Breiten, selbst der nördlichen Halbkugel, wegen der veränderlichen und ungestümen Winde an sich schon höchst beschwerlich ist, so ward hier die Gefahr noch durch eine Menge zusammentreffender Schwierigkeiten vermehrt. Insgemein wechselten Nebel und Stürme mit einander ab; oft stürmte es auch sogar bei finsterem Nebelwetter; oft sahen wir die Sonne zu 14 Tagen und drei Wochen nicht. Umringt von unzähligen Eismassen, die



Feuerländer, Mann und Frau.

wie schwimmende Inseln aus dem Meere hervorragten und nur desto gefährlicher waren, weil sie ihre Stelle verändern konnten, sahen wir sie oft nicht eher, als bis es fast zu spät war, das Schiff umzulenken; und wie vielmal mögen wir nicht, ohne es zu wissen, in der Dunkelheit dem Untergange nur eben entronnen sein! Wie oft haben wir nicht neben uns das Brausen der Woge, die sich an Eisfelsen brach, mit Schrecken gehört, ohne mit dem Auge den nahen Gegenstand unserer Besorgnisse erreichen zu können!

Es war der Sommer, den wir in dieser beeisten Weltgegend verlebten; aber ein Sommer, wo es als eine Seltenheit aufgezeichnet ward, wenn das Thermometer einen Grad über dem Gefrierpunkte stand! Bei weitem die längste Zeit blieb es unter diesem Punkte; das Tau- und Takelwerk des Schiffs war mit Eiszapfen behangen, mit Rinden von Eis überzogen; Schnee, Schloßen und Hagelwetter wechselten mit kalten Regenschauern ab. Diese Witterung, die das Schiff in seinen Segeln und Tauen so heftig angriff, daß sie vor der Zeit zerrissen, äußerte auch bei der unablässigen Anstrengung und einer viermonatlichen Schiffskost von altem Pökelfleisch und schimmligen Zwieback seine nachtheilige Wirkung auf die sonst eiserne Gesundheit der Mannschaft.

Cook hatte zwar das Glück, durch sorgfältige Anwendung der bewährtesten Vorkehrungsmittel den Ausbruch des Scharbocks unter seinen Leuten zu verhüten; allein Entkräftung war bei einem so langwierigen Mangel an Erfrischungen unvermeidlich. Er selbst, von Jugend auf für diese harte Lebensart abgehärtet, und in dem Vorsatz unerschütterlich, als Anführer einer Entdeckungsreise durch sein Beispiel auch im Genuß ihrer Speisen den Muth und Eifer seines Volkes aufrecht zu erhalten, erlag endlich unter dem auf ihn losstürmenden Ungemach.

Als auf unserer Rückkehr von jenem südlichsten Punkte unserer Laufbahn die Kälte den völligen Ausbruch des Gallenfiebers nicht länger zurückhielt, sahen wir schon den Augenblick, wo alle Hoffnung, ein so theures Leben zu retten, verschwand. Allein bis der Entdecker alle Lücken der Erdkunde ausgefüllt haben würde, gab ihn sein Genius nicht zum Opfer hin.

Von dem Orte, wo Cook das Eis zum letzten Mal verließ, bis zu den Marquesasinseln des Mendaña, beträgt die Entfernung 61 Grade der Breite. Des Umwegs ungeachtet, den er über Roggeween's dürre Osterinsel nahm, legte er diesen Weg von mehr als anderthalbtausend Seemeilen in zwei Monaten zurück und befand sich dadurch plötzlich aus einem Extrem ins andere, von antarktischer Kälte in die stärkste Hitze versetzt. Der Einfluß der Landluft, die Früchte und Wurzeln des heißen Erdstrichs und das frische Fleisch, welches er hier in Taiti von den Einwohnern erhandelte, waren mehr als hinreichend, ihn und uns allen neue Kräfte und unternehmenden Eifer zu schenken.

Da Neuseeland im vorigen Jahre sein erster Erfrischungsplatz gewesen war, so hatte er zum Aufenthalte im heißen Erdgürtel nur einen kurzen Zeitraum erübrigt. Jetzt, da er seinen Untersuchungen sechs volle Monate widmen konnte, beschloß er die ganze Breite des Stillen Meeres nach Westen hin noch einmal zu durchschiffen. Von den Inseln, die Tasman gesehen hatte, ward nunmehr zuerst Rotterdam besucht, und ihr zweiter Entdecker gab der ganzen Gruppe den Namen der Freundschaftlichen Inseln, den ihre Bewohner an uns so wohl verdienten. Ich übergehe die einzelnen Inseln, die er auf der Fahrt von den Sozietätsinseln dorthin und weiter jenseits entdeckte. Noch lag unerforscht in Westen ein Land, welches de Quiros dem heiligen Geiste zugeeignet hatte. Auch Bougainville war unverhofft darauf zugekommen, doch nicht, um es genauer zu erforschen, sondern um ihm einen neuen Namen zu geben (Archipel des Grandes Cyklades). Cook steuerte von den Freundschaftlichen Inseln hin und entdeckte daselbst einen Archipelagus von mehr als zwanzig großen und kleinen fruchtbaren Inseln, die zwischen dem 14. und 20. Grade der Breite liegen. Er umschiffte sie alle, nahm ihre Häfen und ihre ganze Lage mit Genauigkeit auf und erwarb sich dadurch das Recht, sie unter der Benennung der Neuen Hebriden bekannt zu machen. Kaum hatte er sie verlassen, so gerieth er am 4. September an eine nie zuvor gesehene Insel, die den Namen Neucaledonien erhielt. Sie erstreckt sich zwischen dem 20. und 23. Grade der Breite ungefähr 70—80 Seemeilen von Nordwesten nach Südosten als ein langer schmaler Streifen Landes, das in seiner Gebirgsart und seinen Produkten mit Neuholland viel Aehnliches haben soll. Von dieser Entdeckung eilte Cook, nachdem er noch ein kleines Eiland auf seinem Wege gefunden hatte, zum dritten Mal nach Neuseeland, dem Ausgangspunkte seiner südlichen Expeditionen, zurück.

Drei Wochen waren ihm eine hinreichende Erholungszeit, in welcher das Schiff zum harten Kampfe mit den Elementen von Neuem in Stand gesetzt und die Mannschaft mit Fischen und blutreinigenden Kräutern reichlich erquickt werden konnte. In Zeit von fünf Wochen trugen uns die westlichen Stürme mit unglaublicher Schnelligkeit 1500 Seemeilen weit über die ganze Breite des Südmeeres, an die Küsten des Feuerlandes in Amerika; und so vollendete Cook die Untersuchung jenes großen vor ihm noch unbekannten Ozeans durch eine neue Fahrt, die zwischen seinen vorigen gleichsam die Mitte hielt. Zum zweiten Male in seinem Leben umschiffte er dann das Vorgebirge Hoorn, diesmal von Westen nach Osten und in so geringer Entfernung, daß seine Lage nun endlich genau bestimmt werden konnte. Die von La Roche und Duklos Guyot berührte Insel entdeckte auch Cook zum dritten Male und nannte sie Georgien. Auf ihren Gebirgen und bis in ihre Thäler hinab liegt das ganze Jahr hindurch ewiges Eis. Als er von hier aus den letzten Versuch machen wollte, sich dem Südpol zu nähern, hemmten Eisfelder bereits im 60. Grade seinen Lauf, doch fand er auf dem Rückwege noch eine beeiste hohe Gebirgsmasse, das Sandwichland, womit er die lange Reihe seiner Entdeckungen für dieses Mal beschloß, und über die Meeresgegend, wo Bouvet eine Wolke oder einen Eisberg für Land angesehen hatte, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurückkehrte.

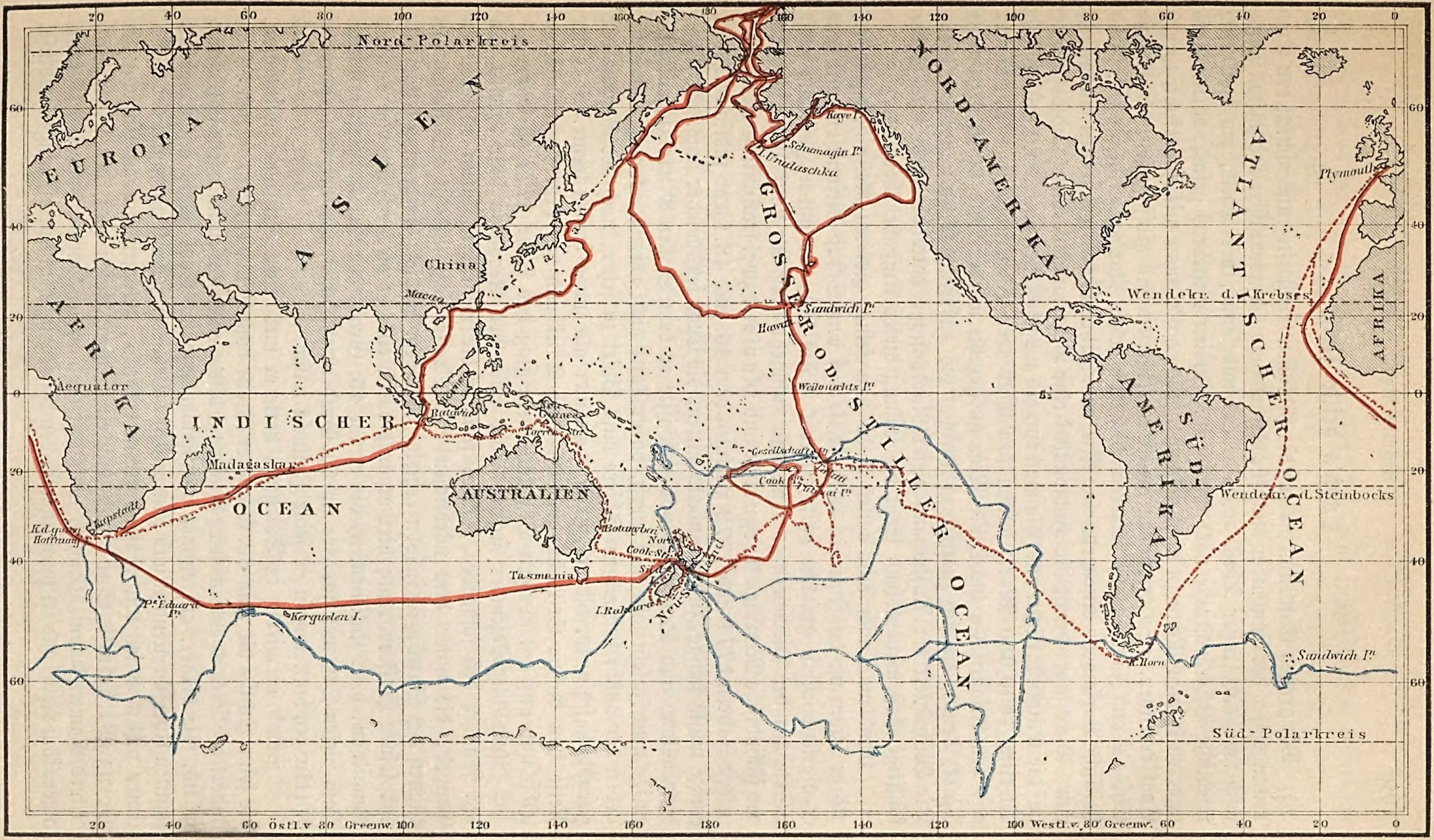
Zwei Jahre und vier Monate waren verflossen, seit Cook den dortigen Hafen verlassen hatte; und in diesem ganzen Zwischenraume hatte er keine einzige Besitzung der europäischen Nationen berührt. Rechnet man aber die einzelnen Tage zusammen, die er vor Anker zugebracht, so füllen sie kaum den vierten Theil dieser Periode aus. Mehr als zwanzig Monate hatten wir also in unbekannten Meeren, ohne Land zu sehen, umhergekreuzt. Doch das größte Wunder dieser Reise bleibt noch zu erwähnen übrig. Am 30. Juli 1775 brachte Cook sein Schiff nach England zurück, und von 119 Personen auf demselben, die seiner Führung und väterlichen Vorsorge anvertraut waren, hatte er trotz aller überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten, nur drei durch Zufall und nur eine durch Krankheit verloren.“ —

So weit Georg Forster über die zweite Reise Cook's und dessen Verdienste auf derselben.

Aber noch nach Verlauf eines mehr als vollen Jahrhunderts muß gesagt werden: Diese zweite Reise Cook's, eine Rundreise um den Südpol, zerstörte den Wahn von einem südlichen Kontinent, welcher zwei Jahrtausende das Bild der Erde entstellt hatte. Mögen daher immerhin englische, französische und russische Seefahrer späterer Jahrzehnte einzelne Beobachtungen modifizirt haben, so wird doch noch heute mit vollem Rechte Cook das Verdienst zuerkannt, die große maritime Erdhälfte zuerst in musterhafter Weise durchforscht zu haben, der Schöpfer der maritimen Erdkunde und das leuchtende Vorbild aller späteren Seefahrer gewesen zu sein, da er für die Nautik und Geographie eine neue Aera eingeführt hat. Und wie man Cook das höchste nautische Verdienst zuerkennen muß, so muß man auch seinen Genossen auf seinen ersten beiden Reisen, den Arbeiten eines Banks, Solander, Anderson, Sparmann, einen vollen Ehrenkranz darbringen für ihre Beobachtungen, Sammlungen und Arbeiten in den einzelnen Fächern der Wissenschaft.

Deutsche haben indeß vor Allem das Recht und die Pflicht, das reichste Maß der Anerkennung den beiden Deutschen Reinhold und Georg Forster zuzuerkennen. War ja doch Georg Forster der eigentliche Geschichtschreiber von Cook's zweiter Entdeckungsreise, und er hat sie im 22. Altersjahre in einer Weise beschrieben, die, abgesehen von dem in unseren Tagen von strengen Zunftgeographen weniger beliebten stilistischen Pathos, noch heute bewundert und gepriesen wird. Wie die Unbefangenheit seiner Beobachtung, wie die starke Triebkraft seiner schöpferischen Gedanken, wie die Plastik seines Wortes seiner Darstellung ein künstlerisches Gepräge aufdrücken, so erquickt uns noch heute in seinem Reisebericht die reinste, vollendetste Menschlichkeit. Sein angeborener Humanitätstrieb gab ihm das Verständniß für den Kern des Menschen unter Federn und Tätowirungen, und trieb ihn, in jeder Gestalt und unter jeglicher Schminke das Recht der Vernunft aufzusuchen und zur Geltung zu bringen.

An der Grenze eines eigennützigen, piratischen Zeitalters der Entdeckungen auf unserm Erdball stellte Georg Forster zuerst die Bedeutsamkeit rein geistiger Interessen und friedlicher Zwecke in das hellste Licht. Besonnene Forschung führte er an die Stelle abenteuerlicher Unternehmungslust, statt nach Schätzen des Mammons suchte er nach Befriedigung des Wissensdrangs. Natur- und Staatenkunde, Geschichte, Philosophie, alle exakten und moralischen Wissenschaften waren ihm in ihrer Vereinigung die alleinigen Faktoren sittlicher Veredelung. Von Georg Forster hat die Welt reisen und beschreiben gelernt in dem fruchtbarsten Sinne des Worts. Auf der Sonnenhöhe seines Ruhms nennt ihn Alexander v. Humboldt „seinen berühmten Lehrer und Freund" und bezeichnet ihn als den Schriftsteller, welcher in unserer vaterländischen Literatur am kräftigsten und am gelungensten die Richtung der neueren Reisebeschreibungen, im Gegensatz zu der dramatischen des Mittelalters, eröffnet hat. „Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist. Mit einem feinen ästhetischen Gefühl begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Taiti und anderen damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth zuerst die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. Alles, was der Ansicht einer exotischen Natur Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint. Nicht etwa blos in seiner trefflichen Beschreibung der zweiten Reise des Kapitäns Cook, mehr noch in den kleinen Schriften liegt der Keim zu vielem Großen, das die spätere Zeit zur Reife gebracht hat." — So schrieb Humboldt über Georg Forster. Und Peschel sagt: „Weit bedeutender als der Sohn erscheint Johann Reinhold Forster, der zwar auch seine Empfindungen nicht unterdrückt, aber doch der erste Reisende ist, welcher einen physikalischen Ueberblick über die von ihm geschaute Welt gegeben und die höchste Verrichtung eines Geographen, nämlich den wissenschaftlichen Vergleich, am frühesten geübt hat."



Cooks I. } Weltfahrt.
Cooks II.
Cooks III.

Cook's Reisen in der Südsee.

Cook's dritte Reise.

Die großen Entdeckungen auf der südlichen Erdhälfte entflammten den Entdeckungseifer der Engländer auch für Erforschung der nördlichen Erdhälfte. Denn noch war ein großer Theil des Nordens unbekannt, der Theil, wo man eine nördliche Verkehrsstraße nach China und Indien vergebens gesucht hatte. Was anderen kühnen Männern nicht gelungen, das, hoffte man mit Zuversicht, werde Cook erreichen. So erwachten neue Erwartungen und Hoffnungen, die Schätze China's und Indiens auf kürzerem Wege im hohen Norden zu gewinnen. Das britische Parlament erneuerte eine Akte vom Jahre 1745, welche den Entdeckern einer Durchfahrt durch die Hudsonsbai eine Belohnung verhieß, und dehnte sie auf die königliche Flotte aus, die man damals ausgeschlossen hatte. 20,000 Pfund Sterling (400,000 Mark) sollten den Entdeckern einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantischen ins Stille Meer ausgezahlt werden, und 5000 (100,000 Mark) Denen, die sich zuerst dem Nordpol bis auf Einen Grad nähern würden. Die Wichtigkeit der Aufsuchung dieser Nordpassage hatte die Gemüther so beschäftigt, daß man alsbald Cook die Lösung dieser Aufgabe übertrug.

Cook war noch kein volles Jahr von seiner zweiten Reise heimgekehrt, als er schon am 12. Juli die dritte Reise auf dem Schiffe Resolution, mit dem er die letzte Reise gemacht hatte, antrat. Am Kap der guten Hoffnung stieß Clarke mit der Discovery zu ihm, und nunmehr ging der Lauf ostwärts durch das südindische Meer, wo Kerguelen und Marion, zwei französische Seefahrer, in den Jahren 1771 und 1772 zwischen dem 46. und 48. Grad südlicher Breite einige wüste felsige Inseln entdeckt hatten, die Cook jetzt wieder fand. An Vandiemensland und Neuseeland vorbei schiffte er dem Stillen Meere zu, entdeckte einige neue Inseln und kam zuerst, da er Taiti nicht erreichen konnte, ohne das Leben der dahin bestimmten Thiere aufs Spiel zu setzen, nach der Gruppe der Freundschaftsinseln, die er jetzt noch genauer als zuvor kennen lernte. Mit der Reise von diesem Erfrischungspunkte nach Taiti und mit dem Aufenthalt daselbst und auf den übrigen Sozietätsinseln ging das Jahr 1777 zu Ende.

Noch im Dezember segelte Cook über den Aequator und bereits am 18. Januar des folgenden Jahres fand er die westlichen Inseln einer neuen Gruppe, die unter dem nördlichen Wendekreise liegt und in der Folge den Namen der Sandwichinseln erhielt. Nachdem er diese Entdeckung festgestellt und seinen Wasservorrath hier ergänzt hatte, eilte er an die Küste von Drake's Neualbion, d. i. Kalifornien, die er im 45. Grade der Breite zuerst erblickte. Nach vielen Stürmen fand er im 50. Grad einen Hafen, von den Eingeborenen Nutka genannt, wohin er seine Zuflucht nahm.

Sowie er wieder in See ging, hatte er mit neuen Stürmen zu kämpfen, die seine Schiffe bis zum 60. Grad der Breite vom Lande entfernt hielten. Hier ändert der Strand endlich seine Richtung, bildet einen Busen und geht statt nordwärts, wie bisher, auf einmal westsüdwärts fort. Cook folgte mit seiner bekannten Unerschrockenheit und seinem festen Beharren jeder Krümmung der Küste. Unter vielen Baien und Häfen, die er entdeckte, zeichnen sich an Umfang der Prinz Wilhelm's Sund und noch ein großer Busen aus, der seines Entdeckers Namen bekam. Endlich umschiffte er nach bestandener doppelter Gefahr, indem ihm Nebel und Klippen zugleich den Untergang drohten, die lange Halbinsel

Alaschka und ging an der Insel Unalaschka, dem Handelsposten der russischen Pelzhändler, vor Anker.

Die Küste von Amerika, welche in dieser Gegend wieder nordwärts geht und einen großen Meerbusen im 64. Grad der Breite umgiebt, verfolgte er mit der ihm eigenen Kunst und vermied die öftere Gefahr, auf den unzähligen Untiefen des dort sehr seichten Meeres zu stranden. Am 9. August erreichte er in 65° 46′ nördl. Breite die westliche Spitze des ganzen Amerika und nannte sie das Vorgebirge des Prinzen von Wales. Sie bildet die östliche Grenze einer Meerenge, welche die Alte und die Neue Welt scheidet. Bering, Seeoffizier in russischen Diensten, hatte diese Meerenge zuerst erreicht, und Cook zeichnete jetzt, um das Andenken dieses tüchtigen Vorgängers zu verewigen, hier die Beringstraße in seine Karten. Die Durchfahrt war zur Hälfte schon errungen und die Hoffnung, alle Schwierigkeiten vollends zu besiegen, aufs Höchste gespannt, als am 17. August im 71. Breitegrade das Eis in Gestalt eines undurchdringlichen Feldes jeden weiteren Vorgang nach Norden sowol längs der amerikanischen als der asiatischen Küste versperrte und überdies, da es beständig südwärts fortrückte, die Schiffe mehr als einmal in die augenscheinlichste Gefahr brachte, an den seichten Ufern zu scheitern. Cook mußte also, wenigstens für dieses Jahr, dem Vorhaben, hier durchzukommen, entsagen und sich begnügen, die Küsten und Inseln dieser Gegend genauer aufzunehmen und die geographischen Irrthümer, welche aus verworrenen Nachrichten russischer Matrosen und unkundiger Kaufleute stammten, zu berichtigen. Nachdem er diesen Arbeiten noch den Ueberrest der herbstlichen Jahreszeit gewidmet und insbesondere die aleutischen Inseln auf ihre wahre Anzahl zurückgebracht hatte, fiel sein rastloser Entdeckungstrieb darauf, mit der Untersuchung der neu entdeckten Sandwichinseln den langen Zwischenraum von sieben Wintermonaten auszufüllen, die vorübergehen mußten, ehe er sich dem Nordpol wieder nähern konnte.

Cook folgte leider diesem innern Drange, denn die Arbeiten auf den Sandwichinseln kosteten sein unersetzliches Leben.

Die Fahrt nach den Sandwichinseln ging glücklich von statten, und am 30. November erreichte man die Insel Hawaii, die so ausgedehnt war, daß die Schiffe beinahe sieben Wochen brauchten, um sie ganz zu umsegeln und die Küste genau zu untersuchen. Man fand die Eingeborenen freundlich und ohne Zeichen irgend welchen Argwohns; schon vom ersten Tage an begann ein Tauschverkehr mit ihnen, und die Reisenden konnten nach der knappen Küche des nördlichen Polarkreises sich bei Schweinebraten, frischen Gemüsen und Wurzeln erholen. Die Küste war nicht überall zugänglich, und man hatte oft mit Wind und Regenschauern zu kämpfen, welche den Winter dieser Gegenden kennzeichnen.

Endlich entdeckte man am 16. Januar eine Bucht mit gutem Ankergrund und süßem Wasser. Cook beschloß nun, die Schiffe hierher zu bringen, um sie hier auszubessern und frische Lebensmittel einzunehmen. Beide Schiffe ankerten in der Bucht, welche bei den Eingeborenen Karakakua hieß. Eine große Anzahl der Insulaner umkreiste und besuchte die Schiffe. Man hoffte, den Winter auf dieser fruchtbaren Insel zuzubringen, und Cook war erfreut, seinen Reisebericht mit einer Entdeckung zu bereichern, die in mancher Beziehung die wichtigste war, welche seither in dem weiten Stillen Ozean gemacht wurde.

Für den Unterhalt der Mannschaften beider Schiffe war trefflich gesorgt.

Man kaufte hier viele Schweine, schlachtete und salzte sie so vollständig ein, daß ein Theil dieses Pökelfleisches noch um Weihnachten 1780 genießbar war. Am 26. Januar hatte Cook eine Zusammenkunft mit Terriobu, dem Könige der Inseln, wobei unter großen Ceremonien von beiden Seiten Geschenke gegeben und der Sitte nach die Namen getauscht wurden. Die Eingeborenen zeigten sich ungemein respektvoll gegen Cook, zollten ihm eine wahre Verehrung und warfen sich stets vor ihm auf die Erde. Die Priester, deren Gunst er zu gewinnen gewußt hatte, räumten ihm ein Stück Landes in der Nähe ihres Morai ein, um daselbst seine Schiffe auszubessern, und belegten diesen ganzen Raum auch mit dem Tabu oder heiligen Verbote, infolge dessen keiner der Eingeborenen es betreten durfte. Der Verkehr mit dem Könige Terriobu war so freundschaftlich, daß am 3. Februar, am Vorabend der Abfahrt der Schiffe, derselbe die Engländer noch mit einer Menge Zeug, vielen Bootsladungen voll Früchte und Wurzeln und mit einer ganzen Herde Schweine beschenkte. Die Schiffe segelten am nächsten Tage ab, erlitten aber schon am 6. einen sehr schweren Sturm; die „Resolution" verlor den Vordertheil ihres Fockmastes, so daß man genöthigt war, wieder nach der Bucht von Karakakua zurückzukehren, um daselbst den Schaden ausbessern zu lassen.

Da die nöthig gewordenen Reparaturen voraussichtlich mehrere Tage lang dauern mußten, so wurden die astronomischen Instrumente am 12. ans Land gebracht, die Zelte wieder auf dem Morai aufgeschlagen, auf welchem die Engländer bereits früher ihr Lager gehabt hatten, und ein Wachtposten von mehreren Marinesoldaten daselbst aufgestellt. Die Reisenden erneuerten ihren freundlichen Verkehr mit den Priestern, und diese lohnten es damit, daß sie zur größeren Sicherheit der Arbeiter und ihrer Werkzeuge die Stelle, wo der Mast lag, zum Zeichen der Heiligkeit mit ihren Gerten von Hundehaaren umsteckten und auf diese Weise als Tabu bezeichneten. Auch die Segelmacher wurden ans Land geschickt, um Ausbesserungsarbeiten vorzunehmen, die durch den letzten Sturm nöthig geworden waren. Aber bei Alledem war die Aufnahme bei diesem dritten Besuche sehr befremdlich. Die Bewohner ließen sich nicht sehen, und man wurde mißtrauisch. Wahrscheinlich hatte die unerwartete Rückkehr der Schiffe, deren Ursache sich die Eingeborenen nicht recht zu erklären wußten und deren Nothwendigkeit ihnen nicht begreiflich zu machen war, allerlei Befürchtungen veranlaßt. Mißtrauen und Erbitterung stiegen gegenseitig von Tage zu Tage. Die geringste Veranlassung brachte blutige Händel, und die britische Brutalität vertraute der Uebermacht ihrer Feuerwaffe. In einem solchen Streite, es war am verhängnißvollen 14. Februar 1779, wurde Cook von den Eingeborenen erschlagen.

Nach diesem Unglückstage führte Clerke, obwol schon todkrank, die Entdeckungsreise von den Sandwichinseln noch einmal gegen Norden. Vom Hafen St. Peter und Paul in Kamtschatka, wo er anlegte, ging er in die Beringstraße und versuchte die nördliche Durchfahrt. Allein das Eis stellte sich auch ihm als eine unüberwindliche Mauer entgegen und zwang auch ihn nach vielen vergeblichen Anstrengungen zum Rückzuge. Ehe er noch in Kamtschatka wieder eintreffen konnte, starb er mit dem Bewußtsein einer getreuen Nachfolge in den Grundsätzen des großen Befehlshabers, dessen Zögling er gewesen war. Gore und King führten von Kamtschatka die Schiffe über China und das Vorgebirge der guten Hoffnung am 22. August 1780 nach einer Abwesenheit von mehr

als vier Jahren zurück. — Es sind während dieser Zeit von der „Resolution" Kapitän Cook nebst fünf Mann auf Hawaii erschlagen worden, zwei Leute ertranken und einer ward im Sturme gegen den Mast todtgedrückt. Ferner starben außer dem Kapitän Clerke und dem Oberwundarzt Anderson noch fünf Mann durch Krankheit. Auf der „Discovery" starb Keiner. In Allem sind nebst den beiden Kapitäns 16 Menschen umgekommen.

Außer den Berichtigungen im Südindischen und Stillen Meere, welche keineswegs unbeträchtlich sind, außer der Entdeckung mancher neuen Eilande zwischen den Sozietäts- und Freundschaftsinseln, wird diese Reise durch die wichtige Auffindung der Sandwichinseln und die Beschiffung der Nordwestküsten von Amerika in einer Strecke von mehr als 1200 Seemeilen jederzeit ihren Werth behaupten. Cook hatte während derselben, wie auf seiner ersten Reise, wieder mehr Land entdeckt und aufgenommen, als je ein Anderer vor ihm.

„Wenn man", sagt Georg Forster, „Cook's drei große Reisen in Verbindung mit einander betrachtet, so machen sie ein Ganzes aus, welches alle unbekannten Regionen der Geographie, so weit sie Schiffen zugänglich waren, in sich begreift, und zuverlässige Entdeckungen, die sich im Norden und Süden über den 70. Grad erstrecken, an ihre Stelle setzt. Künftig können einzelne Inselchen im Stillen Meere entdeckt, die Lagen einiger früher gesehenen bestimmt und in Neuseeland, Neuholland und Neualbion Pläne von Häfen aufgenommen werden, die Cook entweder nicht besucht, oder deren Eingang er nur angegeben hat; allein Entdeckungen von großem Umfang können nicht mehr stattfinden, und der Erdball ist nunmehr von einem Ende zum andern bekannt."

Peschel faßt die Verdienste Cook's als Entdecker mit folgendem kurzen Worte zusammen: „Cook steht ebenbürtig neben Cristobal Colon, Magellan, Vasco de Gama und Abel Tasman. Ihm verdanken wir die Kenntniß von der Inselnatur Neuseelands und Neuguinea's, die Entschleierung der Ostküste Australiens, die Entdeckung neuer Südsee-Inseln, darunter Neukaledonien und die Sandwichgruppe, die Erforschung der Westküste Nordamerika's zwischen 44° und 70° nördl. Breite, die Verscheuchung des unbekannten Südlandes über den 60. Breitengrad und, wie sein Nachfolger im Befehl richtig sagt, die Vollendung der Hydrographie unserer Erde. Seine Fahrten entschieden die uralte Streitfrage zwischen der homerischen und der hipparchischen Schule, ob die trockene Erdoberfläche der nassen räumlich überlegen sei, oder ihr wenigstens das Gleichgewicht halte, ob die Erdfesten Inseln in einem großen Weltmeere oder die Meere nur Becken zwischen größeren Landmassen seien. Nach Cook's Reisen wußte man zuversichtlich, daß das Wasser mehr als doppelt soviel Raum bedecke wie das Land, und daß die Erdfeste aus zwei großen Inseln bestehe, denen nur eine enge Straße im hohen Norden ihren Zusammenhang raube."

Eigentlich könnten wir nunmehr den Abschnitt der Erdumsegelungen schließen, weil jetzt mit Cook die neue Zeit wissenschaftlicher Reisen begonnen hat. Wir haben indeß nach dem Plane der Redaktion dieses Werkes den Abschnitt bis auf Humboldt's Reisen fortzuführen, und so müssen auch noch einige der nächsten Nachfolger Cook's, obgleich sie schon in die folgende Periode gehören, hier kurz angeführt werden.

Englands Entdeckerruhm hatte Frankreichs Eifersucht erweckt. Der unglückliche Ludwig XVI. ließ daher 1786 eine Expedition von zwei herrlichen Schiffen, „La Boussole" und „L'Astrolabe", auf das Vortrefflichste zu einer Erdumsegelung ausrüsten. Die oberste Führung derselben hatte der gefeierte Kapitän Laperouse auf dem ersten Schiffe, während Kapitän De Langle das zweite kommandirte.

Durch die Lemairestraße segelte er in die Südsee, über die Osterinsel, nach den Sandwichinseln und von da an die Nordwestküste Amerika's. Auf dieser Fahrt ward die Neckerinsel entdeckt, an der Küste Amerika's fand man den sogar von Cook übersehenen Hafen Port des François; dies war aber auch die einzige Frucht dieser unglücklichen Fahrt. Die letzten Nachrichten gab Laperouse von Neuholland aus, dann verschwand er mit beiden Schiffen für immer. Erst die neueste Zeit enthüllte das Geheimniß seines Schiffbruchs an der Insel Mallikolo. Ein Glück war es, daß Lesseps sich schon in Kamtschatka von Laperouse getrennt hatte und mit dem Tagebuche seiner Entdeckungen durch Rußland nach Paris gegangen war. So wenig auch neue Länder durch Laperouse enthüllt wurden, so sehr wurden durch seine Aufnahme der vielen Länder und Küsten, die er untersuchte, die Karten beinahe ganz umgestaltet. Je erstaunlicher der Nutzen ist, den er der Geographie, besonders für die Ostküste Asiens und die Westküste Amerika's, gebracht hat, um so mehr ist der Verlust dieses trefflichen, von der ganzen gebildeten Welt betrauerten Seemanns zu bedauern.

Es dauerte nicht lange, und D'Entrecasteaux erhielt 1791 den Befehl, alle Küsten zu befahren, wohin Laperouse nach seiner Abreise von Botanybai gekommen sein könnte, und zu versuchen, die zuverlässigsten Nachrichten über ihn zu erlangen. Die Expedition schloß sich dem Geiste und dem Zwecke nach unmittelbar Laperouse an. Die Instruktion berücksichtigte gleichzeitig die Erweiterung der Erd- und Naturkunde in jeder Richtung. Der Naturforscher Labillardiere und der Geopraph Beautemps-Beaupré folgten der Unternehmung. Mit den besten Instrumenten versehen ging D'Entrecasteaux im September über Teneriffa und das Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Südwestküste Neuhollands; ganz Leeuwins- und Nuytsland, eine Strecke von fast 300 Meilen, wurden von ihm aufgenommen; er fand im Süden von Vandiemensland den trefflichen Hafen Port du Nord, auch die Westküste des seit Cook nicht befahrenen Neukaledoniens ward aufgenommen. Hierauf folgte die genauere Prüfung der westlichen Theile von Bougainville's Salomonsinseln, der Südküsten von Neuhannover, der Admiralitätsinseln und eines Theils der Nordküste von Neuguinea. Außerdem sah er auch die von Carteret entdeckte Sandwichinsel im Westen von Neuireland und entdeckte die Isles françaises. Von Amboina segelte er im Dezember 1792 von Neuem nach Neuholland, entdeckte den Archipel de la Recherche, den nach ihm benannten Kanal d'Entrecasteaux und den Kermandelarchipel. Hierauf ward die Insel St. Cruz untersucht und eine vortreffliche Karte dieser Fahrten vorbereitet. Mit dem Tode D'Entercasteaux', im Juli 1793, hörten aber alle Arbeiten auf, und noch am Schluß desselben Jahres kehrte die Expedition zurück.

Der Hauptzweck, die Spur von Laperouse aufzufinden, ward zwar verfehlt, doch war die Geographie außerordentlich bereichert. Das treffliche, 1808 von Kapitän Rossel, der die Reise mitgemacht hat, herausgegebene Werk steht,

in Verbindung mit dem zugehörigen Atlas von Beaütemps-Beaupré, den Musterarbeiten Cook's und Vancouver's würdig zur Seite, und das Pflanzenwerk Labillardiere's ist erst durch Robert Brown's Arbeiten übertroffen worden, ohne indeß von seinem großen eigenthümlichen Werth zu verlieren.

Gleichzeitig erhöhte Vancouver, ein Begleiter Cook's, auf seiner letzten Reise noch Englands Ruhm in der Geschichte der geographischen Entdeckungen. Er kann zwar im Vergleich der Menge und der Wichtigkeit der Arbeiten nicht mit seinem großen Vorgänger und Meister verglichen werden, er übertrifft ihn aber nicht selten an Genauigkeit im geographischen Rekognosciren. Mit Vancouver beginnen die nautischen Spezialitäten wissenschaftlicher Erdkunde.

Vancouver begann an den nordwestlichen Theilen von Neuholland seine Arbeiten. Sodann kam er nach Leeuwinsland an der Südwestspitze, befuhr den ganzen Küstenstrich von 116° 45' bis 122° 30' östl. Länge und entdeckte zuerst den wichtigen König-Georgshafen, besuchte ferner Neuseeland, wo er die große Duskybai durchforschte und die sieben Snaresfelsen fand. Die Sandwichinseln untersuchte er fast alle auch tief im Innern. Er war der Erste, der den großen Vulkan Mowna Roa und den Worovai auf der Westküste von Owaihi untersuchte und beschrieb; ihm verdankt man auch eine vollkommenere Aufnahme der acht Sandwicheilande. — Sein Hauptverdienst aber ist die treffliche Aufnahme der Nordwestküste Amerika's vom 30.° bis 61° 30' der Breite. Er fand die Einfahrt des Juan de Fuca, er zeigte, daß Dasjenige, was man bisher für die Küste des Festlandes gehalten, ein großer, vielfach zerrissener Archipel sei, und der Nutkasund selbst eine Bai einer beträchtlichen Insel. Wie die Sandwichinseln ward auch diese ganze Küstenstrecke in einem vortrefflichen Kartenwerke dargestellt. Sein Begleiter Broughton fand die Mündung des Kolumbiaflusses.

Inzwischen hatte die englische Regierung den Kapitän Bligh 1787 nach den Gesellschaftsinseln geschickt, um Setzlinge von Brotbäumen, Zuckerrohr und anderen nützlichen Gewächsen zu holen. Bligh entdeckte im Süden Neuseelands die kleine Gruppe Bounty, die Insel Waitutaki, und 1789 von der meuterischen Mannschaft seines Schiffes in einer Schaluppe ausgesetzt, erreichte er auf diesem schwachen Fahrzeuge glücklich Timor, nachdem er noch unterwegs mehrere der Viti-Inseln, die Banksinseln im Norden der Neuen Hebriden und mehrere kleinere Eilande in der Torresstraße gefunden hatte. Mehr indeß als durch diese Entdeckungen ist diese Reise bekannt geworden durch die abenteuerlichen Schicksale der meuterischen Mannschaft, von denen Adam der Patriarch einer zahlreichen Bevölkerung der Kolonie auf Pitkairn wurde. Auf dieser kleinen Insel, die Carteret unbewohnt gefunden hatte, entwickelte sich seit Adam ein überraschendes patriarchalisches Verhältniß, von dem erst Kapitän Kotzebue und Kapitän Beechey 1826 die ersten Nachrichten nach Europa brachten.

Des Spaniers Malaspina Entdeckungsreise 1789—1794 ist eine der verdienstvollsten gewesen. Ihr sind vortreffliche Karten zu danken von den Küsten von Amerika und den angrenzenden Inseln, vom La Platastrome bis an das Kap Hoorn und von diesem Vorgebirge bis an die äußerste Nordgrenze dieses Erdtheils (auf der Westseite). Ueberdies wurden die Marianen, die Philippinen, Macao, ein über 500 Seemeilen umfassender Theil des Großen Ozeans näher erforscht und in dem Archipel der Freundschaftlichen Inseln eine noch nie gesehene Gruppe von Eilanden entdeckt. Aber alle Entdeckungen wurden

verheimlicht, und der verdienstvolle Entdecker, um ihn an der Veröffentlichung zu hindern, in den Kerker geworfen. — „Unsere Blicke (sagt Humboldt im Anfange seiner Reisebeschreibung) hingen am Schloß St. Antonio, wo damals der unglückliche Malaspina als Staatsgefangner saß. Im Augenblick, da wir Europa verließen, um Länder zu besuchen, welche dieser bedeutende Forscher mit so vielem Erfolg bereist hat, hätte ich mit meinen Gedanken gern bei einem minder traurigen Gegenstande verweilt."

Mit den kriegerischen Ereignissen am Schlusse des 18. Jahrhunderts hörten alle Unternehmungen des Friedens auf, sie übten auch auf die Erweiterung der ozeanischen Entdeckungen ihre lähmende Wirkung. Mit den Mitteln schien auch der Eifer Frankreichs und Englands für die seitherigen Unternehmungen erschöpft, und beide Staaten entsagten neuen wissenschaftlichen Expeditionen.

Schlußübersicht. Ueberschauen wir den Zeitraum zwischen dem Jahre 1519, in welchem Magellan Sevilla verließ, um an dem Festlande der Neuen Welt eine nach dem Indischen Meere führende Straße aufzufinden, und dem Jahre 1768, in welchem Cook seine erste Reise unternahm, so sind wir zwar freudig überrascht, auf dem zwischen Asien und Amerika flutenden Ozean nicht nur eine ungeheure Menge Inseln von mehr oder weniger bedeutendem Umfange, sondern auch einen großen Kontinent aus dem Dunkel hervortreten zu sehen, können aber doch unsere Verwunderung nicht bergen, daß im Laufe von beinahe drei Jahrhunderten die meisten dieser Länder fast nur dem Namen nach in die Erdkunde eintraten und kaum an einzelnen Küstenpunkten untersucht und noch viel weniger zur Gründung von Ansiedelungen auserſehen wurden.

Als die erste und hauptsächlichste Ursache dieser auffallenden Erscheinung muß die von den Seefahrern bald erlangte Ueberzeugung angesehen werden, daß auf diesen Inseln, so paradiesisch auch die meisten derselben erscheinen, weder edle Metalle, noch kostbare Steine zu finden seien. Man durchfurchte deshalb den Australozean am liebsten auf dem bekanntesten Wege, um die ostasiatischen Inseln, fast ausschließlich das Ziel aller Reisen vor der Mitte des 18. Jahrhunderts, möglichst schnell zu erreichen, und wir haben die meisten Entdeckungen nur verhältnißmäßig sehr wenigen Fahrten zu verdanken, welche von den Spaniern, Holländern und Briten unternommen wurden, wie aus der nachfolgenden gedrängten Uebersicht hervorgeht, welche, um sich klarer darzustellen, nicht der chronologischen Ordnung, sondern der Lage der Länder und Inselgruppen von Westen nach Osten folgt und mit dem Australkontinent beginnt.

Ob den Portugiesen, welche zuerst die indischen Meere befuhren, irgend eine Kunde von dem Australkontinente zugekommen sei, mag hier ununtersucht bleiben, gewiß ist, daß sie ihn nie besuchten; das erste Schiff, welches ihn berührte, war die holländische Jacht het Duifje (das Täubchen), welche auf ihrer Reise nach Neuguinea im März 1606 eine Strecke an der Westküste hinfuhr. Im August desselben Jahres sah der Spanier Torres, als er durch die jetzt noch nach ihm benannte Straße segelte, einzelne Punkte der nördlichen Küste, ohne sich jedoch ihr zu nähern. Mehrere holländische Seefahrer, wie Dirk Hartogh (1616), Jan Edels (1619), Jan Carstens (1623), Willem de Witt (1626), Peter Nuyts (1627) und Tomaz Pool (1636) besuchten noch im Laufe des 17. Jahrhunderts verschiedene Theile der nördlichen, westlichen

und südlichen Küste und benannten sie; Abel Tasman umsegelte zuerst den Kontinent (1644) an der Südseite, und seit dieser Zeit ward ihm der Name Neuholland beigelegt. Der Brite Dampier untersuchte im Jahre 1699 eine große Strecke der Westküste wissenschaftlich; nach ihm trat aber in den Fahrten nach dem Australland eine lange, erst wieder von Cook unterbrochene Pause ein. — Neuguinea, die größte Insel des Australozeans und die erste der langen, den Kontinent in einem Halbmonde umgebenden sogenannten inneren Inselreiche ist fast noch gar nicht bekannt. Die Holländer Jakob Lemaire (1616), Abel Tasman (1644), Vink (1663), Keyts (1678) und Jakob Roggeween (1722) und die Briten William Dampier (1699), William Funnel (1705) und Philipp Carteret (1767) sahen oder berührten auch mehrere Küstenpunkte, Keiner aber betrat die Insel, um sie näher zu untersuchen.

Nordöstlich von Neuguinea folgen die größeren und kleineren Inseln, die man jetzt unter dem Namen Neubritannien begreift, die aber ebenfalls kaum noch ihren Umrissen nach in die Erdkunde eingetreten sind. Neubritannien wurde 1699 von William Dampier, der auch die meisten der übrigen Inseln sah, entdeckt; Neuireland und Neuhannover, welche noch Dampier als Theile von Neubritannien betrachtete, wurden von Carteret (1767) als besondere Inseln erkannt; die Admiralitätsgruppe entdeckte schon Lemaire (1616), die Anachoreten, die Hermiten, la Boudeuse und die niedrigen Inseln, sowie die südlich von dem Archipel von Neubritannien liegende Gruppe (Lousiade) Bougainville (1768).

Die südöstlich von Neubritannien folgenden Salomonsinseln entdeckte der Spanier Alvaro Mendaña (1568); nach ihm blieben sie zwei Jahrhunderte hindurch unbesucht, bis Carteret (1767) und Bougainville (1768) sie wieder sahen, ohne jedoch genauere Nachrichten über sie mitzutheilen. — Auch der östlich von den Salomonsinseln sich ausdehnende, von demselben Mendaña schon aufgefundene Archipel von Santa Cruz wurde allmählich so ganz vergessen, daß ihn Carteret, welcher ihn auf seiner Reise (1767) wieder sah, für eine neue Entdeckung hielt. — Dasselbe Schicksal hatte der südlich von Santa Cruz liegende und von Torres und Quiros (1606) entdeckte Heiligengeistarchipel, welchen erst Bougainville (1768) wieder berührte und mit dem Namen der Neuen Cykladen belegte, welcher jedoch in der neuesten Zeit dem alten, ihm mit Recht gebührenden weichen mußte. — Die innere Inselreihe schließt sich mit Neuseeland, zwei Inseln von beträchtlichem Umfang, welche Abel Tasman im Jahre 1642 entdeckt, aber wegen der Wildheit der Bewohner nicht betreten hatte. Erst mit Cook tritt Neuseeland eigentlich in die Geographie ein; seitdem aber wurde es häufiger besucht als irgend ein anderes Land Australiens.

Die äußere Inselreihe des Australozeans beginnt mit den Marianen, welche Magellan auf der ersten Reise um die Welt (1521) entdeckt hatte und die seitdem, da sie auf dem gewöhnlich eingehaltenen Wege von Acapulco nach Manilla liegen, häufig von den Seefahrern aller Nationen besucht wurden. Die Spanier gründeten im J. 1678 auf Guajan, der Hauptinsel der Gruppe, eine Niederlassung und besorgten die Bekehrung der etwa aus 40,000 Köpfen bestehenden Eingeborenen mit solchem Eifer, daß schon vor Ablauf des 17. Jahrhunderts von der ursprünglichen Bevölkerung keine Spur mehr vorhanden war.

Die Bewohner der südlich von den Marianen zerstreuten und zum Theil von Francisco Lazeano (1686), zum Theil durch den Zufall, welcher am Ende

des 17. Jahrhunderts einige Piroguen der Eingeborenen nach Guajan verschlug, entdeckten Karolinen würden keines besseren Loses theilhaftig geworden sein, wenn sie nicht die ihnen zugeschickten spanischen Schergen ermordet oder verjagt hätten. Diese Eilande, welche auf manchen Karten auch die Neuen Philippinen heißen, blieben deshalb fast ganz unberücksichtigt und unbekannt, bis der britische Seefahrer Wilson (1783), der einer Gruppe derselben den Namen Pelewinseln beilegte, wieder die Aufmerksamkeit auf sie lenkte.

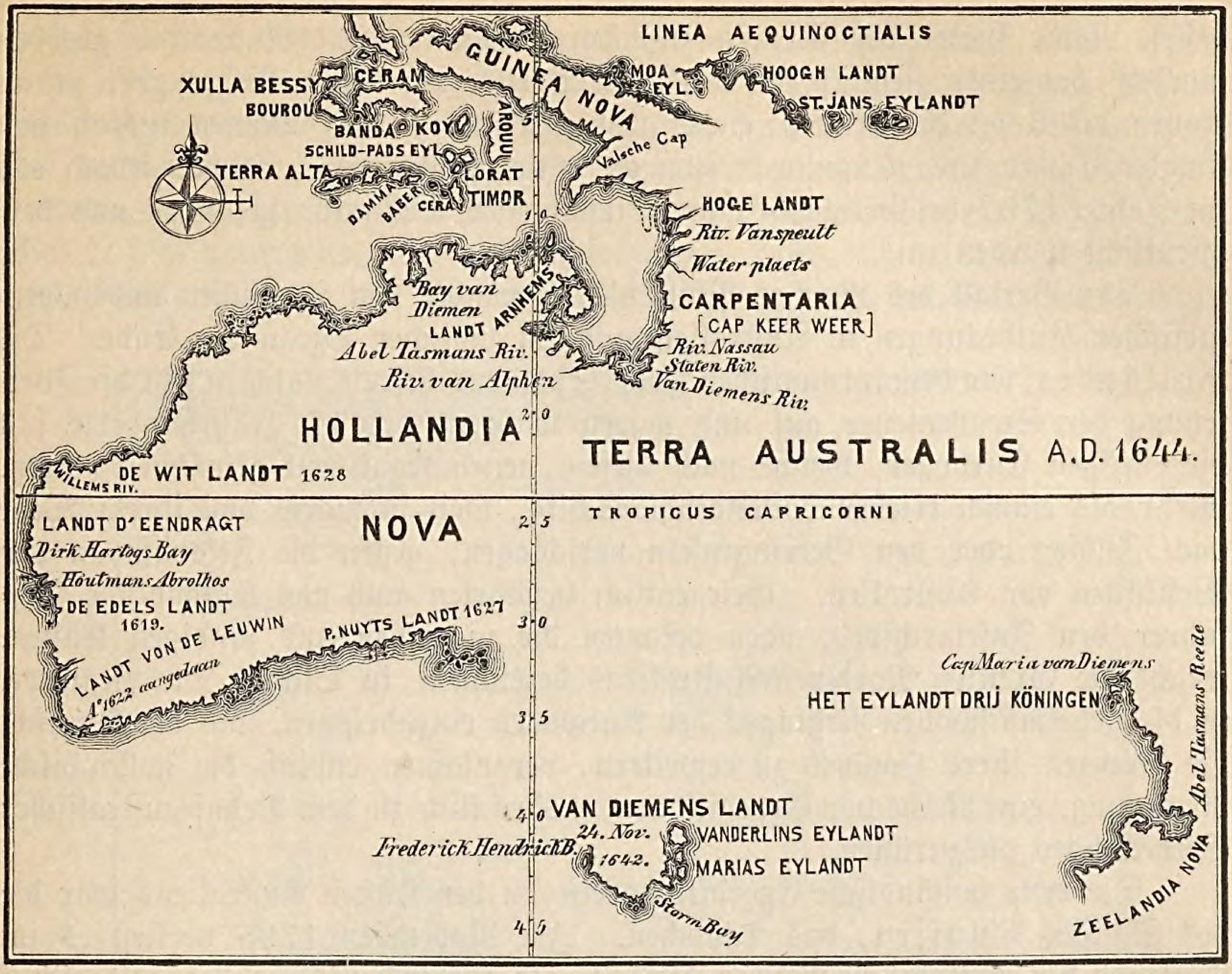
Einzelne Inseln des sich östlich von den Karolinen weit hinziehenden Lord Mulgrave-Archipels wurden wahrscheinlich schon von spanischen Seefahrern auf ihren Reisen zwischen Manilla und Acapulco gesehen, die ganze Kette kann aber erst als eine an das Ende des 18. Jahrhunderts fallende Entdeckung betrachtet werden. — Häufiger wurde der weiter nach Südosten hin folgende Schifferarchipel besucht; schon Mendaña entdeckte (1595) das Eiland Sagittaria; Lemaire (1616) und Roggeween (1722) besuchten mehrere andere Eilande dieser schönen Gruppe und gaben anziehende Schilderungen ihrer Beschaffenheit und ihrer Bewohner. — Der südwestlich von den Schifferinseln liegende weitläufige Viti-Archipel wurde in seinem ganzen Umfange erst von Abel Tasman (1643) gesehen; ein einzelnes Eiland desselben hatte aber bereits Lemaire (1616) berührt und Hoorn genannt. — Abel Tasman entdeckte auch auf derselben Fahrt den südlich von den Schifferinseln liegenden Tonga- oder Freundschaftsarchipel, welcher aber nach ihm wieder in Vergessenheit gerieth, bis ihn endlich Cook aus dem Dunkel hervorzog.

Die besuchteste von allen Inselgruppen des Australozeans ist unstreitig der Gesellschaftsarchipel, doch waren die Nachrichten über ihn bis auf Bougainville (1768) sehr dürftig. Die erste Kunde von ihm gab Quiros (1606); er landete an dem gepriesenen Taiti, das später durch Samuel Wallis (1767) und Bougainville (1768), welche indessen die Sitten der schönen und gutmüthigen Bewohner mit allzuglänzenden Farben schilderten, allgemeine Berühmtheit erlangte.

Abschreckend sind dagegen die Beschreibungen des gefährlichen Archipels der Niedrigen Inseln, welche nordwestlich von dem Gesellschaftsarchipel eine große Strecke des Australozeans bedecken. Der Spanier Quiros kam zuerst (1606) in diese Gegenden; ihm folgten die Holländer Lemaire (1616) und Roggeween (1722), die Briten Byron (1765), Wallis (1767) und Carteret (1767) und der Franzose Bougainville (1768); Jeder von ihnen fand andere dieser nur in geringer Entfernung sichtbaren Inseln.

Außerhalb des gewöhnlichen Weges, nördlich von den Niedrigen Inseln, liegt der Mendaña-Archipel, welcher, wie schon der Name andeutet, von Alvaro Mendaña (1595) aufgefunden, aber vor Cook nicht wieder besucht wurde. — Die Reihe der äußeren Inselkette schließt die einzeln liegende, weit nach Südosten vorgeschobene Osterinsel, von den Eingeborenen Waihu genannt, welche der Flibustier Davis (1687) sah und Roggeween zuerst (1722) betrat.

Ob der von Cook (1778) aufgefundene Sandwicharchipel schon früher spanischen Seefahrern bekannt war, läßt sich nicht ermitteln.



Tasman's Karte von Australien.

VI.

Holländische Entdeckungen. Australien vor Cook.

Iberier im Indischer Ozean. Erste Unternehmungen der Holländer. Das „Täubchen" und die Fahrten an der West- und Südküste. Tasman's erste Reise von Batavia aus. Entdeckung von Tasmanien, Vandiemens-, Staaten- und Neuseeland. Tonga-Archipel. Vom Viti-Archipel über Neuguinea nach Batavia. Tasman's zweite Reise und Verdienste. Ansprüche der Holländer auf ganz „Neu-Holland", trotz voller Unkenntniß der Ostküste und des Innern. — Erstes Erscheinen der Engländer. Dampier 1688. Aufgeben und Vergessen aller weiteren Unternehmungen. Fabelland der Liliputaner. Cook's Entdeckungen. Gründung von Botanybai und Sydney. D'Entrecasteaux. Baß' und Flinder's Forschungen.

Die ersten Weißen, welche die Küsten Australiens erreichten, waren aller Wahrscheinlichkeit nach Portugiesen, welche, nachdem sie das Kap umschifft hatten, bis in die indischen Meere vorgedrungen waren. Es ist Thatsache, daß von den europäischen Nationen nur Portugiesen und Spanier Australien während des 16. Jahrhunderts besucht haben. Aber man findet weder portugiesische, noch spanische Ortsnamen an den australischen Küsten, und in den Staatsarchiven der Regierungen der Pyrenäischen Halbinsel sind weder spanische noch portugiesische Berichte über die Entdeckung Australiens vorhanden. Es bleibt indessen bemerkenswerth, daß im Jahre 1598 die „Terra Australis" als eine Insel beschrieben wird, welche „gleich einem Fünftel des Festlandes der ganzen Welt sei", eine Beschreibung, welche nicht den Anschein einer bloßen Vermuthung hat; und Torres, der letzte der spanischen Entdecker,

dessen Name später der Straße zwischen Neuguinea und Australien gegeben worden, hat einen ziemlich ausführlichen Bericht über einen Besuch, den er im Jahre 1606 an der Küste „eines großen Landes, 600 Meilen südlich von Guadal-Canar und Neuguinea“ gemacht hätte, geschrieben, welcher jedoch erst im Jahre 1762 bei Gelegenheit der Einnahme von Manilla gefunden und veröffentlicht worden ist.

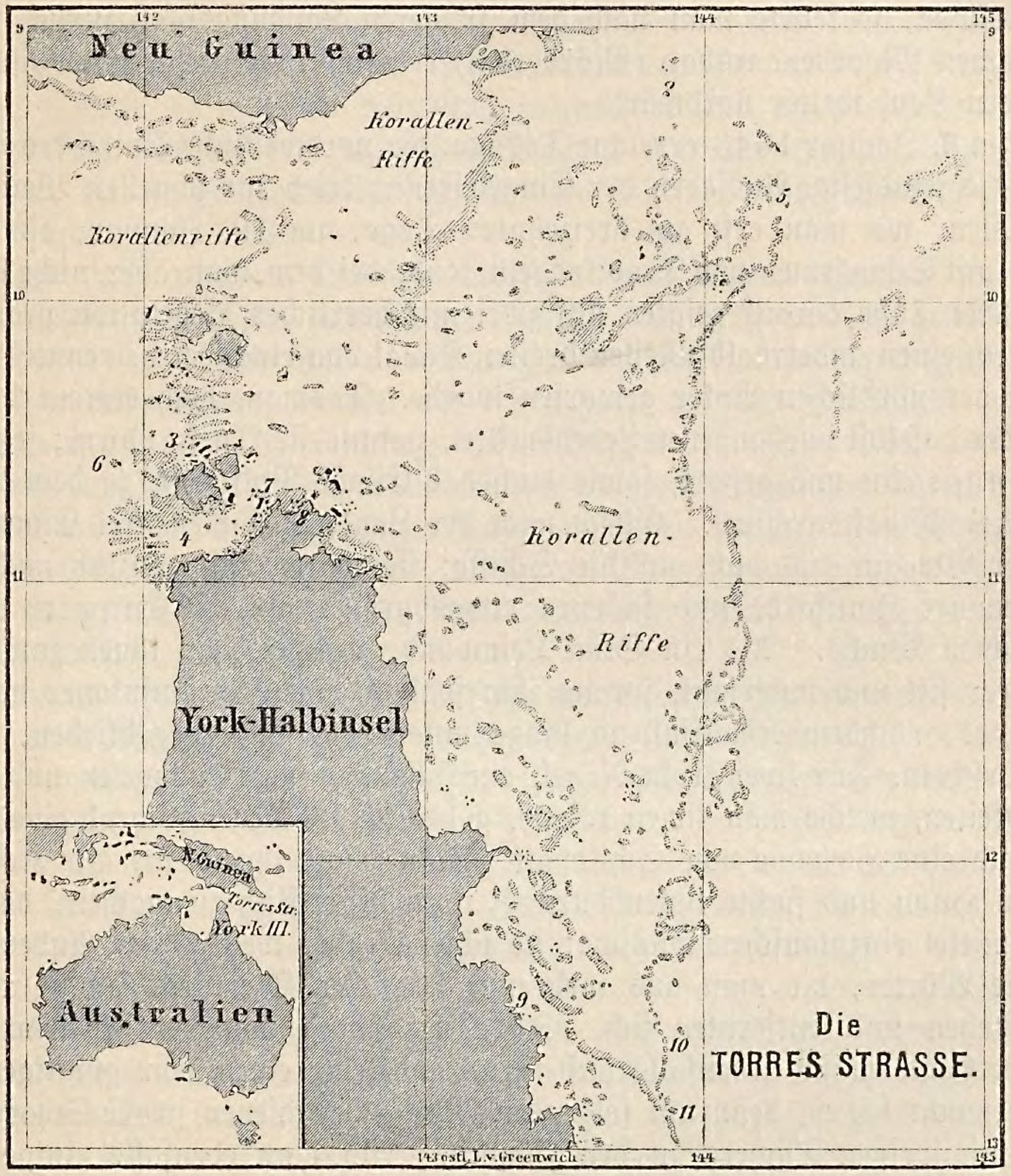
Der Verfall des Reiches Philipp's II. machte den spanischen und portugiesischen Entdeckungen in Australien und im südlichen Ozean ein Ende. Die Holländer, von dem tyrannischen Joche Spaniens befreit, nahmen jetzt die Fortsetzung der Seeabenteuer auf und waren während des 17. Jahrhunderts fast die einzigen Europäer, welche nach diesem neuen Kontinent gekommen waren. Mehr als einmal trieben holländische Schiffe, weit südwärts von ihrem Wege nach Indien oder den Gewürzinseln verschlagen, gegen die Felsriffe an den Westküsten von Australien. Gelegentlich berührten auch wol holländische Seefahrer den Inselarchipel, oder bekamen die niedrigen und sandigen Küsten, welche die Grenzen Nordwest-Australiens bezeichnen, in Sicht. Die Begierde, in die geheimnißvollen Regionen der Antipoden einzudringen, und der Wunsch, die Grenzen ihres Handels zu erweitern, veranlaßten endlich die holländische Regierung, eine Reihe von Expeditionen ausdrücklich zu dem Behuf australischer Entdeckungen auszurüsten.

Die erste holländische Expeditionsreise an den Küsten Australiens war die des Schiffes Duyfjen, das Täubchen. Im November 1705 verließ es im Auftrage der Faktorei in Bantan diesen Hafen zur Erforschung des goldreichen Neuguinea. Es erreichte die Westküste Neuguinea's in 5° südl. Br. und befuhr sie nach Süden 220 deutsche Meilen lang bis 13° 45' südl. Br.; es hat also die Torresstraße wie die späteren holländischen Entdecker für einen Busen gehalten, und flatterte südlich davon an der Ostküste des Carpentariagolfs bis zum 14. Breitengrade, bis Kap Keer Weer (Umkehr). Das Täubchen brachte den Irrthum heim vom Zusammenhange Neuguinea's mit Neuholland, der sich bis Cook erhalten hat.

Zwischen 1618 und 1622 durchforschte Kapitän Dirk Hartogh die Küste von Westaustralien in einer Ausdehnung von einigen hundert Meilen, um die Lage der dortigen Klippen festzustellen und sie aufzunehmen. Die eine kleine Insel dicht an der Einmündung des Gascogneflusses in die Sharkbai trägt noch immer seinen Namen als Andenken an seinen Besuch. Weitere Spuren holländischer Forschung zeigen sich in den bis zu uns gelangten Namen Arnheims-Land, an dem Nordwestende von Australien Edel, Endraght und de Witts-Land, an der Südwest- und Westküste, und Kap Leeuwin und de Nuyts-Land, einem ausgedehnten Landstrich, der sich nach Süden erstreckt; es sind dies sämmtlich Gegenden, welche von holländischen Seefahrern im Verlaufe des 17. Jahrhunderts entdeckt sind. Die bemerkenswertheste unter diesen Expeditionen war die von Tasman.

Abel Tasman verließ im Dienste der Holländischen Compagnie mit zwei gut ausgerüsteten Schiffen am 14. August 1642 Batavia und entdeckte am 24. November eine hohe Küste, die er für die südliche Spitze Neuhollands hielt und nach seinem Gönner Vandiemen nannte. Erst später erkannte man diese Spitze als eine große Insel und nannte sie Tasmanien, während eine große

nordwestliche Küstenstrecke Neuhollands Vandiemensland genannt blieb. Einige Leute sahen sehr dicke, wenigstens sechzig Fuß hohe Bäume, in deren Stämme Stufen gehauen waren, um auf ihren Gipfel klettern zu können. Daraus und aus den an vielen Orten aufsteigenden Rauchsäulen schlossen sie, daß diese Küste bewohnt sein müsse, wagten aber nicht, weiter nach dem Innern vorzudringen. Am 2. Dez. umsegelte man die Südspitze der Insel, lief einige Zeit in nördlicher Richtung an ihr hin und steuerte dann ostwärts nach dem Salomonsarchipel.



1. Bligh=Straße. 2. Bligh=Kanal. 3. Prinz=Wales=Straße. 4. Endeavour=Straße. 5. Flinderh Paß. 6. Booby=Island. 7. Possession=Island. 8. Kap York. 9. Weymuth=Bai. 10. Providential=Channel (Cook 1770). 11. Bligh's Einfahrt.

Bereits am 14. entdeckte Tasman eine lange Küste und ging in einer vollkommen sicheren Bai vor Anker. Am Abend sah man Lichter am Strande und Piroguen, welche furchtlos nach den Schiffen steuerten. Am meisten fiel die rauhe Stimme dieser Leute auf, die nicht viel größer und stärker schienen als ein gutgewachsener Europäer. Sie waren mit Ausnahme einer Schürze von Baumwollenzeug oder geflochtenem Bast ganz nackt und hatten eine gelblich braune Hautfarbe; die langen schwarzen Haare trugen sie auf dem Scheitel in einen Schopf gebunden, aus welchem eine große weiße Feder hervorragte. Ihre

Fahrzeuge bestanden aus langen, je zwei und zwei zusammengebundenen Kanoes mit Sitzbänken, welche mit kurzen, aber scharf zugespitzten Rudern fortgetrieben wurden. Ihre Friedlichkeit war aber nur Maske, und nicht lange, fielen einige von Tasman's Leuten als Opfer ihrer feindlichen Gesinnung. Man ging sofort unter Segel, steuerte möglichst nahe längs dem Lande, welchem man zur Ehre der Generalstaaten den Namen Staatenland beilegte, welches aber jetzt Neuseeland heißt, weiter und kam in eine tiefe Bucht (wahrscheinlich die spätere Cookstraße). Da man aber nicht glaubte, daß man sich wirklich in einer Durchfahrt befinde, so kehrte man nach dem früheren Landungsplatz zurück, welcher den Namen Moordenaarsbay (Mörderbai) erhielt, und nahm dann längs der Küste den Lauf weiter nordwärts.

Am 5. Januar 1643 erreichte Tasman die nordwestliche Spitze des Landes.

Das feindselige Aussehen der Eingeborenen trieb zur schnellen Weiterfahrt nach Osten, wo man erst am dreizehnten Tage, am 19. Januar, ein kleines Eiland mit Schwärmen von Tropikvögeln fand, bei dem man aber nicht landete.

Zwei Tage darauf zeigten sich zwei mit herrlicher Vegetation prangende, nur durch einen anderthalb Meilen breiten Kanal von einander getrennte Inseln, wo bei der nördlichen Anker geworfen wurde. Tasman, hoch erfreut über die Fülle der daselbst vorhandenen Lebensmittel, nannte sie Amsterdam; jetzt heißt sie Tongatabu und gehört, sowie auch das Eiland Pylstaart, zu dem Tonga- oder Freundschaftsarchipel. Gleich nach der Landung kamen drei Eingeborene in einer Pirogue bis dicht an die Schiffe; sie waren fast gänzlich nackt, von sehr brauner Hautfarbe und schienen etwas größer als ein Europäer von gewöhnlichem Wuchs. Als ein Stück Leinwand, welches man ihnen zuwarf, in das Meer fiel und untersank, sprang ihm sogleich einer der Insulaner nach und brachte es, nachdem er auffallend lange unter dem Wasser geblieben, wieder zum Vorschein. Für zwei große Nägel, ein Halsband von Glasperlen und andere Kleinigkeiten, welche man ihnen reichte, gaben sie als Gegengeschenk eine Angelleine und eine Harpune von Schildpatt. Man zeigte ihnen eine alte Kokosnuß und ein Huhn und suchte ihnen durch Zeichen begreiflich zu machen, daß man Lebensmittel einzutauschen wünsche; sie schienen aber weder diese Andeutungen noch die Wörter, die man aus mehreren Sprachen Ozeaniens an sie richtete, zu verstehen und entfernten sich. Ihre Erzählung von dem Benehmen der fremden Gäste mußte jedenfalls auf ihre Landsleute einen sehr günstigen Eindruck gemacht haben, denn am folgenden Morgen erschienen große Scharen derselben mit weißen Tüchern in den Händen. Als man ebenfalls einige weiße Flaggen aufhißte, ruderten sogleich mehrere Kanoes nach den Schiffen, und vier junge schöne Männer stiegen zu Tasman an Bord, um ihm, wie man aus ihren Geberden errathen zu können glaubte, im Namen des Häuptlings der Insel ein aus Baumbast verfertigtes Stück Zeug zu überbringen. Er füllte ein Glas mit Wein und leerte es, um ihnen zu zeigen, daß das Getränk nicht schädlich sei; darauf füllte er es wieder und reichte es ihnen; sie tranken aber nicht, sondern gossen den Wein aus und nahmen das Glas mit. Nach ihnen erschienen die Eingeborenen in immer größerer Anzahl und brachten Kokosnüsse, Ignamen, Bananen, Schweine, Geflügel und andere Lebensmittel, um sie gegen Stücke Leinwand, Nägel und Glasperlen zu vertauschen. Sie zeigten sich über den Handel nicht weniger vergnügt als die Holländer, welche sich um den billigsten

Preis große Vorräthe lang entbehrter Speisen verschafften. Auch fand man frisches Quellwasser. Unter den Weibern, welche ebenfalls ohne Scheu an Bord kamen, zeichneten sich die jüngeren durch ein sehr angenehmes Aeußere aus; bei den älteren bemerkte man mit nicht geringem Erstaunen, daß ihnen an beiden Händen der kleine Finger abgeschnitten war, ohne hierüber Auskunft zu erlangen. Während eines zahlreichen Besuchs von fröhlichen Wilden auf dem Schiffe ließ Tasman eine der größten Kanonen lösen, worüber zwar Alle nicht wenig erschraken, aber da sie keinen Schaden wahrnahmen, wieder heiter und zutraulich wurden. Der Verkehr mit diesen Naturmenschen ohne Argwohn und Falschheit, bei welchen man keinerlei Art von Waffen bemerkte, war im besten Gange, als eines der Schiffe durch einen Windstoß losgerissen und auf die hohe See getrieben wurde; das andere sah sich genöthigt, ihm am nächsten Morgen zu folgen, und da die Heftigkeit des Windes die Rückkehr sehr schwierig gemacht hätte, so segelte man weiter.

Schon nach wenigen Stunden erreichte man wieder eine zu demselben Archipel gehörige Gruppe anmuthiger Inseln und ging bei der größten derselben, Rotterdam, vor Anker. Mehrere Leute, welche ans Land gingen, um Trinkwasser aufzusuchen, fanden die Bewohner eben so freundlich wie auf Amsterdam und eben so reichliche Erfrischungen; sie sahen auch nach allen Seiten hin regelmäßig angelegte und eingefriedigte Pflanzungen, deren trefflich gepflegte Bäume mit den köstlichsten Früchten belastet waren. Der Verkehr war schnell angeknüpft, und die Wilden, welche an Bord kamen, zeigten sich weder durch Körpergestalt, noch in Gewohnheiten und Benehmen von den Bewohnern der Insel Amsterdam verschieden.

Tasman setzte, nachdem beide Schiffe einen für längere Zeit ausreichenden Vorrath an Lebensmitteln eingenommen hatten, seine Fahrt nach Nordwesten hin fort, entdeckte mehrere Inseln des schon von Lemaire berührten Viti-Archipels, richtete dann seinen Lauf nach Neuguinea, untersuchte mehrere Punkte und Inseln an der nördlichen Seite dieses Landes und lief am 15. Juni 1643 wieder in den Hafen von Batavia ein. Seine Reise, welche über neun Monate gedauert hatte, war sehr glücklich und äußerst reich an wichtigen Entdeckungen. Durch die Umschiffung Neuhollands hat er die Grenzen des Australlandes, welches die Geographen jener Zeit sehr weit nach Süden hin ausdehnten, bestimmt und zuerst Staatenland und die bedeutendsten Inseln des Tonga-Archipels in die Geographie eingeführt; seine Ansicht, daß Staatenland nur einen Theil eines großen, bis zur Südspitze Amerika's reichenden Kontinents bilde, erwies sich freilich später als Irrthum; die Angaben der Lage der von ihm wirklich besuchten Küsten sind aber auffallend genau.

Der glänzende Erfolg dieser Expedition bewog die Ostindische Compagnie, Tasman im Jahre 1644 zum zweiten Male nach der Südsee zu senden, um die Küsten der von ihm aufgefundenen Länder genauer zu untersuchen; die Ergebnisse dieser Fahrt wurden aber sorgfältig verheimlicht. Tasman zeigte sich auf seinen Reisen als ein Mann von Verstand und Herz, und man zollt seinen wirklich großen Verdiensten eine noch bereitwilligere Anerkennung als den meisten seiner berühmten Vorgänger und Nachfolger auf dem Felde der Entdeckungen, weil er die Bewohner der von ihm berührten Inseln als einfache, auf einer niedrigen Stufe der Kultur stehende Naturmenschen mit großer Schonung

und Freundlichkeit behandelte und sich nie durch Habgierde zu Grausamkeiten verleiten ließ, welche so viele Unternehmungen nach Ozeanien geschändet haben. Kein holländischer Seefahrer hat auf einer so kurzen Seereise so viel geleistet wie er, und er verdient in jeder Beziehung die Anerkennung seiner Landsleute, welche die von ihm gemachten Entdeckungen auf einer im Stadthause zu Amsterdam befindlichen steinernen Weltkarte verewigten.

Die Holländer machten infolge dieser angestrengten Unternehmungen auf das ganze Gebiet von Australien Anspruch und gaben ihm den Namen Neuholland. Ihre Bekanntschaft mit dem Kontinent scheint indessen sehr beschränkt gewesen zu sein. Noch lange nach dem Schlusse des 17. Jahrhunderts waren die fruchtbare Ost- und Südostküste eine öde, unbekannte Gegend, welche selten oder nie von europäischen Segeln besucht wurde. Die ersten holländischen Abenteurer hatten von dem insularen Charakter Australiens keine Ahnung; sie glaubten, daß es sich bis zum Südpol erstrecke und mit Tasmania einerseits und Neuguinea andererseits zusammenhänge. Und in der That, ihre Entdeckungen beschränkten sich einzig auf eine unvollkommene Uebersicht der West- und eines Theils der Südküste. Die Holländer gründeten keine Kolonien in Australien; und da es sich auch bald herausstellte, daß es unmöglich war, mit den elenden eingeborenen Rassen Handelsbeziehungen anzuknüpfen, so scheint das Hauptziel dieser Expeditionen das Anfertigen geographischer Karten der Westküste mit ihren Klippen, Sandbänken und Untiefen im Interesse der Schiffahrt gewesen zu sein. Und es war nur zu natürlich, daß die langen Sandstriche, die heftigen Brandungen und die verrätherischen Felsenriffe die Holländer von einer Landung an den australischen Küsten zurückschreckten, besonders wenn sie die üppige Vegetation, den tropischen Pflanzenwuchs und die überaus reiche Produktivität ihrer eigenen Ansiedelungen im indischen Archipel dem gegenüber betrachteten. Während der ganzen Periode der holländischen Entdeckungen blieb Australien selbst der Rasse, die dazu bestimmt war, es zu ihrem Eigenthum zu machen und zur Civilisation zu führen, so gut wie gänzlich unbekannt.

Sonderbar, die ersten britischen Unternehmungen auf diesem Kontinent lassen sich auf denselben Ursprung zurückführen, wie diejenigen, welche zu der britischen Kolonisation von Amerika führten. William Dampier, einer von jenen Bukaniern, welche gegen das Ende des 17. Jahrhunderts der Schrecken der spanisch-amerikanischen Ansiedelungen waren, war der erste Engländer, von dem man sagen kann, daß er Entdeckungen in Australien gemacht habe. Im Januar 1688 ging er an der Westküste vor Anker, und obwol er sich nur wenige Tage dort aufhielt, hat er doch eine ausnehmend klare und übersichtliche Beschreibung von dem Charakter derselben und von der Erscheinung ihrer Bewohner hinterlassen. Drei Jahre später wurde Dampier von der englischen Regierung nach denselben Gegenden entsandt. Sein Name hat sich in dem Dampier-Archipel erhalten.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts trat eine lange Pause in den australischen Entdeckungen ein. Die Holländer, deren Macht ins Abnehmen gerathen war, ließen die Unternehmungen bei den Antipoden bei Seite und beschränkten sich mehr und mehr auf ihren Handel mit Indien und die Ausbildung ihrer Kolonien auf den näheren Inseln. Frankreich und England waren zu sehr durch Kriege in Anspruch genommen, als daß sie viel Zeit für Entdeckungs-

fahrten übrig behalten hätten, und die Thätigkeit und Energie ihrer Handelsleute war hauptsächlich auf die Kolonien, welche längs der Küste Amerika's emporblühten, gerichtet. Man verlor Neuholland so gut wie ganz aus den Augen und verband mit diesem Namen höchstens eine unklare Vorstellung von einem unbekannten Kontinent von ungeheurer Ausdehnung, mit unwirthlichen Küsten, welcher sich bis gegen den Südpol hin erstrecke.

Was für eine unklare Vorstellung darüber gerade in England damals noch herrschte — kaum eine Generation vor den ersten Ansiedelungen — geht so recht schlagend daraus hervor, daß Swift das Land der Liliputaner in die geographische Breite des heutigen Viktoria verlegt, als in eine Region, die außerhalb der Grenze des Wissens, aber gerade noch in der Sphäre der Phantasie lag. Endlich indessen kam die Zeit heran, wo der große Kontinent wiederum von europäischen Schiffen besucht und dem englischen Unternehmungsgeist seine wahre Gestalt enthüllen sollte.

Erst Cook war es vorbehalten, auch das Festland Neuholland, wie die große ozeanische Erdhälfte, aus seinem Dunkel emporzuheben. Seiner Entdeckungen ist bereits früher gedacht worden. Schon auf seiner ersten Reise stieß er nach der Untersuchung Neuseelands am 19. April 1770 auf die Ostküste Neuhollands bei Kap Howe, landete etwa 50 Meilen nordwärts in der Botanybai und drang unter zahlreichen Gefahren an der klippenreichen Küste bis zur äußersten Nordspitze, dem Kap York, sodann durch die Endeavourstraße in das Indische Meer und nannte diese ganze Ostküste Neu-Süd-Wales, von der er üblicher Weise im Namen der britischen Regierung Besitz nahm.

Cook's Schilderungen dieser Erdstelle und sein praktischer Scharfblick veranlaßten die britische Regierung, in dem Hafen von Botanybai eine Strafkolonie für Verbrecher zu gründen.

Das Prinzip der Verbrecherdeportation war in England wie in Rußland früh in Anwendung. Bereits 1619 wurden Verbrecher nach den britischen Kolonien in Nordamerika transportirt. Die baare Verwerthung ihrer Arbeitskraft hier schien zweckmäßiger, als sie daheim nutzlos in Gefängnissen zu ernähren. Wie man heute in Bristol auf Palmöl, Baumwolle spekulirt, so spekulirte man damals in derselben Stadt auf Ladungen von Verbrechern, die für die westindischen Kolonisten auf Barbados einen einträglichen Handelsartikel ausmachten. Tausende von Verbrechern sind auf diese Weise in den anderthalb Jahrhunderten bis zum Ausbruche des nordamerikanischen Freiheitskrieges in die Neue Welt gebracht worden. Seitdem aber schloß sich dieser Abzugskanal für die krankhaften Stoffe des Staates, und die Verbrechermenge Englands staute sich in den heimischen Gefängnissen bedenklich auf.

Da richtete man den Blick auf die von Cook entdeckte Ostküste Australiens. Kein Ort schien für eine Strafkolonie passender zu sein, als der Winkel von Neusüdwales in dem fernen Neuholland, dessen Name Botanybai zu der Hoffnung berechtigte, daß sich hier ein für Kultur nicht ungünstiger Boden finden würde.

Am 18. Januar 1788 landete der erste Verbrechertransport in Botanybai. Das Banner von England wird an der Küste aufgepflanzt, Neusüdwales als englische Kolonie proklamirt, und am 26. Januar erdröhnten die ersten Axtschläge in Port Jackson zur Gründung der Stadt Sydney. Die Zahl der Bewohner belief sich an jenem Tage auf 1020; 565 männliche, 192 weibliche

Verbrecher, 233 Matrosen, Seesoldaten und Offiziere und außerdem 30 Frauen und Kinder.

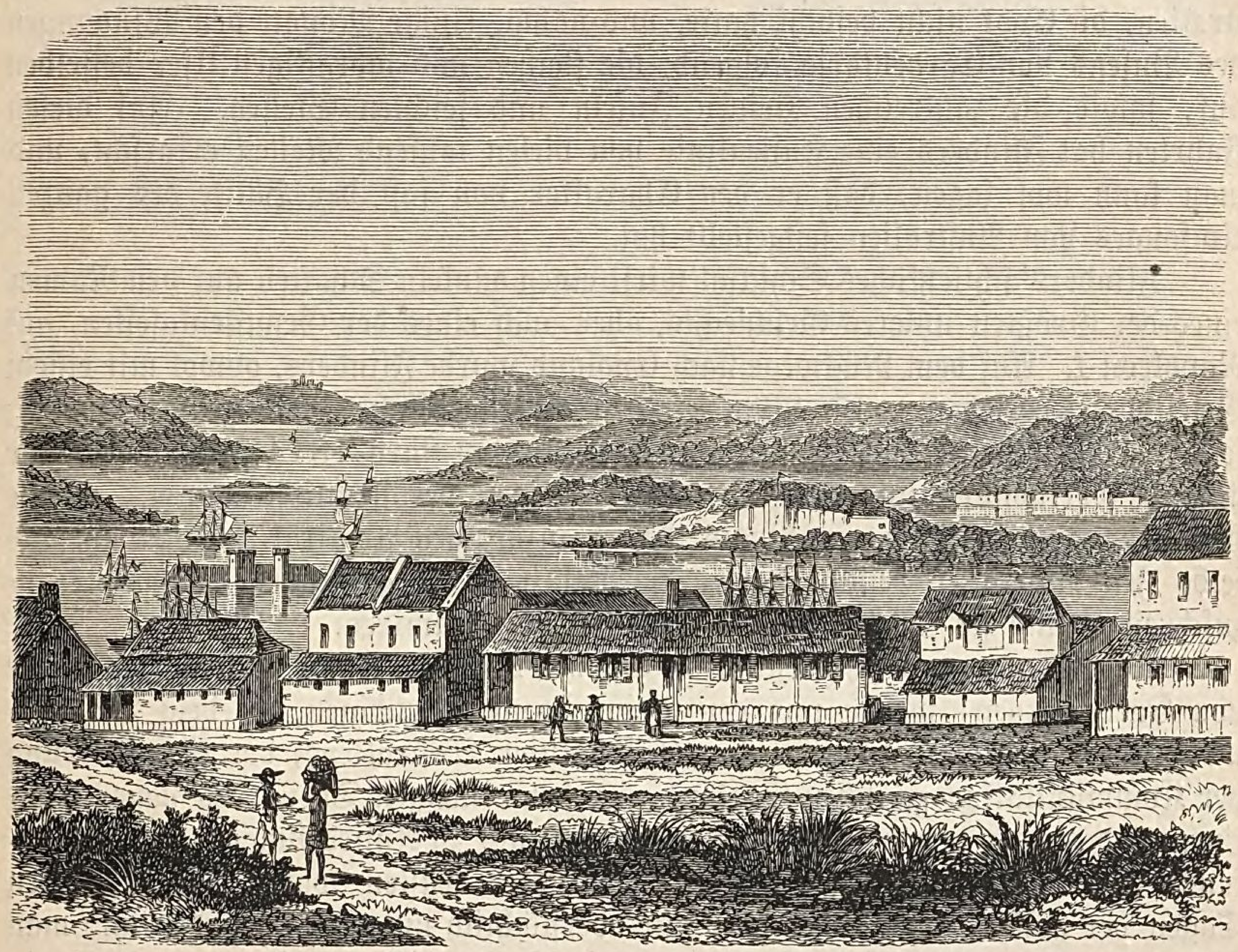
Undurchdringliche Wälder von Gummibäumen stiegen bis zum Meeressaume hernieder, aber kein einziges den europäischen Hausthieren ähnliches Thier, keine einzige Nahrungspflanze fand sich in der Wildniß, die auch von menschlichen Eingeborenen unbetreten schien. So waren denn die ersten Jahre der neuen Kolonie ein harter Kampf gegen Mühsal und Entbehrung. Dennoch folgten Züge auf Züge in das australische Zuchthaus. Die Deportation führte eine Bevölkerung herbei, wie sie die Geschichte bisher nicht gekannt hat. Und selbst in dieser Bevölkerung, in der Raub, Mord, Meuterei und Empörung die Tagesgeschäfte zu sein pflegten, fand sich alsbald eine Zahl von Bösewichtern, die, wie die ganze Gesellschaft für England, sogar für Botanybai zu schlecht war, und die man daher nach Vandiemensland als in ein potenzirtes Botanybai verpflanzen mußte. Und doch sollten diese Verbrecher ärgster Art die Stammväter eines neuen Rechtsstaates werden.

Für die Erweiterung des geographischen Wissens ist indeß zunächst nichts geschehen.

Es war eine gemischte Bevölkerung, die sich über den engen Landstrich zwischen Hawkesbury und dem Ozean ausbreitete; und die Herden, die Häuser und die Meiereien des weißen Mannes nahmen bald die ganze Gegend ein, aus welcher sich die wilden Eingeborenen scheu und mürrisch zurückgezogen hatten. Auch Sydney selbst mit seinen schindelgedeckten Blockhäusern wuchs und blühte empor an seinem prächtigen Hafen, aus welchem mancher Walfischfahrer nach dem südlichen Ozean auf Beute ausfuhr. Aber eine Administration, welche gezwungen ist, ihr Hauptaugenmerk auf die Bewachung von Sträflingen zu richten, war wenig dazu geeignet, die Erforschung des Landes zu fördern, und die lange Gebirgskette, welche sich in nicht allzuweiter Distanz längs der Küste hinzog, mit ihren jähen Klippen und Schluchten, schien jeder Entdeckung nach Westen hin den Weg zu versetzen und die Kolonisten auf die Küste zu beschränken. Auch die Expeditionen der Franzosen, welche gelegentlich nach Australien kamen, fügten wenig Neues zu Dem hinzu, was man über den Kontinent wußte; eine einzige, die d'Entrecasteaux' ausgenommen. D'Entrecasteaux besaß eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe; die wenigen Karten und Aufnahmen, die er gemacht hat, verdienen die höchste Beachtung. Er erreichte im April 1792 Tasmanien, und nachdem er die Adventurebai und die Südküsten durchforscht und ihre Lage festgestellt hatte, ging er nach der West- und Südwestküste Australiens, wo er Alles, was er auf seiner Fahrt berührte, mit großer Genauigkeit verzeichnete.

Im Jahre 1795 nahmen die australischen Entdeckungen einen neuen Anlauf, und zwar diesmal durch den Unternehmungsgeist zweier englischer Privaten. George Baß und John Flinders, zwei hervorragende Namen in den Annalen Australiens, der Eine ein Chirurg, der Andere ein Midshipman von der „Reliance", einem englischen Kriegsschiffe, segelten von Port Jackson aus auf dem „Tom Thumb", einem Halbdecker von nur acht Fuß Länge, nach Süden, um die Küste, südwärts von Sydney, zu erforschen. Auf zwei Fahrten voll von Wagnissen und Abenteuern untersuchten sie die ausgedehnte Küstenlinie jenseits des südöstlichsten Punktes des Kontinents, von welcher Cook nur wenig und

Unvollkommenes gesehen hatte, verzeichneten die vielen dort mündenden Ströme und Marschländer, die zwischen der großen Kette der Küstengebirge und dem Meere lagen. Auf einer andern Expedition, die sie auf einem Walfischboot machten, gewann Baß aus dem Rollen der See und der Gestaltung der südlichen australischen Küste die Ueberzeugung, daß Australien durch eine Straße von Tasmanien getrennt sei; Baß hat die insulare Gestalt Australiens festgestellt, und die Entdeckung der Durchfahrt zwischen dem Kontinent und Tasmanien beseitigte verschiedene Schwierigkeiten in der Schiffahrt und verkürzte den Weg nach England um ein Bedeutendes. Die von Baß entdeckte Straße wurde nach ihm benannt.



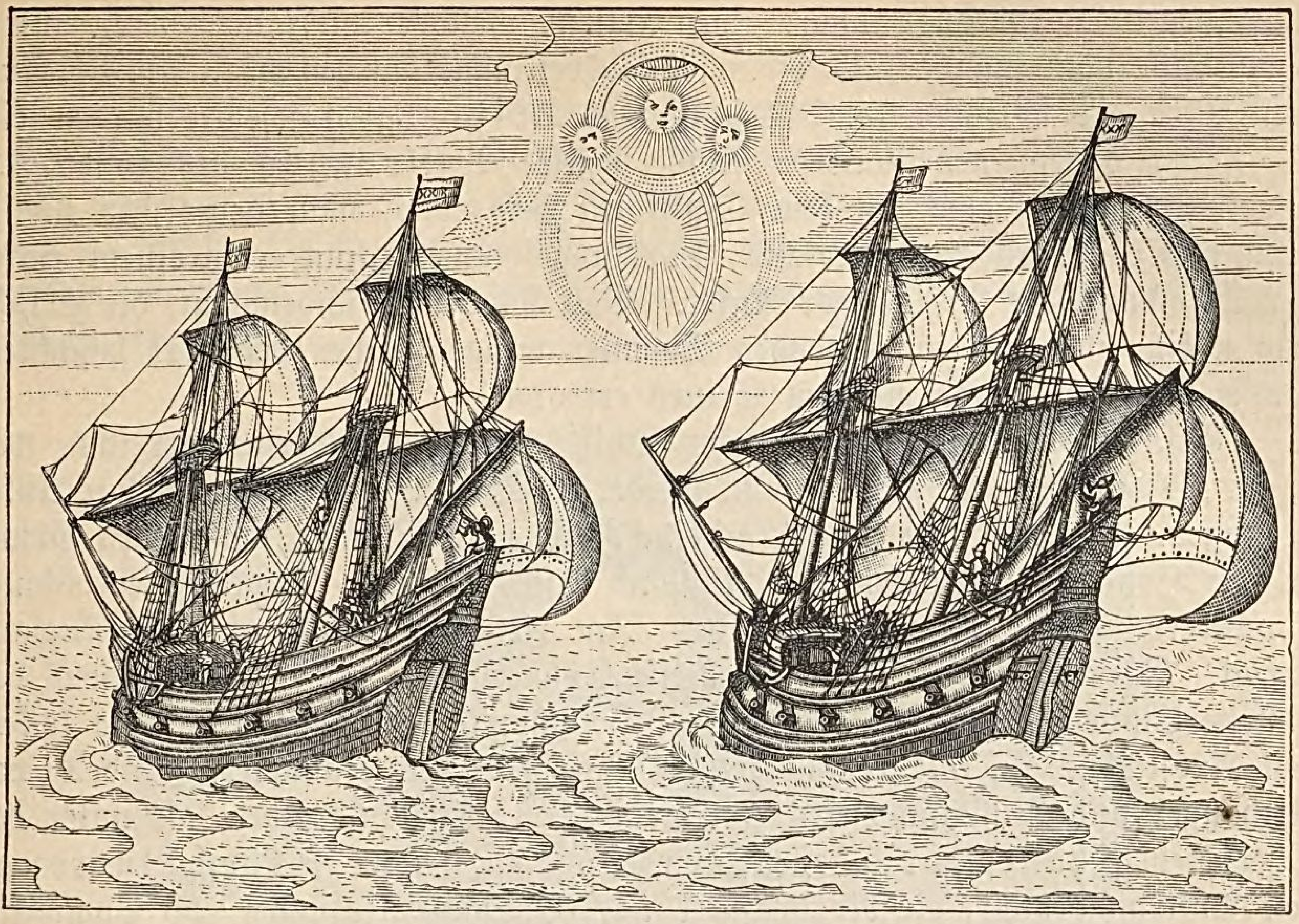
Die erste Ansiedelung im Port Jackson.

Die Aufmerksamkeit der englischen Regierung wurde durch diese Entdeckungen natürlich in hohem Maße erregt, und Flinders erhielt im Jahre 1801 den Auftrag, eine Vermessung der australischen Seeküste vorzunehmen. Gegen Schluß des Jahres bei Kap Leuwin angekommen, segelte er längs der Küste, bis er Sydney erreichte, und nahm eine sehr fleißige und schätzenswerthe geographische Vermessung der meisten dazwischen liegenden Punkte von Interesse vor. Er gab eine sehr lebhafte Beschreibung der Küste der großen australischen Bucht, jenes gewaltigen Walles, welcher auf einer Länge von Hunderten von Meilen dem Seemann entgegentritt, wenn dieser sich dem australischen Kontinent von Süden nähert. Er drang in all die zahllosen Buchten und Baien zwischen dieser großen Bucht und Spencer's Golf hinein, welcher letztere, eine riesige Einbuchtung auf der Südküste, dem Busen von Carpentaria im Norden korrespondirt.

In der Hoffnung, einen Hafen zu finden, durchforschte er die seichten Einbuchtungen dieses Golfes und besuchte von da aus die beiden Baien und die Terrassen mit ihren bewaldeten grünen Abhängen und den herrlichen Bergen im Hintergrunde, jenen Landstrich, in welchem sich — damals eine schweigende Wildniß — heute die Villen von Adelaide erheben und die Straßen, Plätze und Paläste von Melbourne ausdehnen. Von Sydney aus segelte Flinders nordwärts längs der Küstenlinie, welche Cook schon befahren hatte, um eine genauere und vollständigere Vermessung der Lage und Gestalt der verschiedenen Inseln, Vorgebirge und Riffe vorzunehmen, wobei er mehrere von den Häfen entdeckte, welche jetzt die Hauptkanäle für den Handel von Queensland bilden. Jenseits Kap York lenkte Flinders seinen Lauf längs der nordöstlichen Küste von Australien, die Cook nicht besucht hatte, und nahm, einige Monate den Windungen des Busens von Carpentaria folgend, die flachen und morastigen Ufer desselben auf, sowie die zahlreichen kleinen Inseln und seichten Stellen. Auf diesen Fahrten hat Flinders eine Küstenlinie von vielen tausend Meilen erforscht, und man kann wol sagen, daß er den Charakter von fast der Hälfte des ganzen Umfanges von Australien festgestellt hat.

Flinders' schließliches Schicksal wirft einen dunkeln Schatten auf den Namen eines der Größten unseres Geschlechts, aber auch eines der Gewissenlosesten, auf Napoleon I. Auf dem Rückwege nach England wurde Flinders, obwol mit einem Geleitsbrief versehen, zu St. Mauritius in ein französisches Gefängniß geworfen; seine Gefangenschaft dauerte sieben Jahre, und er starb 1814, ehe noch seine äußerst werthvollen und wichtigen Entdeckungen veröffentlicht waren. Seine Gefangennahme geschah, um Bodin, dem französischen Admiral, welcher um dieselbe Zeit Australien besucht hatte, die Resultate des englischen Seemanns zuzuschreiben und sie fälschlich für Frankreich zu reklamiren.

Abgesehen von der Kolonisation Sydney's bestanden die Erfolge der Reihe von Entdeckungen, welche mit der Reise Flinders' endigen, in dem Bekanntwerden der südlichen und östlichen Küstenlinien Australiens, der Erleichterung der Kommunikation zwischen England und dem einzigen Theile des neuen Kontinents, der nach den bisherigen Forschungen als zu Ansiedelungen geeignet bekannt war. Die westlichen und nordwestlichen Küsten waren seit den alten Tagen der holländischen Seefahrer nur oberflächlich untersucht worden und man hatte nur ihre allgemeine Gestaltung festgestellt; d'Entercasteaux und Bodin hatten sie theilweise berührt; da sie aber fast überall einen öden und unwirthlichen Anblick boten, so schien kein Grund zu einer eingehenden Forschung vorhanden. Bis nach dem Ende des großen französischen Krieges wurden zur See nur wenige Versuche dieser Art unternommen, und selbst vom Lande aus war der Fortschritt der Entdeckungen bis zum 19. Jahrhundert nur ein äußerst langsamer und beschränkter.



Barentz' Ryp's Fahrzeuge. Nach de Veer.

VII.

Die Nordwege nach China und Indien.

Die Nordostfahrten. Willoughby und Chancellor. Verbindung mit Moskau. Burrough auf Nowaja Semlja und in der Waigatzstraße. Expedition im Jahre 1580. Der Holländer Cornelison und Barentz erste Reise. Linschoten's Bericht veranlaßt eine Expedition unter Heemskerck und Barentz. Private Expedition unter Heemskerck, Hendrickson, Barentz und Ryp. Entdeckung Spitzbergens. Ueberwinterung auf Nowaja Semlja und Tod Barentz'. Errettung auf Kola. Unternehmung der Russen. — **Die Nordwestfahrten.** Reisen der Cabots um Neufundland 1497, 1498, in die Hudsonsstraße 1516. Verazzano 1524. Cartier entdeckt Neufundland und Canada 1534—1536. Roberwals. Frobisher's drei Reisen nach vermeintem Golde in Meta incognita 1572—1578. Davis' drei Reisen; er entdeckt die Davisstraße 1585—1587. Hudson's Fahrten in Hudsons- und Baffinsbai bis 1616. Bylot's und Baffin's Entdeckungen 1616. Luke Fox, James 1631—1632. Grosseliez 1668. Gründung der Hudsonsbai-Compagnie. Hearne am Kupferminenfluß 1770. Mackenzie am Eismeer 1789—1793. Die Nordpolländer und die Pygmäen.

Seitdem Gama um das Kap der guten Hoffnung und Magellan durch die nach ihm benannte Straße zwei neue Seewege nach Indien und China, nach den Ländern des Goldes, der Perlen und Edelsteine, der Gewürze und Seide, gefunden hatten, suchten die Engländer und Holländer auch im Norden, ostwärts an den Küsten Asiens und westwärts an den Küsten Amerika's, neue Seewege nach jenen Ländern.

Die Nordostfahrten nahmen die ersten Anstrengungen in Anspruch. Schon 1553 ließ König Eduard VI. von England drei Schiffe ausrüsten, ernannte Sir Willoughby zum Führer und Chancellor zum Obersteuermann. Am 10. Mai verließen die Schiffe Deptford, gingen in der Nähe der Lofoden vor Anker und doublirten endlich Norwegens Nordkap. Hier wurde das eine Schiff durch Sturm von den übrigen verschlagen, während der Admiral seinen

Weg gegen Wardöehus nahm, einen Hafen, welcher im Falle der Trennung der Schiffe von einander als Sammelplatz bestimmt worden war. Am 14. Aug. früh Morgens soll vom Admiralsschiffe aus Spitzbergen gesehen worden sein.

Von diesem neuentdeckten Lande segelte Willoughby bis zum 75.° nördl. Br. und kehrte, da sein Schiff leck geworden, nach der Küste zurück, ohne daß er Wardöehus erreichte. Dort angekommen, ging er in einem Hafen der Mündung der Arzina vor Anker. Das Land war unbewohnt, die Schiffe froren ein, und als im folgenden Sommer einige Fischer den Ort besuchten, fanden sie Willoughby mit den Seinen erfroren.

Chancellor hatte mit seinem Schiff glücklich Wardöehus erreicht, war dann, als der Admiral nicht ankam, wieder in See und bei Archangel vor Anker gegangen. Von hier aus machte er eine Reise nach Moskau, wo er den Grund zu den Handelsbeziehungen mit Rußland legte, in deren Folge die Moskauer Handelscompagnie gegründet wurde. Im Frühling kehrte er nach England zurück. Der glückliche Erfolg der Reise Chancellor's milderte wenigstens den düstern Eindruck, den das Schicksal Willoughby's hervorgerufen. Die lockenden Aussichten auf die kommerziellen Vortheile des eröffneten Handels mit Archangel und Rußland riefen eine neue Expedition ins Leben, die unter den Oberbefehl Chancellor's gestellt wurde, wie zu gleicher Zeit auch Burrough den Auftrag erhielt, die Nordpassage nach Cathai aufzusuchen und womöglich bis zum Obi vorzudringen.

Er verließ im April 1556 die Themse und entdeckte am 25. Juli Nowaja Semlja und kurz darauf die Waigatzstraße, wo er mehrere russische Walroßjäger fand und zugleich auch mit den ersten Samojeden in Berührung kam. Da er jedoch nach dem 22. August alle Hoffnungen aufgeben mußte, in diesem Jahre ostwärts noch weitere Entdeckungen machen zu können, entschloß er sich zur Rückkehr und erreichte glücklich die Heimat. Nicht so Chancellor, der, nachdem er das Handelsbündniß mit Rußland noch enger geknüpft, auf dem Heimwege Schiffbruch litt und mit der ganzen Mannschaft unterging.

Die glücklichen Resultate des Handels der Moskau-Compagnie erweckten den Wunsch, die an der Nordküste Rußlands begonnenen Entdeckungen weiter zu verfolgen. Dieselbe rüstete daher 1580 zwei Schiffe aus unter Pet und Jackman, die im Juni England verließen, im August die Waigatzstraße passirten, ohne jedoch über Nowaja Semlja hinauszukommen. Pet erreichte England wieder, Jackman überwinterte in Norwegen, stach mit dem Frühjahre in See und verschwand.

Hiermit verlor man in England das Interesse für Unternehmungen nach dem äußersten Norden und Nordosten. Holländer nahmen dasselbe mit frischer Kraft auf, um auf nördlichem Wege den Spaniern und Portugiesen den indischen Handel streitig zu machen. Es wurden hierzu vier Schiffe ausgerüstet, von denen man zwei unter den Oberbefehl von Cornelison und Ysbrants, die beiden andern unter Barentz stellte.

Barentz verließ Holland Anfangs Juni 1594, entdeckte am 4. Juli unter 73° 25' nördl. Br. einen Theil von Nowaja Semlja, fuhr längs der Küste gegen Norden entlang und gab mehreren Lokalitäten bestimmte Namen, bis er in Lombsbai, unter $74^1/_3$ ° nördl. Br., vor Anker ging. Nachdem er die Küstenfahrt noch eine Zeit lang fortgesetzt, erreichte er die Nordwestspitze von Nowaja

Selmja, welche er Kap Nassau nannte. Von hier aus segelte er Ostnordost noch mehrere Seemeilen, bis ihm unübersehbare Eismassen den Weg versperrten und ihn zur Rückkehr nach Nowaja Semlja zwangen. Da die übrigen Schiffe nach der Waigatzstraße gesegelt waren, wandte er sich ebenfalls dorthin, erreichte den 15. August die Inseln Matwejew und Dolgoi und traf hier die übrigen Schiffe, welche die Straße passirt waren und jenseits derselben das Karische Meer und die Küste der Tatarei gefunden hatten, die sich weit gegen Nordost hin erstreckte.



Da sie das Vorgebirge nicht doublirt hatten, war ihnen auch der Obische Meerbusen verborgen geblieben. Bei ihrer Rückkehr nach Matwejew entdeckten sie noch die Staateninsel und trafen im September wieder im Texel ein.

Der Bericht, welchen Linschoten, der die Reise mitgemacht hatte, dem Prinzen Moritz über den Zustand des Meeres östlich von Nowaja Semlja abgestattet hatte, veranlaßte schon 1595 eine zweite Expedition von sieben Schiffen zu dem Kap Tabin an der Küste der Tatarei, von wo an man die Passage

zu dem östlichen Meere frei von allen Schwierigkeiten glaubte. Jakob von Heemskerck begleitete die Schiffe als Faktor, Willem Barentz als erster Steuermann. Die Instruktion ging dahin: sobald man das Vorgebirge oder überhaupt einen Punkt erreicht hätte, von welchem aus man ohne weitere Hindernisse gegen Süden segeln könnte, sollte das siebente Schiff mit dieser freudigen Botschaft nach Holland zurückkehren. Am 17. August erreichten sie Nowaja Semlja, gelangten aber infolge des vielen Treibeises nur mit Mühe bis zur Waigatzinsel, jenseits welcher die See so von Eis bedeckt war, daß sie den Versuch, gegen Osten vorzudringen, aufgeben und in einer Bucht der Südküste der Waigatzinsel vor Anker gehen mußten, welcher sie den Namen Thranbai gaben. Von Samojeden, die aus Osten kamen, erfuhren sie, daß, wenn sie noch fünf Tage in dieser Richtung fortsegelten, sie eine offene See finden würden, auf welcher sie ohne ferneres Hinderniß gegen Südosten steuern könnten.



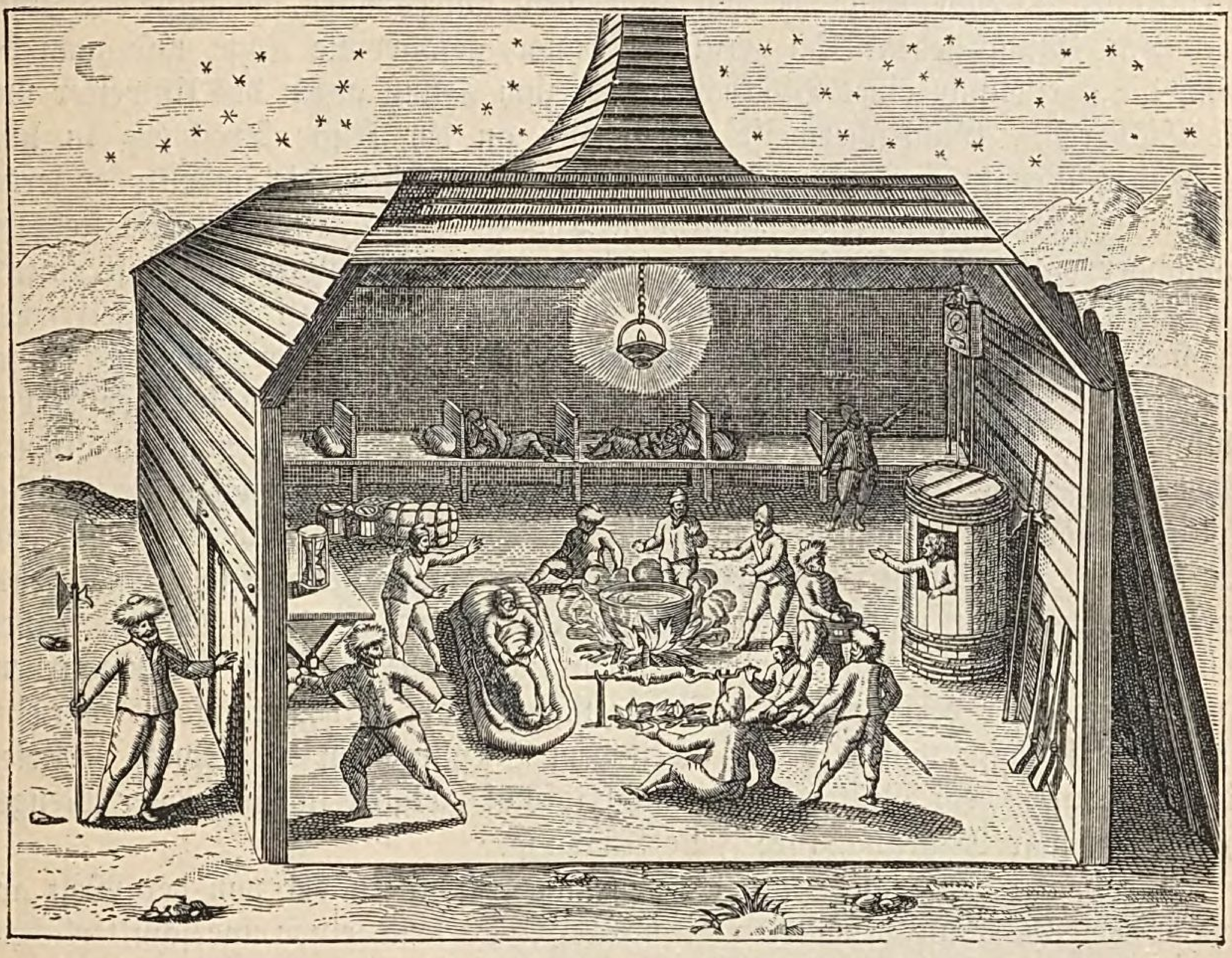
Barentz' Haus. Außenseite. Nach de Veer.

Diese Nachrichten veranlaßten Barentz, den Versuch, ostwärts zu fahren, von Neuem zu wagen; da er jedoch erfolglos ablief, trat die Expedition ihre Rückkehr nach Europa an, wo sie im November 1595 anlangte.

Dies zweimalige Mißgeschick bewog die Generalstaaten, fernerhin Schiffe auf Staatskosten zu diesem Zwecke nicht mehr auszurüsten, sondern dies der Privatspekulation zu überlassen, setzte aber Dem eine namhafte Prämie aus, der „eine solche Nordpassage nach China entdecken würde, die wirklich befahren werden könnte". Dieses hatte den erwünschten Erfolg, denn schon im Mai 1596 verließen zwei von Kaufleuten ausgerüstete Schiffe unter Leitung von v. Heemskerck, Hendrickson, Barentz und Ryp Amsterdam, die am 4. Juni bereits 71° nördl. Br. erreicht hatten, von wo sie Nordost bei Nord segelten, so vielfach auch Barentz dagegen eifern mochte. Statt aber Nowaja Semlja zu Gesicht zu bekommen, trafen sie auf eine Insel, die infolge eines harten

Zusammentreffens mit einem Eisbären den Namen Bäreninsel erhielt, der aber später in Cheri-Insel umgewandelt wurde.

Das angehäufte Eis hinderte jedoch auch hier ein weiteres Vordringen gegen Osten, daher die Schiffe ihren Kurs längs dem Eise gegen Norden richteten, wo sie am 19. Mai 80° 11′ nördl. Br. ostwärts ein Land sahen, zu dem jedoch ein heftiger Nordost die Annäherung schwierig machte. Dies ist die erste historisch beglaubigte Entdeckung Spitzbergens, da die Behauptung, daß Willoughby dasselbe schon gesehen, keineswegs durch sein Journal bestätigt wird. Unter 79° 42′ nördl. Br. fanden die Schiffe eine Bai, wahrscheinlich Fair Haven, in der sie vor Anker gingen. Auf dem Lande waren Hirsche und Böcke (Renthiere) und auf einer kleinen Insel, mitten in der Bai, zahllose Gänse.



Barentz' Haus. Inneres. Nach de Veer.

Nach einem zweitägigen Aufenthalte im Hafen setzte Barentz, um seine Entdeckung weiter gegen Nordwest zu verfolgen, den Kurs dahin fort, wurde jedoch bald durch mächtige Eismassen aufgehalten, die eine ununterbrochene Barrière bildeten und auch alle folgenden Polarreisenden am weiteren Vordringen gehindert haben. Er kehrte nach seinem Ankerplatze unter 79° 42′ nördl. Br. zurück. Von hier aus steuerte er nun der westlichen Küste Spitzbergens bis 79° nördl. Br. entlang, wo er in den Kanal einlief, der die Prinz Charles-Insel von dem Hauptlande Spitzbergens trennt. Da er ihn aber bald durch ein Felsenriff versperrt fand, segelte er zurück, richtete seinen Kurs abermals gegen Ost und kam zum zweiten Male zur Bäreninsel. Hier waren Barentz und Cornelison verschiedener Meinung. Ryp behauptete, man würde, den Weg nordwärts einschlagend, östlich von dem neu entdeckten Lande (Spitzbergen) eine Durchfahrt

finden; Barentz dagegen meinte, daß auf so hoher Breite eine Durchfahrt unmöglich sei, daß man sie nordostwärts aufsuchen müsse. Man trennte sich. Ryp schlug den Weg nach Spitzbergen ein, Barentz und Heemskerck dagegen eilten nach dem wohlbekannten Nowaja Semlja, welches sie erst am 19. August erreichten. Am 24. verlor er Steuerruder und ein Boot. Den 25. trug die Strömung einen großen Theil des Eises aus der Bucht hinaus, und Barentz ging wieder unter Segel; aber bald zogen sich die Schollen immer enger zusammen, und schon am folgenden Tage, am 26. August, war das Schiff vollständig vom Eise eingeschlossen. Barentz hatte hier alle Leiden eines arktischen Winters zu überstehen.

Unter dem 76.° nördl. Br. begannen die Eisschollen um das Schiff sich aufzuthürmen. Dasselbe wurde hoch aufgehoben, und es schien, als müsse das Schiff in tausend Stücke gehen. So vergingen bange, gefahrvolle Tage, und man begann die Herstellung eines Blockhäuschens, zum Schutz gegen das Unwetter und die Eisbären. Glücklicherweise befand sich an der Küste Treibholz in hinreichender Menge zur Feuerung und zum Bau der Hütte, die im Oktober fertig wurde. Inzwischen war die Kälte von Tag zu Tag gestiegen. Die siebzehn Holländer hatten kein Maß für ihre Leiden. Es fehlten ihnen die Instrumente zur Bestimmung der Kältegrade, nur aus den Wirkungen des eingetretenen Frostes konnten sie auf die ungemein erniedrigte Temperatur schließen. Nahm ein Matrose zufällig einen Nagel in den Mund, wie es eben bei der Arbeit üblich ist, so riß er sich beim Herausnehmen desselben die Haut von den Lippen; Bier und geistige Getränke gefroren zu festen Massen und sprengten die Gefäße; trocknete man Kleidungsstücke, so blieb die dem Feuer abgekehrte Seite steif vor Kälte. Die Schlafstätten bedeckten sich mit fingerdickem Eise. Das Feuer mußte unausgesetzt unterhalten werden. Es schien, als hätte dasselbe seinen Wärmegrad verloren. Die Strümpfe verbrannten, ehe die Füße warm wurden. Am 4. November verschwand die Sonne vollends am Horizont und es kam eine einundachtzigtägige völlige Nacht. Mit dem Verschwinden der Sonne verfielen die Polarbären dem Winterschlafe, nur Eisfüchse zeigten sich in großer Menge; ihr Fleisch war Nahrung, ihre Felle Kleidung.

Trotz aller Drangsale und Entbehrungen inmitten der von der Welt abgeschiedenen Eiswüste bewährten die wackeren Seeleute einen unerschütterlichen, echt holländischen Gleichmuth. Der Schneefall war ein ganz ungewöhnlicher; die ganze Hütte verschwand unter einem dichten Schneeberg, was übrigens nicht wenig zur Wärme im Innern beitrug. Dennoch unternahmen sie bei günstigem Wetter Ausflüge, stellten Wettläufe an, schossen nach dem Ziel, gingen auf die Jagd und übten allerlei Kurzweil. Erst Ende April und Anfang Mai wurde die See vollkommen eisfrei, und man berieth über die Heimkehr. Das Schiff saß fest, die einzige Möglichkeit der Rettung beruhte auf den Booten. Mit größter Anstrengung grub die entkräftete Mannschaft dieselben aus dem Schnee heraus. Von Zeit zu Zeit trieb der Nordost Eismassen heran. Dann sank den Leuten der Muth, und es bedurfte der ungeschwächten sittlichen Energie der Führer, um sie zur ferneren Anstrengung aller Kräfte zu ermuntern. Endlich war die Ausrüstung der Boote beendigt. Am Morgen des 14. Juni 1597 nahmen die wackeren Männer Abschied von der unwirthbaren, menschenleeren Küste, auf der sie acht schwere Monate verlebt hatten.



Das Beringsmeer.

Glücklicherweise waren ihnen noch einige kärgliche Vorräthe übrig geblieben, die sie auf der Heimfahrt vor dem Hungertode bewahrten. Ehe Barentz den Eishafen verließ, schrieb er einen kurzen Bericht über die dortigen Erlebnisse nieder und barg denselben im Rauchfange der Winterhütte, zugleich schrieb er eine Schrift über die Ursachen, die ihn zum Aufgeben seines Schiffes bestimmt hatten, und ließ sie von seinen Leuten unterzeichnen. Dann brach er auf.

Barentz fuhr nun nordwärts an Nowaja Semlja hin, auf einem stürmischen Meere, in der Nähe einer felsigen, eisumlagerten Küste. Am 20. Juni wurde das Eiskap erreicht, und hier traf die Mannschaft der schwerste Verlust. Barentz starb am 20. Juni 1597.

Stets vom Eise umdrängt, erreichte die kleine Schar am 28. den St. Lorenzbusen (Stroganowskaja Guba). Hier fanden sie zwei russische Jagdboote und erhielten Brot, geräuchertes Wild und die nöthigste Hülfe. Am 18. August umschifften sie Kanin-Noß und erreichten am 27. die „Sieben Inseln“, wo sie erfuhren, daß in Kola ein holländisches Fahrzeug läge. Es war das Schiff Ryp's, von dem sie sich das Jahr vorher bei der Bäreninsel getrennt hatten.

Nachdem Ryp der Versuch, in nördlicher Richtung vorzudringen, mißlungen und er nach Holland zurückgekehrt war, hatte er später eine Handelsreise nach Rußland unternommen und war eben auf der Heimfahrt. Von der traurigen Lage seiner Landsleute durch Lappen unterrichtet, eilte er ihnen mit Lebensmitteln entgegen und führte sie nach Kola. Sie trafen hier am 2. September ein und stellten die beiden Schaluppen, in denen sie den Schrecknissen der Polarsee ein Vierteljahr lang getrotzt hatten, im dortigen Kaufhofe als Trophäe auf, dann schifften sie sich auf dem Fahrzeuge Ryp's ein. Am 1. Nov. erreichten die bereits Todtgeglaubten Amsterdam. Von den siebzehn Männern, die den grausen Winter an der Küste Nowaja Semlja's zugebracht, sahen nur zwölf die Heimat wieder, die anderen fünf, unter ihnen der hochherzige Führer, waren der Erschöpfung und dem mörderischen Scharbock erlegen.

Fast dreihundert Jahre später wurde das Winterlager von Barentz und seinen Leuten nebst mehreren Hausgeräthen, Büchern, Karten, Münzen rc. wiedergefunden, 1871 von dem Norweger Carlsen, 1876 von dem Engländer Gardiner. Letzterer fand die Winterwohnung der Holländer vollständig zerfallen; auch die letzten Reste, die bei Carlsen's Besuch 1871 noch gestanden hatten, waren zusammengestürzt. Der wichtigste Fund unter diesen Trümmern sind die Ueberreste jenes Schriftstückes, das Heemskerck und Barentz beim Verlassen der Winterhütte, in ein Pulverhorn eingeschlossen, im Kamin verwahrt hatten; Gardiner fand es als ein festgeballtes Klümpchen, dessen Entrollung und Entzifferung später theilweise den Herren de Jonge und Hingmann gelungen und nun photographisch nachgebildet wurde. Alle Reliquien Barentz' werden noch in der Modellsammlung des Marinedepartements im Haag aufbewahrt.

Barentz' Expedition war die letzte bedeutendere, welche von den Holländern mit dem bestimmt ausgesprochenen Zwecke, eine nordöstliche Durchfahrt zu finden, ausgesandt wurde. Einerseits hatte man die Unmöglichkeit oder doch die ungeheure Schwierigkeit der Ausführung des Planes erkannt, andererseits hatte Houtman 1595—1597 mit Erfolg den Weg um das afrikanische Kap der guten Hoffnung zurückgelegt; sein Beispiel spornte zur Nachahmung an, und es begannen die Indiafahrten, welche Hollands Macht in Indien begründeten.



Sir Hugh Willoughby (zu S. 120—121).

Die Thätigkeit der Nordischen sowie Moskowitischen Compagnie für die Auffindung der Nordostdurchfahrt fand zu Ende des 17. Jahrhunderts ihren Abschluß. Alle späteren Untersuchungen waren vereinzelt und erfolglos. So die Fahrten von Wood und Flawes 1676 und Vlaminghs 1688.

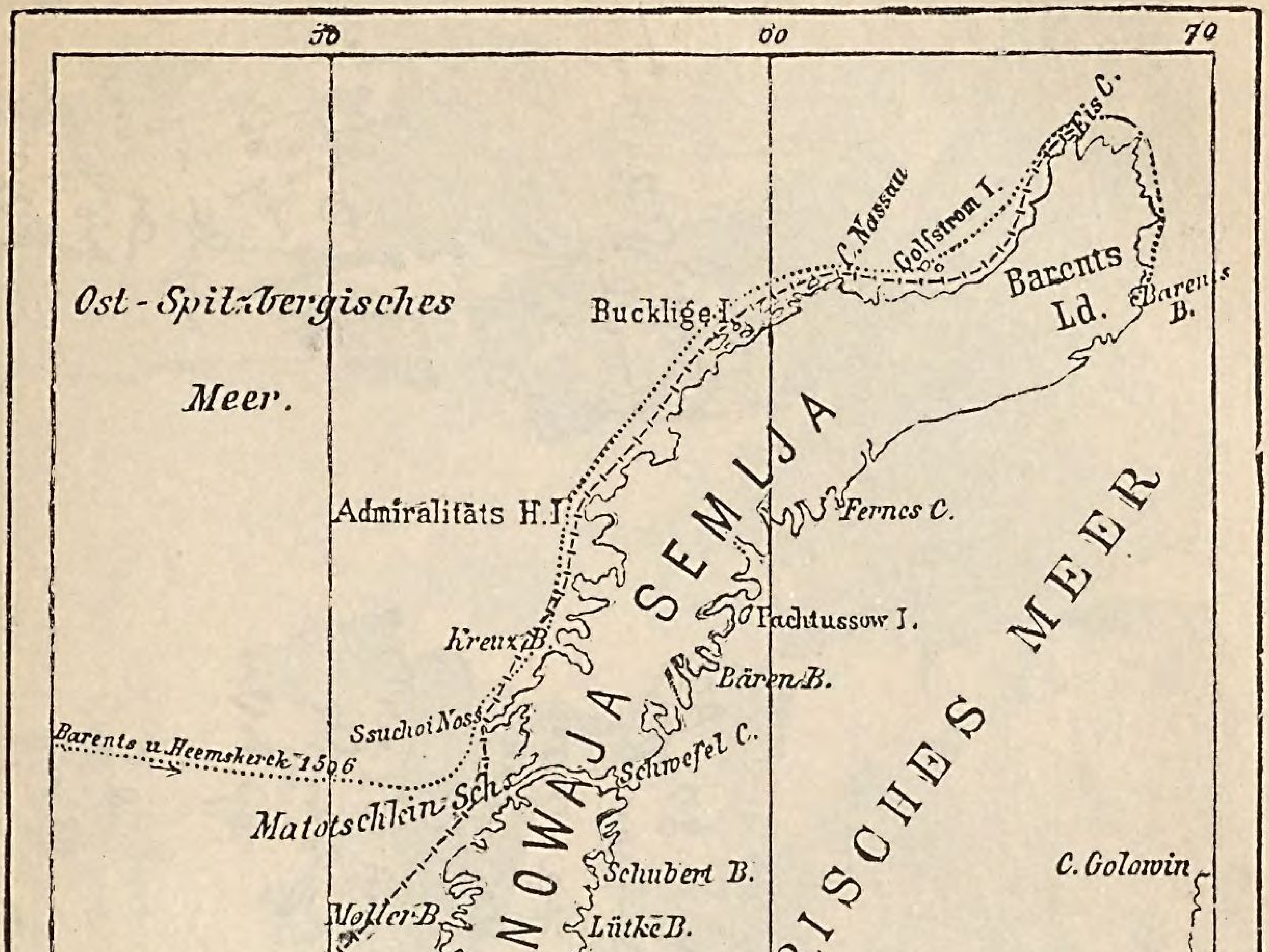
Hatten im 16. und 17. Jahrhundert Engländer und Holländer die Führung, so übernahm sie Rußland im 18. Jahrhundert. Rußland wollte seine östlichen Besitzungen in Kamtschatka auf dem kürzesten Seewege vom Weißen Meere aus erreichen, zugleich aber auch die Ausdehnung seiner Nordgrenzen feststellen, nachdem im Zeitraum von 1630—1724 durch die Fahrten der Promyschlenyks oder Pelzjäger (Issaj Ignatiew 1646, Kolmogorzow, Staduchin 1644—1647), besonders aber die Unternehmungen Deschnew's 1648—1652 mehrere Theile der langen Küstenstrecke von der Lenamündung bis zur Mündung des Anadyr bekannt geworden waren.

Angeregt durch die Entdeckungen Bering's, welcher 1728 die nach ihm benannte Straße durchfuhr, widmete sich nunmehr eine ganze Generation kühner und im Kampfe gegen die Unbilden der arktischen Natur gestählter russischer Seeoffiziere der weitern Lösung dieser Aufgabe. Von hervorragender Thätigkeit war hierbei die sogenannte „zweite Expedition nach Kamtschatka" von 1733 bis 1743. Sie war großartig ausgerüstet und verfügte über ein Budget von 360,000 Rubel — etwa 1,200,000 Mark — abgesehen von den geradezu entsetzlichen Requisitionen nach Naturalleistungen, welche auf ein Vierteljahrhundert hinaus Nordsibirien ruinirten. Sie wurde von dem wissenschaftlichen Stabe geleitet, an dessen Spitze bedeutende Forscher, wie Müller und Gmelin, standen, und hatte fünf Ausgangspunkte: Archangelsk, die Obi-, Jenissei- und Lenamündung, sowie Kamtschatka. Kurz zusammengedrängt sind ihre Hauptleistungen folgende:

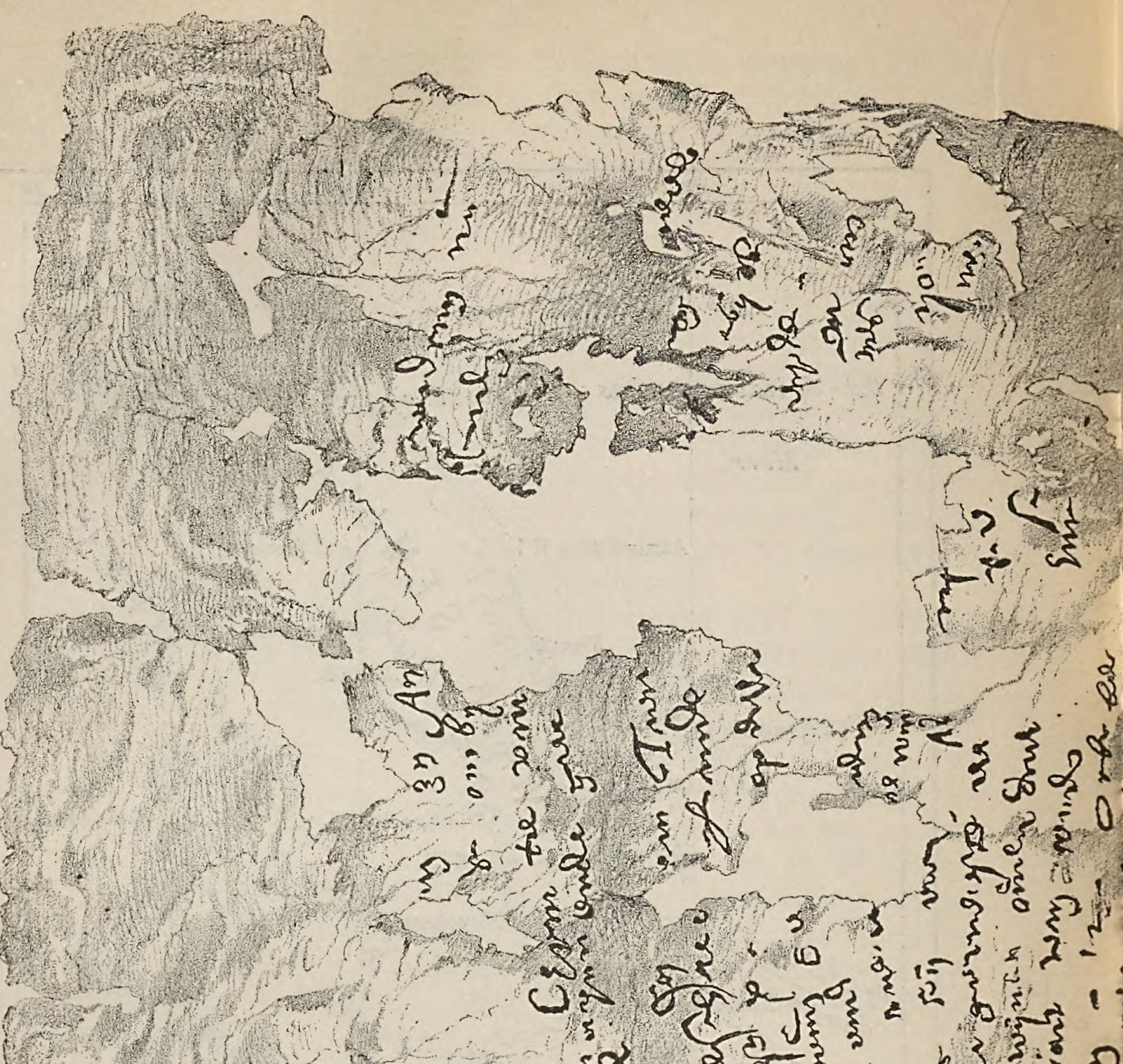
1734 und 1735 versuchten Murawiew und Paulow von Archangelsk aus vergeblich die Jugorstraße zu passiren; erst 1736 gelang dies Malygin und Skuratow, die im Karischen Meer überwinterten, im August 1737 die Samojedenhalbinsel umschifften, in die Mündung des Obi eindrangen und diesen Fluß aufwärts bis Beresow fuhren. Malygin kehrte auf dem Landwege nach St. Petersburg zurück, Skuratow durchs Weiße Meer. Schon vor dieser glücklichen Expedition war man übrigens von Archangelsk an den Obi gelangt, indem kleine Fahrzeuge durch die Jugorstraße in die Karische Bucht drangen und von dort über den Isthmus geschleppt wurden, der die Samojedenhalbinsel mit dem Kontinent verbindet.

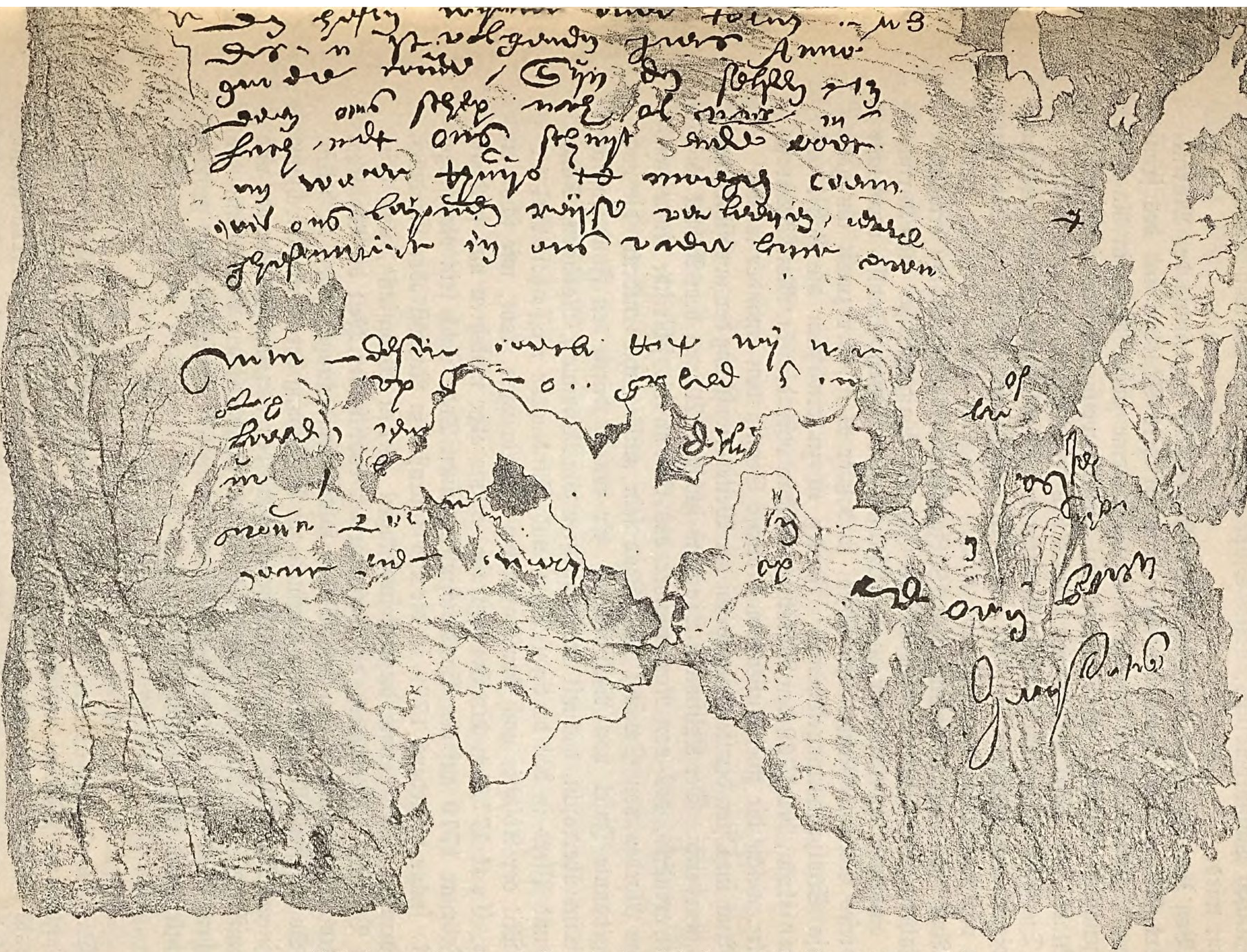
Nebenbei möge bemerkt werden, daß zwei Expeditionen des Jahres 1876, eine russische und eine deutsche unter Brehm, Finsch und Graf Waldburg-Zeil, die Undurchführbarkeit einer Kanalverbindung zwischen der Karischen und der Obischen Bucht konstatirten — eine Verbindung, die zur Erleichterung des europäisch-sibirischen Verkehrs vielfach angeregt worden war.

1736—1737 fuhr Owzin aus dem Obi in den Jenissei. 1738 wandte sich Minin von letzterem Flusse aus ostwärts und kam bis zum 72.° nördl. Br. Sein Steuermann Sterlogow aber erreichte 1740 im Schlitten den 75. Grad



Uebersichtskärtchen zu den älteren Nowaja Semlja-Fahrten.





Reliquie von Barentz und Hermskerk. Gefunden von Gardiner 1876 (zu Seite 126).

Zinkographische Verkleinerung des Orignals (um 1/6).

Von der Lenamündung aus wurden Fahrten west- und ostwärts unternommen von Prontschischtschew, Laptew und Tscheljuskin. 1739 untersuchten die beiden Letzteren die Taimyrbucht.

1742 endlich vollendete Tscheljuskin im Schlitten die Aufnahme der Küsten der östlichen Taimyrhalbinsel, deren Spitze seither nach ihm Kap Tscheljuskin genannt wird.

Von Kamtschatka aus machte 1741 Bering in Begleitung des Marineoffiziers Tscheirikow, des deutschen Naturforschers Steller und des französischen Astronomen Delisle de la Croyère eine zweite Reise in die nach ihm genannte Straße. Er erforschte auf ziemlich weite Strecken die Südküste von Alaska, die Insel Kodiak und einen Theil der Aléuten.

Dies sind im Wesentlichen die Arbeiten und Resultate der großen „zweiten Expedition nach Kamtschatka", die mit Müller's großer Karte von Sibirien 1758 veröffentlicht worden sind.

Aus dem weitern Verlaufe des 18. Jahrhunderts sind noch zu erwähnen die Fahrten von Lochkin, der 1760 durch die Waigatzstraße ins Karische Meer eindrang, zwei Winter an der Ostküste von Nowaja Semlja verbrachte und dieses Land im Norden umschiffte, so daß er es ist, der zuerst um ganz Nowaja Semlja herumgekommen. Ferner ist zu erwähnen die Fahrt von Roßmyſſlow, der 1768 den Matotschkin Schar oder die St. Matthäusstraße entdeckte, welche die zwei Inseln von Nowaja Semlja von einander trennt.

Auch im Osten der Lena wurde an der Weitererforschung der nordsibirischen Küste gearbeitet. Der Kaufmann Liechow schloß 1770 aus dem Anblick eines Rennthierrudels, das von Norden über das Eis an die sibirische Küste kam, daß im Norden von Swjätoi Noß Land sein müsse, und entdeckte die nach ihm genannte Insel von Neusibirien. Er wurde durch den Fund fossilen Elfenbeins überrascht, das mit anderen Resten von Mammuth, Nashorn, Schaf, Rind und Pferd in den dortigen Thon- und Sandlagern massenhaft vorkam.

Mit der Absicht, nach der Baffinsbai vorzudringen, kam, wie schon erwähnt, Cook 1778 in die Beringstraße, mußte aber umkehren und fand am 14. Februar 1779 auf den Sandwichinseln seinen Tod. Auch sein Nachfolger Clerke suchte vergebens 1779 in die Beringstraße im Nordost oder Nordwest vorzudringen. Er nannte diese Bestrebungen „hellen Wahnsinn", und beim letzten Versuche 1779 hätten die Expeditionen endlich der Welt die Wohlthat erwiesen, sie für immer von dem Wahne solcher Entdeckungsfahrten zu heilen.

So schlossen alle bisherigen Versuche zur Auffindung der Nordostdurchfahrt mit einem Mißerfolge, wenngleich die Summe der einzelnen Leistungen und Ergebnisse, die Erfahrungen über die Eis- und physikalischen Verhältnisse des Karischen, West- und Ostsibirischen Meeres für spätere Entschlüsse von größter Wichtigkeit und sehr werthvoll waren.

Die Nordwestfahrten zu suchen war fast ausschließlich die Aufgabe der Engländer. Irrige Vorstellungen von einer apokryphischen Fahrt eines Admirals da Fonte, von einem großen Meerbusen Anian an der Nordwestküste Amerika's, von einer vermeinten Kürze der Nordküste täuschten über alle Schwierigkeiten einer Reise längs der arktischen Küste Nordamerika's.

Man suchte schon sehr früh auch hier eine Straße, die aus dem Atlantischen in den Großen Ozean führen und Europa mit Indien und China verbinden sollte.

Ob Cortereal, in spanischen Diensten, 1464 Grönland oder Labrador entdeckt, bleibe dahingestellt. In keinem Falle war die Entdeckung von Erfolg und wurde bald vergessen. — Die sicheren Entdeckungen fangen hier erst unter Englands Flagge mit den Cabots an.

Giovanni Gaboto, gewöhnlich Cabot genannt, kam 1494 aus Italien nach Bristol, um dort Handel zu treiben. Dem tüchtigen Seemann ließen die Lorbern, welche sein Landsmann Columbus erworben, keine Ruhe. Wenn dieser auf südwestlichem Wege Land gefunden hatte, so mußte, meinte er, auch im Nordwesten Land liegen. Diese Ansicht entwickelte Cabot dem Könige Heinrich VII. von England und erhielt für sich und seine Söhne ein königliches Patent, auf eigene Kosten Schiffe auszurüsten, nach allen Theilen, Gegenden und Meeren, im Osten, Westen und Norden unter englischer Flagge segeln zu dürfen und alle Länder, Städte, Wohnorte, Burgen und Inseln, welche sie entdecken würden, als des Königs Statthalter in Besitz zu nehmen. Der fünfte Theil des Gewinnes der Unternehmungen sollte dem Könige zufallen, und alle Waaren, die Cabot aus den entdeckten Ländern nach Bristol heimbringen würde, sollten völlig zollfrei sein. Cabot trat seine Fahrt im Frühjahr 1497 an, erblickte im Westen zuerst Land, das er Terra Prima Vista nannte. Im Sommer 1498 ging eine zweite Expedition unter Segel, welche Giovanni's Sohn, der dreiundzwanzigjährige Sebastian Cabot, befehligte. Er ging weit nach Norden hinauf, vielleicht bis zum 67.° nördl. Br., wo an den Küsten von Neufundland und Labrador das Meer von Stockfischen wimmelt; dann südlich bis Florida.

Sebastian Cabot hatte nach seiner nordischen Fahrt eine Reise nach Brasilien unternommen, war 1512 in die Dienste Spaniens getreten und zum Mitgliede des Raths von Indien ernannt worden. Ein 1516 in Spanien entworfener Plan zu einer Expedition, welche eine nordwestliche Durchfahrt aufsuchen sollte, mußte aufgegeben werden, da König Ferdinand starb. Cabot kehrte nach England zurück. Hier gelang es ihm, jenen Plan ins Werk zu setzen, aber er war ohne Folgen, da die Schiffsbemannung unter 67° 30′ nördl. Br. in Meuterei ausbrach.

Es leidet fast keinen Zweifel, daß Cabot während dieser Fahrt, wenn nicht die Hudsonsbai, doch wenigstens die Hudsonsstraße erreicht hat.

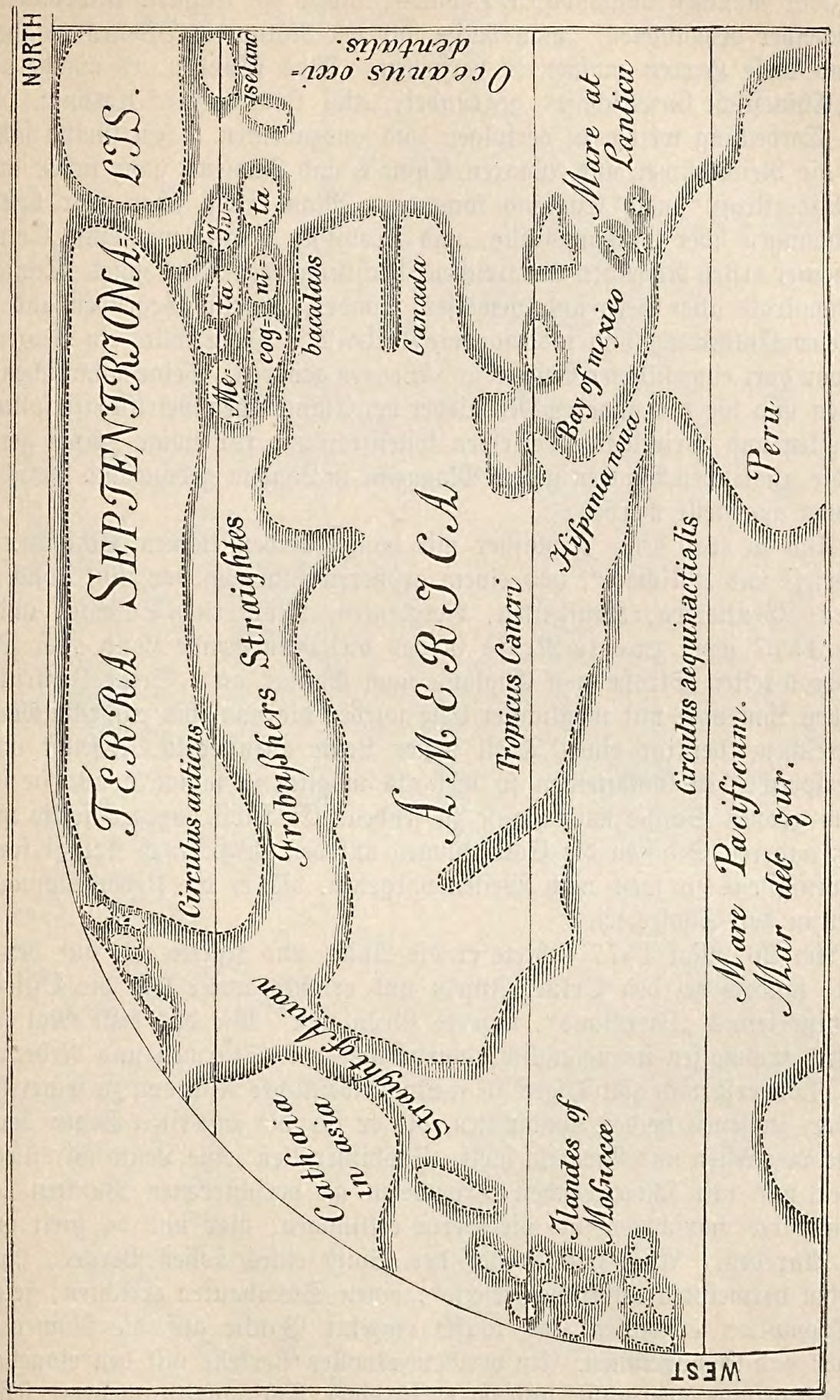
Auch die Franzosen nahmen Theil an den Fahrten nach der Neuen Welt, aber auch bei ihnen gab ein Italiener die Anregung dazu. Der Florentiner Giovanni Verazzano fuhr 1524 die Küste Nordamerika's entlang von 34—50° nördl. Br., er sah also die Gestade der Vereinigten Staaten, landete im heutigen Georgien, verkehrte mit den Eingeborenen und warf später in der Penobscotbai seine Anker aus. Zehn Jahre später, 1534, umschiffte Jakob Cartier Neufundland, besuchte den St. Lorenzbusen und fuhr durch die Straße von Belle-Isle zurück. 1535 besuchte er abermals den von ihm entdeckten Golf, fand die Insel Anticosti und steuerte den großen Strom hinauf bis zu einer indianischen Ortschaft Hochelaga. Mit den Eingeborenen unterhielten die Franzosen freundschaftlichen Verkehr. Sie waren nicht wenig erstaunt, als die Indianer „aus langen Röhren so lange Rauch sogen, daß er ihnen, wie der Qualm aus dem Schornstein, aus Mund und Nase kam“. Sie lernten das Tabakrauchen.

Da wo einst die Wigwams von Hochelaga standen, erhob sich Montreal. Cartier kam am 6. Juli 1536 wieder in seiner Vaterstadt St. Malo an, aber die Franzosen legten damals noch wenig Gewicht auf Canada, weil man daselbst weder Gold noch Silber gefunden hatte. Nur ein Edelmann aus der Picardie, de Roberval, ließ sich vom Könige die Genehmigung ertheilen, eine Niederlassung in Canada zu gründen. Der König gewährte ihm den Titel: Herr von Norimbega, Generalleutnant und Vizekönig in Canada, Hochelaga, Saguenay, Neufundland, Belle-Isle, Carpon, Labrador, der großen Bai und der Stockfischinsel (Baccalaos). Cartier mußte voraussegeln und Bahn brechen. Da er aber so unvorsichtig gewesen war, während seiner früheren Reise einen alten Häuptling zu entführen, der in Frankreich gestorben war, so fand er jetzt in den Indianern erbitterte Feinde. Nur unter großen Beschwerden gelang es ihm, in der Nähe des heutigen Quebec ein Fort anzulegen. Endlich kam Roberval; er überwarf sich bald mit Cartier, der ihn seinem Schicksal überließ. Von dem Herrn von Norimbega u. s. w. hat man nie wieder etwas gehört. — Dies waren die beiden Unternehmungen der Franzosen zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt.

Die Engländer hatten inzwischen wiederholentlich 1527 und 1536 Schiffe nach Nordamerika geschickt, aber ohne bemerkenswerthe Entdeckungen zu machen. Martin Frobisher war der Erste, der wieder Nordwestfahrten an der Küste Amerika's antrat. Er hatte die Schriften und Karten der Cabot's und der Venetianer Zeni studirt und aus ihnen die Ueberzeugung gewonnen, daß der nächste Weg zu den reichen Ländern Ostasiens im Nordwesten durch oder um Amerika gehen müsse, und dieser Nordwestweg galt ihm als die einzige Unternehmung, die einem Ehrenmanne Ruhm und Auszeichnung bringen könne. Er gewann auch die Gunst des Hofes für seine Pläne, und so führte er drei Reisen aus, die in geographischer und kulturhistorischer Hinsicht für ihre Zeit sehr merkwürdig sind. — Mit dem „Gabriel“ und „Michael“, zwei kleinen Barken von nur je 25 Tons, und einer Pinasse von 10 Tons begann seine erste Reise Anfangs Juni 1572. Er erhob sich über Schottland schnell zu hohen Breiten bis zur Südspitze Grönlands. Hier ging die kleine Pinasse bei heftigem Sturm mit Mann und Maus unter, und die Mannschaft des „Michael“ machte sich kleinmüthig auf den Heimweg.

In dem einzigen ihm gebliebenen Schiffe, dem „Gabriel“, setzte er seine Reise zur Davisstraße fort und kam zu einem Lande, welches er für das Labrador Cortereal's hielt, das aber nur das heutige Baffinsland sein konnte. Weiter nordwärts fuhr er in eine weite Straße ein, die „zwei Kontinente von einander zu trennen schien“, beobachtete hier eine sehr hohe Flut und glaubte, daß dieselbe aus dem Stillen Ozean herkomme und daß dies also der Wasserweg nach Kathai und Indien sei. Des Eises wegen konnte er nicht landen, fand aber unter Anderm einen schweren schwarzen, gelblich glänzenden Stein, der nachher in England großes Aufsehen erregen sollte. Frobisher fand hier Eskimos und gab eine der ältesten Schilderungen derselben.

Da die Mannschaft des „Gabriel“ auf achtzehn schon ziemlich angegriffene und geschwächte Personen reduzirt, das Schiff selbst mehrfach beschädigt war und der nordische Winter bevorstand, beschloß Frobisher, nach England zurückzukehren, wo er Anfangs Oktober wieder ankam.

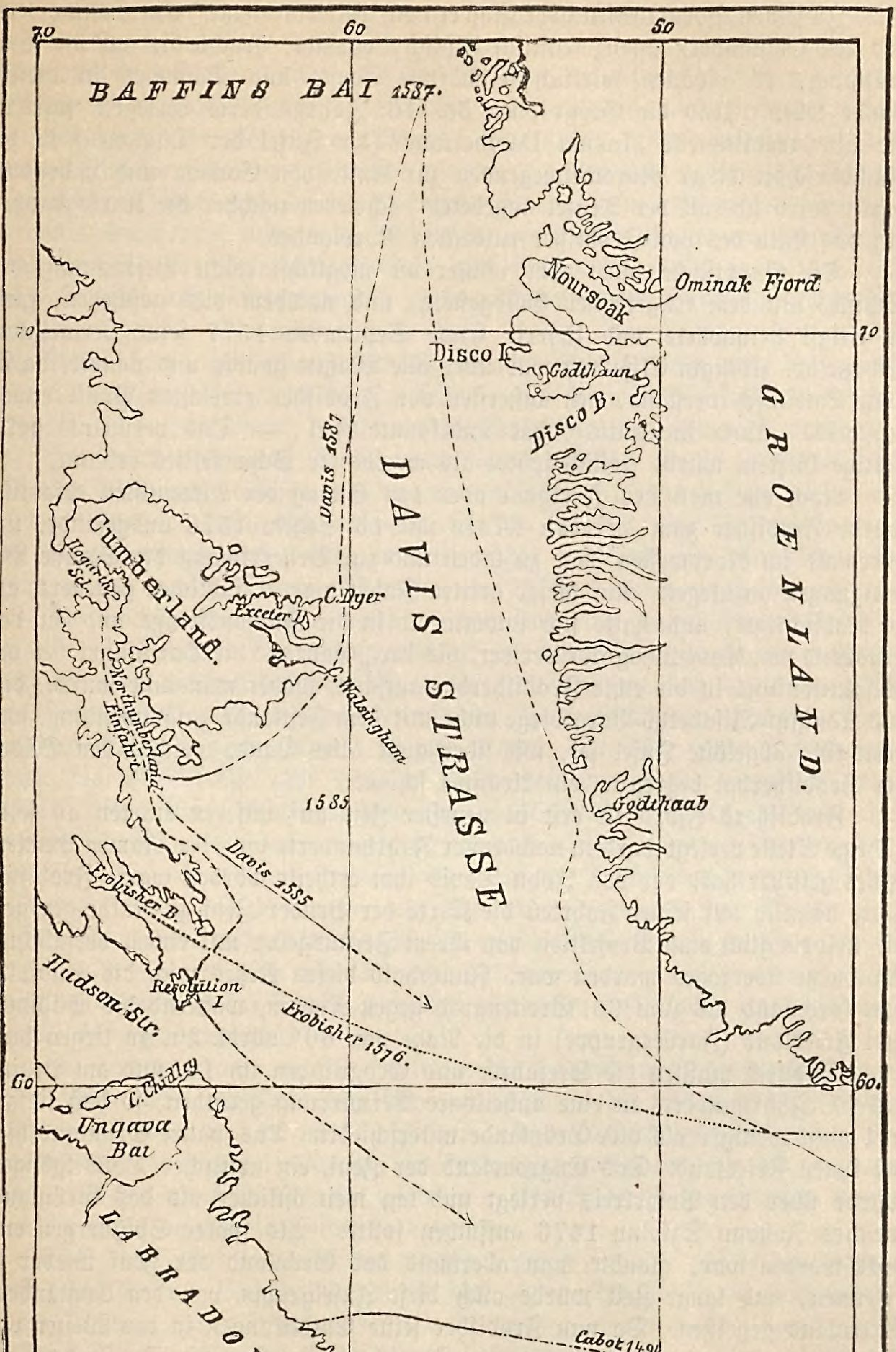


Nordwestlicher Abschnitt einer Weltkarte (zu Seite 138).
Nach den Vorstellungen Frobisher's und seiner Zeitgenossen ums Jahr 1576.

England brauste in freudigster Gährung. Die gesuchte Nordwestpassage, das Muttergestein des Goldes glaubte man gefunden! Die Güte des Goldes fand zwar manchen ungläubigen Thomas, indeß die klügsten Alchemisten und Goldscheider behaupteten, „man müsse nur der Natur ein Bischen nachhelfen“, — und diese Herren mußten es verstehen. Was Wunder, es wurde alsbald eine „Chinesische Gesellschaft“ gegründet, „the Company of Kathai“, um die große Entdeckung weiter zu verfolgen und auszubeuten. Im Geiste sah man schon die Reichthümer und Waaren China's und Indiens ganz sicher auf der „Frobisherstraße“ nach England kommen. Man erließ schon sehr bestimmte Anordnungen über Eingangszölle, und Frobisher erhielt wie einst Columbus nach seiner ersten Reise den wortreichen, hochklingenden Titel eines „Königlichen Oberadmirals aller Seen und Gewässer, Länder, Inseln, Gegenden und Plätze der neuen Entdeckung und insbesondere Kathai's“. Ihm sollte ein Prozent von allen von dort eingeführten Gütern und Waaren gehören. Seine männlichen Nachkommen und die der anderen Mitglieder der Chinesischen Gesellschaft sollten alle Freiheiten und Privilegien derselben kostenfrei und für ewige Zeiten genießen. Für die asiatischen Waaren sollten Magazine in London gebaut und die nöthigen Beamten angestellt werden.

Und so trat denn Frobisher mit seinen beiden kleinen Schiffchen, dem „Gabriel“ und „Michael“, und einem größeren Fahrzeug von 200 Tons, ferner mit 140 Gentlemen, Kaufleuten, Bergleuten, Münzern, Soldaten und Matrosen 1577 seine zweite Reise in das viel verheißende Land „der Station auf der direkten Straße von England nach China“ an. Seine Instruktionen schrieben ihm vor, mit möglichster Eile wieder die von ihm entdeckte Meerenge zu erreichen, bei ihr einen Theil seiner Leute anzusiedeln, daselbst von den vielversprechenden Goldsteinen so viel als möglich zu sammeln und sie sogleich in dem großen Schiffe nach Hause zu senden. Er selbst dagegen sollte mit den beiden anderen Schiffen die Entdeckungen auf dem Wege nach Kathai fortsetzen und wenigstens so weit nach Westen vorgehen, bis er die Ueberzeugung habe, daß er in der Südsee sei.

Am 26. Mai 1577 lichtete er die Anker und segelte wie auf der ersten Fahrt, landete bei den Orkney-Inseln und erblickte unter 61° die Ostseite der Südspitze seines „Friesland“, unseres Grönland. Wie das erste Mal fand er es durch Eismassen unzugänglich, wurde hier von Stürmen und Nebeln überfallen, kam erst nach acht Tagen in westnordwestlicher Richtung zu seiner Straße hinüber, zu jenen beiden Landspitzen, die er für die äußersten Enden der Kontinente von Asien und Amerika hielt. Frobisher ließ seine Leute mit fliegenden Fahnen und mit schmetternden Trompeten an verschiedenen Punkten landen, landeinwärts marschiren und die Berge erklimmen; hier und da hielt er auch lange Anreden. Auch ließ er auf der Spitze eines hohen Berges, „auf der von ihm vermeinten asiatischen Seite“, einen Steinhaufen errichten, feierlichst die Trompeten erschallen und taufte einzelne Punkte auf die Namen seiner Gönner und Gönnerinnen. Ein vertrauensvoller Verkehr mit den eingeborenen Eskimos gelang aber nicht, und da er in einer Eskimohütte mehrere sehr verdächtig aussehende Knochen fand, so hielt er die Leute für Menschenfresser. Wie Cortez, Pizarro u. A. sah auch er und sein Gefolge überall Gold, Wege nach Asien, große Geheimnisse, Menschenfresser und Teufelsverehrung.



Orientirungskärtchen über die Fahrten von Frobisher und Davis.

In seinen Vorurtheilen aber ging er noch weiter als jene. Ein Eskimoweib, das den Engländern „ganz teuflisch häßlich“ vorkam, brachte sie auf die Vermuthung, es möchten wirklich leibhaftige Teufel und Dämonen in diesem Lande leben. Und die Geographen des 16. Jahrhunderts verlegten wirklich die alte traditionelle „Insula Daemonum“ (die Insel der Dämonen) in die Nachbarschaft dieser Nordwestgegenden zur Küste von Canada und Labrador. „Hier wird überall der Teufel angebetet“, schrieben nachher die Kartographen auf das Bild des von Frobisher entdeckten Nordlandes.

Die Hauptsache blieb aber immer die möglichst reiche Befrachtung des Schiffes mit dem trügerischen Goldgestein, und nachdem dies geschehen, ging er eiligst heimwärts und lieferte Ende September 1577 seine vermeinten Schätze ab. Königin Elisabeth war über alle Maßen gnädig und nannte, da sie auch Lateinisch verstand, den äußersten von Frobisher erreichten Punkt etwas mysteriös „Meta incognita“, das unbekannte Ziel. — Das vermeinte goldhaltige Gestein wurde freilich später als werthloser Schwefelkies erkannt.

Noch ehe man den Irrthum oder den Betrug der Alchemisten erkannte, wurde Frobisher zum dritten Male mit 15 Segeln 1578 ausgesandt, um abermals im Nordwesten Erze zu laden und zur Beherrschung der Straße Befestigungen anzulegen. Auf dieser dritten Fahrt war er südlicher gesteuert, als er beabsichtigte, und hatte sich unvermerkt in die Hudsonsstraße und an den Südrand von Meta incognita verirrt, bis der „Gabriel“ die Durchfahrt bei der Resolutioninsel in die echte Frobisherbai auffand, wobei man inne wurde, daß das Königin-Elisabeths-Vorgebirge nicht mit dem Festlande zusammenhing, sondern eine abgelöste Insel sei, wie überhaupt alles Land, welches den Süden der Frobisherbai begrenzte, ein Archipel schien.

Frobishers-Fjord ist erst in neuester Zeit auf unseren Karten an seine richtige Stelle verlegt worden, nachdem er Jahrhunderte lang den Namen Lumley-Inlet geführt hat, der von John Davis ihm ertheilt worden war. Frobisher hatte nämlich auf seinen Fahrten die Karte der Brüder Zeni zu Rathe gezogen, die ursprünglich ohne Projektion von ihrem Herausgeber mit einem verfälschten Gradnetze überzogen worden war. Innerhalb dieses Netzes wich die Südspitze von Grönland bis zum 65. Breitengrad gegen Norden, während die Südspitze von Friesland (Faröergruppe) in die Nähe von 60° nördl. Br. zu liegen kam.

Dadurch mußten die Seefahrer und Geographen im 16. und am Beginn des 17. Jahrhunderts in eine unheilbare Verwirrung gerathen, so daß sie zuletzt nicht weniger als vier Grönlande unterschieden. Das wahre Grönland hieß bei ihnen Friesland. Das Engroneland der Zeni, ein arktischer Doppelgänger, wurde über den Polarkreis verlegt und lag weit östlicher als das Grönland, welches Johann Szkolny 1476 aufsuchen sollte. Als später Spitzbergen entdeckt worden war, glaubte man abermals das Grönland der Zeni wieder zu erkennen, und lange Zeit wurde auch diese Inselgruppe von den Engländern Greenland geheißen. Da nun Frobisher seine Entdeckungen in den Westen von Friesland verlegt hatte, so suchte man sie nicht in der Davisstraße, sondern auf der Ostküste des heutigen Grönland zwischen 62° und 63° nördl. Br., und als später dort keine Straße sich zeigen wollte, verschwand Frobisher's Name eine Zeit lang gänzlich von den Karten.

Frobisher, so großen Täuschungen er sich in Bezug auf sein vermeintes

Gold hingab, untersuchte und beurtheilte doch die polaren Eisberge sehr richtig. Er bemerkte, daß sie aus Süßwasser entstehen, auf irgend einem Festlande gebildet werden und von diesem wie die Gletscher der Alpen abbrechen müßten. Von dem Seewasser, das nie fröre, meinte er, könnten sie nicht herrühren, und die Idee von einem „Gefrorenen Meere“, von einem „Mare congelatum“, das man auf allen Karten verzeichnet fände, glaubte er daher ganz beseitigen zu können.

Sieben Jahre nach der unglücklichen Reise Frobisher's traten abermals Londoner Kaufherren zusammen, beschlossen „zu Gottes Ruhm und zum Nutzen ihres Landes, alle Gedanken an Gold und Silber bei Seite zu lassen“ und einige Schiffe auszurüsten, lediglich zu dem Behufe, eine Durchfahrt nach Indien zu entdecken. Sie kauften zwei kleine Barken, den „Sonnenschein“ und den „Mondschein“, von 50 und von 35 Tonnen Gehalt. Die erste bemannten sie mit 23 Mann, die zweite mit 19 Mann. Die Leitung der Fahrt übernahm John Davis, „ein Mann, der sich auf die Schiffahrtskunst sehr wohl verstand“.

Im Juni 1585 ging Davis unter Segel. Er sah am 20. Juli die Ostküste von Grönland, welches auch er, irre geführt durch das falsche Breitennetz auf der Karte der Zeni, nicht erkannte, sondern für eine neue Entdeckung hielt und Desolationland hieß, weil er dort nichts gewahrte als winterliche Erstarrung und traurige Oeden. Er verlor am 25. Juli durch einen südwestlichen Kurs die Küste wieder außer Sicht, wandte sich dann gegen Norden und lief die nach ihm benannte Davisstraße bis 64° 15′ nördl. Br. hinauf, wo er Grönland, und zwar diesmal die Westküste, wieder fand und in einem bequemen Fjord, von ihm Gilbert's Sund, von den Dänen später Godthaab genannt, einen günstigen Rastplatz fand. Am 1. August steuerte er wieder gegen Nordwesten, kreuzte die Davisstraße und erblickte ihren westlichen Rand angeblich unter 66° 40′ nördl. Br. südlich von dem heutigen Dyerkap. Obgleich die nach ihm benannte Straße eisfrei war, wagte er sich doch nicht höher nach Norden, sondern folgte dem Lande nach Süden, bis er am 11. August das Vorgebirge der Erhörung (Cape of Gods mercy, jetzt Kap Albert) erreichte, wo sich vor ihm der Northumberlandgolf verlockend als eine nordwestliche Straße zu öffnen schien, die sich auch in einer Tiefe von 24—30 deutschen Meilen noch immer nicht zu verengern drohte, so daß Davis, zufrieden mit diesen Aussichten, am 20. August sich zur Heimkehr entschloß.

Im nächsten Jahre, 1586, wollte er die Erforschung dieser verheißungsvollen Küstenlücke fortsetzen. Er suchte zunächst wieder seinen grönländischen Rastplatz auf, von dem er am 17. Juli zu neuen Entdeckungen aufbrach. Die Davisstraße war diesmal noch mit Treibeismassen angefüllt, und erst 14 Tage später erreichte er unter 66° 19′ nördl. Br. den Westrand der Straße, mußte aber des Eises wegen die Heimkehr antreten.

Das Versäumte suchte er im nächsten Jahre, 1587, auf seiner dritten Reise nachzuholen. Anfangs in Gesellschaft zweier Schiffe, später wieder vereinzelt, suchte er zunächst seine alte Zuflucht, den grönländischen Gilbert's Sund (Godthaab) auf. Da das Schiff schwer beschädigt wurde, wollte die Mannschaft heimkehren, aber Davis wollte „lieber in Ehren umkommen, als die Rückreise antreten“. Er steuerte die Davisstraße hinauf bis 67° 40′ nördl. Br., wo am 24. Juni rechts Grönland, links die amerikanischen Polarinseln gleichzeitig erblickt wurden, drang dann in derselben, die von Eis gereinigt scheinbar

unbegrenzt vor ihm lag, bis zur Höhe von 73° nördl. Br. hinauf, wo ihn aber widrige Winde zwangen, zurückzugehen. Am 19. Juli erreichte er den Eingang des geheimnißvollen Northumberland-Fjordes oder der „Straße", die ihn nach China führen sollte. Er untersuchte beide Ufer dieses Küsteneinschnittes, fand aber keine Hoffnung auf eine Durchfahrt. Er setzte jetzt seine Untersuchungen an der Küste gegen Süden fort, mittlerweile war aber die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt, um etwas in jener Richtung zu unternehmen.

Erst 1602 ließ die Ostindische Gesellschaft wieder ein Fahrzeug auslaufen, um in der Davisstraße eine Durchfahrt „nach der Rückseite Amerika's" und nach China zu suchen. Das Resultat dieser Unternehmung war, die Gewißheit von dem Vorhandensein eines nordwestlichen Fahrwassers zwischen dem 60. und 62. Breitengrade wiederum bestätigt zu haben.

Heinrich Hudson, welcher schon wiederholt eine Durchfahrt nach China im Norden und Nordosten unter britischer wie unter holländischer Flagge gesucht hatte, sollte jetzt im Dienste einer englischen Gesellschaft womöglich eine Passage gerade über den Pol hinweg entdecken. Er lichtete 1607 die Anker, fuhr an der Küste Spitzbergens bis zum 81.° entlang und steuerte darauf nach Grönland hinüber. Ende Juli begann es ihm an Lebensmitteln zu fehlen, und er sah sich zur Umkehr genöthigt. Aber im April 1608 steuerte er abermals nach Norden, war am 3. Juni am Nordkap, fand unter 75° Eis, hatte ununterbrochen mit diesem und dichtem Nebel zu kämpfen, mußte die Hoffnung aufgeben, eine Durchfahrt zu finden, landete unter 72° 12' auf Nowaja Semlja und hatte abermals eine eben so beschwerliche als vergebliche Fahrt gemacht.

Bald nachher finden wir ihn im Dienste der Holländischen Compagnie, in deren Auftrage er nun eine nordwestliche Durchfahrt suchte. Auf dieser Reise, seiner dritten, entdeckte er die Küste von New York und den Strom, welcher seinen Namen führt. Seine vierte Fahrt trat er von der Themse aus am 17. April 1610 an. Mehrere Privatleute, welche immer noch an die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt glaubten, rüsteten für ihn ein Schiff von 50 Tonnen aus. Hudson fuhr nach Island, steuerte dann nach Westen und fand die schon von Davis gesehene Insel Resolution. Von dort ab kam er auf südlichem Kurse in die Hudsonsstraße. Während das Schiff einen harten Stand im Eise hatte, entstand unter der Mannschaft eine Meuterei. Am 11. Juli fand er unter 62° 9' nördl. Br. die Gottesgnadeninseln, sah dann ein weites offenes Wasserbecken vor sich und glaubte fest, im Stillen Meere angelangt zu sein. Das Vorgebirge, welches den südwestlichsten Punkt der Hudsonsstraße bildet, nannte er Kap Wolstenholme. Am 10. August aber war sein Schiff im Eise eingefroren, die Lebensmittel aufgezehrt, und als nach einigen Tagen abermals Thauwetter eintrat, brach wieder eine Meuterei aus. Als am 22. August Hudson aus seiner Kajüte trat, ergriffen ihn die Meuterer, warfen ihn mit acht kranken Matrosen in ein Boot und überließen die Unglücklichen ihrem Schicksale. Die Meuterer, welche den großen Seefahrer dem Tode preisgegeben hatten, wurden von den Wilden erschlagen. Die Uebrigen erreichten Irland in elendem Zustande. — Schließlich noch die naive Beschreibung einer Seejungfrau, welche vom Schiffe Hudson's aus gesehen worden sein sollte: „Heute Morgen", heißt es, „sah einer der Matrosen über Bord ins Meer hinaus und bemerkte plötzlich eine Seejungfrau; er rief daher seine Kameraden herbei. Unterdessen

war die Seejungfrau dicht an das Schiff herangekommen und schaute den Männern verwundert in die Augen; da kam eine Welle heran und rollte über jene hin. Von dem Nabel aufwärts war ihr Rücken und ihre Brüste ganz wie die einer Frau (wie die sagen, welche sie sahen), ihr Körper so groß und stark wie ein Männerkörper, ihre Haut sehr weiß, und langes schwarzes Haar hing den Rücken hinab. Als sie wieder in die Tiefe tauchte, sahen sie auch ihren Schwanz, der wie der Schwanz eines Delphins gebildet und gesprenkelt wie der einer Makrele war."

Die Nachricht von dem großen freien Meere, welches Hudson für einen Theil des Großen Ozeans gehalten, spornte die Engländer zu neuem Eifer an. Eine namhafte Zahl von Expeditionen folgte einander in kurzen Fristen, ohne die Entdeckungen erheblich zu fördern. Alle insgesammt treten weit zurück vor den Verdiensten der beiden Seefahrer Bylot und Baffin.

Anfangs des Jahres 1616 ging das Schiff „Resolution" in See, geführt von Bylot als Kapitän und Baffin als Steuermann, vor dem aber der eigentliche Führer in tiefen Schatten tritt. Ungewöhnlich früh, schon am 30. Mai, erreichte das Schiff die Hudsonsstraße, entdeckte an der Südküste von Meta incognita am 8. Juni die Gruppe der Wilden- (Savage-) Inseln und befand sich schon am 29. Juni unter 64° 20′ vor einer Insel, der man wegen der mühlradähnlichen Wirbel der See den Namen Millinsel gab. Von dort gewannen die Seefahrer die noch unbesuchte Ostseite der Southamptoninsel. An einem der nächsten Tage schwand jede Aussicht, sie sahen sich gegen Nord und Nordwest vom Lande völlig eingeschlossen und kehrten nach England zurück, wo Baffin erklärte, daß, wenn eine nordwestliche Durchfahrt vorhanden sei, sie nur noch in der Verlängerung der Davis- und nicht in der Richtung der Hudsonsstraße gesucht werden dürfe. — Hier sollten nunmehr im nächsten Jahre Bylot und Baffin durch die Davisstraße an der Küste von Grönland bis 80° nördl. Br. vordringen, dann wieder südwestlich bis 60° steuern und schließlich den Weg nach Japan einschlagen. Bylot und Baffin verließen Ende März mit dem Schiffe „Discovery" Gravesend, befanden sich schon am 14. Mai 1617 in der Davisstraße unter 65° 20′ nördl. Br. und erreichten eine Woche später die Küste Grönlands unter 70° 20′. Aber schon dort schwand den Seefahrern die Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang nach Westen; sie drangen indeß nordwärts am 4. Juli in den Smithsund bis 77° 30′ nördl. Br. vor. Am 6. Juli hinderten Eismassen jedes weitere Vordringen, und die „Discovery" kehrte um, diesmal den westlichen Begrenzungen der Baffinssee folgend. Am 8. Juli wurden die Careysinseln entdeckt, am 10. Juli der mit Eis gefüllte Jonessund, endlich am 12. Juli unter 74° 20′ nördl. Br. die Lancasterstraße gefunden. Obgleich sich die beiden letzten Lücken nach Westen öffneten, so sank doch, wie Baffin gesteht, die Hoffnung der Seefahrer von Tag zu Tag, theils weil die Höhe der Fluten mehr und mehr abnahm, theils weil sie sich nicht mehr dem Ufer nähern konnten, da zwischen Schiff und Land immer eine Eisbank lag.

Nach der Rückkehr von dieser glänzenden Entdeckungsreise, welche den arktischen Seefahrern unseres Jahrhunderts das Thor zu der wirklichen Durchfahrt, nämlich dem Lancastersund, geöffnet hat, erklärte Baffin, es gebe keinen nordwestlichen Seeweg weder in der Hudsonsbai, noch in der Verlängerung der Davisstraße, die nichts Anderes seien als Golfe in großem Stile. Dieses offene

Geständniß war die Ursache, daß die Baffinssee zwei volle Jahrhunderte, bis zum Jahre 1818, nicht wieder besucht wurde.

Auf lange Zeit erkaltete die Lust an den arktischen Versuchen, erst 1631 erwachte die alte arktische Entdeckerlust. In jenem Jahre liefen wieder zwei Schiffe aus, die Luke Fox befehligte. Er erreichte am 21. Juni die Hudsonsstraße. Die Begrenzung der Hudsonsbai unter 63° nördl. Br. zu untersuchen, war ihm besonders vorgeschrieben worden, allein die Straße gehört zu den unzugänglichsten des arktischen Archipels. Fox segelte also wieder zurück, um noch einmal den Westrand der Hudsonsbai nach einer Lücke zu betasten. Am 8. August auf der Höhe von Port Nelson begann er die noch wenig bekannte Küste gegen Südosten zu erforschen. Am 27. August beobachtete er unter 55° 50′ nördl. Br., und bald darauf traf er mit Kapitän James zusammen, den Bristoler Kaufleute im nämlichen Jahre ausgeschickt hatten. Fox hatte jetzt die Ueberzeugung gewonnen, „daß von 65° 30′ bis 55° 10′ nördl. Br. am Westrande der Hudsonsbai keine Aussicht auf eine Straße vorhanden sei". Am 15. September zur Millinsel in der Hudsonsstraße zurückgekehrt, begann er seine Entdeckungen am Westrande des Luke Fox-Landes in dem nach ihm benannten Foxkanal und erreichte den äußersten Punkt am 22. September 1631 (66° 35′ nördl. Br.). Nunmehr beschloß er heimzukehren und erreichte England glücklich am 31. Oktober ohne Verlust.

Seitdem war es länger als ein Menschenalter still von Entdeckungen im Norden, bis ein eigenthümliches Verhältniß den erkalteten Eifer belebte. Die Franzosen nämlich hatten von Canada aus die nördlichen Einöden durchstreift und trieben einen sehr gewinnreichen Pelzhandel. Ein Herr von Grosseliez erfuhr auf seinen Reisen von den Indianern, daß sich im Norden ein großes Meer befinde. Es war die von den Engländern entdeckte Hudsonsbai. Grosseliez wagte mit einigen unternehmungslustigen Gefährten einen Zug nach den Küsten des den Franzosen bis dahin unbekannten Meeres, traf dort, unweit des heutigen Fort Nelson, auf einige Engländer, mit denen er in blutigen Streit gerieth, und brachte eine werthvolle Ladung Pelzwerk nach Quebec. Es war ihm klar geworden, daß die Gründung von Handelsposten in jenen fernen Gegenden dem Pelzhandel eine große Ausdehnung geben und beträchtliche Vortheile abwerfen müsse; er betrieb daher den Plan am französischen Hofe, solche Niederlassungen anzulegen. Als er dort kein Verständniß fand, theilte er seine Ansichten dem englischen Gesandten in Paris mit, der sogleich begriff, daß er es mit einem tüchtigen Manne zu schaffen habe und daß es sich um einen verständigen Plan handele. Er schickte den Herrn von Grosseliez nach England zu dem sehr einflußreichen Prinzen Rupert, der willig auf die Vorschläge des Franzosen einging und 1668 den Kapitän Gilliam mit einem Schiffe ausrüstete, das mit Grosseliez in die Hudsonsbai fuhr. Die Expedition überwinterte im Rupertsflusse und baute Fort Charles, die erste englische Niederlassung in jener Gegend. Pfalzgraf Rupert erhielt 1669 einen Freibrief für die „Company of Adventurers of England trading into Hudsons Bay", welche den Theilhabern und ihren Nachkommen den Alleinhandel in der Hudsonsbai und Hudsonsstraße gewährte und ihnen Hoheitsrecht und Gerichtsbarkeit über alles Land und alle an dasselbe grenzenden Gegenden verlieh, welche nicht etwa schon im Besitze anderer christlichen Fürsten oder Staaten sich befänden. Diesem ungemessenen

Raume an der Küste und im Innern gab man den Namen Rupertsland; es nimmt einen Flächenraum ein, der größer ist als ganz Europa. Die Hudsonsbai-Gesellschaft machte im Laufe von beinahe zwei Jahrhunderten ungeheure Gewinne. Wie alle Gesellschaften, die einträgliche Monopole zu vertheidigen haben, war sie stets argwöhnisch, und mit vollem Rechte wirft man ihr vor, daß sie den geographischen Entdeckungen wenig oder gar keinen Vorschub geleistet hat. Erst später hat sie angefangen, auch der Wissenschaft einige Dienste zu leisten.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts verbreitete sich die Nachricht, daß im nördlichen Theile der Hudsonsbai reiche Schätze von Kupfer lägen. Auch die im Norden des Churchillflusses hausenden Indianer hatten häufig Kupfer in die Faktoreien gebracht und behauptet, daß dieses Metall in einer nicht gar großen Entfernung vorkomme. Samuel Hearne erbot sich, jenes Kupferland aufzusuchen. Nach wiederholten Reisen erreichte er am 13. Juli 1771 den Kupferminenfluß. Hearne fand wenig Metall an dessen Ufer, aber er löste ein großes Problem, und seine Reise bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der amerikanischen Entdeckungen. Bis dahin hatte man angenommen, daß der große Kontinent sich in einer ununterbrochenen Masse bis zum Pole erstrecke; jetzt aber wurde durch Hearne außer allen Zweifel gestellt, daß die Nordküste Amerika's die Südgrenze des Polarmeeres bildet.

Etwa 20 Jahre später kam eine weitere Bestätigung hinzu. Alexander Mackenzie entschloß sich zu dem kühnen Wagstück, abermals mitten durch Nordamerika bis zum Eismeere vorzudringen. Am 3. Juni 1789 brach er vom Fort Chipewyan am Athabaskasee auf, erreichte am 29. desselben Monats den Strom, welcher nach ihm den Namen führt, kam durch das Land der Hundsrippen- und der Sklavenindianer und gelangte in jenem der sogenannten Zänker unter dem 69.° nördl. Br. ans Eismeer. Er fand an der sogenannten Walfischinsel eine Menge von Walfischen in einem Wasser, das Ebbe und Flut hatte. Er war auch der Erste, welcher von Osten nach Westen, von Meer zu Meer durch Amerika drang. Auf seiner zweiten Reise im Jahre 1793 erreichte er am 20. Juli die Küste, welche der Golf von Georgien bespült, unter dem 50. Grade der Breite. Mackenzie glaubte nicht an das Vorhandensein einer nordwestlichen oder nordöstlichen Durchfahrt.

Als Kuriosum der Verirrung jenes Eifers, an den Nordküsten Asiens und Amerika's einen Weg nach Indien und China zu suchen, gingen diesen Entdeckungsreisen eine geraume Zeit Seereisen zur Seite, welche zwischen Grönland und Spitzbergen direkt über den Nordpol fahren wollten.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, zu einer Epoche also, wo noch Niemand weit über das europäische Nordkap hinausgekommen war, dachte man sich jene Partien der Erde folgendermaßen beschaffen. Gerade auf dem Nordpol, so glaubte man damals, stände ein kolossaler schwarzer Felsen, der seine hohen Gipfel zu dem festen Polarstern emporhebe. Um diesen Polarfelsen herum, so lehrte man, woge ein offenes Meer, und dieses Meer würde nach allen vier Windrichtungen hin von vier gleich großen Inseln umgeben. Vier kolossale Meerengen oder Strömungen durchschnitten, aus dem Weltozean hervorkommend, jene Inseln, und durch diese Kanäle flößen die überflüssigen Gewässer des Ozeans ab, sammelten sich in das den Pol umgebende Binnenbecken und stürzten sich

mit Brausen um den „Polarfelsen“ herum in die inneren Schlünde und Eingeweide der Erde abwärts. Die vier großen Inselländer, so fabelte man, wären sehr fruchtbar und hätten das schönste und heilsamste Klima (insulae optimae et saluberrimae), und dasjenige, welches dem Atlantischen Ozean entgegengesetzt sei, würde von einem Volke von Pygmäen bewohnt.

Dieses traditionelle Bild der Polarländer findet man unter andern in den Werken und Karten der Kosmographen Kaiser Karl's V. Als die Engländer und Holländer am Ende des 16. Jahrhunderts ihre Reisen nach Nordosten, nach Norwegen und Rußland begannen, und als sie nun allmählich die Umrisse der Länder Nowaja Semlja, Spitzbergen, Grönland aus dem Ozean hervortauchen ließen, da fanden sie zwar meistens um den Pol herum das Meer von einer kompakten Eisschranke und von einem undurchdringlichen Kranze von Eisschollen und Eisfeldern verbarrikadirt, allein jene alten Ideen von einer freundlichen und schönen „Pygmäeninsel“ beim Eispol und die dem Menschen unter allen Umständen so natürliche Vorstellung, daß es hinter seinem nebeligen Horizonte noch etwas viel Schöneres gäbe, wirkten dahin, daß man glaubte, man würde beim Nordpol wieder in offenes Meer, in stille und schiffbare Gewässer und zu mildem Klima gelangen, wenn man nur erst die bösen Eisschranken bei Grönland und Spitzbergen durchbrechen könnte. Viele Seefahrer berichteten sogar nach ihren eigenen Beobachtungen, das Klima werde nach Norden hin wieder besser und ganz warm — nördlich von Spitzbergen hätte ihnen die Sonne den Theer aus den Schiffsplanken fließen lassen. Ja Dichtung und Täuschung liefen auch hier der erhitzten Phantasie voraus, und es kursirten ebenso wie bei den Nordwestfahrten Gerüchte von wirklich ausgeführten Polarreisen unter den Leuten. Mehrere Holländer rühmten sich, sie seien bis zum Nordpol durchgedrungen, und Einer sagte aus, er sei beim hellsten Sonnenschein auf spiegelglatten Gewässern und mit vom günstigsten Winde geblähten Segeln zweimal rings im Kreise um den Nordpol, den Polarstern gerade über seinem Kopfe, herumgesegelt.

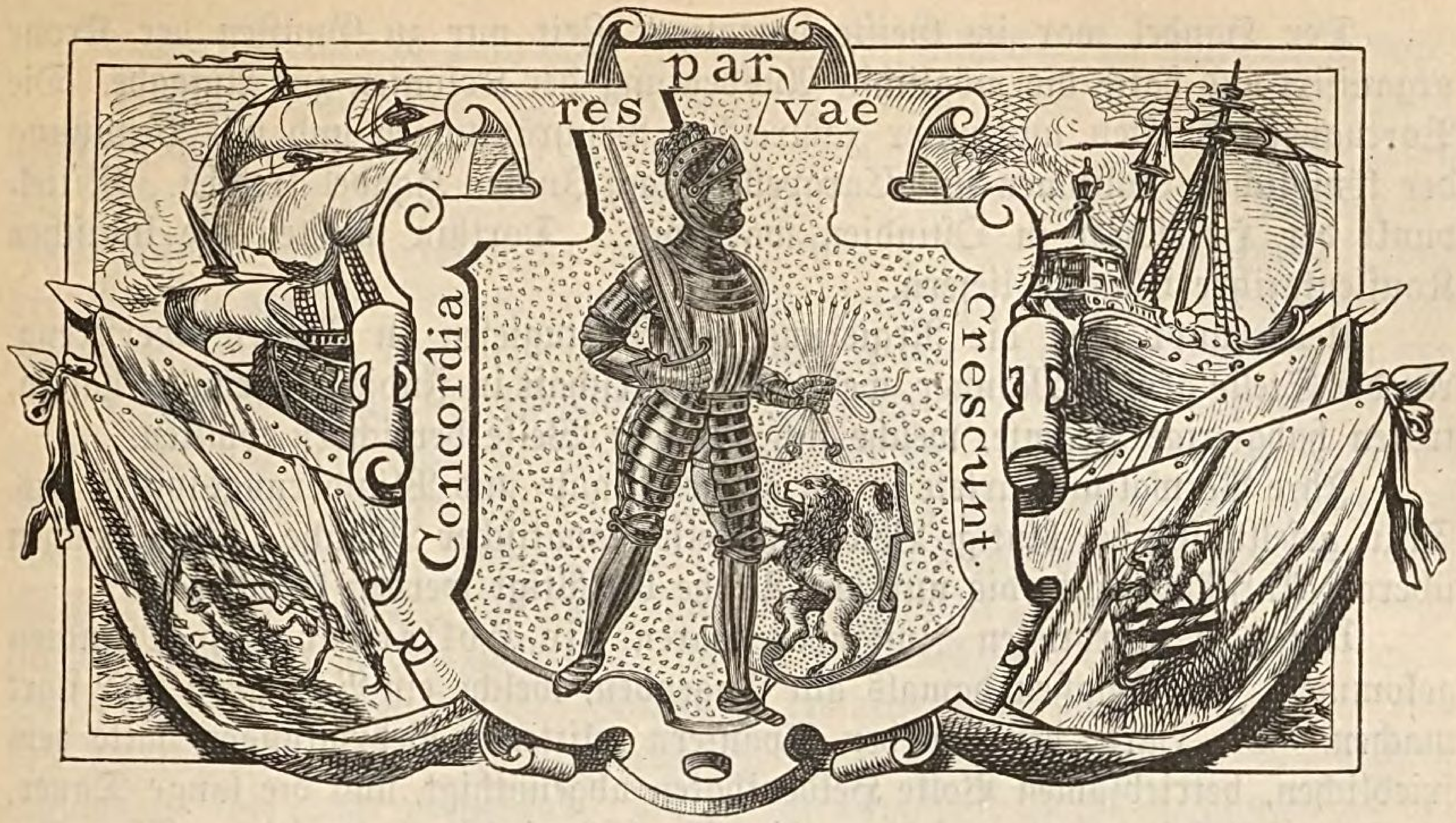
So verfehlt alle diese Unternehmungen in Betreff der gesuchten Nordwestdurchfahrt waren, so hatte doch die englische Regierung durch den Stockfisch- und Walfischfang, durch den Pelzhandel mit den Indianern wesentliche Vortheile errungen. Noch viel wichtiger aber war der Umstand, daß diese nordamerikanischen Gewässer die unübertreffliche Schule für die Ausbildung ihrer Marine wurden. Hier, im Kampf mit Sturm und Wellen, mit Klima und Treibeis, bildeten sich die wettergehärteten Seemänner, welche sich alsbald fast instinktmäßig berufen fühlten, die Meere der ganzen Erde zu beherrschen.

Ueber die eigentliche Hauptsache, die gesuchte nordwestliche Durchfahrt, sprach Georg Forster, der geist- und kenntnißreichste Reisende jener Zeit, seine Ansicht mit den Worten aus:

> „Fest steht das Faktum, daß die Unmöglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt in einer schiffbaren Meeresgegend erwiesen ist, und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde Neptun's und Pluto's Reichen neue Grenzen absteckt.“

Zweites Buch.

Entdeckungen in Asien.



I.

In und um Ostindien.

Verfall der portugiesischen Macht. Ankunft und Eroberungen der Holländer. Houtmann's zweimalige Reise nach Indien 1595 und 1598. Bildung der Holländisch-ostindischen Compagnie 1602. Ausbreitung des Handels und der Macht. Matelief besucht 1606 die Molukken, beschreibt ihre Produkte, Sitten und Gebräuche, und erreicht Madura, Hainan, Canton und Macao. Bontekoe 1618. Schouten's Reisen in Hinter- und Vorderindien, Ceylon, Malabar, Bengalen 1658—1665. Nachrichten von Land und Leuten in Vorder- und Hinterindien. Blüte und größte Ausdehnung der holländischen Macht in Indien. Die Holländer, ihre Reise- und Kartenwerke.

So schnell die Portugiesen sich in Ostindien emporgeschwungen hatten, eben so schnell sanken sie von ihrer Macht herab.

Die Hauptursache dieses Verfalls war die übergroße Ausdehnung ihrer Gebiete, die in keinem Verhältnisse stand zu den Kräften und der Bevölkerung des Mutterlandes. Hierzu kam, daß die Hofgunst häufig über Beförderungen in einträgliche Stellen entschied. Man wollte einzelne Personen durch ein Amt in Indien begünstigen und sich bereichern lassen. Die Regierung betrieb den Handel für eigene Rechnung und verstand dessen wahre Grundsätze und Vortheile nicht. In der weiten Entfernung vom Mutterlande, bei dem Mangel einer gesetzmäßig geordneten Verantwortlichkeit, wurde die Verwaltung immer schlechter, die königlichen Befehle nicht befolgt, und die Vizekönige hatten oft nicht die Kraft, sich Gehorsam zu verschaffen. Die portugiesischen Kreolen arteten aus wie Pflanzen auf einem fremden Boden. Mit den oft übel erworbenen Reichthümern riß Uebermuth, asiatische Ueppigkeit und Sittenverderbniß ein. Wie die Priesterherrschaft, Mönchswesen, Fanatismus das Mutterland tief heruntergebracht hatten, so hatten dieselben Ursachen zu dem Verlust der ostindischen Besitzungen in Indien beigetragen. Aber ihr nachtheiliger Einfluß wurde erst recht fühlbar, als in der Verwaltung der Kolonien schon große Verworrenheit eingerissen war und Alles sich zum Verfall neigte.

Der Handel war im Geiste damaliger Zeit nur zu Gunsten der Krone organisirt und hatte die möglichste Ausbeutung der Kolonien zur Aufgabe. Die Portugiesen durften nur unter zahlreichen Beschränkungen und mit Benutzung der königlichen Gallionen und Caravellen nach Indien Handel treiben. Mittelpunkt der Herrschaft in Ostindien war Goa. Dorthin mußten die indischen Kaufleute ihre Waaren liefern.

Ueberhaupt war die Regierung der Portugiesen in Indien überstreng. An die Stelle großer Männer, welche die Herrschaft in Indien begründet hatten, traten habgierige Beamte, welche sich auf jede Weise bereichern wollten.

Ihre Verwaltung artete in ein offenes Raub- und Plünderungssystem aus. Dazu gesellte sich der blutige Bekehrungseifer fanatischer Mönche. Bald brachen überall Aufstände aus, die nur mit Mühe bewältigt werden konnten.

Unter so verrotteten Zuständen waren die Holländer nach Ostindien gekommen. Sie besaßen damals alle Tugenden, welche ein Volk groß und stark machen. Die Härte der von den Spaniern erlittenen Bedrückungen hatte dem friedlichen, betriebsamen Volke Heldenthaten abgenöthigt, und die lange Dauer, die Hartnäckigkeit des Kampfes um ihre Unabhängigkeit, hatte seinen Charakter gestählt, und seitdem Portugal an Spanien gefallen war, 1580, wurden auch die zeither portugiesischen Besitzungen von den Holländern befeindet und angegriffen.

Was die Holländer ins Weltmeer hinaus gelockt, welche Thaten ihre Seefahrer Mahu, van Noort, Spilberg, Le Maire, Schouten, L'Hermite im Stillen oder Großen Ozean ausgeführt, welche Entdeckungen sie hier gemacht, welche Erfolge sie erzielt haben, das ist schon in dem Kapitel „die Holländer in der Südsee" (S. 41 ff.) erzählt worden. Hier haben wir nur ihre Kämpfe mit Portugal, die Begründung und den Verfall auch ihrer Macht in Ostindien nebst ihren hier sich daran knüpfenden Entdeckungen darzustellen.

So bedeutend Hollands Handel und Verkehr am Ende des 16. Jahrhunderts in Europa gewesen, so war dies doch nur der Anfang zu seiner späteren Größe. Holland besaß damals noch keine Kolonien. Erst 1595 wurde ein Versuch gemacht, einen direkten Verkehr mit Ostindien anzuknüpfen. — Ein Verein von Kaufleuten sandte vier Schiffe dorthin mit dem Auftrage, die günstigsten Handelsgelegenheiten auszukundschaften. Houtmann, welcher ehemals in portugiesischen Diensten gestanden, wurde, weil er Indien kannte, Befehlshaber.

Am 2. April 1595 ging er unter Segel, berührte die Küste von Brasilien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und lief in die Bai Aguada de San Braz ein, welche die Holländer wegen des Ueberflusses an vortrefflichem Schlachtvieh „Bleeschbai" nannten. Von hier wollte man auf kürzestem Wege nach Indien, aber widrige Winde und Stürme zwangen wiederholt an Madagaskar zu landen, wo man durch die rohen Eingeborenen sich mit guten Lebensmitteln versehen lassen konnte. Seit dem 12. Februar 1596 blieb das Wetter fast fortwährend günstig, und am 1. Juni befand sich das Geschwader an der Westküste von Sumatra, ging durch die Sundastraße nach Java und landete am 24. Juni in der Bai von Bantam. So freundlich die Eingeborenen auch waren, so hintertrieb doch die ränkevolle Eifersucht der angesiedelten Portugiesen größeren friedlichen Verkehr. Houtmann selbst wurde festgenommen und nur gegen ein bedeutendes Lösegeld wieder freigelassen. Nach Züchtigung der Stadt ging's nach Jakatra (jetzt Batavia) bis nach Tubang, wo Houtmann ohne Argwohn vor Anker ging.

Bald aber kam es auch hier, wie später auf Madura, zu blutigem Kampf. Erst auf Bali, von der Ostküste Java's nur durch eine schmale Straße getrennt, fand man freundliche Aufnahme. Mehrere Matrosen fanden das Leben auf Bali so angenehm, daß sie nicht an Bord zurückkehrten. Die Flotte, mit Lebensmitteln und Trinkwasser versehen, lichtete nach einem Aufenthalte von drei Wochen am 26. Februar die Anker zur Heimkehr, ging um das Vorgebirge der guten Hoffnung und lief am 14. August in den Hafen von Amsterdam ein.

Obgleich diese erste Reise nach dem Osten nur sehr geringen Gewinn brachte, so bildeten sich doch bald neue Handelsgesellschaften, die neue Fahrten nach Indien ausrüsteten. Schon am 15. März 1598 ging Houtmann zum zweitenmal mit zwei Schiffen nach Indien. Er berührte Madagaskar, die Komoren, die Malediven und Cochin, die Hauptstadt von Malabar, und ankerte nach einer kurzen, glücklichen Fahrt zu Atschin, an der nordwestlichen Spitze von Sumatra. Der Beherrscher gestattete ihm Handel zu treiben, später aber ließ er ihn, von den Portugiesen aufgereizt, mit mehreren seiner Leute festnehmen. Die Schiffe erwarteten ihn lange vergebens. Da sie ihn ermordet glaubten, gingen sie mit Pfeffersäcken reich beladen unter Segel und trafen, nachdem sie ihre Fracht auf Nikobar und Ceylon noch vermehrt hatten, am 29. Juli 1600 glücklich zu Middelburg wieder ein, während Houtmann zu Atschin sein Leben beschloß.

Der glänzende Erfolg rief mehrere Handelsgesellschaften ins Leben, welche Schiffe nach Indien ausrüsteten; aber eben die größere Anzahl von Gesellschaften schwächte die Kraft und störte den Erfolg, daher vereinigten sich alle im Jahre 1602 zur holländisch-ostindischen Compagnie, die das Vorbild aller späteren Gesellschaften dieser Art wurde.

Von mehreren Expeditionen, die entsendet worden waren, zeichnete sich vor allen die unter Admiral Cornelius Matelief aus. Derselbe ging am 12. Mai 1605 vom Texel aus unter Segel, berührte an den afrikanischen Küsten die Inseln Annabon, Mauritius und ankerte am 28. März 1606 bei den Nicobaren, um sogleich die Eroberung der Stadt Malakka, des Mittelpunktes der portugiesischen Besitzungen auf der gleichnamigen Insel, vorzubereiten. Ein blutiger, grauenhafter Kampf entflammt in verschiedenen portugiesisch-spanischen Kolonien, indem mehrere mächtige Sultane der Molukken-Inseln sich mit den Holländern gegen die alten Unterdrücker, die Portugiesen und Spanier verbinden.

Jetzt erst erkannte man die herrliche Natur und den hohen Werth der Molukken. Acht große und mehrere kleinere Inseln, erstrecken sie sich vom 144° bis zum 147° östlicher Länge und liegen zu beiden Seiten des Aequators. Anfangs den Chinesen gehörig, kamen sie später in arabischen, portugiesischen und endlich in holländischen Besitz. Sie sind vulkanisch, das warme feuchte Klima bringt eine wunderbare, üppige Vegetation hervor, besonders aber jene kostbaren aromatischen Gewürze, welchen diese Eilande den Namen „Gewürzinseln“ verdanken. Getreide fehlt, wird aber vollständig durch den Sagobaum und die herrlichsten Südfrüchte ersetzt. Das werthvollste Produkt ist aber die Gewürznelke. Dreimal im Jahr wird sie geerntet, doch bringen die Nelkenplantagen ihren Besitzern nur mäßigen Gewinn, da der Gewürzhandel Monopol der holländisch-ostindischen Compagnie ist. Auf Dschilolo und Ternate hat man Gold gefunden. Die ursprüngliche Bevölkerung der Molukken ist fast gänzlich ausgestorben. Die eingewanderten Malaien sind wohlgebildet, klug und kühn, aber träg, haben

eine bemerkenswerthe Kultur und bekennen sich zum Islam. Ihre Lebensweise ist einfach und mäßig, ihre Kleidung ein langes oben enges Gewand. Perlen und Edelsteine werden von den Frauen hochgeschätzt. Die Männer sind tapfer, besonders gute Matrosen und verstehen Dolch und Speer, Pfeil und Bogen trefflich zu führen. Ihre Kriegsfahrzeuge sind kunstvoll aus mehreren Baumstämmen zusammengefügt; kleinere Fahrzeuge, wie sie zum Fischfang dienen, sind aus einem einzigen Baumstamm gezimmert.

Am 22. Juni 1607 lichtete Matelief die Anker, um mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er berührte auf seiner Fahrt die Insel Mindanao, erreichte die Insel Hainan, dicht an der östlichen Küste Chinas, die bei den Europäern gewöhnlich Emuy heißt. Chinesische Beamte kamen zwar an Bord, nahmen auch kleine Geschenke an, gaben aber auf alle Fragen unbestimmte und ausweichende Antworten. Da alle Bemühungen des Admirals, mit den förmlichen und glatten Eingeborenen in ein vertraulicheres Verhältniß zu treten, scheiterten, so entschloß er sich, geradezu nach Canton zu segeln, wo seine Ankunft großes Aufsehen erregte. Hier rückten die Portugiesen, welche sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts auf der nahen Halbinsel Macao niedergelassen hatten und den Handel mit China als ein ihnen allein zukommendes Vorrecht betrachteten, mit sechs Schiffen gegen ihn heran und es schien nunmehr gerathen, sich zurückzuziehen. Matelief verließ mißmuthig über den geringen Erfolg seines Unternehmens die chinesischen Gewässer, segelte längs der östlichen Küste der Halbinsel Malakka hin, wo er mehrere Faktoreien gründete, und trat dann die Rückreise an. Am 2. September 1608 traf er wieder im Hafen von Middelburg ein.

Hatte Matelief auch nicht alle seine Aufträge nach Wunsch erfüllt, so hatte er doch nichts versäumt, dem Handel seiner Landsleute im fernen Osten sicheren Anhalt zu verschaffen. — Die Erfolge seiner Reise waren indessen auch keineswegs gering, denn die Faktoreien und Niederlassungen, welche er auf Java, auf den Molukken und auf Malakka gründete sowie die genauen Aufschlüsse, welche er über die Gegenstände und die Art und Weise des Verkehrs im östlichen Archipel mitbrachte, trugen nicht wenig zur Erlangung des späteren Uebergewichts Hollands in diesen Gewässern bei.

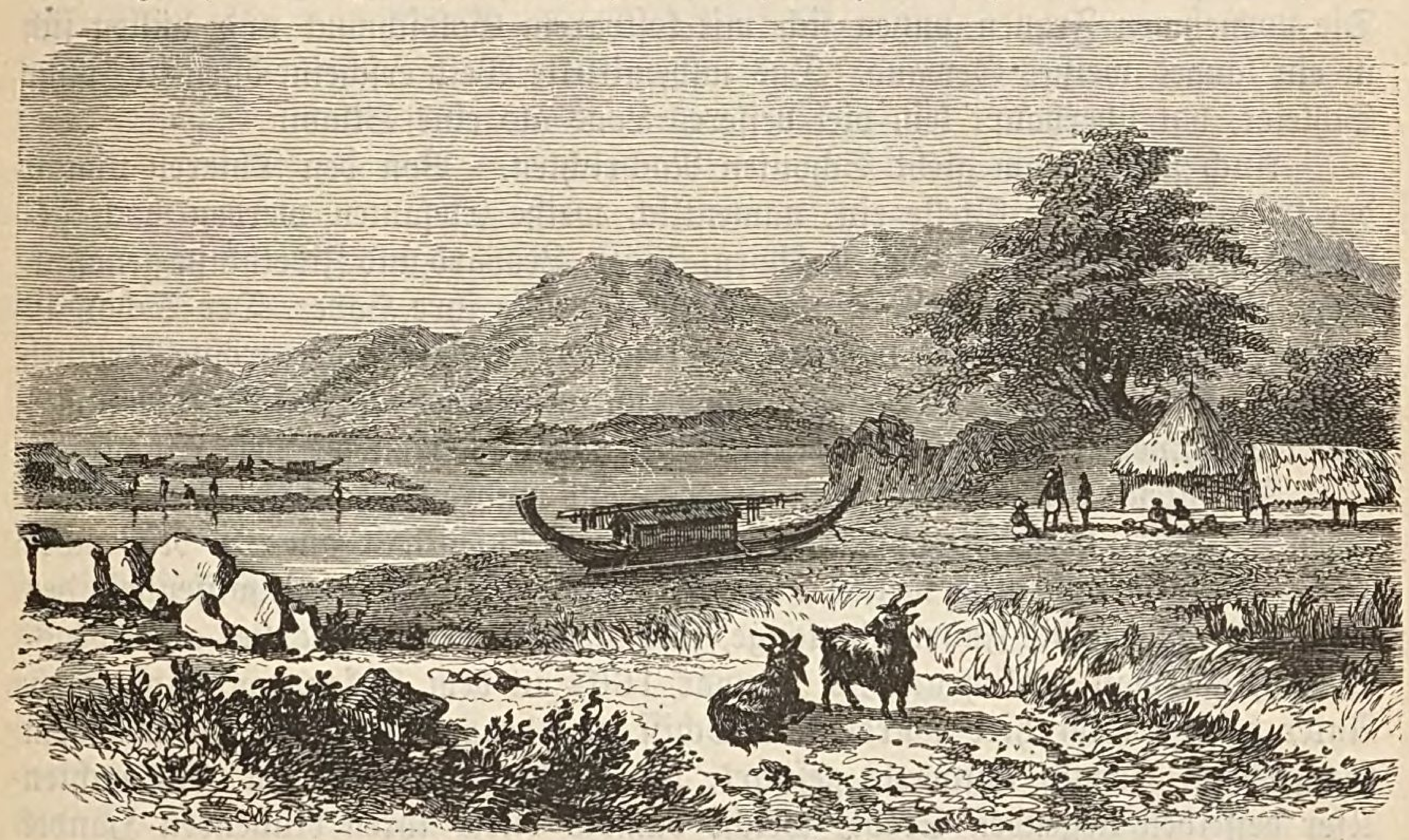
Der Krieg zwischen den Portugiesen und den Holländern dauerte in den ostindischen Gewässern noch lange fort. Letztere erhielten nur durch ihre unerschütterliche Beharrlichkeit, welche sie dem ungestümen Muth ihrer Feinde entgegensetzten, die Oberhand. Oft geschlagen, nie entmuthigt, kehrten sie stets mit neuen Streitkräften zurück, um dieselben Versuche mit größerer Vorsicht und Klugheit zu wiederholen. Nie setzten sie sich der Gefahr einer gänzlichen Niederlage aus, und stets die Vortheile des Handels im Auge, geizten sie weniger nach eitelem Kriegsruhm, als nach Gewinn und Reichthümern, welche ihnen bei ihrer Ausdauer endlich zufallen mußten.

So mehrten sich die Fahrten nach Ostindien mit jedem Jahre. Die abenteuerlichste von allen ist die im Jahre 1618 von Bontekoe.

Willem Isbrand Bontekoe erhielt den Auftrag, einen Kauffahrer mit 206 Mann an Bord nach Ostindien zu führen und lief am 28. Dezember 1618 aus dem Texel aus. Seine Reise war eine der gefahrvollsten und abenteuerlichsten, aber ohne Entdeckungen und sonderliche Verdienste, sie gehört daher mehr in eine Geschichte romantischer Seeabenteuer.

Ungleich wichtiger war die Reise Walter Schouten's. Er ging 1658 als Schiffschirurg in holländischen Diensten nach Batavia. Hier traf ihn der Befehl, nach der Insel Celebes zu segeln, deren Sultan, von den eifersüchtigen Portugiesen aufgereizt, die Holländer schädigen und verderben wollte. Dies zu verhindern erschienen 1660 die Holländer vor Macassar und steckten die Stadt, und die überraschten portugiesischen Schiffe in Brand. Es wurde dicht bei der Stadt ein starkes Fort erbaut und Macassar den Holländern tributpflichtig gemacht.

Nach der glücklichen Beendigung dieses Kriegszuges kehrte Schouten nach Batavia zurück, erhielt aber bald Befehl, mit einer Flotille nach dem Reiche Aracan im bengalischen Meerbusen zu segeln. Den Aufenthalt daselbst benutzte er, um Land und Leute Vorderindiens kennen zu lernen. Er berichtet: „Aracan ist etwa so groß wie Amsterdam, aber weit stärker bevölkert; die Vorstädte dehnen sich einige Meilen weit aus, und es giebt wol keine zweite Stadt, deren Häuser so eng beisammenstehen und so dicht bewohnt sind."



Rhede von Ternate, eine der Gewürzinseln.

Nachdem das Geschwader eine Ladung Reis eingenommen, lichtete es die Anker und traf nach glücklicher Fahrt im Juni 1661 in Batavia wieder ein. Von hier ging Schouten auf einem anderen Schiffe nach Ceylon und den Küsten von Malabar und Koromandel, um die Portugiesen anzugreifen und aus ihren festen Plätzen zu vertreiben. Während dieses Krieges besuchte Schouten sämmtliche holländische Niederlassungen in Vorderindien. Am 15. Juni 1662 kam er nach Batavia zurück, um sich zu erholen, und benutzte diese Frist, seine gesammelten Notizen über Java und seine Bewohner zu vervollständigen und niederzuschreiben.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt zu Batavia ging Schouten am 20. September 1663 nach Bengalen, landete am 13. November in dem Hafen von Malakka und zog über Land und Leute Erkundigungen ein. In seinem Reisebericht vereinigt er seine eigenen Beobachtungen mit fremden Mittheilungen. Die Versuche der Holländer, das Innere zu erforschen, wurden von dichtem Gebüsch, Morästen, Schlingpflanzen, giftigen Schlangen und wilden Thieren vereitelt.

Das Klima ist wie in den übrigen Tropengegenden, die Hitze trotz der Nähe des Aequators erträglich, weil die Luft durch die Seewinde und fast täglichen Regen abgekühlt wird. Die Küstenlandschaften sind mit einer üppigen Vegetation bedeckt und bringen Gewürze und köstliche Früchte ohne Pflege hervor. Die geringe Bevölkerung ist ein schöner Menschenschlag von brauner Hautfarbe und großer Muskelkraft. Die Hauptwaffe des Malaien ist der Kriß, ein großer scharfer, meist vergifteter Dolch; im offenen Kampfe führt er Speer und Wurfpfeile, noch lieber aber legt der Malaie sich in einen Hinterhalt und tödtet seinen arglos vorübergehenden Feind durch vergiftete Bolzen, die er mit großer Sicherheit aus einem Blasrohre schießt. Handel und Gewerbe liegen fast ausschließlich in den Händen eingewanderter Chinesen, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit oft ein bedeutendes Vermögen erwerben, dann nach ihrer Heimat zurückkehren und es in Ruhe genießen. Die wenigen Kleidungsstücke, die sie nicht von den Europäern oder Chinesen kaufen, verfertigen ihre Weiber. Die vornehmen Frauen putzen sich mit kostbarem Goldschmuck und hüllen sich in ein langes weißes Gewand. Das unbemittelte Weib erscheint öffentlich ohne Schleier, hat überhaupt kein viel besseres Loos als eine Sklavin.

Auch über Siam giebt Schouten Nachrichten. Von den Thieren nimmt der Elefant die erste Stelle ein, namentlich weiße Elefanten werden hoch geschätzt; außerdem werden noch Nashorn, Tiger, Leopard und Zibethkatze genannt. Dem Monarchen gehören Land und Leute und alle ihre Habe. Der Schatz ist deshalb stets wohl gefüllt, während in dem ganzen Lande die größte Armuth herrscht. Die Bewohner von Siam sind wahrscheinlich eines und desselben Stammes wie die Chinesen, denen sie im Allgemeinen mehr gleichen als den Hindus.

Schouten, welcher nicht selbst in das Land eindrang, sondern nach Hörensagen berichtet, verließ nach einem zehntägigen Aufenthalt am 23. November 1663 Malakka und ging weiter nach Bengalen. Durch die Unwissenheit des Kapitäns dauerte die Fahrt sehr lange, und man litt bereits Mangel an Lebensmitteln, als man endlich am 12. Januar 1664 in dem Hafen von Pipley vor Anker ging. Von hier wurde das Schiff von bengalischen Piloten auf dem Gangesarm Hoogly aufwärts geführt, bis zu der gleichnamigen, am rechten Ufer desselben liegenden Stadt, welche damals durch ihren blühenden Handel berühmt war. — Schouten nennt Bengalen eins der schönsten Länder der Erde, bedeckt mit stark bevölkerten Städten und Dörfern und reich an den vorzüglichsten Erzeugnissen der Natur. Der Bengalese ist im Allgemeinen sehr fleißig, doch beschäftigt er sich weit lieber mit Manufakturarbeiten als mit dem Ackerbau; am vollkommensten sind seine Webereien in Baumwolle und Seide.

Am 11. Februar ging Schouten wieder an Bord, traf nach einer glücklichen Fahrt am 20. April zu Batavia ein, trat hier als Arzt auf dem Admiralschiff einer nach Europa segelnden Flotte ein, verließ Ende Dezember Batavia und lief endlich am 11. Oktober 1665 in den Hafen von Amsterdam ein.

Schouten's Bericht über seine Reisen fand den verdienten Beifall, und wie Vieles sich auch später in Indien und dem östlichen Archipel geändert, seine Bemerkungen blieben wichtige Beiträge zur Geschichte der europäischen und besonders der holländischen Niederlassungen in jenem Theile der Erde.

Alle diese wichtigen Erwerbungen der Holländer fallen in die drei ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. In diesem Zeitraume hat die holländische

Compagnie die Portugiesen und die Engländer von den Gewürzinseln vertrieben, selbst in Japan, wenn auch unter großen Beschränkungen, Zutritt erlangt, und auf Ceylon, an den Küsten Malabar und Koromandel portugiesische Festungen nebst den dazu gehörigen Bezirken erobert, anderer Niederlassungen an den Küsten Vorder- und Hinterindiens und auf den Inseln des großen Archipels nicht zu erwähnen.

So bestand das Entdeckungswerk der Holländer selbst in den entferntesten Regionen nicht in flüchtigen Besuchen fremder Gestade, wie das der Portugiesen und Spanier, welche besonders nach Gold suchten und auf eine solide Befestigung ihrer Herrschaft nicht bedacht waren; die Holländer suchten vielmehr möglichst gleich festen Fuß zu fassen und dauernde Handelsverbindungen anzuknüpfen. Auch ging die wissenschaftliche Beschreibung und Aufnahme der entdeckten Länder in den meisten Fällen der Entdeckung auf dem Fuße nach, und auf diese Weise ist es gekommen, daß wir die ersten wissenschaftlichen Arbeiten über diese Länder und Inselreiche holländischen Reisenden und Geographen verdanken. Was die Reisenden in der Ferne der Kenntniß erschlossen, das bearbeiteten in der Heimat ihre gelehrten Geographen Ortelius, Mercator, Hondius, Blaeu, Jansson u. v. A., und die Holländer waren damals die unübertroffenen Meister in der Kartographie. Es zeichnete damals allerdings die ganze Welt, es gab italienische, französische, englische, spanische, schwedische und deutsche Landkartenzeichner; doch die Kunst aller dieser kam nicht der Kunst der Niederländer und deren vollendeten Werken gleich. Was Ortelius' Sammeleifer zusammengebracht, das sichtete der kritische Geist des Erfinders neuer Projektionen, Mercator's. Beide Männer schufen eine Menge herrlicher Kartenwerke und Atlanten. Die Städte Amsterdam, Antwerpen, Rotterdam, Leiden, Arnhem u. s. w. wurden wahre Fabriken und Niederlagen alles dessen, was mit Geographie in irgend welcher Beziehung stand. Auch was fremder Fleiß gefördert, wurde in den Niederlanden gestochen und verlegt. Die technische Ausführung war eine vorzügliche, aber nur Europa und die gut bekannten Partien der übrigen Kontinente wurden mit großer Genauigkeit hergestellt, während für alles Uebrige, was man nicht aus eigener Anschauung und Erfahrung kannte, entweder Ptolemäus oder die kühne Phantasie des einzelnen Zeichners herhalten mußte. Und wie die Landkarten zeichneten sich auch die alten holländischen Globen aus.

Auch die Buchdrucker- und Kupferstechkunst war in den Niederlanden frühzeitig zu hoher Blüte gelangt. Die neuesten Reiseberichte wurden sofort publizirt, reich illustrirt und zwar im Geiste und nach Art der großen holländischen Maler jener Zeit. Einzelne Werke dieser Literatur hatten eine große Verbreitung in der ganzen Welt, so Waghenaer's „Spiegel der Zeevaerth", Enkhuysen's „Zeevaerthboek", Voogt's „De nieuwe groote lichtende Zeefakkel", A. Colomb's und H. Doncker's „Zeeatlas", P. Goos' „De lichtende Colonne", J. van Keulen's „De groote nieuwe vermeerderde Zee-Atlas" und viele andere. An umfangreichen Handbüchern, welche für die Verbreitung geographischer Kenntnisse sorgten, gab es ebenfalls keinen Mangel.

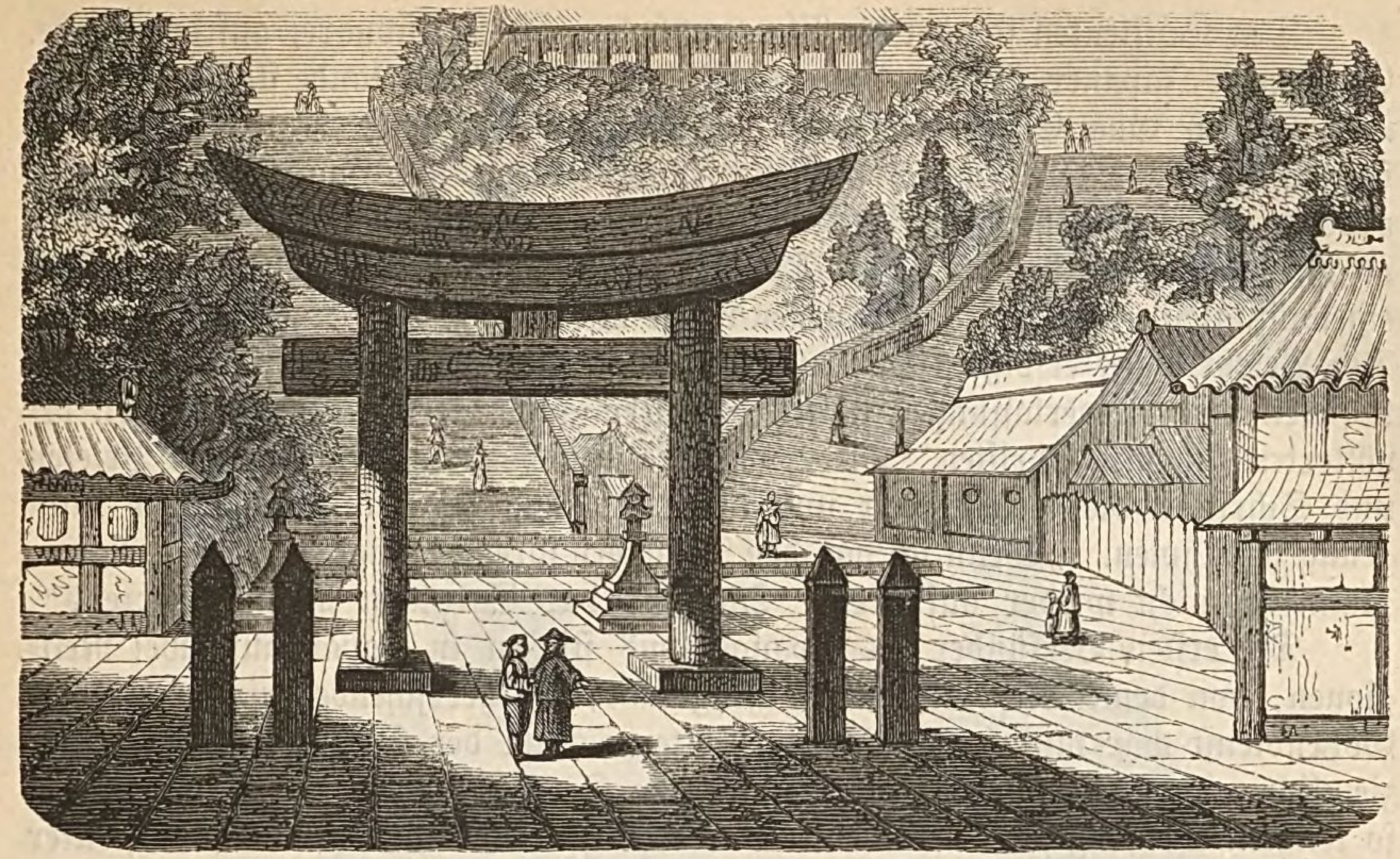
Von größtem Werth für die geographische Wissenschaft waren die schon während der mächtigen Entfaltung der Seefahrten veranstalteten Sammlungen der einzeln herausgegebenen Reiseberichte. Diese schilderten ja Errungenschaften und wurden als reicher Schatz erdkundlichen Wissens treu gehütet. Berichte

über die holländischen Reisen in die nordischen Räume hatten Linschoten, de Veer, Gerritsz, J. Pontanus, Claus de Groote, Is. Massa und Andere gesammelt. Ihr Inhalt war neben der Schilderung der Reiseerlebnisse, des Schiffskurses auch die Beschreibung von Spitzbergen, Nowaja-Semlja, eines Theiles des Samojedenlandes u. s. w.

Die ältesten holländischen Reiseberichte, welche Beschreibungen von Fahrten nach Indien enthielten, und deren Erhaltung in größeren Sammlungen verdanken wir dem Fleiße der Deutschen J. J. und J. Th. de Bry aus Frankfurt am Main und Levinus Hulsius aus Nürnberg.

De Bry gab in den Jahren 1590—1634 eine Sammlung größerer und von 1598—1613 auch eine Sammlung kleinerer Reisen unter dem Titel: „Sammlung von Reisen nach dem occidentalischen Indien" (14 Bände) und „Sammlung von Reisen nach dem orientalischen Indien" (5 Bände) heraus, wovon ein Theil auch in lateinischer Sprache erschien und eben dadurch große Verbreitung erlangte. Berichte über holländische Reisen enthalten in der größeren Sammlung die Bände 9, 11 und 13, in der kleineren die Bände 2—12. Die meisten Berichte sind mit Karten und Plänen verschiedener Art wohl versehen und enthalten auch Illustrationen. Die Sammlung von Levinus Hulsius, in den Jahren 1598—1640 veranstaltet, enthält in 26 Bänden neben großen auch eine Anzahl kleinerer, minder bedeutender Reisen der Holländer, und wie in der de Bry'schen sind auch in dieser Sammlung manche hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der beschreibenden Erdkunde enthalten und mit zahlreichen Kupfern und Plänen versehen.

Während dieses glänzenden Zeitraumes des steigenden Flors vermehrte die Compagnie das Privateigenthum einzelner Kaufleute und Unternehmer sowie die Einkünfte des Staates. Die holländische Seemacht wurde in kurzer Zeit eine der stärksten und gefürchtetsten. Aber ebenso schnell wie die Macht emporgestiegen, folgte ihr Stillstand und Verfall. Die Zerrüttung der ostindischen Angelegenheiten erreichte den höchsten Grad, die Schulden der Compagnie wuchsen trotz des gewinnbringenden Handels zu einer unerschwinglichen Summe an und der Staat mußte zu Hülfe kommen, um einem gänzlichen Ruin vorzubeugen. Die asiatischen Besitzungen wurden für die Republik ein unheilbar schadhaftes Glied, welches aber nicht abgelöst werden durfte, weil die Operation das noch pulsirende Leben des Ganzen gefährdet hätte. Von Zeit zu Zeit sendeten zwar die Generalstaaten Kommissarien mit außerordentlichen Vollmachten nach Asien, meist unterlagen sie aber dem mörderischen Klima von Batavia, nicht selten auch beigebrachtem Gift, das sie für immer verstummen machte. Alle Versuche einer Reform blieben fruchtlos, weil aus den Familien der Räthe von Indien sich ein Patriziat, eine koloniale Aristokratie gebildet hatte, für welche die Fortdauer der Mißbräuche jeder Art eine Quelle des Reichthums geworden war. Und diese Zustände erhielten sich bis zu der Zeit, in der unsere Darstellung zu enden hat.



A=ta=go=yama, altes Tempelthor in Japan.

II.

Nach und um Japan.

Die ersten europäischen Kaufleute und Missionäre. Portugiesen und Spanier. Mendez Pinto. Franz Xaverius. Der einheimische Glaube. Cosmo de Torres. Fortschritte des Christenthums. Japanische Gesandtschaft nach Rom. Christenverfolgungen. Ankunft der Holländer unter Adams und später der Briten. Holländischer Krämergeist. Nördliche Fahrten bis zu den Kurilen. Engelbert Kaempfer 1690. Peter Thunberg 1775. Titsingh 1779. Neue Christenverfolgungen. Kosierewski. Spangenberg. Potomschew. La Peyrouse. Amerikanische Schiffe in Japan. Laxmann und Resanoff 1806.

Von Japan hatte man seit Marco Polo keine neuere Kunde erhalten. Erst die letzte Entdeckung der Portugiesen im Osten war die erste zufällige Entdeckung Japans. Antonio Mota und Francesco Peyxoto wurden 1542 auf einer Reise nach China durch Sturm nach der Insel Nipon, chinesisch Je=pucen, woraus die Europäer Japan machten, verschlagen. Ihre Aufnahme war freundlich, und bald folgte ihnen Mendez Pinto, der einen gewinnreichen Handel mit den Eingeborenen einleitete. Wie später Kämpfer versicherte, führten die Portugiesen jährlich allein an Gold 300 Tonnen, die Tonne im Werthe von 57,000 Thalern, mit sich fort. Im Jahre 1636 verschifften sie, obwol ihr Handel schon sehr abgenommen hatte, von Nagasaki noch 2350 Kisten Silber im Werthe von 4 Millionen Thalern. Portugiesische Händler verheiratheten sich vielfach mit reichen Japanerinnen, so daß in den Hafenstädten der Unterschied zwischen Einheimischen und Ausländern zu verschwinden anfing. „Wäre der Handel so fortgegangen“, sagt Kämpfer, „so würden Goa und Macao, die beiden portugiesischen Stapelplätze östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, zu einem Reichthum gelangt sein, wie ihn Jerusalem zu Salomo's Zeit hatte.“

Den Kaufleuten folgten die Glaubensboten, die Missionare, auf dem Fuße. Ein junger Japaner, Anjiro, hatte 1549 aus seinem Vaterlande flüchten müssen und war in Goa Christ geworden. Als er zurückkehrte, begleitete ihn der heilige Franz Xaverius, der Mitbegründer, Stolz und Glanz des Jesuitenordens. Dieser wahrhaft bedeutende Mann, der ebenso viel Talent als Muth besaß, gewann durch seine große Demuth, sein tugendhaftes Leben, seine Uneigennützigkeit und Freigebigkeit gegen Arme und Kranke die Herzen der Japaner. Die Bekehrungen erfolgten zu Tausenden, und nicht blos Bungo, wo die Portugiesen ihre Niederlassungen hatten, sondern auch die übrigen Provinzen bevölkerten sich mit Christen. Die ersten Glaubensboten wissen in ihren Briefen und Schriften die Gelehrigkeit und die Zuneigung der Landesbewohner nicht genug zu rühmen. „Wenn ich von den Japanern spreche", sagt der heilige Xaver, „kann ich nicht wieder aufhören. Sie sind das Entzücken meines Herzens".

Die ersten Verkünder des Evangeliums stießen in Japan auf zwei Religionen, von denen die eine, der Sintuglaube, die herrschende, ein heidnischer Götzendienst war mit einem höchsten Götterpaar an der Spitze, doch mit einer ziemlich reinen Sittenlehre, daher unter den Sintugläubigen das Christenthum so leichten Eingang fand. Daneben wurde ein stark durch Götzendienst entstellter Buddhismus geduldet, welcher, trotz mancher gottesdienstlichen Förmlichkeiten, die denen des Christenthums ähnlich waren, diesem sich feindselig erwies.

Xaver landete in Kagoshima, welchen Hafen die Portugiesen jedoch später mit Firando vertauschten. Seine Predigten stießen anfangs auf politischen Widerstand, da der Fürst von Satzuma auf Anstiften des buddhistischen Klerus seinen Unterthanen den Uebertritt zur neuen Lehre verbot. Auf dem Throne saßen damals Gonara als der 106. Dairi und Josi-Far als 24. Siogun. Miako, das kirchliche Rom des Landes, fand Xaver in Folge der Bürgerkriege in Trümmern und konnte dort auch weder bei dem Dairi noch beim Siogun Audienz erlangen. Erst als er später mit Empfehlungen und Geschenken des Vizekönigs von Indien und des Gouverneurs zurückkehrte, empfing ihn der Kaiser und erlaubte ihm zu predigen und er hatte solchen Erfolg, daß er in einem Jahre 3000 Personen bekehrte. Aber dieser größte Apostel verließ Japan schon nach drei Jahren und starb Ende des Jahres 1551 auf der Ueberfahrt nach Macao. — Cosmo de Torres wurde nunmehr das geistliche Oberhaupt der neuen Gemeinde. Sie machte rasche Fortschritte, besonders da die Missionare durch öffentliche Kasteiungen und Geißelungen dem Volk imponirten und die verweichlichten buddhistischen Pfaffen dadurch in Mißachtung brachten. Nach und nach fanden die Missionare Eingang selbst bei den Großen. Mehrere Fürsten ließen sich taufen, und wie zur Reformationszeit folgten in Japan die Völker ihren Fürsten beim Uebertritt, ja der Fürst von Omura, ein eifriger Neophyt, ließ sogar seine Unterthanen, die nicht Christen werden wollten, verfolgen. Er hat auch den Portugiesen in Nagasaki eine Faktorei eingeräumt, welcher Platz, damals ein elendes Fischerdorf, durch den europäischen Handel rasch zu einer Stadt ersten Ranges emporgewachsen ist. Im Jahre 1565 baute der Fürst dort eine christliche Kirche und erhob sie zum Hauptquartier der Mission, welcher 1577 bereits 59 Jesuiten, darunter 26 Eingeborene, aber nur 23 geweihte Priester dienten, die für Spendung der Sakramente unter den zahlreichen Gemeinden längst nicht mehr ausreichten. Damals begab sich auch

eine Gesandtschaft im Auftrage der drei neubekehrten Fürsten nach Rom, wo sie nach mancherlei Reisefährlichkeiten wirklich anlangte und vom Papst Gregor XIII. mit großem Gepränge empfangen wurde. Das war, um 1580, der Höhepunkt der christlichen Missionen in Japan. Das Christenthum zählte damals gegen 150,000 Bekenner und an 200 Kirchen. Aber in dynastischem Streit schwang sich Faschiba, ein Emporkömmling, als Begründer einer neuen Dynastie auf den kaiserlichen Thron und nahm den Titel Taiko=Sama an. Unter ihm begannen die ersten Christenverfolgungen. Die Missionare mußten sich einschiffen, und mehrere Kirchen wurden nieder gerissen.



Der Siogun, ehemaliger weltlicher Beherrscher von Japan, und eine seiner Gemahlinnen.

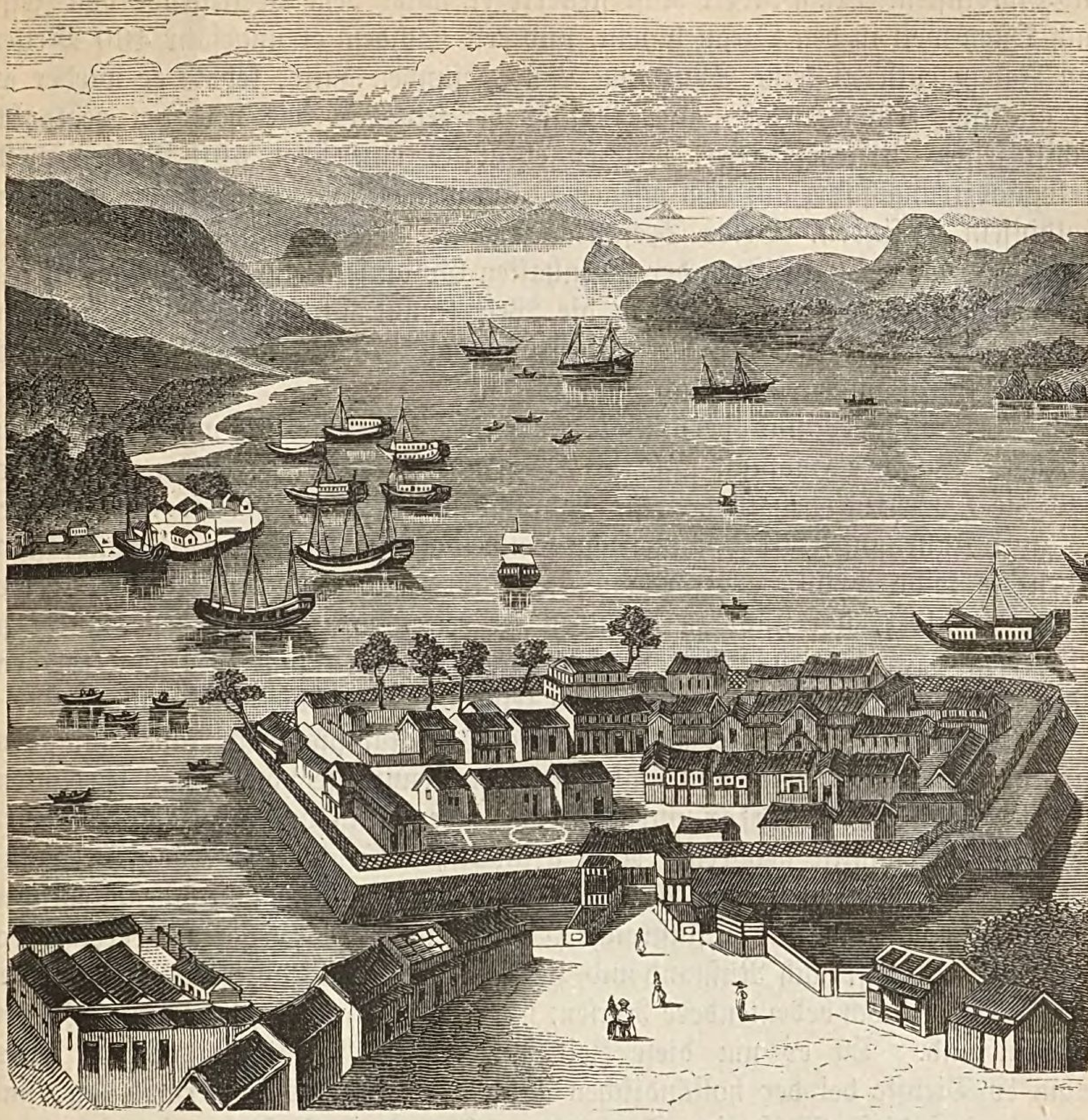
Aus jener Zeit stammt eine Beschwerde des Kaisers an den portugiesischen Vizekönig in Goa, die an die unaufhörlichen Bürgerkriege erinnert, denen Japan durch das Christenthum ausgesetzt worden sei. Auch die Europäer und ihre Priester haben sich durch gegenseitigen Verrath selbst befehdet und dadurch verächtlich gemacht. Der spanische Statthalter in Manila denuncirte das Treiben der Jesuitenmissionare. Dominikaner und Franziskaner bereiteten aus Ordensneid den Jesuiten allerhand Schwierigkeiten und beunruhigten den Kaiser, daß die Missionare nur die Vorläufer europäischer Eroberer in überseeischen Ländern seien. So brach denn eine harte Christenverfolgung aus, Hinrichtungen fanden statt und sämmtliche Missionare wurden aus dem Lande gewiesen. Während der letzte Befehl zögernd vollzogen wurde, starb der Taiko=Sama im September 1598, und für den minderjährigen Nachfolger wurde eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze der Fürst von Bandova stand, welcher gegen die Christenlehre wenigstens nicht feindselig gestimmt war.

Gerade um diese Zeit, um 1600, wurde ein holländisches, von dem englischen Piloten Adams geführtes Schiff durch einen Sturm nach Nagasaki verschlagen. Die Portugiesen verdächtigten die Holländer bei den Japanesen als Seeräuber, was sie auch nach dem damaligen See- und Handelsrecht waren, weil jedes Schiff, welches sich in einem Gewässer oder in der Nähe einer Kolonie zeigte, wo andere Völker das Monopol besaßen oder zu besitzen glaubten, als Seeräuber betrachtet und behandelt wurde. Adams wurde nach Jeddo zum Kaiser abgeführt. Die schlauen Japanesen hatten aber bald eingesehen, wie ersprießlich für sie das Erscheinen der Niederländer sein müßte. Die Verdächtigten wurden nach kurzer Zeit freigelassen, die Instrumente Adams zurückgegeben, auch die Matrosen beschenkt, aber sie mußten im Lande bleiben und unter Anleitung von Adams ein Schiff von 80 Tonnen für den Kaiser bauen. Der ehemalige Lootse wurde der Lehrer des Kaisers in den mathematischen Wissenschaften, gelangte zu politischem Einfluß und erbaute später noch ein zweites Schiff von 120 Tonnen. Schon damals zeigten die Japanesen die größte Begierde, die Kenntnisse und die Werkzeuge der Fremden sich anzueignen.

In Holland hatte man kaum von Adam's seltsamen Schicksalen gehört, die an Marco Polo's Laufbahn in China erinnerten, so schickte man zwei Schiffe nach Japan, die 1609 im Juli vor Firando ankamen und die Erlaubniß erhielten, hier fortan Handel zu treiben. Auch die britisch-ostindische Compagnie erhielt 1613 Zutritt in die japanischen Häfen. Aber nicht lange, und schon 1616 wurde alle Handels- und Religionsduldung aufgehoben, und es begannen von Neuem die blutigsten Verfolgungen. Im Jahre 1626 hatte es in Nagasaki noch 40,000 eingeborene Christen gegeben, drei Jahre später wagte kein einziger sich zu der Lehre zu bekennen. Die Hinrichtungen wurden durch Martern gesteigert und Folterungen angewendet, um die Christen zur Abschwörung ihres Glaubens zu zwingen. Die Jahre 1633 und 1634 sind besonders durch solche Glaubensmorde berüchtigt. In Folge dieser Grausamkeiten erhob sich 1635 der letzte Rest der eingeborenen Christen im Kreise Arima und besetzte, 37,000 Mann stark, die Festung Schimabara im Golfe gleichen Namens östlich von Nagasaki. Der Platz wurde bis 1637 belagert (bei welcher Gelegenheit die Holländer schnöde genug dem Kaiser ihre Geschütze liehen) und nach dem Fall des Bollwerks alle Christen niedergehauen. Ein Jahr später erschien der kaiserliche Befehl, welcher allen Verkehr mit den Portugiesen untersagte, den Japanesen verbot, nach fremden Küsten zu segeln und alle aus der Fremde heimkehrenden Japanesen mit der Todesstrafe bedrohte. Als die Portugiesen 1639 eine Gesandtschaft von 61 Personen zum Kaiser schickten, um eine Milderung des Gesetzes zu erbitten, wurden statt aller Antwort 38 von ihnen enthauptet und die übrigen nach Macao heimgeschickt. So endigte das Christenthum in Japan.

Seitdem hatten die Holländer allein noch Handelsfreiheit und zwar auf der kleinen Insel Desima im Hafen vor Nagasaki, auf welche sie allein angewiesen blieben. —

Es war natürlich, daß der so eingeschränkte Spekulationsgeist der Holländer sich auch nach anderen Goldquellen außerhalb Japan umsah. So hat Desima als Basis für eine Reihe von Expeditionen nach dem Norden gedient, die zwar keinen materiellen Gewinn brachten, aber wegen ihrer Ausbeute an geographischen Entdeckungen von Interesse sind.



Desima mit der Bai von Nagasaki.

Merkwürdigerweise hätten nach den geographischen Vorstellungen der Niederländer von dieser Weltgegend die Schauplätze der alten Nordostfahrer und der von van Diemen ausgeschickten Seeleute sich hier berühren sollen. Maarten Gerritsz Vries und Hendrik Cornelisz Schaep gingen schon 1643 mit zwei Schiffen nach dem Norden ab, litten aber Schiffbruch und mußten getrennt nach unbekannten Meeresräumen segeln. Vries entdeckte die ganze Nordküste von Nipon, landete auf Jesso und lernte hier das Volk der Ainos kennen. Nördlich von Jesso entdeckte er die Kurilen, deren größte er in Erinnerung an die von allen Holländern dieser Zeit so heiß geliebten Institutionen der Heimat „Staaten-Eiland“ benannte, und nahm von der Insel Urup, die er für die ostindische Handelscompagnie in Besitz genommen, einen Sack voll vermeintlichen Silbererzes mit. Auf seiner weiteren Fahrt nach Norden gelangte der glückliche Seefahrer im Ochotzkischen Meer bis zum 48° n. Br., berührte auf der Rückfahrt die Insel Sachalin, welche er für einen Theil Jessos hielt, und ging endlich in der herrlichen Atkis-Bucht auf Jesso vor Anker. Noch lag ein wichtiges Werk

in dem Geiste des kühnen Mannes: die Auffindung der sagenhaften Silber- und Goldinseln. Nach kurzer Rast steuerte er unter dem Breitegrade von Jesso nach Osten weit in den Ozean hinein, und erst nachdem er ungefähr 460 Meilen von Japan entfernt keine Spur von Land gefunden hatte, kehrte er wieder an die asiatische Küste zurück. Hier traf er bei Kiu-Siu das verloren geglaubte Schiff seines Reisegefährten, welcher ebenfalls eine über 500 Meilen weite Rekognoszirungsfahrt auf dem offenen Ozean gemacht, ohne jedoch die gesuchten Goldinseln zu finden. Beide Seefahrer segelten hierauf nach Formosa. Durch diese Reise ward die Existenz der sagenhaften Goldinseln ein- für allemal in das Reich der Fabel verwiesen. Allein die Welt trennt sich schwer von liebgewonnenen Phantomen. Noch Peter der Große ließ 1719 unter den Kurilen nach den Goldinseln suchen, natürlich ohne Erfolg.

Die Holländer sind berüchtigt durch ihren Verkehr mit morgenländischen Fürsten. Wo ihre Habsucht und ihr Ehrgefühl in Streit geriethen, hat erstere stets die Oberhand behalten. Ihr habsüchtiger Krämergeist hat ihnen länger als zwei Jahrhunderte das japanische Handelsmonopol gesichert. Grundsätzlich haben sie keine christliche Propaganda bei ihren überseeischen bigotten Unterthanen geduldet, um nicht zu Unruhen zu reizen und dadurch den Handel zu gefährden. In Japan sollen sie sogar das Christenthum verleugnet haben, indem sie spitzfindig sagten: „Wir sind keine Christen, wir sind Holländer."

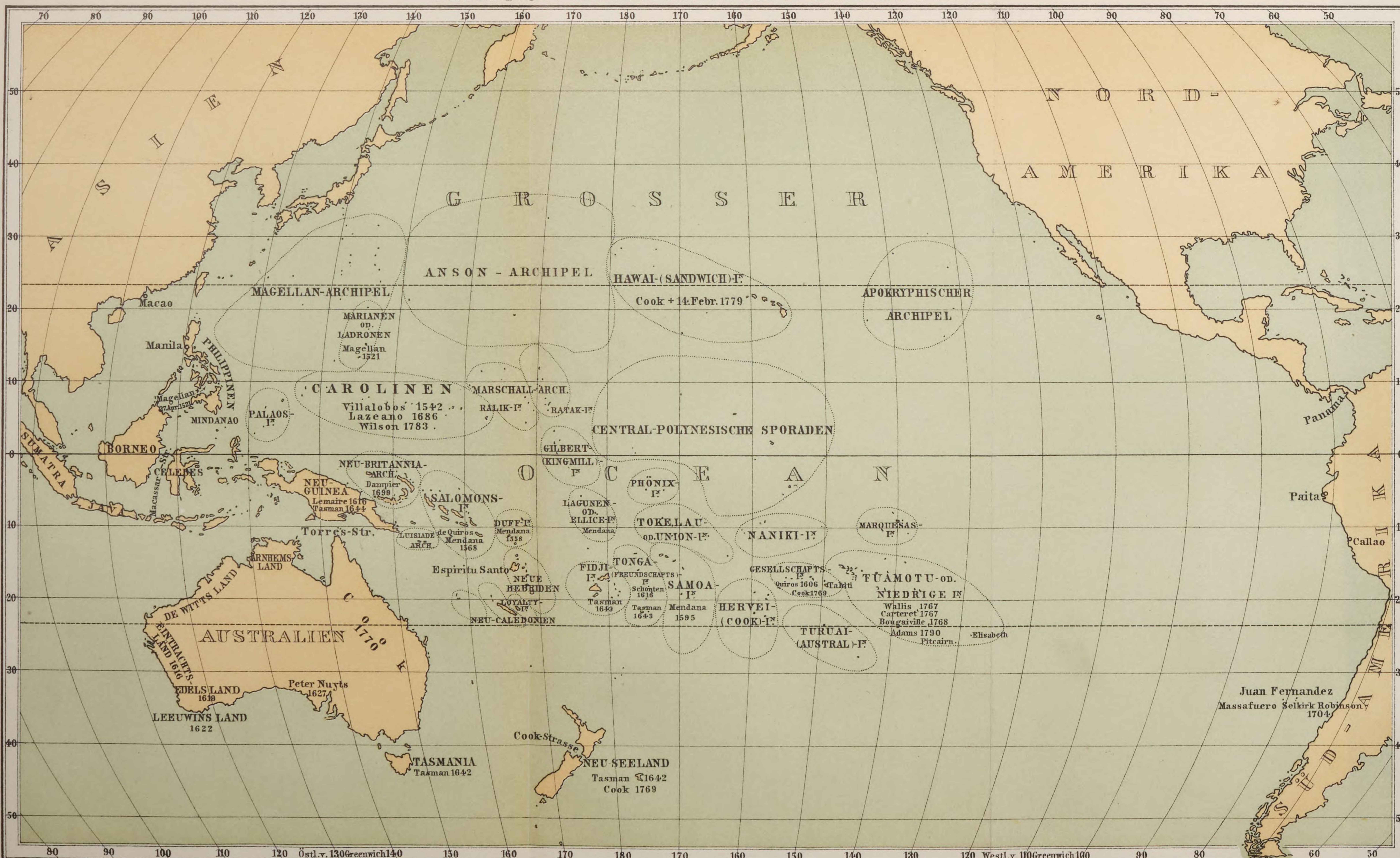
So standen die Dinge, als im Jahre 1690 Kämpfer nach Japan kam, dem wir die ersten genaueren und umfangreichen Kenntnisse von Japan verdanken.

Engelbert Kämpfer wurde 1651 zu Lemgo in der Grafschaft Lippe in einer Predigerfamilie geboren. Nach gründlichen Studien in Königsberg und Krakau fand er an dem Fürsten Alexander Lubomirski und dem brandenburgischen Gesandten von Hoverbeck einflußreiche Gönner, ward als Legationssecretair bei einer Gesandtschaft nach Rußland und Persien angestellt. Von hier unternahm er 1688—1689 noch bedeutendere Reisen, über die aber nur unbestimmte Notizen erhalten sind. Da er um diese Zeit sein ganzes Vermögen verloren hatte, nahm er Dienste bei der holländischen Flotte, die damals in Ormus lag, und gelangte auf diese Weise im September 1689 nach Batavia, im folgenden Jahre nach Siam, und ging von dort als Gesandtschaftsarzt mit nach Japan. Ende October 1692 verließ er Japan und ging über Batavia nach Holland, wo er in der Schrift „Decas observationum exoticarum" die erste Probe seiner mitgebrachten botanischen Arbeiten veröffentlichte. Endlich kehrte er in seine Heimat Lemgo zurück, wo er 1716 starb.

Leider ist nur eins seiner Werke „Amoenitates exoticae" gedruckt worden; für seine andern umfangreichen Manuskripte, die durch ihre vielen Abbildungen große Kosten verursacht hätten, konnte er keinen Verleger finden. Erst 1727 erschien seine Geschichte Japans in englischer Sprache, wurde später ins Französische, Holländische und erst 1777 ins Deutsche zurückübersetzt.

Da Kämpfer mit aufmerksamem Blick fast keine Seite des japanischen Lebens unbeachtet ließ, so erhielten wir von ihm jedenfalls das ausgeführteste Bild der damaligen Zeit. Ein auffallender Zug ist die strenge Beaufsichtigung und Einschließung der Holländer und die demüthigende Art und Weise, wie sie bei Hofe die echtasiatischen Ceremonien der Kriecherei vor dem ihnen unsichtbaren Kaiser machen müssen.

UEBERSICHT DER ENTDECKUNGEN IM STILLEN OCEAN.



Geograph. Anstalt v. Wagner & Debes Leipzig.

Leipzig, Verlag von Otto Spamer.

„Die kleine Insel Desima, der einzige den Holländern gestattete Aufenthalt", sagt Kämpfer, „ist mit einer starken Pforte geschlossen, die nur unter Aufsicht einiger deputirter Edlen des Gouverneurs geöffnet werden darf. Wir werden hier nicht wie ehrliche Menschen, sondern wie Verbrecher, Spione, Verräther, kurz wie Gefangene bewacht und behandelt. Das Ein- und Ausladen unserer Schiffe darf nicht von unsern Leuten geschehen, sondern von Kulis bei sehr hohem Lohn. Ein Holländer darf auch keine Briefe schreiben und von hier fortschicken, ohne dem Gouverneur ihren Inhalt bekannt gemacht und ihm eine Abschrift gegeben zu haben. Die Holländer beobachteten daher ein karthäuserartiges Schweigen und nur die engherzigste Eifersucht kann diese Indolenz eines europäischen Volkes erklären!" Nach Kämpfer's Zeit wurden ihre Freiheiten übrigens noch mehr beschränkt, und ihr Handel litt noch stärkere Einbuße.

Kämpfers historische und botanische Verdienste wurden von seinem nächsten Nachfolger Peter Thunberg, Arzt der holländischen Faktorei in Desima 1775, weit übertroffen. Einige reiche Kaufleute Amsterdams hatten ihn nach dem Orient gesandt, um als Botaniker neue Pflanzen zu sammeln. Nachdem er drei Jahre am Kap der guten Hoffnung zugebracht und ausgedehnte Reisen ins Innere unternommen, ging er nach Batavia und von da nach Nagasaki. Er kam in einer Zeit an, als eben die Holländer, weil sich ihre Kapitäne mit falschen Dickbäuchen Schmuggelei erlaubt, noch ärger beschränkt und auf äußerst brutale und geringschätzige Art behandelt wurden. Auch er machte eine Gesandtschaftsreise an den Hof von Jeddo mit und hatte das Glück, daselbst eine dem Kaiser nahestehende Person zu heilen und dadurch zu Ansehen zu kommen.

Thunberg verfaßte nach seiner Heimkehr eine Flora japonica, die etwa tausend neue Spezies beschreibt. Auch seine Sammlungen von Naturalien waren bedeutend. — Nach ihm verdanken wir vorzügliche Belehrung über Japan dem Direktor der holländischen Faktorei zu Desima Isaak Titsingh (von 1779 bis 1784). Er starb 1812 zu Paris, aber die Ergebnisse seines mehrjährigen Aufenthalts in Ostasien sind erst später von Abel Rémusat in seinem Werk „Nouveaux Mélanges Asiatiques" in Bruchstücken veröffentlicht worden.

Schließen wir hieran in aller Kürze noch die Versuche anderer Nationen mit Japan in Verbindung zu treten und zwar bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

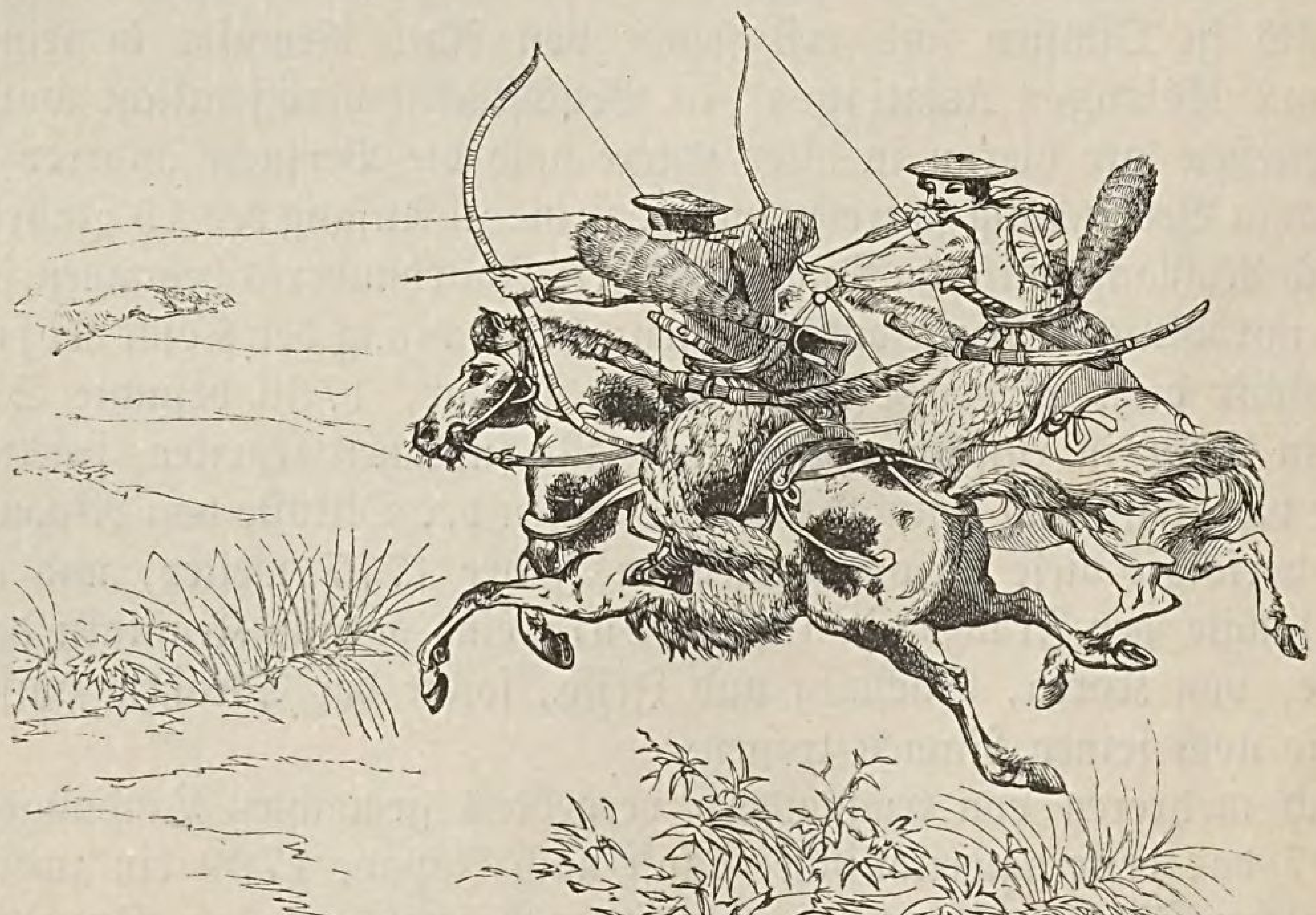
Auch Rußland hatte im Anfang des 18. Jahrhunderts begonnen sich gleichfalls im nordöstlichen Asien auszubreiten; 1713 drang der Kosak Kosierewski bis Konaschir dicht an der Ostküste von Jesso vor, 1736 besuchte Spangenberg, ein Däne in russischen Diensten, alle südlichen Kurilen, segelte entlang der Küste von Jesso und besuchte mehrere Häfen der Ostküste von Nipon. Potomohew verfolgte diese Erforschungen im Jahre 1777 weiter, und im Jahre 1787 erlangte der Franzose La Peyrouse eine genaue Kenntniß der japanischen See, von Korea, Sachalin und Jesso, sowie der Straßen zwischen denselben, die noch seinen Namen tragen.

Nach mehreren von Engländern vergebens gemachten Landungsversuchen kam 1797 das erste amerikanische Schiff nach Japan, 1799 ein zweites unter amerikanischer Flagge, diesmal ein wirklicher Amerikaner, der „Franklin" unter Kapitain Devereux; am Bord desselben befand sich Hendrik Doeff, der als Direktor der Faktorei sich während der nächsten siebzehn Jahre in Japan aufhielt und 1835 ein wichtiges Werk über dieses Land veröffentlichte.

Derselbe verfaßte während seines dortigen Aufenthalts mit Hülfe von zehn japanischen Dolmetschern auch ein holländisch-japanisches Wörterbuch, von dem eine Kopie in der kaiserlichen Bibliothek in Jeddo niedergelegt wurde.

Im Jahre 1782 war eine japanische Dschunke in der See von Ochotzk gescheitert; die Russen wollten bei Heimführung der Bemannung in ihre Heimat die Gelegenheit zur Anknüpfung von Handelsverbindungen benutzen. Auf Befehl Katharina's II. schickte der Generalgouverneur von Sibirien im Herbst 1792 den Lieutenant Laxmann auf dem Transportschiffe „Katharina" ab, der aber nicht viel ausrichtete und nur die Erlaubniß erhielt, ein russisches Schiff nach Nagasaki senden zu dürfen, wo man über Handelsverbindungen in Unterhandlung treten könne. Hierauf kam Resanoff dahin, um die Angelegenheit weiter zu verfolgen; doch zerschlug sich dieselbe, wie die Russen behaupten (Krusenstern und von Langsdorff, welche die Expedition begleiteten) in Folge holländischer Intriguen; wie die Holländer sagen, deshalb, weil sich die Russen dem japanischen Ceremoniel nicht fügen und vor japanischen Beamten nicht niederwerfen wollten. Nach langen Mißhelligkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art segelten die Russen unverrichteter Sache ab und kamen im Mai 1805 wieder in Ochotzk an. Sie rächten sich übrigens, indem Resanoff zwei kleine Schiffe absendete und in den Jahren 1806 und 1807 mehrere japanische Niederlassungen auf den Kurilen überfallen und plündern ließ — eine Maßregel, welche die russische Regierung mißbilligte.

Alle diese Vorgänge bereiteten den Verkehr vor, durch welchen Japan erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erschlossen und bekannt wurde.



Japanesische Jäger. Nach Siebold.



III.

Nach und in China.

Reisen der Gebrüder Andrada nach den Küsten China's. Georg Mascarenhas in Ning-po. Handel der Portugiesen von Ning-po aus und Niederlassung derselben daselbst. Flucht der Portugiesen nach Kanton und Kolonien derselben auf Tamao, Lampacao und Macao. Mercator's Karten. Die Missionare Goës, Andrada, Xaverius. Die spanischen Missionare Herrada und Marino. Erste Kolonisationsversuche der Holländer. Niederlassung derselben auf Formosa 1624. Pater Martin Martini 1650. Schedel's Verhandlungen. Peter Goyer und Jakob Keyser als Gesandte nach Peking. Erschwerter Handel mit Kanton. Johann Nieuhoff's Reisebericht. Zweite Gesandtschaft (Titsing) 1694. Die Engländer. Kapitän Weddel 1637. Opiumeinfuhr. Lord Macartney's Handelsverträge 1792. Leistungen anderer Nationen.

Seitdem die Portugiesen Goa und Malakka erobert, hatten sie nur noch einen Schritt nach China. Auch berührten schon vor 1520 die Brüder Andrada wiederholentlich die Küsten, aber ohne Erfolg. Georg Mascarenhas fuhr längs der Küste nordwärts bis Ning-po, dem Haupthafen für die Schiffe von China, Borneo, Siam und Liukiu, der sich offenbar mit Kanton in die Rolle des früheren Zayton theilte. Die Portugiesen trieben seit 1542 durch ihre neuen Waaren, wie durch den Export der chinesischen einen gewinnbringenden Handel von Ning-po aus. Sie gründeten daselbst eine Niederlassung, welche schnell anwuchs und nach zwanzig Jahren Kirchen, Rathhaus, Hospitäler und einige hundert Privathäuser gehabt haben soll. Sie hatten anfangs ihre eigene Verwaltung, verdarben es aber bald mit den Eingeborenen und die Niederlassung wurde zerstört. Gleiches Schicksal hatte auch die Ansiedelung von Mascarenhas im Norden. Die von hier flüchtigen Portugiesen gingen nach Kanton, erwarben hier Grundbesitzersrechte und gründeten von hier aus alsbald drei Niederlassungen: auf Tamao oder Saucion, auf Lampacao und in Macao, das seiner günstigen Lage wegen bald den ersten Rang unter diesen dreien einnahm.

Die Rolle der Portugiesen war wie in der Geschichte der Entdeckungen, auch in der des Handels mit China nur kurz, doch verdanken wir ihnen manche Küstenaufnahmen, welche Mercator (1569) benutzen konnte, und aus denen sich die späteren Seekarten entwickelt haben sollen.

Die Thätigkeit der Missionare Goës, Andrada, Xaverius beschränkte sich meist nur auf den Dienst der Kirche und blieb für weitere geographische Kenntnisse bedeutungslos.

Noch geringer waren die Resultate der Spanier, welche es nie verstanden haben, von ihrer herrlichen Kolonie Manila den leicht möglichen Vortheil zu ziehen. Den katholischen Missionaren Herrada und Marino verdanken wir indeß die erste umfassende Beschreibung von China.

Ganz anders ist die Thätigkeit der Holländer gewesen. Mit gänzlicher Hintansetzung der Mission verfolgten sie allein ihre Handelsinteressen und haben dabei manche zuverlässige Kunde gesammelt. Ihre ersten Versuche, in direkten Handel mit China zu treten, wurden durch die Mißgunst der Portugiesen hintertrieben; mit dem ihnen eigenen Scharfblick gründeten sie daher 1624 auf Formosa eine Niederlassung, um von hier aus nach und nach mit China in Verkehr zu treten, mußten dieselbe aber schon 1662 wieder aufgeben. Eine andere Niederlassung auf den Pescadores hatten sie schon vorher verloren. Sie waren also allein auf den Schmuggelhandel angewiesen, bis 1650 durch den Pater Martin Martini ein neuer Versuch angeregt wurde.

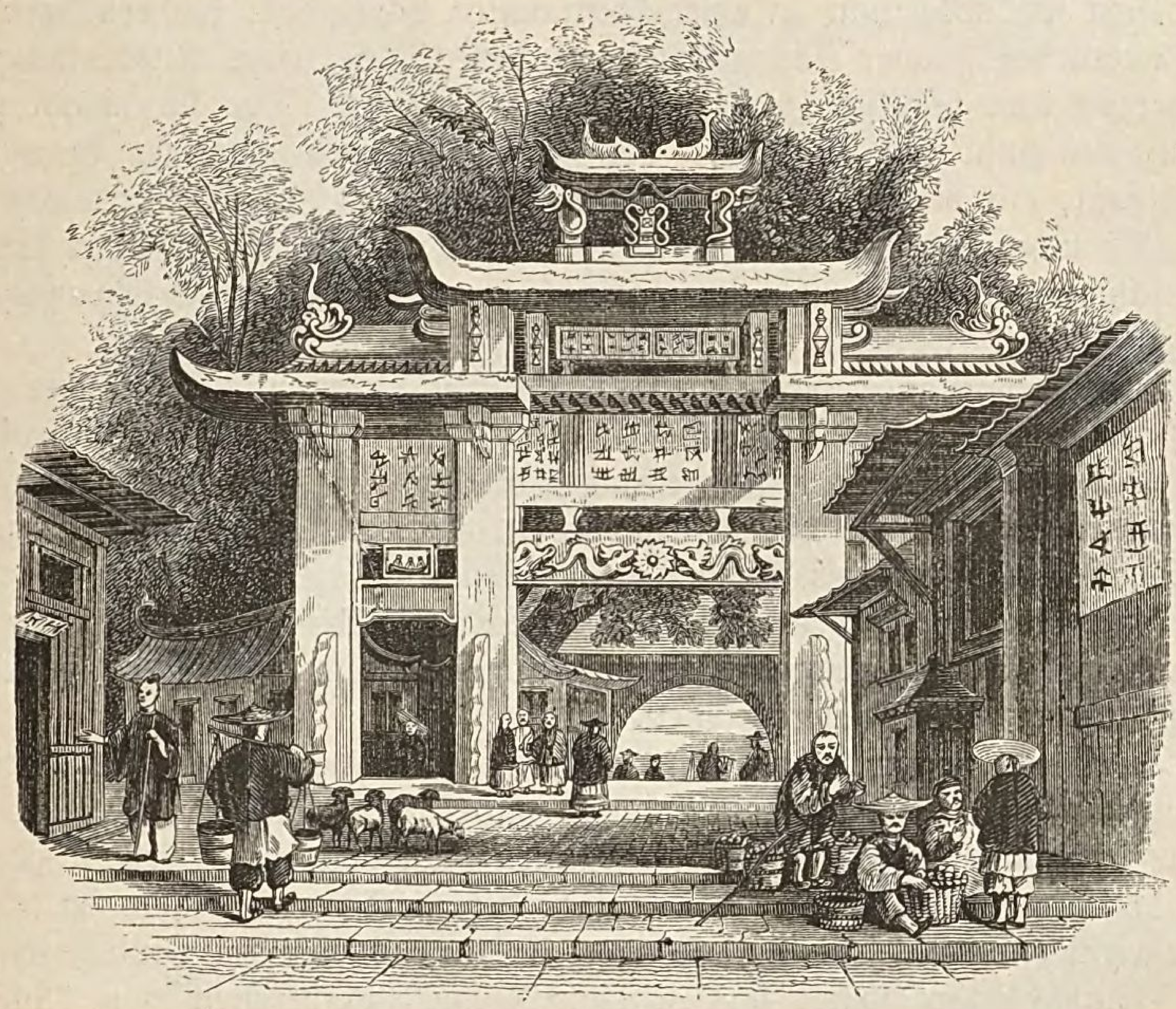
Zweimal hatte der holländische Kaufmann Friedrich Schedel vergeblich mit dem Kaiser unterhandelt. Endlich ging unter Leitung der Kaufleute Peter Goyer und Jacob Keyser eine Gesandtschaft der holländischen Maatschappij an den Kaiser ab, und dieser gestattete den Holländern, wahrscheinlich durch die reichen Geschenke bewogen, allerdings unter schwierigen Bedingungen je einmal innerhalb acht Jahren den Hafen von Kanton besuchen zu dürfen. In dem von Johann Nieuhoff niedergeschriebenen und zum Theil vorzüglich illustrirten Bericht finden wir hinsichtlich der Sitten, Gebräuche, Religion und Regierungsformen nichts Neues, wohl aber eine ausführliche Beschreibung dieser viermonatlichen Reise von Kanton nach Peking, welche auf der großen Wasserstraße zwischen diesen beiden Städten gemacht worden war.

Eine zweite nicht minder wichtige Gesandtschaft geleitete der Holländer Titsing 1694 und 1695 an den Hof von Peking. Ihm waren der Chef der holländisch-ostindischen Faktorei in Kanton und der jüngere De Guignes, letzterer als Dolmetscher, beigegeben. Die Reise ist von Interesse, weil sie durch einige nur wenig beschriebene Gegenden bis nach Peking führte, denn bereits bei Nan-tschang-fu wurde der Wasserweg verlassen und die Reise zu Lande fortgesetzt. Auf dem Rückwege verfolgte die Gesandtschaft die Straße neben dem großen Kanal bis nach Hwai-ngan-fu, woselbst sie sich nach Kanton einschiffte.

Die Engländer hatten in den ostasiatischen Gewässern mit drei Feinden zu kämpfen, denn die sich sonst feindlich gesinnten Portugiesen und Holländer überboten sich gegenseitig, die Chinesen gegen den neuen Konkurrenten einzunehmen. Den ersten Versuch, einen Verkehr mit China anzubahnen, machte 1637 Kapitain Weddel mit vier gut bemannten Schiffen, doch scheint der englische Handel mit Kanton erst 1664 begonnen zu haben, welcher endlich auch zu einer Niederlassung führte.

Hohe Zölle und Tonnengebühren verhinderten eine rasche Zunahme desselben und machten es an manchen anderen Orten, wie in Macao, Amoy, Futschou- und Ning-po ganz unmöglich ähnliche Beziehungen anzuknüpfen.

Obgleich nun die Engländer von ihrem ersten Erscheinen an sich nie zu den von den Chinesen geforderten Ehrfurchtsbezeugungen erniedrigten, wie es die Vertreter anderer Nationen nach ihren eigenen Zugeständnissen vielfach gethan haben, traten doch ihre Handelsinteressen mehr und mehr in den Vordergrund. Insbesondere gab ihnen die beginnende Opiumeinfuhr aus Indien großes Uebergewicht, bis endlich Lord Macartney 1792 noch vortheilhaftere Handelsverträge abschloß. Seitdem sind es in erster Linie die Engländer, denen die Erweiterung der Kenntniß von China zu verdanken ist.



Thor von Amoy.

Andere Nationen, wie die Franzosen, Italiener, Deutschen, Belgier, Schweden u. s. w. nahmen bis zum Jahre 1800 im Handelsverkehr mit China eine so untergeordnete Stellung ein, daß wir sie übergehen können. Dennoch war die Thätigkeit der vier erstgenannten für die Vermehrung der Kenntniß von China eine sehr viel bedeutendere und wichtigere, als die der Spanier, Holländer und Engländer; denn ihnen gehören die hervorragendsten Mitglieder der Jesuitenmission an, welche bis zum Jahre 1800 den außerordentlich reichen Schatz von Nachrichten über China und seine Bewohner aufspeicherten. Selbst die umfassenden Studien französischer Gelehrter über denselben Gegenstand stützen sich in erster Linie auf Materialien, welche ihnen die Missionen zu Gebote stellten.

Wir müssen daher dieses wichtigste Element in der Geschichte der Kenntniß von China einer besonderen Betrachtung unterwerfen.

Die katholischen Missionen.

Ihr Einfluß auf Handel, Länder- und Völkerkunde. Die Jesuiten Xaverius, Ruggiero, Ricci. Ihr Eifer und Erfolg. Deutsche Missionäre: Faber, Martini, Schaal, Pater Verbiest. Ankunft und Eifersucht der Dominikaner und Franziskaner. Gefährliche Rivalität.

Es ist bereits Band I. Seite 207 darauf hingewiesen worden, wie Handel, Missionswesen, geographische Entdeckungen und Erdkunde gegenseitig einander fördere. Der Welthandel sucht die großen Wege zur See und zu Lande auf, die Politik ebnet ihm die Pfade und öffnet ihm die Pforten der Länder, welche eine Gelegenheit zu seiner Entfaltung bieten. Die Mission folgt ihm auf dem Fuße, setzt sich aber nicht an einem bestimmten Platze fest, sondern dringt in das Innere der Länder ein, arbeitet auf diese Weise seiner Ausbreitung vor und vergilt ihm reichlich, was sie von ihm empfing. Der Kaufmann macht uns mit den nutzbaren Produkten, der Missionar, wenn er seinen Beruf nicht zu eng faßt, mit dem Lande selbst, seinen Bewohnern, deren Sitten und religiösen Bräuchen bekannt. Beim Erlernen der Landessprache erhält er Einblick in Geschichte, Literatur und Regierungsformen, auf seinen Bekehrungsreisen bietet sich ihm Gelegenheit zu geographischen Studien.

In keinem Lande haben diese christlichen Missionare diese über ihren Beruf hinausgehenden Aufgaben in größerem Maß erfüllt und der wissenschaftlichen Forschung mehr Gewinn gebracht, als in China. Vor Allem sind es die Jesuiten des 17. und 18. Jahrhunderts, ohne deren umfassende und gründliche Thätigkeit China mit Ausnahme der Küste, lange noch terra incognita geblieben wäre. Im gegenwärtigen Jahrhundert haben die katholischen Missionare diese Art ihrer Thätigkeit fast gänzlich eingestellt, und die protestantischen führen sie in ganz veränderter Weise fort.

Die Geschichte der katholischen Missionen ist nicht nur einer der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte des Verkehrs mit China überhaupt, sie lehrt auch, warum die glänzende Thätigkeit der Jesuiten nicht noch mehr Früchte gezeitigt hat. 1540 war der Jesuitenorden gegründet worden, und schon im nächsten Jahre reiste einer seiner größten Jünger, Xaverius, mit den Portugiesen nach Goa. Einige Jahre später kam er nach Japan und bereitete von 1548 bis 1551 den Boden für jene Mission vor, welche im folgenden Jahrhundert durch das Streben ihrer Glaubenslehrer nach politischer Machtstellung einen so jähen Untergang fand. Mit ungewöhnlichem Scharfblick erkannte Xaverius, daß man den von China nach Japan verpflanzten Götzenkultus am erfolgreichsten in seiner Heimat bekämpfen könne, und ruhte nicht eher, bis man eine Gesandtschaft von Goa aus nach China schickte. Als diese genöthigt wurde, in Malakka umzukehren, ging der große Heidenbekehrer allein weiter, starb aber, wie schon früher angeführt, 1552 auf der Insel Saucian. Nach ihm bemühten sich Dominikaner, Franziskaner, Augustiner und Kapuziner die Mission nach China zu bringen, wurden aber stets von den fremden Kaufleuten und dem rohen Schiffsvolke in ihrem Beginnen gehindert. Der erste Missionar, welcher mit Erfolg das Missionswerk betrieb, war der italienische Jesuit Miguel Ruggiero. Dieser kam 1579 nach Macao, erlernte hier die chinesische Sprache und ging 1581 nach Kanton, wo er die ersten Bekehrungsversuche machte.

Schon im nächsten Jahre folgte ihm sein berühmter Landsmann Matteo Ricci, welcher mit einem gewandten und liebenswürdigen Aeußern eine feine diplomatische Klugheit und ein reiches Wissen auf allen Gebieten der Wissenschaft in sich vereinigte, alles Eigenschaften, welche nöthig sind, um sich unter den Chinesen einen dauernden Erfolg zu sichern. Im östlichen Asien bahnen sich Neuerungen jeglicher Art nur langsam einen Weg und haben mit vielen Hindernissen zu kämpfen, wenn sie sich zuerst in den untersten Schichten der Bevölkerung einbürgern wollen. Schneller verbreiten sie sich, wenn sie die gebildeten und herrschenden Klassen zuerst für sich gewinnen und sich in gewissermaßen privilegirter Gestalt dem gemeinen Volke darbieten.



Haupttempel des Konfucius in Peking.

Diesen Umstand hatten die weltklugen Jesuiten bald erkannt und Ricci war ganz der Mann um aus demselben Vortheil zu ziehen. Er erlernte zuerst den Mandarinendialekt der chinesischen Sprache, ging dann in der Kleidung eines buddhistischen Priesters nach Schan-king-fu und ließ sich da nieder. Seine Liebenswürdigkeit gewann ihm aller Herzen; durch seine Gewandtheit in der Experimentalphysik und seine Kenntnisse in der Mathematik erwarb er sich die Achtung der Gelehrten. Bei Letzteren erregte es jedoch Anstoß, daß Ricci weder von der Verehrung des Konfucius noch von dem Ahnenkultus etwas wissen wollte, und Ricci sah bald ein, daß seine neue Lehre nur auf diesen beiden Grundsteinen der alten chinesischen Religion aufgeführt werden könne. Er entschloß sich daher beide als Staatsgebräuche und weltliche Ehrenbezeigung und deshalb für vereinbar mit der christlichen Religion zu erklären.

Noch ein anderes Mittel wandte Ricci an, um sich die Gunst des Hofes und angesehener Männer zu verschaffen, dies war die Annahme der Kleidung eines chinesischen Gelehrten.

Mit diesem schützenden Gewand ging er im Jahr 1594 über den Mécling-Paß nach Nan-tschang-fu, der Hauptstadt der Provinz Kiangsi, und von dort nach Nan-king. Da hier eben Krieg mit den Japanern war, so wurde er für einen Spion dieser Eindringlinge gehalten und mußte nach Nan-tschang-fu zurückgehen, wo er mit der Erlaubniß des Gouverneurs der Provinz eine Gemeinde gründete. Im Jahr 1597 wurde er zum Superior aller gegenwärtigen und zukünftigen Missionen in China ernannt. Obgleich damals schon beinahe 70 Jahre alt, ging er doch rastlos weiter. Im Jahre 1598 gründete er eine christliche Gemeinde in Su-tschu-fou, der reichen Hauptstadt der Provinz Kiang-su und kehrte, da inzwischen Friede mit den Japanern geschlossen war, nach Nan-king, der Stadt der Gelehrten, zurück. Hier wußte er sich bald unter den letzteren Achtung zu verschaffen, übersetzte den Euklides ins Chinesische und erweckte Interesse für Mathematik.

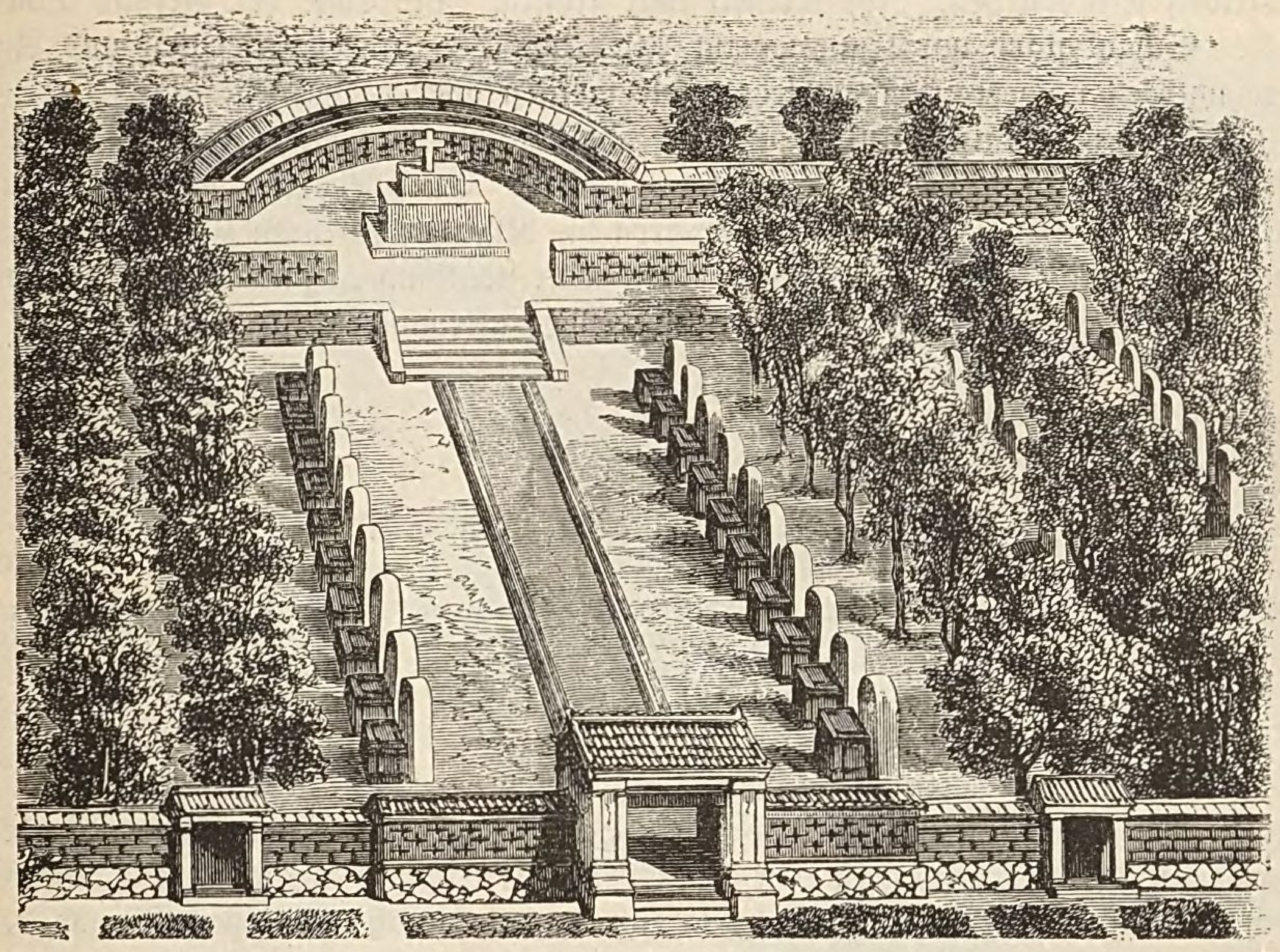
Bald (1599) baute er in der alten Kaiserstadt eine christliche Kirche, bei welcher er Lazaro Cattaneo als Priester zurückließ, wie er wahrscheinlich auch die anderen Gemeinden mit Priestern seines Ordens versorgte. — Ricci's Ansehen war so gewachsen, daß er im Jahre 1600 seinen folgenreichsten Schritt thun und eine Reise nach dem Hofe antreten konnte. Empfehlungen von hohen Personen verschafften ihm die Erlaubniß, dem Kaiser europäische Geschenke zu überbringen. Nach sechs Monaten langte er mit seinen Begleitern am 4. Januar 1601 in Peking an, wo er in dem Palast für die fremden Gesandten untergebracht wurde. Der Kaiser Wan-li empfing ihn huldvoll, wies ihm ein eigenes Wohnhaus und ein Jahrgehalt an.

Im Jahre 1610 starb der hochverdiente Missionar im Alter von 80 Jahren. Viele Priester seines Ordens waren ihm nachgefolgt und hatten weitere Stationen entlang Ricci's Reiseweg vom Süden nach dem Norden des Reiches gegründet. Die Macht der katholischen Religion wuchs zusehends, und nicht ohne Besorgniß konnten die Anhänger der alten Zustände Zeugen dieses Eindringens eines fremden Elementes sein. Ricci's unmittelbare Nachfolger besaßen nicht seine Autorität und hohe geistige Bildung; daher vermochten sie dem Einfluß ihrer Gegner bei dem Kaiser nicht das Gleichgewicht zu halten, und so geschah es, daß am 14. Februar 1617 ein kaiserliches Dekret allen Jesuiten befahl, nach Kanton und von dort in ihre Heimat zurückzukehren. Sie fanden jedoch Schutz in christlichen Familien, und es gelang, schon nach vier Jahren einen Widerruf des Ausweisungsbefehls zu veranlassen.

Unter den neuen Ankömmlingen zeichneten sich drei Deutsche aus: Faber, durch den außerordentlichen Erfolg seiner Missionsthätigkeit in der Provinz Shensi; Martin Martini, ein Tyroler, durch seine ausgedehnten Reisen und die vortrefflichen Beschreibungen, die er davon gab, durch welche er als der Begründer der geographischen Kenntniß des inneren China betrachtet werden darf; endlich der Kölner Johann Adam Schaal, durch seine bedeutenden mathematischen Kenntnisse; etwas jüngeren Datums ist der Belgier Verbiest. Die ersten drei hatten alle die Schrecknisse mit durchzumachen, welche die Dynastienwechsel in China begleiten, und Martini hat davon getreuen Bericht gegeben.

Sie hatten den guten Takt, die Macht der Mandschu zu erkennen und sich ihnen noch vor der Thronbesteigung anzuschließen. Daher standen sie bei Shun-tschi, dem ersten Kaiser der neuen Dynastie, welcher 1644 den Kaisertitel annahm, in hoher Gunst. Schaal erhielt den Auftrag, den Kalender umzugestalten und entledigte sich desselben so gut, daß er zum Präsidenten des Tribunals der Astronomie ernannt wurde. Verbiest war ihm zur Seite gestellt. Der Einfluß der Jesuiten in Peking stieg dermaßen, daß sogar zwei neue Kirchen erbaut wurden.

Allein es erwuchs der Mission ein verhängnißvoller Feind. In Folge einer vom Papst gewährten Konzession hatten Mönche anderer Orden in China Zutritt erhalten. Insbesondere kamen seit dem Jahre 1630 Dominikaner und Franziskaner in Menge an. Ihnen fehlte die Weltklugheit der Jesuiten.



Christlicher Begräbnißplatz in Peking.

In der Bücherweisheit jener Zeit befangen, wohl kaum von Aberglauben frei, aber von reinem Missionseifer beseelt, verlangten sie die Einführung der katholischen Lehre in derselben Form wie sie in Rom vorgeschrieben war. Die Verehrung des Konfucius, der Ahnenkultus und die Bezeichnung Gottes durch die Worte „Schang-ti“ (der erhabene Herrscher über das, was über der Erde ist) und „tiën“ (Himmel), wie sie in China vor der Einführung des Buddhismus bestanden hatten und von den Jesuiten wieder angenommen wurden, waren für sie Steine des Anstoßes, welche sie aus der christlichen Lehre entfernt wissen wollten. Die Eifersucht gegen die Jesuiten mochte wohl nicht die geringste Triebfeder für die Bitterkeit sein, mit welcher der Streit bald geführt wurde. Die Dominikaner schickten einen Abgesandten an den Papst Innocenz X. und erwirkten von ihm ein in Folge der Berathung durch eine Kongregation erlassenes Dekret, welches jene Punkte im Sinne des Ordens als Götzendienst verurtheilte (1645).

Die Jesuiten in China nahmen diesen Befehl des Papstes mit Ehrfurcht an und legten ihn mit Verachtung auf die Seite. Sie schickten (1650) den gewandten Pater Martin Martini nach Rom. Die Angelegenheit wurde dem Inquisitionsgericht übergeben, und im Jahre 1656 erfolgte der Ausspruch des Papstes Alexander VII., welcher dem früheren genau entgegen war und im Sinne der Auffassung der Jesuiten entschied. Die Verwirrung wurde am größten, als noch später Papst Benedict XIV. in einer Bulle anordnete, daß beide Dekrete gelten sollten, je nach den Umständen. Der erbitterte Streit, welcher zwischen beiden Parteien geführt wurde, hatte wie selbstverständlich die schlimmsten Folgen. Die Jesuiten wußten, daß ihr Nachgeben der Tod der Missionen in China sein müsse, wenn sie nicht durch die Politik beschützt oder ein Werkzeug derselben sein würden. Ihr Urtheil war richtig. Die Tage der Gefahr kamen bald. Schaal starb vor Kummer im Alter von 78 Jahren, Verbiest und Andere wurden nach Kanton getrieben; die meisten aber verbargen sich.

Der junge Kaiser wurde schneller selbständig, als man es erwartet hatte. Es war der große Kang-hsi (1661—1722). Er übernahm die Regierung und erlaubte schon 1671 den Missionaren die Rückkehr zu ihren Kirchen, verbot aber gleichzeitig seinen Unterthanen, das Christenthum anzunehmen. Verbiest wurde an der Stelle von Schaal Direktor des astronomischen Amtes.

Landreisen aus Indien nach China.

China und Kathai verschiedene Länder. Benedikt Goësius geht durch Innerasien, erweist die Identität von Kathai und China, Kambalu und Peking. Andrada wandert durch Tibet bis Srinagar. Gruber und D'Orville von Peking nach Agra. Desideri, de la Penna. Der Holländer van de Putte. Georg Bolge 1774. Spätere Gesandtschaften von 1811 und 1845.

Als die ersten Missionare nach China kamen, waren die Portugiesen schon seit einem halben Jahrhundert in stetem Verkehr mit den Häfen dieses Landes gewesen und doch wußte man von demselben in Europa so wenig, daß Dresserus noch am Ende des 16. Jahrhunderts sich veranlaßt sah, den Beweis von der Existenz des Landes China anzutreten; und wäre der Verkehr nur ein kommerzieller geblieben, so hätte sich die Unwissenheit wohl noch länger erhalten.

Aus Marco Polo's Berichten kannte man im fernen Osten ein Land Kathai mit der Hauptstadt Kambalu, der glänzenden alten Herrscherresidenz Quinsay und dem belebten Seehafen Zayton. Dieses Reich war groß, überaus bevölkert und hochkultivirt; es hatte eine reichentwickelte Industrie und einen bedeutenden Handel und überstrahlte in diesen Beziehungen alle Reiche des Westens. Man hatte ein Land erreicht, das man China nannte, dessen Kaiser in Peking residirte und unter dessen großen Städten Kanton, Nanking und andere waren. Keinen dieser Namen hatte Marco Polo erwähnt; aber in Beziehung auf Bevölkerung, Handel u. s. w. entsprach das neugefundene Land seiner Beschreibung. Einige ahnten, daß beide Reiche identisch seien; insbesondere gewann Ricci die Ueberzeugung, daß Peking das Kambalu früherer Zeit sein müsse. Aber die Mehrzahl glaubte an die Trennung von Kathai und China, ähnlich wie Ptolemäus ein Land der Serer und ein anderes der Sinai angenommen hatte.

Die Kartographen versetzten Kathai und alle damit verbundenen Namen hoch hinauf in den Norden, weit jenseits des, wie man glaubte, erst entdeckten China und seiner großen Mauer. Damals blühte die Mission im nördlichen Indien, insbesondere in Agra und Lahore am Hof des Königs Akbar, der selbst zum Christenthum hinneigte.

Dorthin kamen Mohammedaner aus Centralasien und berichteten, daß ein großer Theil der Bewohner des mächtigen Landes China dem christlichen Glauben angehöre, wobei sie offenbar manche Gebräuche der chinesischen Buddhisten mit denen der römischen Kirche verwechselten. Ein weites Feld der Thätigkeit schien sich für die Missionspriester zu eröffnen, und der portugiesische Jesuit Benedict Goësius wurde dorthin entsendet.



Straße in Kanton.

Er verließ Agra im Jahr 1602 und kam in Kabul mit der Schwester des Königs von Kashgar zusammen, ging in ihrer Begleitung nach Kashgar und machte von da einen Ausflug nach Khotan. Dann schloß er sich an die Karawane an, welche alljährlich von Kashgar nach Kathai geht. Dieselbe ging über Aksu, Kutscha, Kharashar, wo Goësius erfuhr, daß Matteo Ricci in Kathai lebe, und so zum ersten Mal eine sichere Grundlage für die Identifizirung von Kathai und China erhielt. Dann ging er weiter über Pidjan, Turfan, Hami nach Su-tschou, wo er Ende des Jahres 1605 anlangte. Hier erst kam er auch zu vollständiger Gewißheit über die Identität zwischen Kambalu und Peking; aber seitdem wuchsen auch die Gefahren für ihn, denen er erlag.

Die Mohammedaner raubten was er hatte, auch sein kostbares Tagebuch, das er während der ganzen Reise geführt hatte, ein sehr beklagenswerther

Verlust. Doch hatte sein treuer Begleiter, der Armenier Isaak, den Bericht der merkwürdigen Reise von Missionaren in Peking niederschreiben lassen.

Obgleich durch die kühne Reise von Goës die Identität von Peking mit der Stadt Kambalu einerseits und China mit Kathai andererseits über allen Zweifel festgestellt war, wurde diese Thatsache doch noch keineswegs allgemein angenommen und es dauerte noch ein halbes Jahrhundert, bis die älteren Namen von den Landkarten verschwanden. Noch 1655 mußte Martin Martini den noch immer sehr verbreiteten Irrthum widerlegen.

So langsam die wissenschaftliche Welt das Ergebniß der Reise von Goës aufnahm, für die Missionare von Agra war das Problem gelöst. Es blieb nur noch übrig, einen kürzeren Weg nach China zu finden. Goës war zwar zu Lande hingekommen, aber auf einem weiten Umwege voll Beschwerden und Gefahren, welcher praktisch nicht zu verwerthen war. Tibet war das Land, durch welches man zu gehen suchen mußte. Einst war Odorich von Pordenone hindurchgereist, als er von Peking nach Europa zurückkehrte; aber er hatte von diesem Theil seiner Reise keinen Bericht gegeben, und man besaß kaum Kunde von der Thatsache selbst. Der spanische Jesuit Antonius de Andrada war der erste, welcher die Lösung der Aufgabe versuchte. Im Jahre 1624 ging er mit P. Manuel Marquez von Agra über Delhi nach Srinagar. Von dort brauchte er anderthalb Monate nach dem großen Wallfahrtstempel von Bradid, nach welchem, wie er sagt, auch Leute von Ceylon pilgerten. Das letzte Dorf des Landes Srinagar war Mará. Dann zog Andrada 20 Tage lang unter den größten Beschwerden durch unbewohnte Gebirge, wo es weder Bäume noch Sträucher, aber viel Schnee gab. Dort sollten giftige Dünste aus dem Boden kommen, welche die Menschen tödteten; doch meint Andrada, daß die Kälte und der Nahrungsmangel wohl eher der Grund sein möchten, daß so Viele dort ihren Tod fänden. Mit zwei einheimischen Christen stahl er sich heimlich weiter und kam „nach der obersten Höhe der Berge", wo, wie er meint, der Ganges in einem großen See entspringe und ein anderes Gewässer nach Tibet fließe. Hier machten sie Halt. Der „König von Tibet" schickte ihnen zwei Männer entgegen und ließ sie nach seiner Residenz Charapangue geleiten, wo er sie, in der Erwartung von Geschenken, gut empfing. Andrada berichtet, daß er täglich mit dem König und der Königin verkehrte, und daß es in dem Lande Hammel, Reis, Mehl, Butter, Honig, Weintrauben und Wein gebe, wiewohl zum Theil erst in der Entfernung von 10 bis 12 Tagen von der Hauptstadt. Während der Anwesenheit in Charapangue kamen 200 Kaufleute aus China an, welche Seide, Porzellan und Thee brachten. Die Reisenden setzten jedoch ihren Weg nicht fort, sondern kehrten „über das Gebirge der Wüsten" auf demselben Weg über Mará nach Indien zurück.

Die nächsten Reisenden, von denen wir wissen, sind die Jesuiten Gruber und d'Orville, zwei Mitglieder der Mission in China, von denen der erstere sich als regni mathematicus (Reichsmathematiker) bezeichnet. Sie hatten Befehl erhalten, nach Europa zurückzukehren, fanden den Hafen von Macao durch die Holländer blockirt und versuchten daher den Landweg einzuschlagen. Im Jahre 1661 brachen sie von Peking auf und kamen in 30 Tagen nach Hsi-ngan-fu.

In weiteren 30 Tagen gelangten sie nach Hsi-ning-fu, das Gruber in einem Brief an Kircher irrthümlich an die große Mauer setzt, dann an den



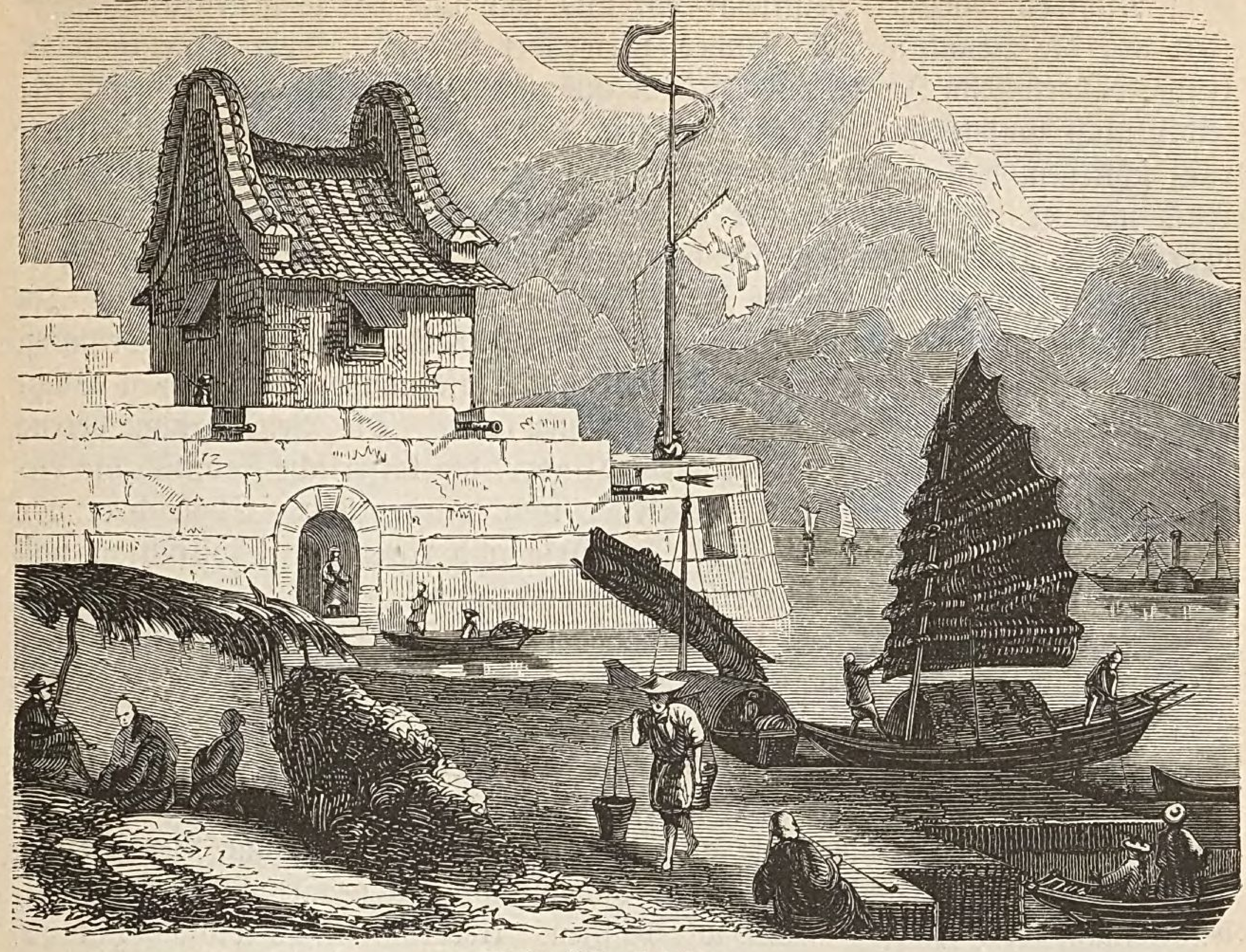
Ein Theil der großen chinesischen Mauer.

See Khukhunor, den sie als die Quelle des gelben Flusses betrachteten, und nach einem Land Toktokai, welches Gruber als so öde und verlassen schildert, daß es die Eifersucht seiner Nachbarn nicht zu fürchten brauche; es werde von einem Fluß bewässert, der so breit wie die Donau (wahrscheinlich bei seinem Heimathsort Linz), aber so seicht sei, daß man überall hindurchwaten könne. Dann reiste Gruber durch das Land der Tangut nach Retink, das bereits zu dem Königreich Barantola mit der Hauptstadt Laassa oder Hlassa gehörte. Er beschreibt die Sitten des Volkes; aber nichts fiel ihm mehr auf, als die Aehnlichkeit des Kultus mit dem katholischen, was er für ein Teufelsspiel hielt. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in der Hauptstadt gingen die Reisenden über die hohen Gebirgspässe nach Nepal und gelangten über Katmandu nach Agra, wo d'Orville starb. Gruber kehrte über Hormuz und Smyrna nach Europa zurück. Leider hat er nie etwas Zusammendhängendes über seine Reise geschrieben. Sie ist ebensowohl wegen der Länge des Weges, als wegen der Kürze der Zeit (214 Tage), in welcher der Weg von Peking bis Agra zurückgelegt wurde, bemerkenswerth. Einige Briefe von Gruber an seine Freunde und Aufzeichnungen nach seinen mündlichen Erzählungen ist Alles, was wir darüber besitzen.

Dies sind, nächst der noch zu erwähnenden kartographischen Aufnahme des Landes und einigen Unternehmungen der Neuzeit, alle Reisen in Tibet, welche in directer Verbindung mit der Mission in China standen. Im 18. Jahrhundert war Tibet von Indien aus erst den Jesuiten und später den Kapuzinern geöffnet, und eine Anzahl Missionare haben bis zu ihrer Vertreibung im Jahr 1760 dort längere Zeit gelebt. Einige, wie Desideri und de la Penna, haben Nachrichten darüber niedergeschrieben und einem Holländer, van de Putte, gelang zwischen 1729 und 1737 das kühne Wagstück, von Indien über Laassa und Khukhunor nach Peking zu gehen und nach längerem Aufenthalt daselbst über Hinter-Indien und (wahrscheinlich) Assam noch einmal nach Laassa zu kommen, von wo er nach Indien zurückkehrte. Später, im Jahr 1774, erfolgte die Gesandtschaft, welche Warren Hastings, damals Gouverneur von Bengalen, in der Person von George Bolge nach Tibet schickte. Sie erreichte ihr Ziel nicht ganz und noch weniger gelang dies einigen anderen, in den nächsten Jahren geschickten Gesandtschaften. Erst im Jahr 1811 kam Manning bis Laassa, und ihm folgten endlich 1845 Huc und Gabet. Die verschiedenen genannten Reisen, mit Ausnahme der letzten, stehen schon außerhalb des Rahmens unserer Geschichte.



Theeernte in China.



Altchinesische Befestigung.

Geographische Resultate der Missionsarbeiten.

Semedo's und Verbiest's Schilderungen. — Martin Martini's geographische Arbeiten. — Sammelwerk von Kircher und Dapper. — Wissenschaftlicher Geist der französischen Akademiker seit Grimaldi. — Die gelehrten Missionäre Bouvet, Fontany, Gervillon, Le Compte, Visdelou. — Ihr Ansehen bei Hofe und geographische Verdienste. — Bearbeitung der großen Karte von China. — Studium des Chinesischen in Paris. — Gaubil. — Du Halde. — D'Anville. — Russische Missionen. — Lange's vier Reisen 1715—1736.

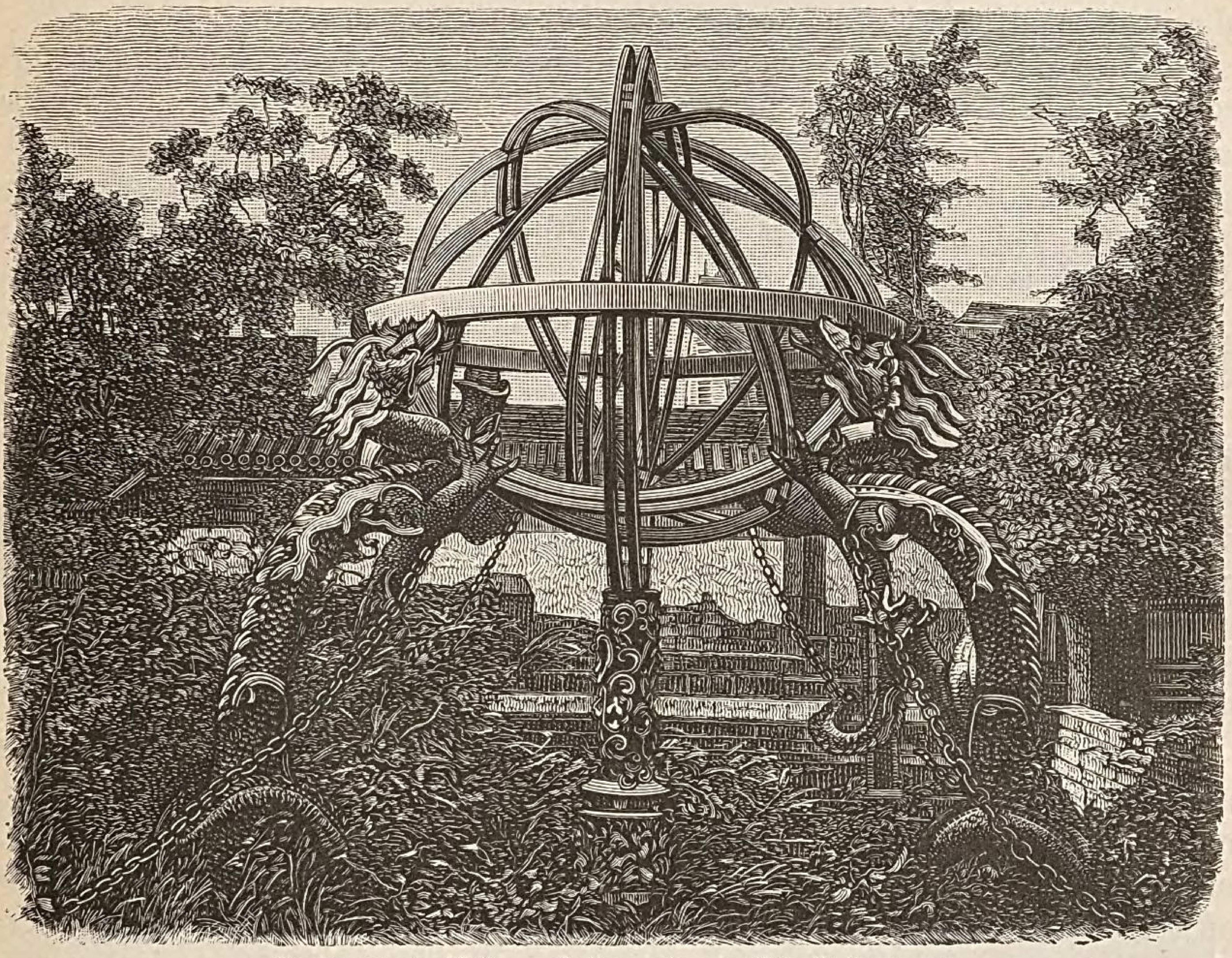
Als die katholischen Missionare nach China kamen und das Land bald in allen Richtungen durchwanderten, interessirte sie der Mensch mehr als der Grund und Boden. Alles an ihm war eigenthümlich: die Sitten und Gebräuche, die hohe Bildung und Gelehrsamkeit, die Religion und ihre Priester, die Kleidung, die Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft, die Städte mit ihren Mauern, Tempeln und Brücken, dann auch der rege Verkehr zu Land und zu Wasser. Diese Gegenstände boten der Beobachtung so reichen Stoff, daß sie denselben vorzugsweise beschrieben haben. Sie gaben ungefärbte, nüchterne und wahre Schilderungen, welche noch heute vollkommen zutreffend sind. Semedo giebt zuerst kurze, sachgemäße Beschreibungen der Provinzen, aber seine Landeskunde steht auf der elementarsten Stufe. Der eigentlich geographische Sinn fehlte damals fast gänzlich, selbst bei Schaal und Verbiest. In der That hat die ganze chinesische Missionsgeschichte des 17. Jahrhunderts unter ihren hunderten von Sendboten nur einen einzigen Geographen aufzuweisen. Dies war Martin Martini, und er ist selbst während des 18. Jahrhunderts nicht überboten, kaum erreicht worden.

Nicht ein einziger Missionar vor und nach ihm hat so geflissentlich seine Zeit auf die Kenntniß des Landes verwendet wie er. Sein Aufenthalt in China dauerte zehn Jahre, und wenn er uns auch eine Beschreibung seiner Reise leider nicht hinterlassen, so läßt doch sein „Novus atlas sinensis", 1655, darauf schließen, daß er die meisten Provinzen von China selbst durchwandert hat. Auch war er der erste, welcher die Wahrhaftigkeit Marco Polo's sachgemäß begründete. Um das Land besser kennen zu lernen, studirte er chinesische Werke und Karten, und die Ergebnisse seiner Studien sind meist klar und richtig. In der Beschreibung des Landes geht er exakt zu Werke, giebt die Ausdehnung der Provinzen in Graden an und theilt die Entfernungen der großen Plätze von einander nach tabellarischen Uebersichten mit. Die Bevölkerung betrug nach ihm 58 914 284 Seelen, Frauen, Kinder, die kaiserliche Familie, die Beamten, Eunuchen, Soldaten und Priester nicht mit gezählt. Obgleich er von Chinas Reichthum an Producten, Industrie und Alter der Civilisation voll Bewunderung ist, überschätzt er das Volk doch nicht.

Martini trifft in seinen Urtheilen über alle diese Gegenstände meist das Richtige und steht darin manchem späteren Schriftsteller voran. In der Geographie giebt er die erste richtige Beschreibung der beiden Hauptströme, des Hwang-Ho und Yangtse-Kiang, des blauen und des gelben Stromes. Dann geht er zur speziellen Beschreibung der Provinzen über. Die Grundlage ist chinesischen Werken entnommen; allein allenthalben ist die eigne Beobachtung und Erkundigung eingeschaltet. Es ist die vollständigste geographische Originalbeschreibung von China, welche wir besitzen. Ueber die Beschreibung hinausgehend war Martini der erste, welcher nicht nur eine einigermaßen korrekte Gesammtkarte von China, sondern einen Atlas von Provinzialkarten veröffentlicht hat. So ist er der Vater der geographischen Kenntniß von China geworden. Was wir an Martini's Werken vermissen, ist die genaue Sonderung dessen, was er selbst gethan, von dem was er von Andern entlehnt hat. Seine Karten übertreffen indeß augenfällig alle früheren. Daß seine Positionen oft falsch sind, ist verzeihlich, da er sie während der Kriegsunruhen machte. Auch seine mangelhafte Orographie ist ein Fehler der Zeit, er hat aber durch seinen Atlas die Geographie im Allgemeinen in hohem Maß gefördert. Die Zeit der Herausgabe seiner Werke war überhaupt reich an Werken über China. So erschien das schon angeführte treffliche Werk des Portugiesen Semedo 1622, die Reisebeschreibung des Franzosen de Rhodes 1653, Martini's Geschichte des tatarischen Krieges 1654, sein Atlas novus 1655, das große Gesandtschaftswerk Nieuhoff's 1665, und 1670 das rein kompilatorische Buch vom holländischen Arzte Dapper.

Alle diese Arbeiten, mit welcher Bewunderung sie auch aufgenommen wurden, traten aber weit zurück hinter die Leistungen der französischen Missionäre seit der Zeit Ludwig's XIV. Das Streben dieses Herrschers, seinen politischen Einfluß bis in die fernsten Gegenden auszudehnen, kam in diesem Falle der Wissenschaft zugute. Als den Anfang dieser Aera können wir das Jahr 1687 bezeichnen; zwei Jahre, nachdem Grimaldi an die Stelle Verbiest's als Vorsitzender des mathematischen Tribunals in Peking getreten war. Längst schon war den Jesuiten klar geworden, daß Astronomie, Mathematik und ihre praktische Anwendung in China die Mittel zu Macht und Ansehen seien. Sie hatten zahlreichere besserunterrichtete Missionäre als alle andere Orden und

wählten nur die tüchtigsten für die Mission in China. In Frankreich hatte der Jesuitenorden damals bedeutend an Boden gewonnen, er zählte hier hervorragende Männer zu den Seinigen, und die Interessen des Königs vereinigten sich mit denen des Ordens. — So wurden denn sechs der gelehrtesten Jesuiten Frankreichs als „königliche Mathematiker" mit akademischen Titeln und den besten Instrumenten für geographische Zwecke, nach China geschickt und im Jahre 1687 brachen die Jesuitenpatres Bouvet, Fontenay, Gerbillon, le Comte und Visdelou nach Ning-po auf, um nach Peking zu reisen. Sie haben sich sämmtlich durch ihre Beiträge für die Kenntniß von China hervorgethan.



Sternwarte in Peking. Aeltere astronomische Instrumente.

Zunächst verdanken wir ihnen eine lehrreiche Beschreibung dieser ersten Reise, welche sie fast ganz zu Lande auf der großen Straße von Tschin-kiang-fu über I-tschu-fu nach Peking zurücklegten. Von allen diesen Missionären ist der Pater Gerbillon der bedeutendste. Er gewann sehr bald die besondere Zuneigung des Kaisers Kang-shi und begleitete in den Jahren 1688 und 1689 eine Kommission als Dolmetscher, welche mit der Regulirung der neuen russischen Grenzen in Sibirien beauftragt war. Der Missionär entledigte sich dieser Aufgabe mit großem Geschick und verstand es, nach seiner Rückkehr nach Peking sich dem Kaiser als Hofastronom und Reisebegleiter so angenehm, ja fast unentbehrlich zu machen, daß er auf dessen Jagdzügen und Expeditionen gegen mongolische Fürsten stets um ihn sein und ihn im Gebrauch astronomischer Instrumente unterrichten mußte. So besuchte und beschrieb er auf sechs Reisen Gegenden, welche zeither unbekannt gewesen waren.

Die Hauptaufgabe dieser französischen Missionäre in den Jahren 1708 bis 1718 war die Bearbeitung einer richtigen Karte von China. Der erste Versuch, welcher dem Kaiser besonders gefiel, war ein Plan von Peking. Er verlangte daher eine Aufnahme der „Großen Mauer“ in ähnlicher Weise. Im Juli 1708 wurde dieselbe von Bouvet, Regis und Jartaux begonnen, und schon im Januar 1709 konnte dem Kaiser eine 15 Fuß lange Karte des großen Bollwerkes überreicht werden. Nunmehr aber wollte der Kaiser eine Karte der Mandschurei. Regis, Jartaux und Friedel führten sie in der zweiten Hälfte des Jahres 1709 aus und zeichneten auch schon 1710 die Karte der Provinz Tshili, welche dem Kaiser besonders angenehm war. So wurden auch alle übrigen Provinzen mit großer Sorgfalt aufgenommen.

Am 11. Januar 1717 waren sämmtliche Patres wieder nach Peking zurückgekehrt und stellten nunmehr die Karte des ganzen Reiches zusammen. Dieselbe umfaßte, nächst dem ganzen eigentlichen China, die Mandschurei und die Mongolei bis zur russischen Grenze. Westlich reichten ihre Aufnahmen zwar nur bis Hami, doch versuchten sie auch ein Bild von Ost-Turkestan. Auch von Tibet, von dem einheimische Astronomen nur ein ungenaues Bild gegeben hatten, zeichneten die französischen Missionäre eine bessere Karte, die bis in unser Jahrhundert als richtig galt.

Man kann diese Gesammtkarte ein Meisterwerk der Jesuiten nennen, wenn man die kurze Zeit, in welcher sie angefertigt wurde, in Betracht zieht. Der Kaiser war von ihrer Ausführung sehr befriedigt, und die Chinesen haben noch die vollste Anerkennung für die Arbeit, welche die katholischen Missionäre in dieser Beziehung für ihr Land gethan haben. Sie erschien in China selbst in 120 Blättern und bildet seitdem die Grundlage aller einheimischen Karten des Landes, die freilich in den späteren Atlanten von China vielfache Verbesserungen erfahren haben.

Kang-shi hatte jeden einzelnen der bei der Aufnahme betheiligten Patres eidlich verpflichtet, niemals in sein Vaterland zurückzukehren und mochte hoffen, die Frucht ihrer Arbeit für China allein zu sichern. Aber er konnte nicht verhindern, daß bald ein Exemplar der Karte nach Europa geschickt wurde und dieselbe hier der Wissenschaft einen großen Gewinn brachte. Ein weites Ländergebiet war damit befriedigend in das Netz von Breiten- und Längengraden eingefügt, mit welchem der Mathematiker den Erdball umspannt. Die Grundlage für eine geographische Erforschung war gelegt, für die Kenntniß der Natur und des Bodens aber blieb noch sehr viel zu wünschen. Insbesondere fehlte ihnen jegliches Verständniß für die Orographie. Sie folgten ihren chinesischen Vorbildern, indem sie Gebirgsgegenden mit den Zeichen für Berge bedeckten, aber deren natürliche Anordnung auch nur in den ersten Elementen zu verstehen, ging über ihren Horizont. — Die Missionäre schickten indeß eine solche Fülle von Material nach Paris, daß der philosophische Geist des 18. Jahrhunderts, und insbesondere der französischen Gelehrten, sich desselben bald bemächtigte. Hervorragende Männer begannen sich mit der chinesischen Sprache zu beschäftigen und die Werke zu übersetzen.

Von allen für die Mission in China bestimmten Männern, welche damals in Paris ausgebildet wurden, war Gaubil der tüchtigste und geeignetste. Er verließ Paris 1721, brachte nach seiner Ankunft in Peking die

Instrumente der dortigen Sternwarte in Ordnung und begann zu beobachten. In kurzer Zeit erlernte er die chinesische Schrift und Sprache. Dann verlegte er sich auf das Studium der Geschichte der Astronomie der Chinesen, ihrer Chronologie, ihres Kalenders; seine Arbeiten aus dieser Zeit betreffen die historischen Forschungen über die Astronomie in China.

Das erste große systematische Werk über China, von dem Jesuiten Du Halde 1735, ist noch immer eine der wichtigsten Quellen. Es umfaßt Geographie, Geschichte, Staatsverfassung, Religion, Sitten, Industrie u. s. w.



Die Pagodeninsel, Hongkong.

Der Hauptwerth desselben aber war, daß es zum ersten Mal die Karten der Jesuiten brachte, welche von d'Anville, dem größten Geographen der Zeit, nach richtigeren Prinzipien bearbeitet wurden und bis in die letzten Jahrzehnte als die besten galten. — Die wissenschaftliche Thätigkeit der Jesuiten erlosch allmählich und hatte um 1780 ihr Ende erreicht. — — —

Inzwischen waren auch die Russen, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden, immer weiter in Sibirien vorgedrungen und stießen um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit den Chinesen derart zusammen, daß erst nach längerem Kampfe durch Pater Gerbillon's Vermittelung 1689 der Friede zu Nertschinsk geschlossen wurde. Infolge dessen hatten sich mehrere russische Kolonien in China

niedergelassen und die Erlaubniß erhalten, Kirchen und Schulen zu bauen, mit sechs Popen und vier Laien, die alle zehn Jahre durch neue aus der Heimat ersetzt wurden.

Diese Geistlichen machten sich bei Vermittelung von Handelsgeschäften nützlich und erwarben schätzbare Kenntnisse der Geographie und Landeskunde, welche durch die vier Reisen von Lorenz Lange in den Jahren 1715 bis 1736 wesentlich erweitert wurden.

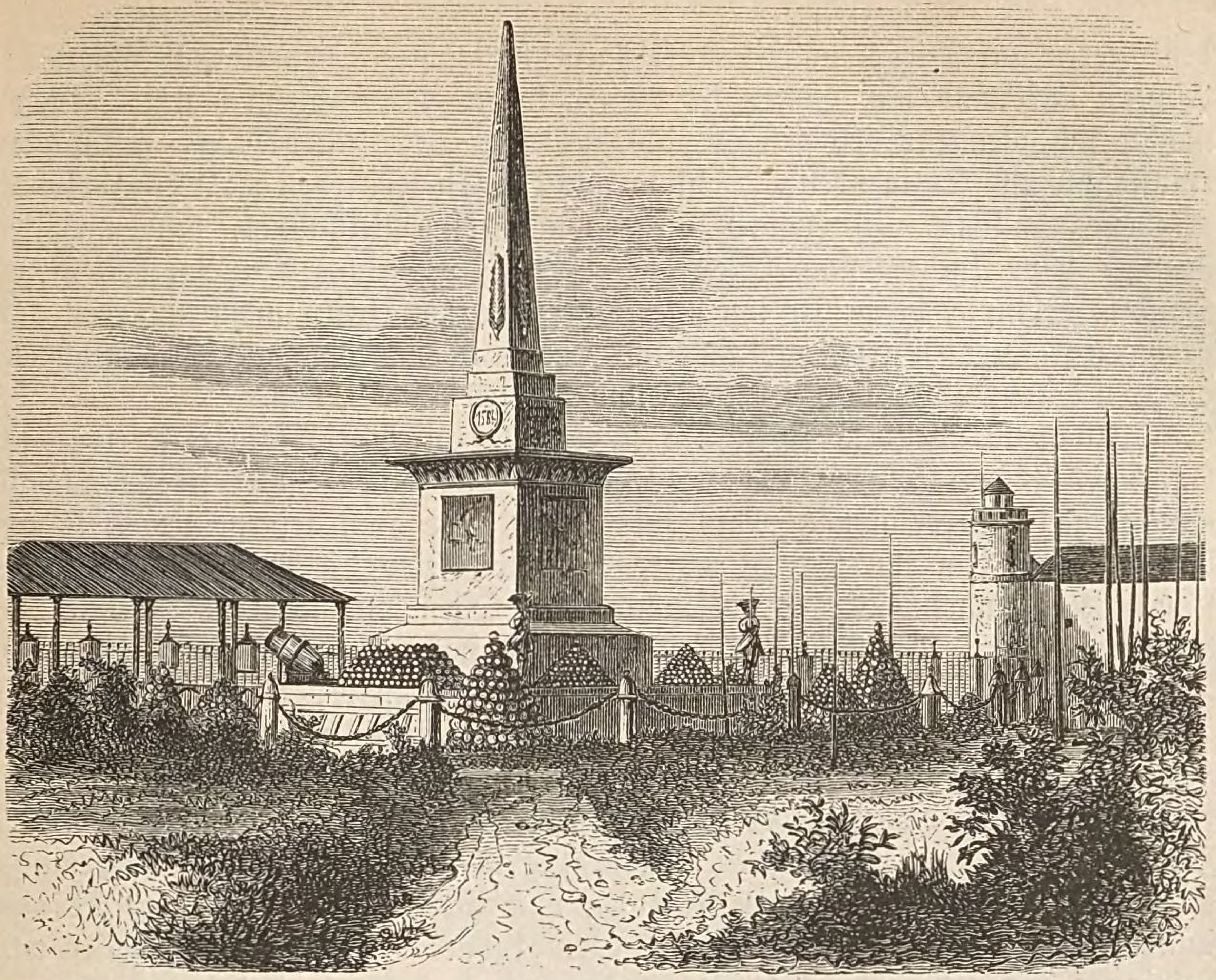
Die zweite von diesen Reisen, bei welcher Lange, Unverzagt und Bell dem Gesandten Ismallow beigegeben wurden, war deswegen besonders wichtig, weil die Expedition zum ersten Mal den direkten Weg vom Baikalsee über das spätere Kiachta nach Peking einschlug; Lange blieb zwar bis 1722 als Handelsagent in Peking, dennoch aber wurde der Handelsverkehr gänzlich aufgehoben. 1727 wurde die alte Grenze von 1689 wieder hergestellt, und zwar entlang den Flüssen Argun und Amur bis zum Meer einerseits, andererseits wie es der unter Kang-shi gestiegene Einfluß in Centralasien nothwendig machte, nach Westen, in den Gebieten der Selenga, der Buchtarma und des Zaisansees. Diese Grenzlinie bestand nahezu bis zur Mitte unseres Jahrhunderts. Für den russischen Handel blieben nur die Märkte von Zuruchaitu und Kiachta geöffnet, ferner durfte eine russische Karawane alle drei Jahre nach Peking gehen.

Schon 1727 führte Lange — und das ist seine dritte Reise — eine Handelskarawane von 250 Personen nach Peking. Seine vierte Reise 1736, zu gleichem Zweck, ging über Thitsikar, auf dem Rückwege über Kiachta.

Die genauere Kenntniß des nördlichen Zuganges zu China war zwar eine erhebliche Bereicherung für die Geographie; doch ist dies auch Alles, was Rußland während mehr als eines Jahrhunderts für diese Seite der Kunde des gesammten Landes beigetragen hat. Die Grenze durfte nur von den privilegirten Karawanen überschritten werden und diese fanden so wenig ihre Rechnung, daß von 1727—1756 nur sechs Reisen von ihnen ausgeführt wurden; später fanden sie noch seltener statt. Durch die Mission hielt zwar Rußland in leichter Weise Fühlung mit China, aber hierbei verblieb es auch bis zu den Reisen in unserem Jahrhundert.

So haben wir bisher dem Handel und dem Missionstrieb die Kenntniß von China zu verdanken. Der Handel hatte eine Nation nach der andern an die Küste geführt, die sich aus Eifersucht und Neid gegenseitig schädigten und die bessere Kenntniß von Land und Leuten hinderten, weil sie auch unter dem Durchschnittsniveau der Bildung ihrer Zeit standen. — Andererseits aber hatten die Missionen ihre Wirksamkeit von Anfang an in Schriften bekannt gemacht. Jeder Einzelne opferte sich selbstlos höheren Zwecken, und so wurden große Erfolge für China und Europa erreicht und man begann die Beziehungen der östlichen Völkergeschichte zu derjenigen des Westens zu ahnen.

Allein das Verhältniß sollte sich umkehren. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts schwand allmählich der wissenschaftliche Geist aus den katholischen Missionen. Durch die französische Revolution wurden ihnen Mittel und Kräfte entzogen, und sie haben sich nie mehr zu dem glänzenden Standpunkt früherer Zeit erheben können, wenn sie sich auch ihren eigentlichen, Zwecken fortdauernd hingaben. Erst die mannigfachen religiösen, merkantilen und politischen Interessen des 19. Jahrhunderts haben die Beziehungen zwischen China mit Europa und — mit Amerika enger und enger geknüpft.



Jermak's Denkmal bei Tobolsk.

IV.

Entdeckung und Eroberung Sibiriens.

Stroganow überschreitet den Ural. Jermak Timofejef erobert Sibirien. Natur und Eigenart des Landes. Vormarsch nach Osten bis zur Lena, dem Baikal, dem Amur, der Mandschurei bis zum Meer. Gründung von Irkutzk, Nertschinsk, Ochotzk. Jukagiren und Tschuktschen. Fossiles Elfenbein. Neu-Sibirien. Entdeckung Kamtschatka's 1690. Boltschaja Semlja. Peter's des Großen Befehl und Instruktion zur Untersuchung der Nordostgrenze seines Reiches. Erste kamtschadalische Expedition 1725: Bering und seine Begleiter in der Beringstraße. Zweite kamtschadalische Expedition: Bering, Steller und Gmelin. Steller an der amerikanischen Küste. Tod Bering's. Steller über Bering. Steller's Tod. Weitere Entdeckungen im Norden und Nordosten Kamtschatka's. Lapérouse's Entdeckung 1787.

Wie einst Robert Guiscard mit wenigen normännischen Streitern Neapel erobert und das Königreich beider Sizilien gegründet, wie Cortez Mexiko, Pizarro Peru mit einer Hand voll Kriegern unterworfen, so begann auch der Russe Jermak Timofejef um 1578 mit einer mäßigen Schar von Kosaken seinen Eroberungszug nach dem damals noch unbekannten Sibirien und vollendete in einem einzigen flüchtigen Jahrzehnt bis 1587 die Unterwerfung des ungeahnt weiten Ländergebietes der nördlichen polaren Eiszone.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Rußland nach Unterwerfung der Mongolenreiche Kasan und Astrachan schon einen bedeutenden Umfang, hatte seine Grenze östlich bis an den Ural vorgeschoben und auch diese schon

des öfteren auf Kriegs- und Handelszügen überschritten, ohne jedoch dauernden Einfluß auf Land und Völker im weiten Osten gewonnen zu haben. Dieser machte sich vielmehr erst geltend, als Annika Stroganow, ein gewitzigter Kaufmann und Salinenbesitzer, anfing mit den Eingeborenen Salz gegen Zobelpelz auszutauschen. — Immer mehr wuchs sein Reichthum, immer weiter drangen seine Agenten nach Osten vor. Der Zar, welcher den Vortheil dieses Handels erkannte, beschenkte ihn mit Ländereien am Ural, und so wurden aus geringen Kaufleuten große und mächtige Herren über Städte und Ansiedelungen, die zum Schutz ihres Eigenthums selbst Kosaken unterhielten.

Flüchtend vor dem Zorn des Zaren Iwan Wasiljewitsch, trat im Jahre 1578 der Kosak Jermak Timofejef mit seiner Bande in die Dienste eines Enkels Stroganow's, bald indeß wurde er auch seinem neuen Herrn beschwerlich. Um ihn los zu werden, lenkte dieser die Aufmerksamkeit des kühnen Kosakenhetmans auf die Länder im Osten mit ihrem Reichthum an kostbarem Pelzwerk. Der Plan glückte. Jermak und die Seinen zogen im Jahre 1578 über den Ural nach dem Ob. Dort, an der Stelle des heutigen Tobolsk, stießen sie auf ein kleines Mongolenreich mit der Hauptstadt Sibir. Hier ereignete es sich, wie so oft, daß der Schüler seinen Lehrmeister übertraf. Für die Kosaken, denen in der Heimat der Strang winkte, gab es keine andere Wahl als: Siegen oder Sterben. Ueberall griffen sie die tatarische Uebermacht an, nach dreijährigen blutigen Kämpfen war Sibir erobert, wo sich Jermak nun als „Kommandeur" niederließ. Sein kühnes Häuflein war indessen arg zusammengeschmolzen und konnte sich kaum noch halten. Da schickte Jermak eine reiche Auswahl von Zobelfellen mit der Botschaft an den Zar, er habe das Königreich Kutschum Chans erobert und lege es ihm zu Füßen, er bitte dafür nur um die Würde als Statthalter desselben und um Unterstützungstruppen.

Alles wurde bewilligt. — Der Name „Sibir" wurde mit der Zeit auf alles neu unterworfene Gebiet ausgedehnt und bezeichnete bald den ganzen nördlichen Theil des asiatischen Erdtheiles.

Sibirien ist durch seine natürliche, gleichartige Beschaffenheit ein zu einem geographischen und historischen Ganzen verknüpftes Land. Im Norden vom Eismeer, im Westen vom Ural, im Süden von den Riesengebirgen des Altai begrenzt, bietet es, von Westen nach Osten gestreckt, eine unabsehbare Fläche dar, hat überall dieselben Produkte, Thiere und Pflanzen, überall für den Verkehr dieselben Schwierigkeiten und Erleichterungen. Auf der ganzen Erde giebt es kaum ein so engmaschiges Netz großer schiffbarer Ströme. Alle entspringen in Centralasien, alle sind nach dem Norden gerichtet und auf allen ist dieselbe Art der Schiffahrt, dasselbe Fahrzeug, anwendbar. Für die ausgedehnten Steppenflächen wendet man überall gleichzeitig Renthier und Hund als Zugthiere an. Auch die Bewohner sind, obwol verschieden an Abstammung und Sprache, überall Rennthier züchtende, mit Pfeil und Bogen bewaffnete Halbnomaden.

An Charakter und Lebensweise diesen sibirischen Stämmen eng verwandt, waren die Kosaken denselben durch ihre europäische Bewaffnung doch weit überlegen und wie geschaffen, Sibirien zu unterwerfen. Dazu kam noch, daß die Größe ihres Unternehmens, der angeregte, leidenschaftliche Entdeckungs- und Eroberungseifer ihre Kriegs- und Raubluft in ähnlicher Weise erweckte, wie früher bei den spanischen Heerführern, den Almagros, Pizarros.



Heberstein's Karte des Moskowitischen Reiches 1549.

Von dem ersten Ostrog oder befestigten Ort am Tobol, der jetzigen Stadt Tobolsk, drangen ostwärts alle weiteren Unternehmungen mitten durch das Land. In dieser Richtung erwuchsen später die Handelsstädte Tomsk, Irkutzk, Jakutzk, während nördlich und südlich davon nur kleinere Ansiedelungen entstanden. Jedesmal, wenn die große Eroberungslawine der Kosaken durch einen bedeutenderen Strom am weiteren Vorrücken gehindert wurde und sie ihre Stellung zu befestigen begannen, gingen die eigentlichen Zobelfänger und Pelzjäger, „Promischlennikki" genannt, auf eigene Faust weiter. Sie sind die Pioniere, die Wegweiser der eigentlichen Entdecker, die Coureurs des Bois der Franzosen, die Bibertrapper und Pfadfinder der Engländer und Amerikaner.

Auf diese Weise waren die Kosaken bereits bis an den Jenisej vorgedrungen, als sie von der Existenz eines zweiten großen Stromes im Osten Kunde erhielten. Daraufhin brachen im Frühling 1628 zehn Kosaken unter Anführung Wasilej Bugor's auf nach dem neuen Flußgebiet, unterwarfen — so fabelhaft es auch klingen mag — die eingeborenen Jakuten und Tungusen und kehrten nach drei Jahren reich beladen mit Zobelfellen zurück. Andere, größere Kosakentrupps folgten ihnen nach und gründeten an der Lena das heutige Jakutzk. Den Lauf der Lena stromauf verfolgend, kamen sie an den Baikalsee, ins Gebiet halbcivilisirter Völker und silberreicher Gebirge, durch welches eine mächtige Wasserader nach Osten strömte, der Amur. Eine Einwanderung, eine Jagd nach Schätzen begann und drohte die jüngst gegründeten Ansiedelungen zu entvölkern.

Zu eben derselben Zeit hatten die Mandschuren die Eroberung China's vollendet, waren dabei nach dem Süden gezogen und hatten ihre Heimat entvölkert und geschwächt zurückgelassen, als jene unerwarteten europäischen Gäste dort erschienen, unangefochten mitten durch die Mandschurei bis zur Mündung des Amur hinabsegelten, einheimische Fürsten verjagten oder unterwarfen und endlich sogar das chinesische Heer in die Flucht schlugen. Zwar haben die Russen nachher den größten Theil der Mandschurei und des Amurgebietes wieder an China abtreten müssen.

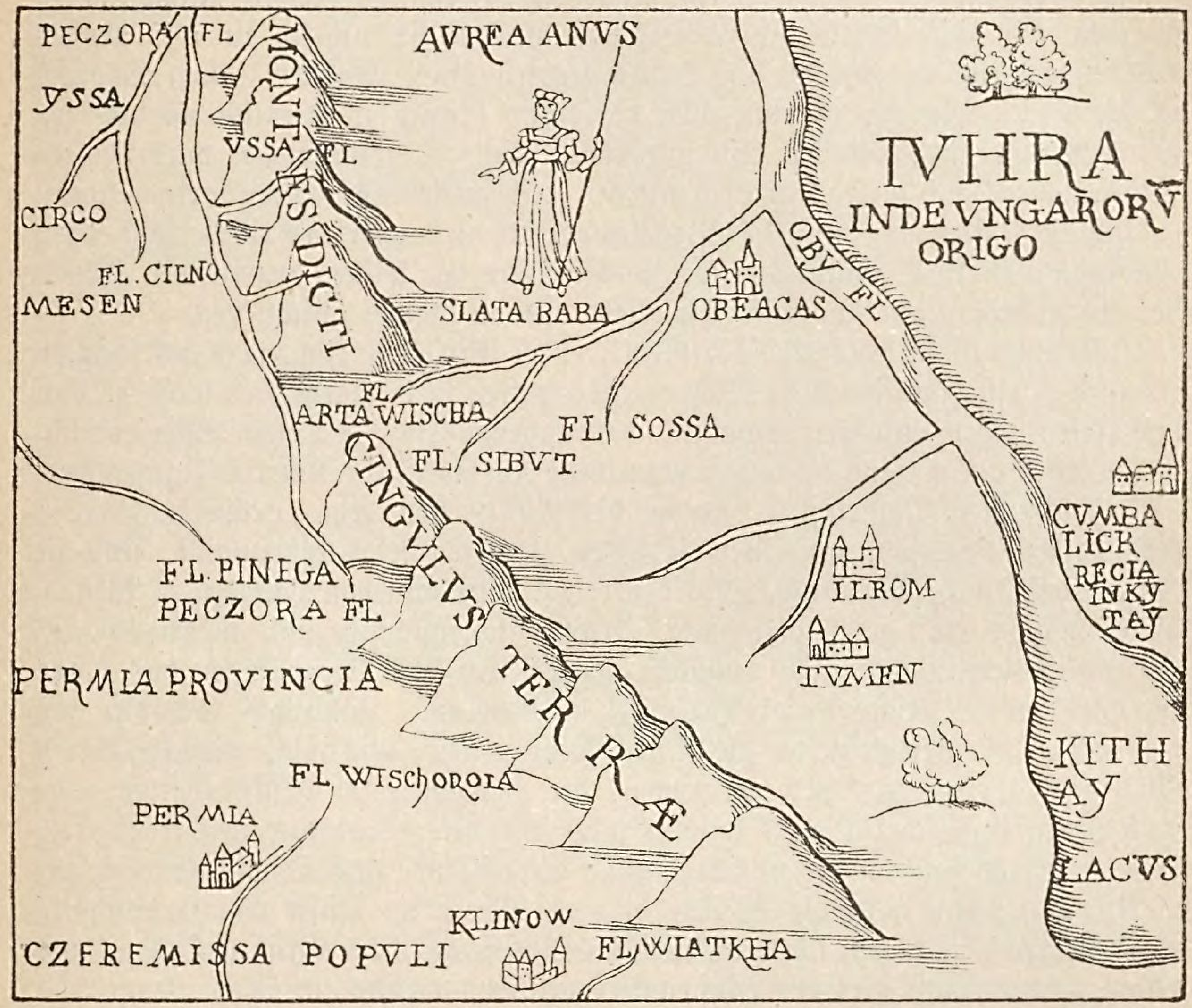
Es wurden jedoch infolge jener Expeditionen die Städte Irkutzk (1661) und Nertschinsk (1658) gegründet, und seitdem verblieb das ganze silberreiche Land Daurien bei Rußland. An der Mündung des Amur erreichten und befuhren 1645 die Kosaken das ochotzkische Meer.

Die Lena greift bis Jakutzk weit nach Osten aus und das tungusische Meer dringt in derselben Gegend tief nach Westen vor. Der Isthmus, der zwischen beiden Gewässern bleibt, wurde sehr bald zu Pferde und auf Schneeschuhen überschritten und am Meere ein Ostrog, Ochotzk, gebaut, das bis auf unsere Tage der Haupthafen an diesem Meere ist. Von der Lena erstreckt sich Sibirien noch etwa 400 Meilen weiter nach Osten. Wie die Breite des Landes nimmt auch die Länge der großen Flüsse ab. Der mächtigen Lena folgen die kleineren Jana, Indigirka, Kolyma und andere, die sich alle wie die Saiten einer Harfe verkürzen und deren Entdeckung 1638 begann.

Kosaken fanden hier das Volk der Jukagiren, die sich vor den Pferden mehr entsetzten als vor den Reitern, wie einst die Mexikaner beim Erscheinen von Cortez' Centauren. Auch die Entvölkerung Sibiriens seit Ankunft der Kosaken ist der Amerika's ähnlich. Sechzehn Kosaken nahmen hier den Fürsten gefangen, lieferten seiner mit Pfeilen und Bogen bewaffneten Armee ein

siegreiches Treffen und hatten im Jahre 1640 die Eroberung dieses ganzen 200 Meilen langen Stromlandes vollendet.

Und weiter ging es vorwärts bis zur Kolyma, zum Lande der Tschuktschen, welches statt Zobel eine reiche Ausbeute an fossilem Elfenbein bot. Schon 1646 ging dieser Mammuthzähne wegen die erste Expedition von der Kolyma zu den Tschuktschen ab. Auch erfolgten bald Versuche, direkt nach Norden in die dunkle Tiefe des Eismeeres selber einzudringen.



Heberstein's Karte vom Ural.

Die Eingeborenen erzählten von einem neuen großen gebirgigen Lande, das dort nach dem Nordpole zu läge und dessen Küstenumrisse man zu Zeiten von dem sibirischen Kontinente aus sehen könnte. Dieses Land sei reich an Elfenbein, und die schönsten Zähne seien dort in hohen Erdwällen aufgehäuft.

Die Kosaken drangen mit großer Kühnheit in ihren zerbrechlichen, mit Leder überzogenen und mit Riemen zusammengenähten Kähnen nach dem Gelobten Lande des Elfenbeins vor. Ohne Kompaß segelten sie ins Eismeer hinaus. Oft wurden ihre Fahrzeuge von den Eisbergen zerdrückt, oft froren sie mitten im Meere ein und trotzten dem strengen Winter, um im folgenden Sommer ein Stückchen weiter zu kommen. Manche von ihnen mögen schon damals jenes entlegene Nordland erreicht haben. Doch ist es nicht gewiß. Das „Elfenbeinland“ im hohen Norden gerieth wieder in Vergessenheit. Erst

in unserer Zeit hat man in jener Richtung eine Anzahl größerer Inseln aufgefunden und der größten derselben den Namen „Neu-Sibirien“ beigelegt.

Am längsten dauerte es bis zur Enthüllung der 150 Meilen langen Halbinsel Kamtschatka. Seit 1690 wurde der Name Kamtschatka durch das Gerücht in Jakutzk bekannt; einige Jahre später gingen die ersten Russen dahin ab. Sie fanden hier japanische Schriften und auch einige dort gestrandete japanische Matrosen. Dies und der Umstand, daß die Leute ihnen erzählten, ihr Land ginge noch sehr weit nach Süden hinab, verleitete die Russen anfänglich zu glauben, daß Kamtschatka bis nach Japan hinabreiche, und in einer so großen Ausdehnung stellen es auch die ältesten Karten dar. Wie die ersten Spanier in Peru und Mexiko, wurden auch die ersten Russen in Kamtschatka von den Eingeborenen hoch verehrt und fast vergöttert. — Nach vielen wiederholten Expeditionen, nach vielen Kämpfen mit den freiheitsliebenden Eingeborenen kamen endlich die Russen im Jahre 1706, Alles vor sich niederwerfend, an der äußersten Südspitze von Kamtschatka an, wo sie die Kette der kleinen Kurilischen Inseln vor sich sahen, deren südlichste sich allerdings an Japan anschließen.

Unaufhaltsam drangen die Russen über die Kurilen in Japan ein und schickten ziemlich genaue Berichte nach Moskau. So hatten sie in einem Jahrhundert, voll von Kriegszügen und Verwüstungen, das äußerste Ende der alten Welt erreicht und standen am Anfang des achtzehnten dem Nordwestende Amerika's gegenüber.

Die ersten Nachrichten, welche die Russen von dem „größeren Lande“ („Bolschaja Semlja“) im Osten erhielten, lauteten sehr unbestimmt, und sie hatten auch einige Aehnlichkeit mit den ersten Anzeichen von Ländern in Westen, die Columbus einst gesammelt hatte. Große Fichtenstämme und andere Bäume, wie sie in Kamtschatka nicht wuchsen, waren von den Strömungen aus Osten zuweilen an die Küste dieser Halbinsel angetrieben. Zahlreiche Scharen von Landvögeln pflegten zu Zeiten aus Osten heranzuziehen und dahin zurückzukehren. Walfische waren aus Osten gekommen, die Harpunen im Rücken hatten, wie man sie in Kamtschatka nicht kannte; auch strandeten dort zuweilen fremdartig gebaute Boote und andere ungewöhnliche Gegenstände aus Osten. Endlich bemerkte man, daß auch die Wellen in dem Meere im Osten von Kamtschatka nicht so groß und hoch wogten, wie im Süden auf dem Großen Ozeane und schloß daraus, daß hier ein Binnenmeer existire, welches im Osten ebenso von Land umschlossen sein müsse wie im Westen von Asien. Die Tschuktschen standen mit Amerika in Verkehr und unter ihnen fanden die Russen auch Leute, welche Walroßzähne in den Lippen trugen und eine ganz fremdartige Sprache redeten. Es waren amerikanische Handelsfreunde oder Kriegsgefangene der Asiaten. Von diesen Leuten hörte man, daß das „große Ostland“ keine Insel sei, sondern ein weites Gebiet ohne Ende mit großen Strömen, Wäldern und Gebirgen.

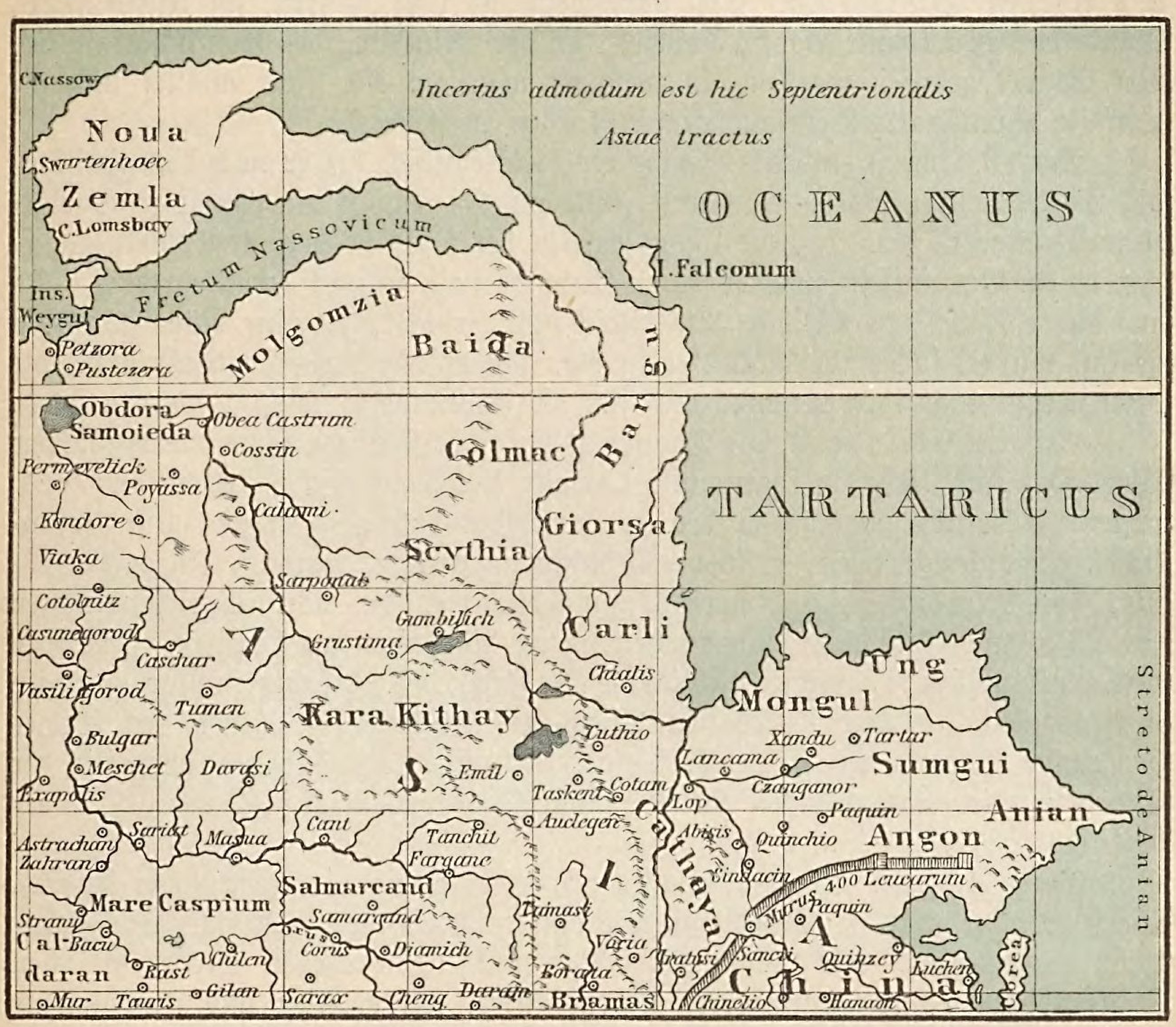
Das große reiche Ostland, die „Bolschaja Semlja“, stand bei den Asiaten im Ruf eines Gelobten Landes. Alle jene Gerüchte liefen in Kamtschatka, in Ochotzk, Awatscha und den anderen von den Russen gegründeten ostasiatischen Hafenplätzen um. Sie drangen nach Jakutzk und heimwärts bis nach Moskau und Petersburg, wo sie das höchste Aufsehen erregten.

So befahl denn Peter der Große, jene Küsten und die Nordostgrenzen seines Reiches genauer zu untersuchen, namentlich ob sie mit Asien zusammenhängen, wozu freilich die Fahrzeuge erst in Ochotzk gebaut werden mußten.

Die Instruktion Peter's des Großen lautet:

1) „Man soll in Kamtschatka oder an einem anderen Orte ein oder zwei Schiffsboote mit Verdecken bauen.

2) „Mit diesen Schiffsbooten soll man längs der Küste, welche nach Norden verläuft, segeln, und wahrscheinlich ist, da man ihr Ende nicht kennt, dieses Land ein Theil von Amerika.



Historische Karte des nordöstlichen Asiens. Nach Joannes Jansen 1626.

3) „Und deswegen soll man suchen, wo sie mit Amerika zusammenläuft, und bis zu irgend einer Stadt einer europäischen Macht gehen, und wenn man irgend ein europäisches Schiff sieht, von ihm erfragen, wie die Küste heißt, und es aufschreiben und selbst an der Küste landen, wahrhafte Nachrichten einziehen oder Kenntniß nehmen, und nachdem man sie auf einer Karte verzeichnet hat, zurückkehren."

Diese Instruktion hatte Peter der Große fünf Wochen vor seinem Tode abgefaßt, und der Abgang der Expedition fiel so genau mit seinem Verscheiden zusammen, daß ein Theil derselben wenige Tage vor, ein anderer wenige Tage nach dem Tode des großen Kaisers nach Sibirien abreiste. Er hatte auf diese Weise gleichsam mit seinem letzten Lebenshauche die größte geographische Entdeckung nach dem Auffinden von Amerika eingeleitet — die Erkenntniß der Trennung der Alten Welt von der Neuen.

Da er aber inzwischen schon vor Ausführung dieses Ukas 1724 starb, so führten seine Nachfolgerinnen Katharina und Elisabeth das Unternehmen weiter und ruhmvoll aus, indem sie zwei Expeditionen zu diesem Zweck ausrüsten ließen. Ihr Führer war Veit Bering, ein Däne in russischen Diensten.

Die erste dieser „kamtschadalischen Expeditionen“ ging im Februar 1725 von Petersburg ab. Bering's Begleiter waren die Leutnants Spangenberg und Alexej Tschirikow. Erst nach mehr als drei Jahren, im April 1728, konnte das neuerbaute Boot „Gabriel“ an der Mündung des Kamtschatkaflusses von Stapel gelassen werden, in welchem man am 20. Juli auslief und die Ostküste Kamtschatka's entlang gegen Norden zu steuerte.

Am 10. August entdeckte Bering eine Küsteninsel, die er nach dem Heiligen des Tages Laurentius-Insel nannte, und am 15. August die Landspitze Serdze-Kamen unter 67° n. Br., die schon jenseits der Ostspitze der alten Welt lag, so daß er im Bewußtsein einer erfüllten Aufgabe nach Ochotzk zurückkehrte. — Da auf dieser Fahrt das Gestade Amerika's nicht erblickt, ja seine Nähe gar nicht geahnt wurde, so erfuhr auch Bering nie, daß er die Straße entdeckt habe, die dermaleinst nach ihm benannt und für die Erdkunde so wichtig werden sollte.

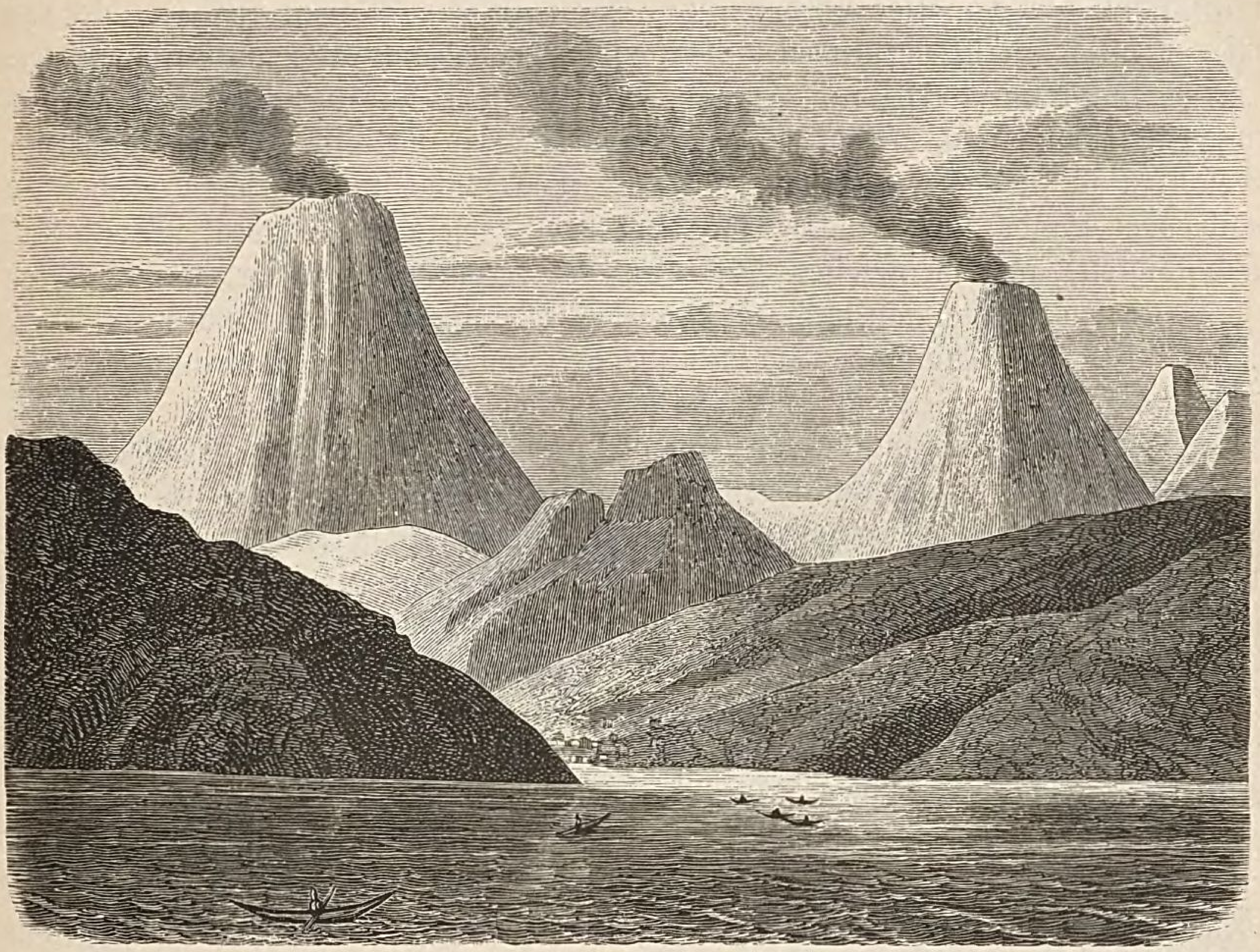
Kaiserin Elisabeth, die Tochter Peter's des Großen, setzte das begonnene Werk fort und ließ die sogenannte „zweite kamtschadalische Expedition“ ausrüsten. Dieselbe gehörte zu den großartigsten und glänzendsten wissenschaftlichen Entdeckungsreisen, welche bis dahin ausgeführt waren. Ihre Aufgabe war, die Nordwestküste Amerika's zu befahren, die nördlichen japanischen Gewässer und Inseln zu untersuchen, ganz Nordasien zu bereisen, genau zu bestimmen und zu beschreiben, endlich die alte Frage des sogenannten Nordostweges nach Amerika an den Nordküsten Asiens zu entscheiden. Außer den bereits genannten Seefahrern Bering, Spangenberg, Tschirikow gehörten zur Expedition der Naturforscher und Geschichtschreiber Gmelin, Steller, ferner de l'Isle, Lesseps u. v. a.

Ganz Sibirien wurde sozusagen mit Gelehrten, wie früher mit Kosaken überschwemmt und die Expedition wie ein weitmaschiges Netz über das ganze Land ausgebreitet. Auf langwierigen und mühseligen Wegen wurden an allen Stationsplätzen und Centralorten Lebensmittel, Materialien und Instrumente niedergelegt. Jeder Gelehrte erhielt ein bestimmtes Arbeitsfeld, jeder Seemann einen bestimmten Fluß, den er aufnehmen und untersuchen sollte. Und fast gleichzeitig schwärmten alle kleineren Neben-Expeditionen auf allen Strömen Sibiriens hinaus zu mühseligem Werk zwischen Eis und morastigen Tundern. Mehrere dieser kleinen Unternehmungen lösten glücklich ihre Aufgabe, die meisten aber scheiterten oder gelangten erst nach Jahre langen Anstrengungen zum ersehnten Ziele.

Diese zweite Expedition, deren Ausrüstung acht Jahre dauerte und ungeheuere Summen gekostet hatte, lief am 29. Mai 1741 auf zwei Schiffen von der Awatschabucht aus. — Auf dem einen Fahrzeug befanden sich Bering und bei ihm der deutsche Naturforscher Steller, das andere befehligte Tschirikow, bei welchem sich der französische Gelehrte de la Croyère de l'Isle befand. Die Hauptperson unter ihnen war der Deutsche Steller, und dies rechtfertigt ausführlichere Nachrichten über ihn.

Georg Wilhelm Steller war ein Franke. Schon früh beschäftigte die Naturwissenschaft seinen regen Geist und verdrängte nach und nach die Theologie,

für die er ursprünglich bestimmt war. Das Verlangen, fremde Länder zu sehen, führte ihn nach Rußland, dem damaligen Dorado aller nach einem größeren Wirkungskreise strebenden Geister. — Zuerst ging er als Arzt zur russischen Armee, welche damals Danzig belagerte, und 1734 nach der Einnahme dieser Stadt mit einem Schiff voll Kranker und Verwundeter nach St. Petersburg, wo er bald wegen seiner Kenntnisse Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und 1738 zu den Gelehrten nach Kamtschatka geschickt wurde mit dem Auftrage, hier die Naturprodukte näher zu untersuchen, eine Aufgabe, die er in rühmenswerther Weise erfüllt hat.



Sopki, Vulkan auf Kamtschatka.

Hiernach schloß er sich Bering auf dessen zweiter Entdeckungsreise an. Der Tübinger Chemiker und Botaniker Gmelin, welcher in Sibirien mit Steller zusammentraf, schreibt von ihm: „Dem Herrn Adjunctus war jeder Stiefel und Schuh gerecht. Er bedurfte weder eines Kochs noch eines Haarkünstlers, denn einerseits verschmähte er Puder und Perrücke, andererseits bereitete er sich seine Kost selber, indem er Suppe, Fleisch und Gemüse in einem Geschirr zugleich ansetzte.“ Dies war der Mann, wie er sich für die Entdeckung Amerika's von Asien aus ganz besonders eignete.

Am 4. Juni 1741 verließ Steller auf dem von Bering kommandirten „St. Peter“ die Awatschabai und bald darauf trennte sich das Schiff im Nebel von jenem Tschirikow's. Von Anfang an waltetete ein Unstern über der Expedition. Als endlich am 15. Juli die hohe Küste Amerika's aus den Fluthen tauchte und man am 19. bei der Insel Kadiak ankerte, hätte sowol die Ordnung als die Wichtigkeit der Sache die reiflichste Ueberlegung erfordert, wie man Zeit und Gelegenheit am besten benutzen könnte; ob man bei der schon vorgerückten

Jahreszeit die Küste noch weiter verfolgen, oder ob man hier überwintern, oder endlich geraden Wegs wieder nach Hause steuern sollte. Aber alles dieses wurde keiner Berathung werth gehalten, sondern ein Jeder schwieg für sich und that für sich, was er wollte. Einstimmig war man nur darin, daß frisches Wasser eingenommen werden sollte, so daß Steller sich nicht enthalten konnte, den russischen Seehelden zu sagen: „sie wären nur gekommen, um amerikanisches Wasser nach Asien überzubringen". Als hierauf ein Boot zur Rekognoszirung ausgeschickt wurde und Steller mit ans Land zu fahren begehrte, ward es ihm rundweg abgeschlagen. Das Folgende ist zu charakteristisch für die damalige Bildungsstufe der russischen Marineoffiziere, als daß wir es nicht mit des deutschen Naturforschers eigenen Worten anführen sollten. „Man suchte mir erst mit Erzählung grausamer Mordgeschichten Angst zu machen, und weil ich erwiderte, daß ich niemals so weibisch gewesen, mich vor Gefahren zu fürchten, auch gar nicht errathen könne, warum man mich nicht nach dem Lande lassen wolle, da doch dieses mein Hauptzweck, Beruf und Schuldigkeit, auch mein fester Wille sei, der Krone, wie bisher, nach Kräften zu dienen, so nannte man mich einen wilden Menschen, der sich auch nicht durch Bewirthung mit Chokolade, die eben bereitet wurde, von Verrichtungen wollte abhalten lassen. Weil ich nun sah, daß man mich mit Gewalt zu unverantwortlicher Verabsäumung meiner Dienste zwingen wollte, setzte ich endlich alle Achtung aus den Augen und betete ein besonderes Gebet, wodurch sich der Herr Kommandeur sogleich erweichen ließ, mich mit den Wasserträgern, jedoch ohne die geringste Hülfe zuzugeben, nach dem Lande fahren zu lassen. Beim Abschiede vom Fahrzeug machte er noch eine Probe, wie weit ich Schimpf und Ernst verstünde, indem er mir mit Trompeten nachblasen ließ."

Sobald Steller, nur von seinem eigenen Kosaken begleitet, gelandet war, suchte er die kostbare, kärglich zugemessene Zeit nach Kräften zu benutzen. Er richtete sogleich seinen Weg landeinwärts, um Menschen und Wohnungen zu entdecken, und kaum war er einige Tausend Schritte gegangen, so fand er schon einen ausgehöhlten Baumstamm, worin die Wilden vor ein paar Stunden in Ermangelung von Kessel und Geschirr, Fleisch mit glühenden Steinen gekocht hatten. Außerdem fand er noch verschiedene Schalen mit süßem Kraut und ein hölzernes Feuerzeug, Alles völlig wie auf Kamtschatka. Er schloß daraus, daß die Bewohner mit den Kamtschadalen einer Herkunft seien, auch beide Länder im Norden sehr nahe an einander liegen müßten.

Nachdem Steller bei der ihm kurz zubemessenen Frist noch einige höchst wichtige Beobachtungen angestellt, die seinen Scharfblick bewundern lassen, kehrte er nach dem Ufer zurück, wo er von Bering die Aufforderung erhielt, „er solle sich nur geschwind nach dem Fahrzeug packen, oder man würde, ohne auf ihn zu warten, ihn am Lande lassen." Da blieb nichts Anderes übrig, als zu gehorchen, und am 21. Juli lichtete Bering die Anker, ohne dem entdeckten Amerika auch nur einen Blick zu schenken. Aber jetzt begann eine an Drangsalen und Nöthen überreiche Heimfahrt, bei welcher das Schiff von Stürmen und Winden drei Monate umhergetrieben ward und die Lebensmittel knapp wurden. Zuletzt trat der Skorbut auf und schwächte die Mannschaft in entsetzlicher Weise. Man konnte nicht viele Segel aufziehen, denn es gab Niemand, der sie im Falle der Noth hätte einziehen können.



Karte des Beringmeeres.

Nach langer Zeit erst zeigte sich Land, welches man für Kamtschatka hielt, und ein Sturm trieb das Schiff den Felsen zu. Auf der Insel fand man nur wenig Treibholz und gar keine Bäume; doch stellte man einen geschützten Raum her, indem man einige kleine Schluchten in der Nähe des Strandes überdachte. Von den Kranken starben viele.

Am 9. November wurde Bering, der auch am Skorbut darniederlag, auf einer Tragbahre an die Küste geschafft und starb einen Monat später auf dieser Insel, die jetzt seinen Namen trägt. Steller schreibt: „Man kann sagen, daß er halb lebendig begraben wurde, denn der Sand rollte von den Wänden der Grube, in der er lag, beständig herunter und bedeckte seine Füße. Er litt zuletzt nicht mehr, daß man den Sand entferne, da er ihm, wie er sagte, einige Wärme mittheile, und der Sand stieg ihm nach und nach bis zum Leibe hinauf, so daß man ihn nach seinem Tode herausscharren mußte, um ihn ordentlich begraben zu können."

Das Schiff wurde zum Wrack und der größte Theil der Lebensmittel ging verloren. Lange Zeit nährten sich die Schiffbrüchigen von todten Walfischen, die an die Küste trieben. Im Frühling erreichten sie endlich auf den Ueberresten des Wracks die Küste von Kamtschatka. Im Herbst vorher war Tschirikow, Berings Gefährte, nach einem Verluste von zwanzig Mann, in Petropawlowsk angekommen. Auch de l'Isle hatte während der ganzen Reise gekränkelt und starb, ehe man ihn ans Land zu schaffen vermochte. — So endigte die stolz begonnene Expedition und es fehlte nicht an Lob und Tadel über Bering. Steller, der am meisten Veranlassung zum Tadel hatte, da Bering ihn aus dem Felde einer erfolgreichen Thätigkeit gerissen hatte, sagt von ihm:

„Vitus Bering war ein rechtschaffener und frommer Christ, der Aufführung nach ein wohlgesitteter, freundlicher, stiller und bei dem ganzen Kommando, sowol bei Hohen als Gemeinen, durchgängig beliebter Mann. Nach einer zweimaligen Reise nach Indien trat er 1704 bei der russischen Flotte als Leutnant in Dienst, worin er bis an sein Ende im Jahre 1742 mit möglichster Treue verharret und sich zum Range eines Kapitän-Kommandeurs hinaufgedient hat. Unparteiische werden von ihm nicht anders urtheilen können, als daß er sich allezeit nach allen Kräften und Vermögen bestrebte, das ihm Anbefohlene auf die beste Art ins Werk zu richten, ob er gleich selbst gestand und sich oft beklagt hat, daß seine Kräfte zu einer so schweren Expedition nicht mehr hinreichten, daß selbige viel größer und weitläufiger angelegt worden, als er solche projektirt, er auch in seinem Alter wünschte, daß die Sache einem jungen und raschen Mann von der Nation aufgetragen und ihm abgenommen würde. — Bekanntlich war derselbige Mann zu geschwinden Entschließungen und hurtigen Unternehmungen nicht geboren; es bleibt aber in Ansehen seiner Treue, Gelassenheit und bedächtlichen Ueberlegung die Frage, ob auch ein Anderer mit mehr Feuer und Hitze die unzähligen Beschwerden und Hindernisse seiner Unternehmung so gut überwunden haben würde, ohne diese entfernten Gegenden völlig zu verwüsten, da ein solcher von allem Eigennutz weit entfernter Befehlshaber, wie er war, seine Untergebenen in diesem Punkte kaum genugsam im Zaume halten konnte."

Die Milde dieses Urtheils ehrt Steller selbst am meisten, da er durch Bering stark zu leiden hatte. Als er 1744 nach Petersburg zurückgerufen wurde,

fürchtete man in Kamtschatka Enthüllungen strafbarer Vorgänge und intriguirte ihn zurückzuhalten. Schon war er bis Nischni-Nowgorod gekommen, da erhielt er den Befehl, sich vor der Kanzlei in Irkutzk zu stellen, um sich gegen die falschen Anklagen seiner Feinde zu verantworten, zu Rußland's Schaden Pulver an die Völker im äußersten Osten vertheilt zu haben. Nach einem Jahre wird er freigesprochen und eilt zum zweitenmal heimwärts. Sein Biograph berichtet: „Er kam bis Moskau, wo ihm ein zweiter Befehl überreicht wurde, nach welchem er sich zum zweitenmal eiligst vor der Irkutzkischen Kanzlei stellen sollte. Militärische Begleitung führte ihn als Gefangenen zurück. An einem sehr kalten Tage hielt die Begleitung bei einer Schenke an, um ihren Durst zu löschen, was etwas lange dauerte. Steller, der im Schlitten liegen blieb, bis seine Wache den Durst gelöscht hatte, schlief ein und — erfror bei gesundem Leibe."

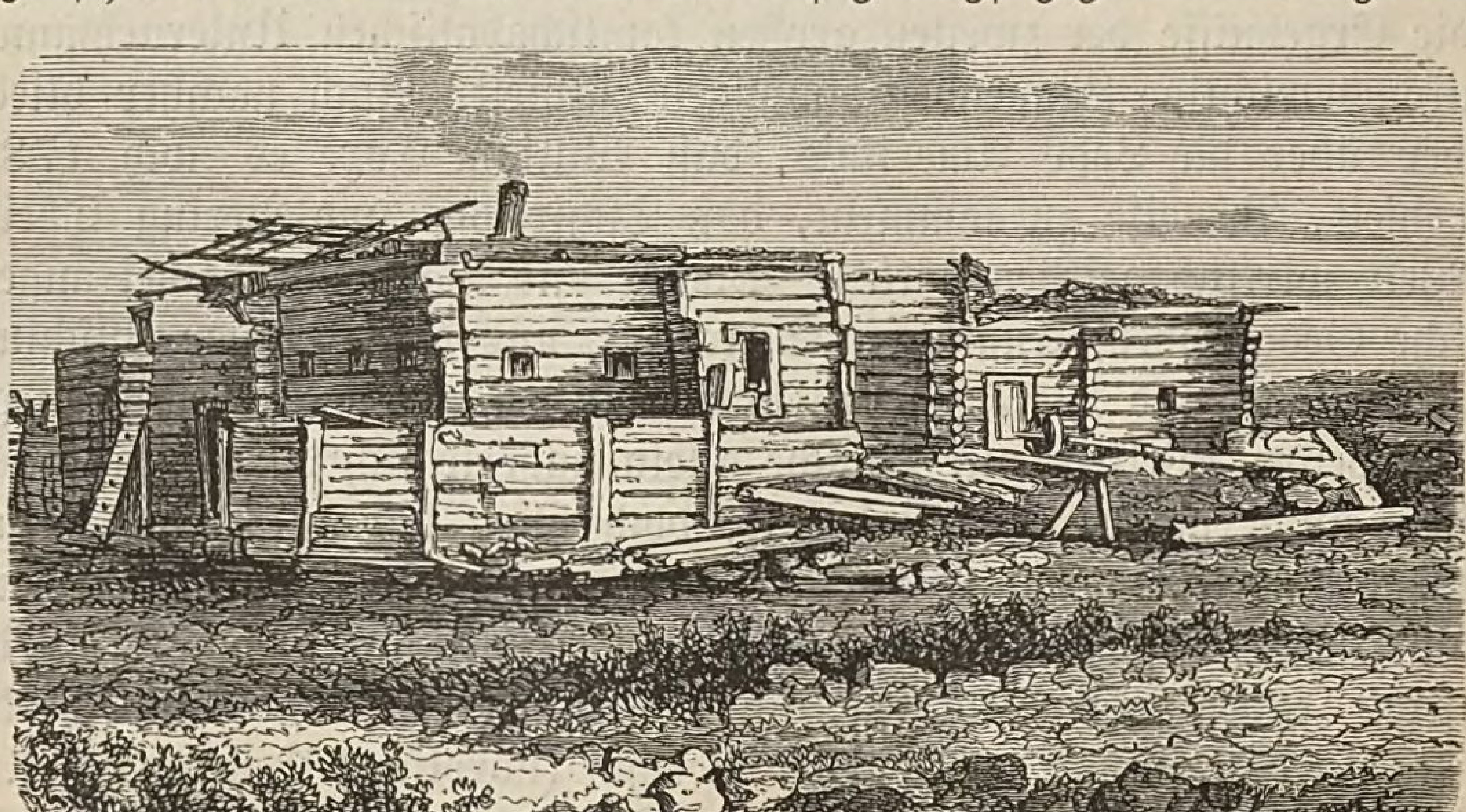
„Steller's unvergänglichen Namen," sagt Peschel, „wird vorzüglich die Geschichte der Botanik zu feiern haben; wir dagegen können nur lebhaft beklagen, daß die geographischen Aufzeichnungen dieses scharfen Beobachters verloren gingen, für den eine Wanderung von wenigen Stunden genügte, um die klimatische Begünstigung des nordwestlichen Amerikas vor Kamtschatka aus der Entwickelung eines reichen Pflanzenwuchses, der zeitigen Reife von Samen gewisser Gewächse und aus dem frühen Aufsteigen der Lachse in die süßen Landwasser zu erkennen."

Russische Pelzjäger schwärmten seit Bering um die Aleutischen Inseln. Am 19. November 1745 fand Newodtsikow die Rattengruppe und 1750 entdeckte ein Schiff ochotskischer Kaufleute die östlichen Fuchsinseln, während die mittlere Andreanowsgruppe erst 1760 von Adrian Tolstych gesehen wurde, ein Jahr später aber ein unbekannter russischer Seefahrer bis zur Insel Kodiak gelangt sein soll. Leutnant Syndo, der im Auftrage der ochotsker Handelsgesellschaft, welche Katharina gestiftet hatte, von 1764—1766 das Beringsmeer befuhr, soll Stachten Niada, das große Festland entdeckt haben; doch ist es nicht klar, ob er gegenüber der Tschuktschenküste oder an der Halbinsel Aljaska landete. Die Fahrten der Pelzhändler dauerten ohne Unterbrechung fort und als Kapitän Cook am 19. Juni 1778 bei der Kodiakinsel verweilte, fand er dort bereits russische Ansiedler. Die Erdkunde gewann indessen durch diese russischen Entdeckungen keine richtige Vorstellung von der Annäherung beider Welten. Erst 1758, also nach 16 Jahren, erschien die Karte Sibiriens, welche die Ergebnisse der zweiten großen kamtschadalischen Unternehmung und Krasiljnikows wichtige Längenbestimmungen enthielt. Auch nachher blieb man so unsicher über die Lage Amerika's, daß William Coxe es noch 1780 für rathsam hielt, Beweise zu sammeln, daß Tschirikow und Bering Theile der Neuen Welt wirklich gesehen hätten. Buache und Vaugondy, zwei angesehene französische Geographen, Engel, ein Schweizer, und der Berliner Büsching entwarfen noch 1775 und 1777 sehr unähnliche Bilder von den gegenüberliegenden Küsten der beiden Welten, nur Buache allein näherte sich durch glückliche Vermuthungen einigermaßen der Wahrheit, doch blieb bis auf James Cook der Nordwesten Amerika's von 43° n. Br. angefangen ein uferloser Erdenraum.

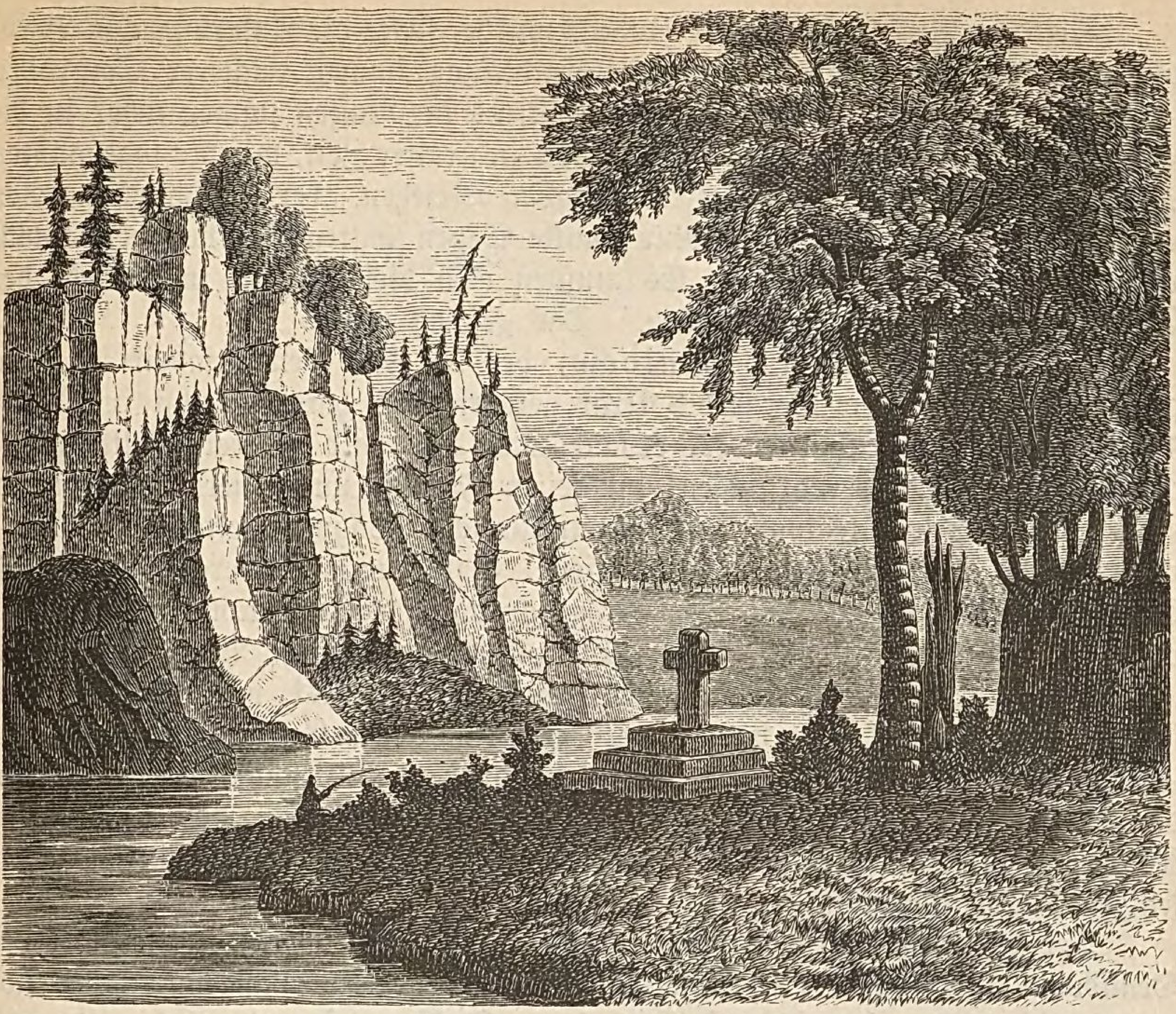
Kamtschatka, dessen Name um 1690 in Jakutzk zuerst gehört wurde, besuchten sechs Jahre später Kosaken, und 1697 entstand am Kamtschatkaflusse ihre älteste Niederlassung, das spätere Werchne (nördliche) Kamtschatskoj. Von der Südspitze jener Halbinsel entdeckten russische Seefahrer zwei der nächsten

Kurilen 1711, und in den beiden folgenden Jahren 1712—1713 untersuchte Iwan Kosirewskoi vollständig die übrigen Inseln der nämlichen Kette. Da die Russen im Frieden von Nertschinsk (1689) das Jablonojgebirge als Grenze gegen China anerkannt hatten, blieb nicht nur das untere Amurgebiet der besseren Erkenntniß verschlossen, sondern auch die Insel Sachalin, von deren südlichen Erstreckung bis Jeso Niemand eine Ahnung hatte, setzte die Kartenzeichner auf eine schwere Probe, da sie die Umrisse, welche 1643 der Holländer de Vries von ihr entworfen hatte, nicht zu verstehen vermochten. Selbst auf Cook's und King's Karte vom Jahre 1784, auf welcher die Kurilen mit Jeso einen Inselkranz bilden, der bis nach Nippon reicht, ist Sachalin zu einer Küsteninsel vor der Amurmündung zusammengeschrumpft. Doch hatte schon 1775 der scharfsinnige Buache ein ziemlich richtiges Bild jener reichgegliederten Planetenstelle entworfen, indem er glücklich errieth, daß die Staateninsel und das Compagnieland in die Kurilenkette gehöre, daß Jeso und Sachalin aber durch eine enge Straße von Asien geschieden würden und nur darin die alte Karte des holländischen Entdeckers de Vries nicht richtig verstand, daß er Theile, die Sachalin angehörten, mit Jeso verband und die Straße, welche beide Inseln trennt, zu weit nach Norden verlegte.

Die Enthüllung des wahren Bildes blieb dem unglücklichen Lapérouse vorbehalten. Als er 1785 auslief, hatte Cook von Festlandsküsten in der Südsee den Entdeckern nichts übrig gelassen als jene geheimnißvolle asiatische Stelle von 40° n. Br. bis zur See von Ochotzk. Lapérouse erreichte am 25. Mai 1787 den Kanal zwischen Japan und Korea. Als er von dort dem mandschurischen Gestade nach Norden folgte, kam sehr bald eine andere Küste zur Rechten in Sicht, der Westrand von Sachalin. Am 28. Juli entdeckte er die De Castriesbai, und da er dort bis zum 2. August verweilte, so erfuhr er auch, daß der tatarische Golf die Insel Sachalin vom Festland trenne und mit dem ochotzkischen Meere in Verbindung stehe. Seinen Rückweg nahm er längs dem Gestade Sachalins, bis er am 9. August die Südspitze dieser Insel erreichte und die nach ihm benannte Lapérousestraße entdeckte. Da er später auch, wie de Vries, zwischen Jeturup (Staateninsel) und Urup (Compagnieland) hindurchfuhr, so lösten sich die Räthsel der alten holländischen Karten und die Hydrographie der Alten Welt war bis auf geringfügige Nebendinge vollendet.



Die nördlichsten sibirischen Wohnungen.



Nikita Demidow's Geburtsstätte.

V.

Entdeckungs- und Forschungsreisen im Altai.

Erste Kenntniß vom Altai. Nikita Demidow legt die ersten Hüttenwerke an. Deutsche Bergleute. Der südliche Ural und die Dsungarei. Gmelin's und Müller's Reisen und Forschungen. Naturgrenze Asiens. Peter Simon Pallas. Sein Vorleben. Reisen in russischen Diensten. Schilderung der Mordwinen, Tschuwas, Kalmüken, Kirgisen, Baschkiren, Wogulen, Katschinzen, Ostjäken, Samojeden. Peschel's Gesammturtheil über Pallas. Reisen nach der Dsungarei. Wenjukow's ethnographische Uebersicht.

Alle bisherigen Entdeckungen und Eroberungen in Sibirien blieben weit entfernt vom Altaischen Gebirgslande, überschritten kaum hier und da den mittleren Lauf des Irtysch und beschränkten sich nur auf die uralische Seite und die niederen nördlichen Steppen. Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts, gegen Ende der Regierung Peter's des Großen, wird die westlichste Altaische Gebirgsgruppe des Nordrandes bekannter. Erst 1715 erreichten die Russen den im Süden des Altai gelegenen Dsaissangsee, den der Irtysch durchströmt, gründeten Jamyschewa 1715 am salzreichen Steppensee Jamysch, 1718 Semipalatinsk und sicherten sich den Eingang in den erzreichen Altai.

Seitdem hier 1723 Kupfer entdeckt wurde, lockte die Anlegung von Berg- und Hüttenwerken sowie die weitere Entdeckung immer reicherer Erzgruben längs dem ganzen Nordsaume des Altaisystems die Russen immer tiefer in die Bergthäler und Felshöhen hinein, wo schon in uralter Zeit, wie die sogenannten „tschudischen" Alterthümer beweisen, Bergbau betrieben, aber seit Jahrhunderten verfallen und vergessen war. Nur dunkle Sagen hatten sich von dem Goldreichthume des Altai erhalten. Es mußten also diese Schätze im Schoße der Erde von Neuem aufgedeckt werden. Das geschah also:

Der Schmied Nikita Demidow, der bei der Gewehrfabrik in Tula gearbeitet, war in die Berge des Ural gezogen und hatte daselbst im Jahre 1699 das erste Eisenhüttenwerk erbaut, aus dem bald mehrere Hüttenwerke als sein Eigenthum hervorgingen, die seiner Familie ungeheuere Reichthümer einbrachten. Sein talentvoller und kenntnißreicher Sohn erweiterte die Werke und bahnte durch Anlegen von Kupfer-, Gold- und Silbergruben, durch Schmelzhütten am Altai den Weg zur geographischen Entdeckung und Civilisirung des Nordwestens von Asien. Er zuerst zog tüchtige Bergleute herbei, welche die Kupfergruben Kolywanskoi und Woskresensk nördlich von dem jetzigen Smeinogorsk, und bald darauf auch eine dritte Grube, Pichtowsk, anlegten. Im Jahre 1728 wurde das erste größere Hüttenwerk Kolywansk an der Bjelaja in der Nähe der Grube angelegt, in welchem die gewonnenen Kupfererze verschmolzen wurden. Schon 1730 kam ein zweites hinzu bei der jetzigen Stadt Barnaul.

Der Altai'sche Bergbau blieb indessen nicht lange alleiniges Vorrecht der Demidow. Im Jahre 1736 hatte man angefangen, die Schlangenberger Grube zu bebauen, deren Erze schon in den oberen Teufen außerordentlich gold- und silberreich waren. Gold- und Silberbergbau zu treiben war aber Privatpersonen damals noch nicht erlaubt. Das Bergkollegium übernahm daher 1746 die sämmtlichen Werke des Altai für Rechnung der Krone. Seitdem wurden außer den Kupfererzen vorherrschend Silbererze gewonnen, die eine jährliche Ausbeute von 1000 Pud Silber, nebenbei aber ziemlich viel Gold und Kupfer lieferten. Die Regierung stellte nunmehr tüchtige Berg- und Hüttenleute an, verwendete mit Geschick die in Naturwissenschaft und Technik gebildeteren schwedischen Kriegsgefangenen in Sibirien und berief zu diesem Zwecke eine beträchtliche Anzahl Deutscher, insbesondere Sachsen. Die Nachkommen jener deutschen Einwanderer haben sich vollständig russificirt, sie haben Religion, Sprache, Sitten der Russen angenommen, nur einzelne bergmännische Ausdrücke, „Bergamt", „Blenda", „Straße", „Strecke", „Ort", „Gesenk", erinnern noch an die einst fleißigen Deutschen, welche auch hier die Lehrer und Wohlthäter der Moskowiter waren.

Die Berg- und Hüttenwerke waren es also, welche die Durchforschung des metallreichen Altaischen Nordrandes zuerst anbahnten; so traten die Kolywan'schen, Kusnezkischen und selbst die Sajanskischen Erzgebirge hervor und wurden kolonisirt, indeß die dazwischen verbreiteten, bergmännisch unerforschten Berg- und Stromreviere nur flüchtig durchzogen wurden oder als Einöden unbebaut liegen blieben. Im Süden dagegen blieb Ust-Kamenogorsk der einzige äußerste Punkt, von welchem aus die südliche Verzweigung des Altai gegen die Dsungarei hin erforscht werden konnte.



Geogr. Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.

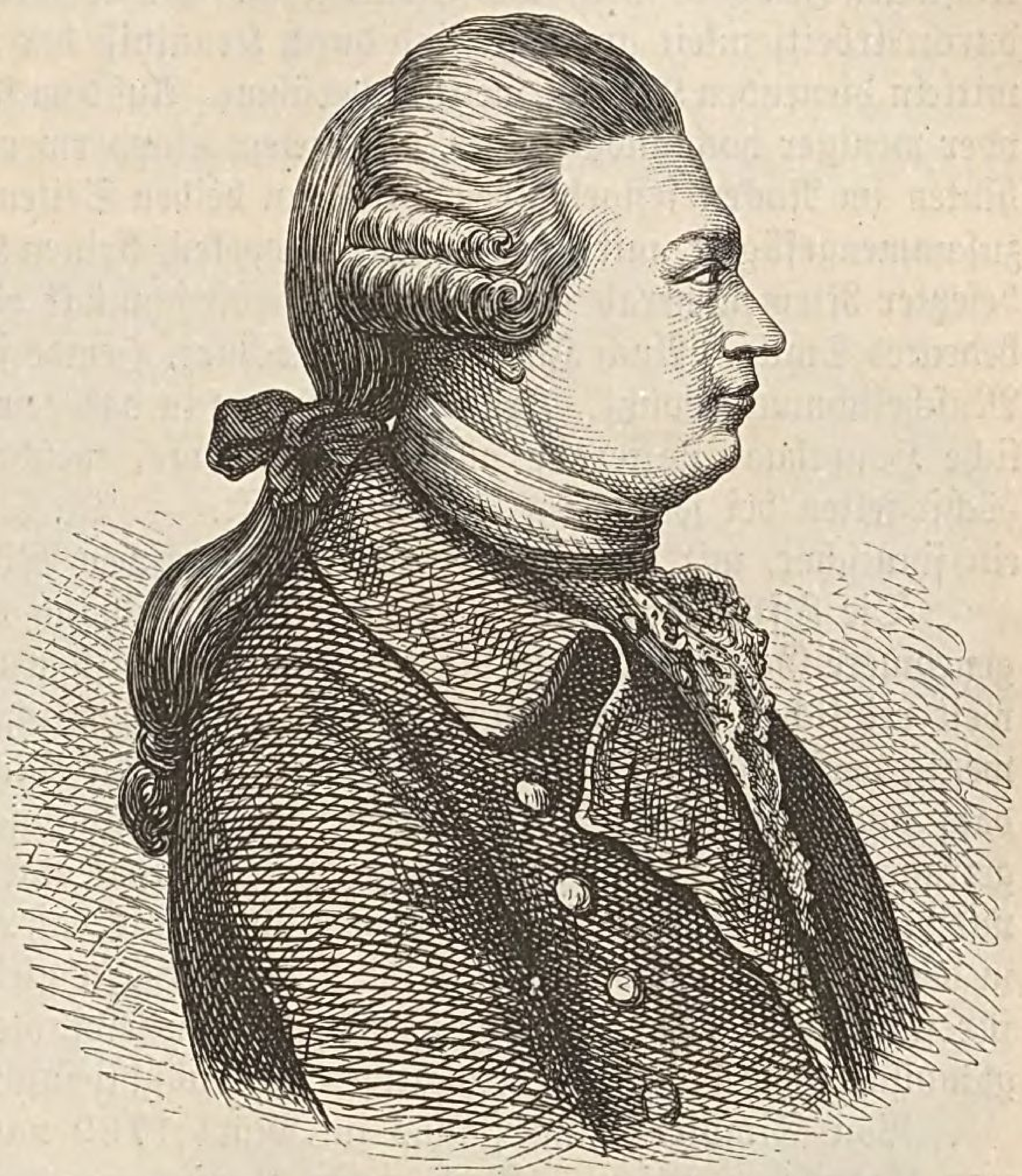
Dieser merkwürdige Punkt zog auch zu verschiedenen Zeiten in die südwestlichsten Vorberge des Altai mehrere wissenschaftliche Expeditionen. Dazu trugen wesentlich auch die russischen Handelsreisenden nach Kaschgar bei, deren Karawanenroute von Semipalatinsk am Irtysch durch die Steppe, zwischen dem großen Balkaschsee und dem Issi-Kul hindurch, über das Gebirge im geradesten Wege nach Kaschgar führte und in vierzig Tagereisen zurückgelegt zu werden pflegte.

Kurz zuvor, ehe die russische Krone die Demidow'schen Werke als einen Privatbesitz des kaiserlichen Hauses übernommen hatte, 1746, war das sibirische Dorado von dem deutschen Naturforscher Johann Georg Gmelin besucht worden. Geboren zu Tübingen am 11. August 1700, reiste er 1727 mit seinen Lehrern Bilsinger und Duvernoy aus seiner Vaterstadt nach St. Petersburg, wo er seit 1731 an der dortigen Akademie als ordentlicher Professor der Chemie und Kräuterwissenschaft angestellt war. Im Jahre 1733 erhielt er den Auftrag, in Gesellschaft des deutschen Geschichtschreibers Gerhard Friedrich Müller Sibirien zu bereisen, wo er in der That volle neun Jahre zubrachte. „Gmelin“, sagt Peschel, „überschaute vollständig das Wissen seiner Zeit und seine Beobachtungen erstreckten sich über sämmtliche Fächer der Erdkunde. Das Wichtigste davon enthält seine Beschreibung der sibirischen Pflanzenwelt, welche 1747 in Petersburg erschien. Gmelin bestimmte eine Reihe senkrechter Höhen mit Hülfe des Barometers, und er war der erste, der aus elfmonatigen Barometerbeobachtungen, die Dr. Lerche in Astrachan ihm überließ, die Thatsache ermittelte, daß der Spiegel des Kaspischen Sees unter dem Spiegel des Schwarzen Meeres liege. An den Orten, wo er sich länger aufhielt, sammelte er Messungen der Luftwärme, und in das höchste Staunen versetzte er bei seiner Rückkehr die Gelehrten Europa's, als er die niedrigen Thermometerstände veröffentlichte, welche er zu Jenisseisk im Januar 1735 abgelesen hatte. Auch verkündigte er zuerst, daß in Ostsibirien wenige Fuß unter der Erdoberfläche der Boden selbst im Sommer nie aufthaue. Seine Vorrede zur sibirischen Pflanzenwelt enthält ein meisterhaftes Naturgemälde Tiefasiens, so daß wir Gmelin als den ersten Geographen verehren dürfen, welcher wissenschaftliche Vergleiche anstellte. Strahlenberg hatte früher schon den Ural zur Grenze Europa's erhoben, und dies bezeugt uns das Reifen besserer Erkenntnisse, da vor ihm noch immer dem Don diese wichtige Scheiderolle zugemuthet worden war. Gmelin wollte jedoch bis zum Jenissei die wahre Naturgrenze Asiens und Europa's hinausrücken. Bis zu diesem Strome hatte er nur Steppen mit salzigen Seen gefunden, wie er in den Wolgaebenen und in dem Thier- und Pflanzenreich Westsibiriens nur die europäischen Züge wiedererkannt. Erst am Jenissei betrete man eine neue Welt, das eigentliche Asien: der Boden erhebe sich merklich, die Flüsse, unter denen er den Argun wegen seiner saftigen blumenreichen und aromatischen Gestade vor allen preist, waren wieder mit süßem schmackhaftem Wasser gefüllt, die alten bekannten Pflanzen wurden durch fremde Arten verdrängt und ein neues Reich der belebten Natur erstreckte sich von dort gegen Osten. An eine solche Unterscheidung der Erdräume hatte vor Gmelin noch kein Geograph gedacht.“

So ward die ganze Gebirgsgruppe zu einer europäischen Kulturkolonie in der Mitte des asiatischen Kontinentes vorbereitet und zur Sicherung der neuen Organisation eine Reihe von festen Plätzen angelegt.

Bei dem Fortschritt der Entdeckung in jenen Berggegenden schritten die Schürfe und Ansiedelungen aber gar bald über die Linie dieser befestigten Orte hinaus, und als man im Jahre 1764 sah, daß sie noch einen Theil des erzhaltigen Gebirges und viele schon entdeckte, wichtig werdende Gruben ausschloß, wurde zur Deckung und Sicherung der Hüttenwerke die sogenannte „Neue Linie" weiter gegen Südost in das Gebirge hinein vorgeschoben, welche wir zuerst durch die Bereisung des Zoologen Pallas im Jahre 1771 kennen lernen; denn vor ihm hatte noch kein Beobachter über jene Wildnisse Bericht erstattet.

Auf die großen Arbeiten Gmelin's und Steller's zur Kunde des russischen Reiches folgte der Zeit nach unmittelbar die Reise des Zoologen Peter Simon Pallas.



Peter Simon Pallas.

Peter Simon Pallas wurde am 22. September 1741 zu Berlin geboren, wo sein Vater als geachteter Wundarzt lebte. Schon in früher Jugend zeigte er ungewöhnliche Anlagen zu Naturwissenschaften, in denen er sich auch zu Berlin, Göttingen und Leyden unter der Leitung der tüchtigsten Lehrer ausbildete. Nach der Beendigung seiner Studien besuchte er England, lebte dann im Haag, ward bald berühmt und folgte dem Rufe Katharina's II. nach Petersburg, wo eben eine Expedition ausgerüstet wurde zur Beobachtung des Durchganges der Venus vor der Sonne. Er sollte an derselben theilnehmen und als Naturforscher auch noch auf einer weiteren Reise das asiatische Rußland näher erforschen, das durch seinen Reichthum an edlen Erzen die höchste Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Pallas verließ am 21. Juni 1768 Petersburg und reiste über Moskau nach Simbirsk an der Wolga, machte während des Winters Ausflüge und lernte die Mordwinen und Tschuwaschen, zwei finnische Volksstämme, kennen, welche an den beiden Ufern der Wolga in den Gouvernements Simbirsk, Pensa, Kasan, Orenburg, Wiätka und Tobolsk wohnen.

Die Mordwinen, welche jetzt zum Christenthume bekehrt sind, verehrten ein unsichtbares höchstes Wesen und opferten demselben an entlegenen Waldorten Pferde, Ochsen und Kleinvieh; auch den Verstorbenen brachten sie Opfer dar. Die Ehen wurden gewöhnlich schon unter den Kindern gestiftet und noch

jetzt verloben die Eltern nicht selten ihre unmündigen Knaben mit erwachsenen Mädchen, um mehr Arbeiterinnen zu bekommen. Am Hochzeitstage wurde die Braut dem Bräutigam mit den Worten übergeben: „Hier, Wolf, hast du das Schaf.“ Am Tage nach der Hochzeit überbringt der Aelteste aus der Verwandtschaft auf eine feierliche Weise ein Laib Brot, worauf eine kleine Münze und eine Spange, wie sie die Mordwininnen an der Brust tragen, befestigt sein muß, und legt dieses Geschenk mit einem feierlichen Spruch dreimal auf den Kopf der Neuvermählten. — Die Mordwinen sind sehr fleißig, treiben einträglichen Feldbau, Vieh- und Bienenzucht. Die Weiber zeichnen sich vortheilhaft durch Arbeitsamkeit aus und sind durch Kenntniß der zum Färben und zu Heilmitteln dienenden Kräuter weithin berühmt. Auf dem Kopfe tragen sie eine mehr oder weniger hoch ausgestopfte, mit vielem Klapperwerke verzierte Mütze, welche hinten im Nacken festgebunden wird; an beiden Seiten hängt ein auf der Brust zusammengefügter, mit alten silbernen Kopeken, kleinen Ketten und anderem Flitter besetzter Riemen herab und die Brust selbst schmückt ein schweres, mit Korallen bedecktes Schild. Auch Hals, Gürtel, Schurz, Hemde sind mit allerlei Perl- und Muschelschmuck geputzt. Früher steckte man in das gewöhnlich braune oder röthliche Haupthaar flatternde falsche Haarschöpfe, welche man aber jetzt nur noch höchst selten bei sehr alten Frauen antrifft. — Die Sprache der Mordwinen ist ein finnischer, mit vielen russischen und tatarischen Wörtern vermischter Dialekt.

Die Tschuwaschen, Finnen mit Vermischung von Tataren, haben angenehmere Gesichtszüge als die Mordwinen; Anzüge und Wohnungen sind auch weit reinlicher. Die Kleidung ist von der gewöhnlichen russischen Bauerntracht wenig verschieden. Die Mädchen werden an die Männer verkauft; die Braut darf am Hochzeitstage nicht gehen, sondern muß gefahren oder auf Matten getragen werden; der Mann kann zu jeder Zeit eine Ehescheidung vornehmen und beobachtet dabei keine andere Förmlichkeit, als daß er den Schleier seiner Frau in der Mitte durchschneidet und ihr die eine Hälfte giebt, während er die andere für sich behält. Die Tschuwaschen beobachten selbst als Christen noch viele abergläubische Gebräuche und beschäftigen sich ausschließlich mit Ackerbau und Jagd.

Von Simbirsk ging Pallas im März 1769 nach Orenburg am Jaik bis zum Kaspischen Meere. Nach einem Ausfluge nach den ergiebigen Steinsalzgruben von Ilezk, den Störfischereien am Jaik, wo der meiste Kaviar gewonnen wird, besuchte er wiederholt die in den nahen Steppen herumziehenden Kalmüken und Kirgisen. Die Kalmüken, ein Stamm der Mongolen und diesen im Allgemeinen ähnlich, fand er keineswegs den abschreckenden Schilderungen vieler früheren Reisenden entsprechend. Sie sind durchgängig schlank und hager und man sieht nur höchst selten dicke und fette Leute. Ihre Gesichtsbildung ist mongolisch, ihr Haar schwarz und der Mann hat einen ziemlich starken Bart, den er aber gewöhnlich nur über den Mundwinkeln und an der untern Lippe stehen läßt. Unter den Frauen, welche viel weißer sind als die Männer, findet man nicht wenige, die auch in einer europäischen Stadt als schön gelten würden. Ihr Charakter ist gesellig, gastfrei, dienstfertig, offenherzig, lustig und verschlagen. Sie leben in Eintracht, sind freigebig, suchen ihre Habe emsig zu mehren, freilich meist durch Raub und Diebstahl im Feindeslande.

Die Kalmüken sind mit Ausnahme weniger Familien, die sich zu Simbirsk und Orenburg niedergelassen und das Christenthum angenommen haben,

noch alle Nomaden und ziehen mit ihren Herden umher, bis sie eine an Futter ergiebige Stelle finden, wo sie dann ihre Filzjurten aufschlagen. Im Sommer ist die Milch von Stuten und Kühen die Hauptnahrung, erstere ist berauschend; Fleisch ist reichlich vorhanden. Das Weib muß außer den gewöhnlichen häuslichen Geschäften das Melken des Viehes, das Abschlagen und Wiederaufstellen der Jurten und das Gerben der Felle besorgen und sogar dem Manne, wenn er verreisen will, das Pferd satteln und vorführen. Seine Waffen sind Spieße, Pfeile, Bogen, oft auch Feuergewehre. Der Mann trägt ein kurzes, vorn offenes Hemd, ein der Länge nach zugeknöpftes Unterkleid und einen bis auf die Halbstiefeln reichenden Rock oder Pelz, der über der Hüfte durch einen Gürtel zusammengehalten wird. Die Kleidung der Frauen ist ganz dieselbe und man erkennt die letzteren oft nur an ihrem Kopfputze und den lang herabhängenden Haarflechten.



Kalmüken in der Jurte.

Auch die Kirgisen sind tatarischer Abkunft, ebenfalls Nomaden und leben, wie diese, in Filzzelten, die sich aber von denen der Kalmüken sehr vortheilhaft durch Reinlichkeit auszeichnen und nicht selten einen solchen Umfang haben, daß zwanzig Menschen darin ein bequemes Unterkommen finden. Fast durchgängig wohlhabend, leben sie nach ihrer Art sehr gut. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Oberrocke von mehr oder weniger feinem Pelzwerke, einem Unterkleide von Baumwolle und einem Hemde von blauer Leinwand, welches gleich einem Schlafrocke von oben bis unten offen ist und sammt den andern Gewändern durch einen ledernen Gürtel mit Pulverhorn, Kugelbeutel festgehalten wird, da, wie bei den meisten anderen Nomadenvölkern, statt der Spieße, Bogen und Pfeile Flinten und Pistolen gebräuchlich sind. Im Sommer tragen sie einen kegelförmigen, mit farbigem Zeuge überzogenen, bunt ausgenähten

Filzhut mit zwei breiten niederhängenden Krämpen, im Winter Mützen von Pelzwerk mit Klappen, die man rund um den Kopf herabschlagen kann. Die unförmigen Stiefel haben sehr hohe Absätze, die Sohlen mit Zwecken beschlagen, oft mit Eisen eingefaßt. Sie sitzen fast beständig zu Pferde und haben daher durchweg krumme Beine. Die Frauen haben feinere Gesichtszüge, im Putz ziehen sie über den Rock noch ein Kleid von geblümtem Seidenzeug und schmücken die herabhängenden Zöpfe mit Quasten, Korallen und mancherlei Flitter. Die Lebensweise der Kirgisen ist sehr einfach. Ihre Viehherden liefern ihnen Fleisch von Pferden, Schafen und Ziegen, gleichviel ob diese geschlachtet oder gefallen sind, ferner die Milch von Stuten und Kühen, die sie in ledernen, geräucherten Schläuchen aufbewahren oder in ein berauschendes Getränk (Kumyß) verwandeln. Fische, Wildpret sind selten, noch seltener Brot, um so mehr lieben sie, wie alle tatarischen Stämme, den Tabak. — Ihr Charakter hat viele gute Seiten und sie sind bei Weitem nicht so fürchterlich und blutgierig, als man sie häufig schildert; ihre Raublust üben sie nur in fremdem Lande, nie aber bei ihrem eigenen Volke; auch morden sie nie ihre Feinde, sondern nehmen sie als Sklaven mit, die sie gut behandeln, so lange diese sich treu bewähren; doch sind sie eigennützig und verschlagen.. Gegen Fremde benehmen sie sich freundlich und zuvorkommend. Ihre Sprache gehört zu den besten tatarischen Dialekten und viele sind im Schreiben und Lesen sehr geübt.

Von Gurjew ging Pallas wieder nach Norden, nach Ufa, in das Land der Baschkiren, eines tatarischen Volksstammes an den Ufern des Jaik und der Wolga. Ihre Häuser sind meist tatarischer Art. Statt des Ofens haben sie aber einen offenen Kamin, das Feuer brennt frei und schadet den Augen, daher auch die meisten Baschkiren an Augenübeln leiden; sonst sind sie sehr gesund. Auch sie sind gastfrei, aber roh, äußerst gewandt und gute Kriegsleute mit Lanzen, Bogen und Pfeilen. Das vornehmste Hausgeräth ist ein lederner, flaschenähnlicher, auf einem hölzernen Gestelle befestigter Schlauch. So lange dieser von saurer Milch voll ist, lebt man in Freude, obgleich sie, da derselbe nie gereinigt wird, ekelhaft riecht; im Winter ersetzt man sie durch kleine, aus stark gesäuerter Milch verfertigte und im Rauche getrocknete Käse, welche man zerreibt und in Wasser auflöst. Die gewöhnliche Speise in dieser Jahreszeit ist eine dünne Fleischsuppe. Da der Ackerbau vernachlässigt wird, so ißt man nur selten Brot.

Am 16. Mai 1770 ging Pallas von Ufa in verschiedenen Richtungen nach Perm und Tobolsk, untersuchte sorgfältig die zahlreichen Eisenminen und Schmelzereien und kam dabei mehrfach mit den in dieser Gegend hausenden Wogulen, einem finnischen Volksstamme, in Verkehr. Dieselben leben einzig und allein von der Jagd der Zobel und anderer Rauchthiere, wohnen deshalb, um sich einander nicht zu beeinträchtigen, in den Wäldern zerstreut. Pferde haben sie nicht, weil sie in den sumpfigen, unwegsamen Wäldern besser zu Fuß fortkommen können und weil sie die wenigen Weideplätze nicht gegen die zahllosen Bären zu sichern vermögen. Vom Elenthier haben sie ihren hauptsächlichen Unterhalt. Von den Häuten derselben liefern sie einen Theil der Regierung als Tribut (Jassak), die übrigen verkaufen sie; das Fleisch, welches sie nicht frisch verzehren, schneiden sie in Riemen und trocknen es ohne Salz an der Luft oder im Rauche, um es gekocht oder auch roh zu verzehren.



Burjäten. Juraken. Ostjäken. Tungusen.

Sibirische Völkerschaften.

Sie sind durchgängig klein, haben dünnes, langes schwarzes oder dunkelbraunes Haar, ein rundes Gesicht und eine ziemlich weiße Hautfarbe, welche aber nur selten sichtbar ist, da sie sich nie waschen. Unreinlichkeit, Trunksucht und Gefühllosigkeit sind nationale Eigenschaften.

Von Tobolsk ging Pallas nach Tscheljäbinsk, um sich während des Winters zu näherer Untersuchung Sibiriens vorzubereiten. Er wollte bis zum Baikal manche nur wenig und nur oberflächlich bekannte Gegenden Sibiriens durchforschen, die durch einen Vertrag mit China neu bestimmten südlichen Grenzen des Reiches besuchen und beschreiben und eine reiche Nachlese in Zoologie und Botanik halten. Zu diesem Zwecke schickte er die gewandtesten seiner Gehülfen nach verschiedenen Richtungen hin, um den nöthigen Stoff zu einer allgemeinen Uebersicht zu sammeln; er selbst ging Mitte April 1771 über Omskaia, Semipalatinsk und Kolywan, stets mit den emsigsten Nachforschungen beschäftigt, nach Tomsk und von da weiter zum obern Jenisei zu den Katschinzen, die zwar echt tatarischen Ursprungs sind, aber Vieles von der mongolischen Art und Weise angenommen haben. Männer und Frauen sieht man fast nie ohne eine chinesische Pfeife im Munde. Ihre gewöhnlichste und liebste Speise ist nächst Fleisch Gersten- oder Roggengrütze. Von allen Tataren sind sie wol die unreinlichsten, unfreundlichsten und treulosesten; wenn sie betrunken sind, schonen sie ihre eigenen Stammgenossen nicht und selten endet ein Gelag ohne blutige Händel. Bei allen wichtigen Vorkommnissen dürfen geistige Getränke nicht fehlen. Will ein junger Mann ein Mädchen freien, so schickt er zuerst einen Werber an den Vater desselben, um durch das Anbieten einer Pfeife Tabak und einer Schale Branntwein die Unterhandlung zu beginnen. Raucht und trinkt der Vater mit dem Werber, so wird dies zwar als Einwilligung betrachtet, aber jetzt muß wenigstens ein halbes Jahr verstreichen, ehe der Bräutigam selbst kommen darf, um mit denselben Förmlichkeiten um seine Erwählte anzuhalten. Man setzt jetzt die Bedingungen fest und bestimmt den Hochzeitstag, der aber wieder mehrere Monate hinausgeschoben wird. Ist dieser endlich erschienen, so begiebt sich der Bräutigam mit seinen Freunden in die Jurte des Brautvaters, der seine Verwandten und Freunde um sich versammelt hat, um sie mehrere Tage zu bewirthen. Die junge Frau nimmt unter vielen Thränen Abschied von ihren Eltern und wird von ihrem Gemahl in das neuerrichtete Zelt geführt, worin sie künftig eine eigene Haushaltung führen soll. — Die Todten beerdigen sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung, mit den Geräthschaften, die ihnen im Leben am nöthigsten waren, und stellen oben auf den Grabhügel eine Trinkschale, woraus sie bei der Gedächtnißfeier, welche nach Verlauf eines Jahres stattfindet, unter Heulen und Wehklagen trinken.

Den Winter 1772 brachte Pallas in Krasnoijarsk am Jenisei zu, wo allmählich die von ihm ausgesendeten Gehülfen eintrafen.

Wichtig und anziehend erschienen die Ostjäken, eine der ersten sibirischen Völkerschaften, mit denen man hier in Berührung kam. Sie waren früher sehr mächtig, sind aber durch die Blattern und andere Krankheiten, welche die Europäer zu ihnen brachten, zusammengeschmolzen und wohnen an den Ufern des Ob und Irtysch. Sie sind finnischer Abkunft, meist klein, schwächlich, dünnbeinig und von unangenehmem Aeußern; das bleiche, platte, ausdruckslose Gesicht wird durch das wirre herabhängende röthliche Haar noch abschreckender.

Ihre Arbeit verrichten sie mit Ruhe und Geduld, zu einer weitern Anstrengung lassen sie sich jedoch nicht leicht bewegen. Ihr Anzug besteht aus Thierhäuten, die sie selbst zurichten. Die Männer punktiren sich auf das Handgelenk das Zeichen, mit welchem sie in die Steuerbücher eingetragen sind und das auch bei ihnen, wie bei allen anderen des Schreibens unkundigen sibirischen Völkern, vor Gericht als Unterschrift gilt. Die Ostjäken leben fast nur vom Fischfange und ziehen deshalb im Sommer mit ihren leichten Zelten von zusammengenähten Birkenrinden nach fischreichen Gegenden, im Winter aber kehren sie immer wieder nach derselben Stelle zurück, wo sie ihre festen Wohnungen haben, die aus starkem Zimmerholz und ganz mit Erde überschüttet sind.



Samojeden.

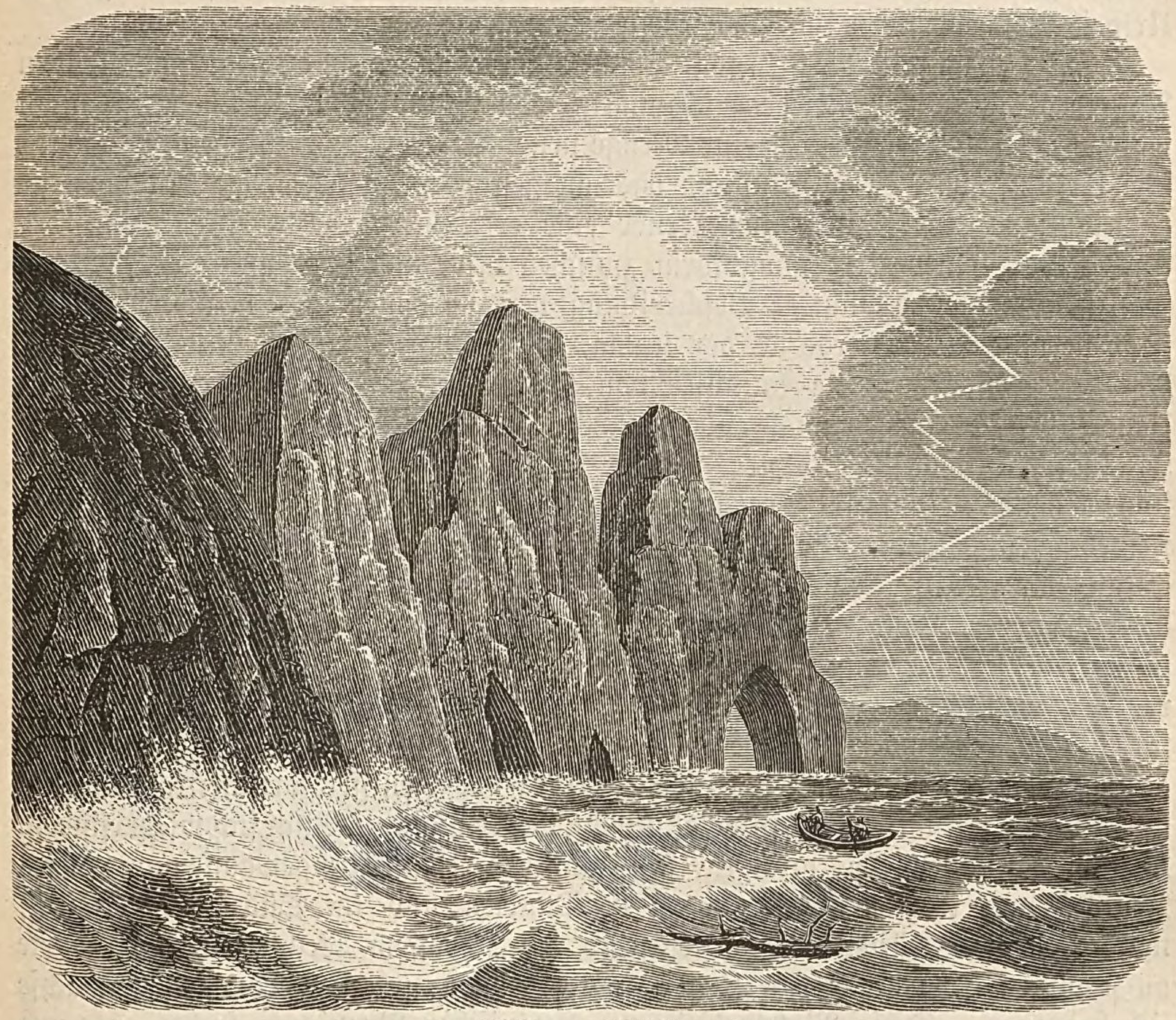
Das Innere derselben ist ekelerregend, da man sich um die Fortschaffung des Unrathes von Menschen und Vieh nicht kümmert und kein Geschirr, zu welchem Zwecke es auch abwechselnd dienen mag, je reinigt. In der Mitte der Jurte brennt ein gemeinschaftliches Feuer, woran die einzelnen Familien, deren stets mehrere beisammen hausen, ihre Fische braten und die Weiber in müßigen Stunden ihren Männern das Ungeziefer vom Kopfe lesen und behaglich zerbeißen. Auf den Weibern lastet alle Arbeit, sie müssen kochen, nähen, fischen, jagen. Für den Winter rösten oder trocknen sie die besten Theile der Fische und packen sie fest in Gefäße von Birkenrinde oder in Renthiermagen. Aus diesen Fleischstücken und aus Gräten kochen sie eine Suppe mit etwas Mehl. Außer dieser Speise kennen die Ostjäken keine anderen Leckereien als

Branntwein. Das Mädchen wird von dem Freier gekauft und zwar, wenn es nicht gerade durch Häßlichkeit abschreckt und einiges Vermögen besitzt, selten unter dem Preise von hundert Renthieren und vielem Pelzwerke. Religiöse Förmlichkeiten werden bei der Verheirathung nicht beobachtet; überhaupt besteht die Religion der Ostjäken in dem gröbsten Bilderdienste und in dem Glauben an Zauberei. Jeder hat seinen eigenen geschnitzten Götzen mit einer abscheulichen Menschenfratze, dem er ein Horn mit Schnupftabak, welchen er selbst leidenschaftlich liebt, unter die Nase hält und das Maul mit Fischthran beschmiert. Geht es ihm nicht nach Wunsch, und will der Götze nicht helfen, so zerhackt er ihn als Brennholz. Weit größere Achtung beweisen die Ostjäken ihren Verstorbenen, deren Gräber sie pietätvoll schmücken und besuchen.

Nördlich von den Ostjäken wohnen die von ihnen gänzlich verschiedenen Samojeden. Sie sind im Allgemeinen von kleiner Gestalt, aber kräftig gebaut und ziemlich beleibt, haben einen dicken Kopf, ein rundes, plattes Gesicht, einen großen Mund, aufgeworfene Lippen, lange Ohren, eine breite, offene Nase, kleine, langgeschlitzte Augen, eine braungelbe, von Fett glänzende Haut und schwarzes, borstiges Haar, aber wenig Bart; das weibliche Geschlecht ist etwas schlanker, aber noch kleiner als das männliche und nicht weniger häßlich. Der Samojede ist wild, ungesittet, unruhig. Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit kann man ihm nicht absprechen; große Schattenseiten seines Charakters sind aber die Trunksucht, der unbezwingliche Hang zu sinnlichen Ausschweifungen. — Die Kleidung der Männer unterscheidet sich nur wenig von der ostjäkischen; der Anzug der Weiber hat das Eigenthümliche, daß er den Körper nicht so gänzlich verhüllt, auch fehlt nicht nur der Schleier, sondern auch die Sittsamkeit. Der Samojede kauft ebenfalls seine Braut um einen bestimmten Preis, dessen Feststellung oft erst nach langen Unterhandlungen erfolgt, da die Väter solche Gelegenheiten benutzen, um ihr Besitzthum zu vermehren. Die Frauen werden übrigens nicht nur schlecht behandelt und gleich Lastthieren zu allen Arbeiten verwendet, sondern auch überdieß noch als unreine Geschöpfe von bösem Einflusse betrachtet. Ehe ein Weib in eine neu aufgeschlagene Jurte geht, muß sie sich und Alles, was ihr angehört, über einem kleinen Feuer mit Renthierhaar ausräuchern; in der Hütte selbst ist der Thüre gegenüber hinter dem Feuerherde ein Stab eingepflanzt, den sie nie überschreiten darf; auch ißt sie nicht mit dem Manne, sondern bekommt nur, was dieser übrig läßt. Die gewöhnliche Nahrung ist Renthierfleisch, welches man roh, gekocht und getrocknet genießt, außerdem benützt man auch an der Seeküste und den Flußufern die Fische, seltener Pflanzenkost.

Das Renthier macht ihren ganzen Reichthum aus; es giebt ihnen Speise, Kleidung und den Stoff zu ihren Jurten, und aus seinen Knochen verfertigen sie mancherlei Geräthschaften. Wer fünfzehnhundert bis zweitausend Renthiere besitzt, ist reich, wer deren fünf- bis siebenhundert hat, wohlhabend; zwanzig bis dreißig sind zum anständigen Unterhalte einer Familie unumgänglich nöthig; wer über nicht mehr als zehn verfügen kann, ist arm und muß sich entweder von der Jagd ernähren oder bei einem Reichen in Dienste gehen. In den Jurten, die, weil man wenigstens alle Tage den Aufenthalt wechselt, sehr leicht aus Stangen und Renthierfellen zusammengesetzt sind, herrscht fast eben so großer Schmutz wie in den ostjäkischen, doch halten sie ihren Körper reinlicher, indem sie sich im Sommer täglich baden und im

Winter mit Schnee abreiben. Ihre Religionsbegriffe sind sehr mangelhaft und beschränken sich auf den plumpsten Götzendienst; ein Stein oder ein Stück Holz ist der Gegenstand ihrer Anbetung, doch nehmen sie bei jeder Gelegenheit am liebsten ihre Zuflucht zu ihren Zauberern, welche in dem ganzen russischen Asien als gewandte Gaukler berühmt sind. Dieselben stoßen sich beispielsweise ein Messer in die Brust, ohne sich zu verwunden, spielen die Rolle von Begeisterten, werden auch oft wirklich vom Wahnsinn ergriffen und gerathen dann in solche Wuth, daß sie sich auf dem Boden wälzen, wie wilde Thiere brüllen und irgend eine in ihrem Bereiche befindliche Waffe ergreifen, um damit über Jeden, der ihnen in den Weg kommt, herzufallen.



Höhlen am Baikalsee.

Drei Viertheile Sibiriens liegen unter denselben Breitegraden wie Norwegen und Lappland, die südlichsten Bezirke nicht nördlicher als Berlin und London, das Klima entspricht aber keineswegs dieser Lage; die Kälte ist in den am meisten geschützten Gegenden strenger und anhaltender als in Lappland und der Winter dauert fast überall 9 bis 10 Monate; der Schneefall tritt oft schon im September ein, und nicht selten schneit es noch im Monat Mai. In dem nordöstlichen Theile Sibiriens weiß man fast nichts vom Ackerbau und in den von den Flußmündungen an der nördlichen Küste gebildeten Morästen thaut auch während des heißesten Sommermonats der Boden kaum einen Fuß

tief auf. Die Sommerhitze ist in ganz Sibirien sehr kurz, aber so groß, daß die Vegetation sich mit erstaunlicher Raschheit entwickelt und die Tungusen in der Gegend von Jakutzk in den Monaten Juli und August häufig nackt sind. Aber in der Nähe des Eismeeres reichen die Strahlen der Tag und Nacht leuchtenden Sonne nicht hin, den zu ewigem Frost verdammten Boden zu erwärmen, und selbst in der Mitte dieses langen Tages des Polarkreises reicht ein Nordwind hin, die Gewässer mit einer dünnen Eiskruste zu bedecken und die Blätter des elenden, verkrüppelten Gestrüpps gelb und roth zu färben.

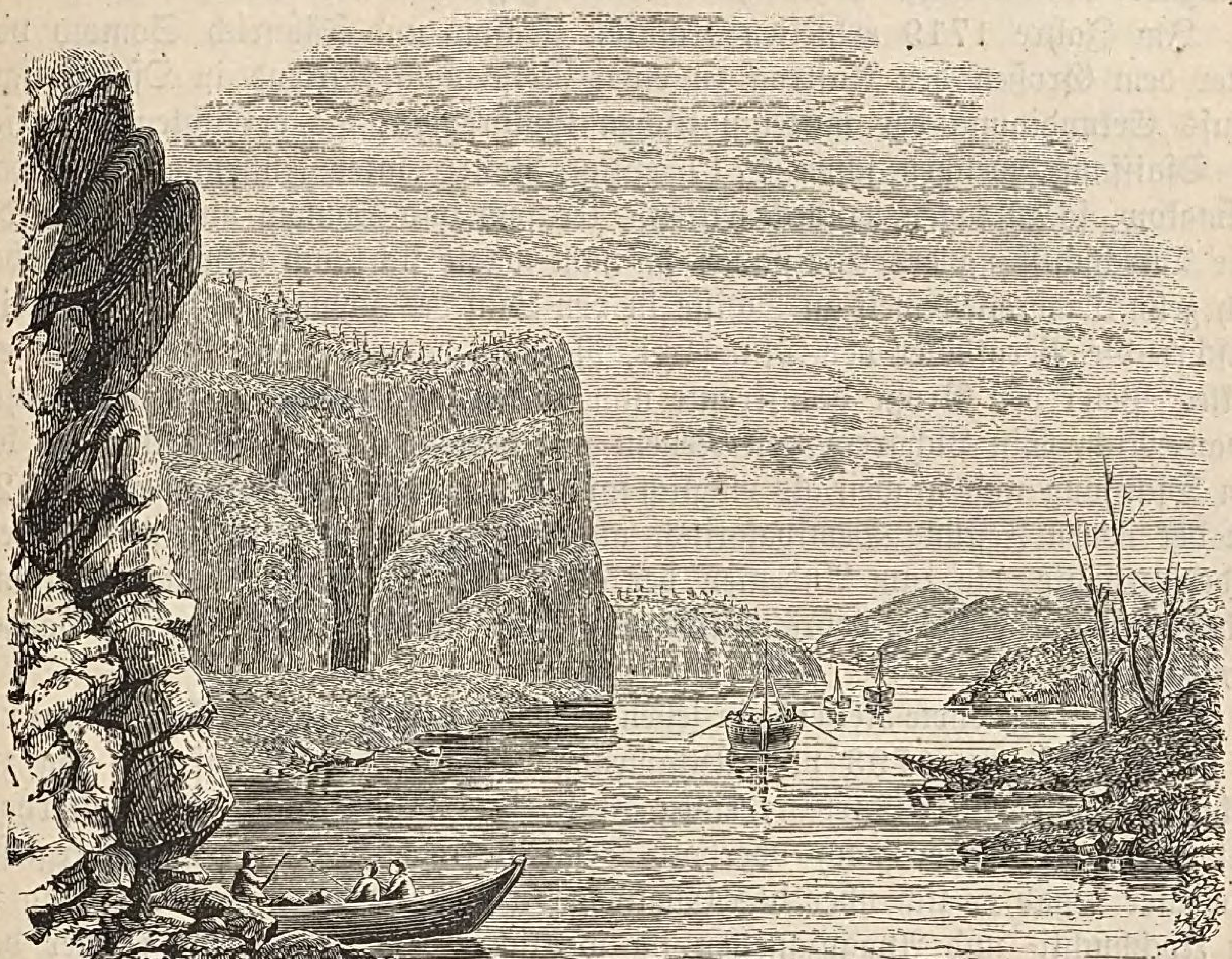
Es würde zu weit führen, noch näher auf die ethnographischen, botanischen, zoologischen, mineralogischen, klimatologischen u. v. a. Beobachtungen und Erscheinungen des großen Reisenden Pallas einzugehen. Statt dessen möge das Urtheil Peschel's über ihn eine Stelle finden.

„Sein Hauptverdienst", sagt Peschel, „wird immer in der Fülle von kleinen Naturbeobachtungen, in dem Sammeln von Pflanzen und Thieren gesucht werden müssen, die er durch eine Menge neuer Arten und Gattungen bereicherte. Bei Irkutzk war er so glücklich, das ausgestorbene wollhaarige Nashorn zu entdecken; wir verdanken ihm ferner eine erste meisterhafte Darstellung des Dschiggetai, einer Uebergangsform zwischen Roß und Esel und eine für anatomische Vergleiche wichtige Beschreibung der Tarpanen, das heißt der wilden oder verwilderten Pferde an der Kama, die geologisch so belehrende Kenntniß, daß der süß gewordene Baikalsee von Seehunden bewohnt werde, und die Ueberführung einer damals noch 42 Pud schweren Masse Meteoreisens von Krasnojarsk nach Petersburg. Weit höher stehen seine Versuche, die Verschiedenheiten bestimmter Erdräume nach dem Gewebe ihres lebendigen Pflanzenkleides festzustellen. Die im Allgemeinen richtige Bemerkung Gmelin's, daß östlich vom Jenissei die Natur Sibiriens eine andere Tracht anlege, befriedigte den schärferen Pallas nicht mehr. Schon am Ostabhange des Urals sah er die ersten Veränderungen in den Charakterzügen der Gewächse eintreten. Während er westlich noch das pannonische Antlitz antraf, begann jenseit schon die sibirische Pflanzenwelt, die dem Irtysch entlang immer mehr sich entfremdend allmählich zur Entfaltung der schönen Flora des Jenissei fortschritt, wie auch östlich vom Ob asiatische Pflanzen allgemein werden, die am Altai sich wiederfinden. Waldige Niederungen drängen sich zwischen die Alpengewächse am obern Jenissei und ihre wahre Heimath in Daurien und im Süden des Baikal, wo in einer zerklüfteten Gebirgsgegend bei schroffem Wechsel der Standorte an sonnigen oder schattigen Lagen, die seltensten und sonderbarsten Gewächse sich begegnen. Diese Wahrnehmungen botanischer Provinzen suchte er durch Pflanzenverzeichnisse zu begründen, so daß wir bei ihm den frühesten Versuch ihrer Begrenzung durch eine Artenstatistik bemerken.

Schon am Beginn seiner Wanderungen entwirft er uns ein klassisches Bild der asiatischen Steppen, die nach ihm dort beginnen, wo die uralische Erhebung verschwindet und wo den fruchtbaren Boden Europa's die immer unruhigen Dünen der glühenden kaspischen Ebene mit ihren Wärme und Salz liebenden Gewächsen scharf umsäumen. Mit Lebhaftigkeit vertrat er die von Tournefort schon geäußerte Ansicht, daß einst das Schwarze Meer durch eine Enge, von welcher der Monytsch noch Zeugniß ablege, mit dem Kaspischen Meere vereinigt gewesen sei, bis durch die Oeffnung des thracischen Bosporus der Pontus einen Abfluß in das

Mittelmeer gewann und durch Sinken der Spiegel die großen inneren Becken sich gesondert hätten. Die alten Ufergrenzen des Kaspischen Meeres aber suchte er durch Aufspürung zurückgebliebener Muscheln noch vorhandener Arten festzustellen. Auch die Völkerkunde blieb nicht unbereichert durch ihn, so entdeckte er unter Anderem in den sogenannten tschudischen Schürfen des Ural und Altai die Spuren uralter Bergvölker."

Von den Grenzgebieten Rußlands im Süden des Altai, welche heute unter dem Namen „Centralasien" zusammengefaßt werden, war in der Zeit, welche hier zu betrachten ist, nur die Dsungarei von Reisenden besucht worden.



Der Irtysch bei Semipalatinsk.

Die übrigen Gebiete, Turkestan, Mongolei, Mandschurei und das Altyn-Gebiet wurden erst in unserm Jahrhundert erschlossen. So mögen denn hier noch die wenigen Reiseberichte über die Dsungarei folgen.

Die Dsungarei, das Land zwischen dem Dsaissangsee und dem schwarzen Irtysch ist lange unbekannt geblieben. Die großen Reisenden des Mittelalters, Marco Polo, Carpini, Lonjumel und Ruysbroek, waren niemals in das Innere der Dsungarei gedrungen. Marco Polo nahm seine Route südlich von den Himmelsgebirgen, die drei Anderen streiften aber nur den nördlichsten Theil des dsungarischen Gebietes, indem ihr Weg nach Karakorum, der Hauptstadt der Mongolenchane, sie wahrscheinlich die Ufer des Dsaissang entlang führte. Dieselbe Straße zogen auch die Fürsten Jaroslav und Alexander Newsky, dann der armenische Prinz Haiton, die alle um die Mitte des 13. Jahrhunderts sich an das Hoflager des Großchans begaben. Was aber von ihren Reiseberichten

auf uns gekommen, ist so mager und dürftig, daß die Erdkunde nur sehr geringen Nutzen daraus ziehen kann.

Aehnlich verhält es sich mit der Reise des Bojaren Baikow, den der russische Zar Alexei Michailowitsch im Jahre 1654 nach Peking sandte. Baikow brach von Tobolsk auf und erreichte in dreizehn Tagen das Flüßchen Beska, welches in den Irtysch fällt. Von hier reiste er an den Kisalpu oder Dsaissangsee, folgte dem Laufe des schwarzen Irtysch bis zu seiner Quelle und erreichte bei Huhu-Hotan die große chinesische Mauer. Dieser Zug Baikow's wäre allerdings sehr werthvoll, da er die so wenig besuchten Gegenden des oberen Irtysch der Länge nach durchzog, allein sein Bericht zeigt sich sogar den über die Dsungarei vorhandenen chinesischen Quellen gegenüber als untergeordnet.

Im Jahre 1719 erhielten Kapitän Urasow und Fähnrich Somow von Peter dem Großen den Auftrag zu einer Reise nach Yarkend in Ostturkestan, behufs Erkundigung der mittelasiatischen Goldregion; sie erreichten die Ufer des Dsaissang, welchen schon 1717 einige Reiter unter Führung des Iwan Kalmakow, so zu sagen, entdeckt hatten. Urasow und Somow unternahmen die erste Durchschiffung des Dsaissang; ja man wagte sich auch ostwärts desselben noch zehn Tagereisen weit zu Schiffe in den Lauf des schwarzen Irtysch hinein, zwischen die Bergthäler der Dsungarei, die man damals zum ersten Male erblickte. Peter der Große beauftragte nun in eigener Person den Generalmajor Iwan Mich. Sin Licharew von Neuem mit dem Befehl, die Forschungen bis zum Dsaissang und so weit als möglich fortzusetzen. Die Expedition ging 1720 von der neuen Festung Semipalatinsk aus, wo man große Kähne mit plattem Boden erbaute, die zum Andenken der glücklichen Fahrt den Namen Saisanki beibehielten und die dort gebräuchlichen Lastschiffe wurden, blieb aber im Ganzen ziemlich resultatlos.

Der erste gelehrte Reisende in jenen Gebieten war der Botaniker Siewers. Er brach im Jahre 1793 von Ustkamenogorsk am Irtysch auf und zog zunächst an den Tschar-Gurban, einen Fluß, der sich ziemlich weit unterhalb Ustkamenogorsk, aber noch oberhalb Semipalatinsk in den Irtysch ergießt. Von hier begab er sich über das Chalwagebirge, im Westen des Dsaissang zu den Kochbuchti- und Ayagyzquellen im westlichen Tarbagatai, dann über den Kyzyl-Tasch an die Quelle des Bugasflusses, der am Nordabhange des Tarbatai entspringt und dem Dsaissangsee zufließt, ohne ihn jedoch vollends zu erreichen.

War es Siewers nicht vergönnt, den 47° n. Br. zu überschreiten, so blieb der Tarbagatai noch längere Zeit hindurch die südliche Grenze für unsere topographischen Kenntnisse jenes Gebietes, denn Siewers' unmittelbarer Nachfolger, der russische Bergmann Snegirew, kam nicht viel weiter.

Bei der heutigen Machtstellung Rußlands in Asien ist von Interesse, die allmähliche Zunahme derselben geschichtlich zu übersehen, denn hier, namentlich in Nordasien, fallen Entdeckung und Eroberung in gewissem Sinne zusammen. Wir knüpfen daher an das Vorhergehende eine ethnographische Uebersicht im nördlichen Asien zur Zeit der ersten Entdeckung durch die Russen im 16. Jahrhundert, und zwar nach dem Werke des Obersten Wenjukow:

1. In der Nähe des Urals und an dem untern Laufe des Irtysch und des Ob wohnten die Samojeden, Ostjaken, Wohulitschen, Tataren und Kirgisen. Besonders zahlreich waren die Wohulitschen, welche den breiten Landstrich

zwischen dem Uralgebirge und dem Irtysch an dem oberen Laufe der Flüsse Tura, Tawda, Soswa einnahmen, und die Tataren, welche den unteren Lauf eben dieser Flüsse sowie auch die Ufer des Irtysch beherrschten. Letzteres Volk war halb angesessen, halb nomadisirend, die übrigen genannten Stämme bestanden aus herumschweifenden Jägern (im Norden) oder nomadisirenden Hirten (im Süden). Bei den Tataren wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch einen Nachkommen Dschingis-Chans ein besonderes Reich gegründet, das theilweise danach strebte, die benachbarten finnischen Stämme zu unterwerfen; diese wurden indessen von zahlreichen erblichen Oberhäuptern oder kleinen Fürsten regiert, ohne irgend ein politisches Ganze zu bilden.

2. Die tatarische Bevölkerung hatte auch den mittleren Irtysch, die Baraba, die Länder an der Tomj und ihren Nebenflüssen in Besitz, und reichte zum Theil an den Jenissei, in dessen Bassin sogar am rechten Ufer des Flusses viele kleine Stämme türkischer Rasse wohnten, so die Koibalen, Kisilzen, Katschinzen, Sagaizen und Andere. Eine politische Gemeinschaft hatten die Tataren nicht, sie waren vielmehr verschiedenen kleinen Fürsten und Mursen unterthan.

3. Im Norden von diesen, also am Ob, an der Ketj, Tas und an den linken Nebenflüssen des untern Jenissei, streiften, wie auch heute, die Ostjaken herum.

4. Die südliche Steppenhälfte des jetzigen Westsibiriens war von den Vorfahren der jetzigen Kirgisen bewohnt; inmitten dieser aber, weit nach Westen von den jetzigen Grenzen, breiteten sich die Kalmüken aus, deren Nomadenhorden man sogar am Ischim und Tobol antraf.

5. Die Kalmüken nun oder die sogenannten Telenguten hatten die Bassins des oberen Ob und Irtysch nicht nur am Saisan, sondern auch in einem bedeutenden Theile des jetzigen Semipalatinskischen Oblaskj und Tomskischen Gouvernements, bis nach Barnaul selbst hin, inne.

6. Die Bewohner der südlichen Hälfte des jetzigen jenisseischen Gouvernements waren erstens Kirgisen, Vorfahren der jetzigen Kara-Kirgisen oder Buruten, welche im Himmelsgebirge leben, und zweitens kleine türkische und finnische Stämme, welche jetzt fast entartet oder mit den Russen verschmolzen sind. Von hier aus weiter nach Süden, jenseit des Sajanskischen Bergrückens, lagen die Gebiete Altyn-Chans.

7. Die südwestlichen Theile des jetzigen irkutskischen Gouvernements und des transbeikalschen Oblaskj, vom Flusse Kan bis Onon und sogar bis zum Argunj waren, wie auch jetzt, von den Burjäten bewohnt, dem zahlreichsten der sibirischen Stämme, die einst zum Theil zur dschingischanschen Monarchie gehörten, im 16. und 17. Jahrhundert aber sich schon in Geschlechter zerstückelten, die von Taischis regiert wurden. Zu dieser Zeit waren die Burjäten größtentheils Schamanen und nicht Lamaiten. Diejenigen, welche nördlich vom Baikal lebten, hatten theilweise schon einen Begriff von Seßhaftigkeit, sie besaßen wenigstens außer den gewöhnlichen Filzjurten auch solche, die aus Balken gefertigt waren; die transbaikalischen waren aber fast ausschließlich Nomaden.

8. Den ganzen Norden des jenisseischen Gouvernements an der Angara, der Podkamennaja, Tunguska und weiter bis zum Ozean sowie auch das irkutskische Gouvernement an der Lena und Witim, das Land jenseit des Baikal an der Bargusin, Witim, Nertscha, Schilka und der unteren Argunj, der obere Lauf aller linken Nebenflüsse des Amur und aller rechten Nebenflüsse

der Lena, die Bassins der Wiljui, Olenek, Jana und das westliche Ufergelände des Ochotskischen Meeres hatten die nomadisirenden Tungusen inne; diejenigen, welche an der Schilka und am Amur wohnten, hatten einige ziemlich mächtige Fürsten, während alle Uebrigen freie Jäger waren. Einer von diesen kleinen Fürsten wurde in der Folge, bei dem Erscheinen der Russen in Daurien, ein eifriger Anhänger derselben, und seine Nachkommen existiren bis auf den heutigen Tag in dem nertschinskischen Gebiet, während der größte Theil der einheimischen sibirischen Großen schon längst entartet ist.

9. An dem mittleren und unteren Laufe der Lena wohnten die Jakuten, deren Gebiete in ethnographischer Beziehung sich, so zu sagen, auf Kosten des Gebiets der Tungusen unter der russischen Herrschaft erweitert haben.

10. Alle übrigen kleinen Völkerschaften von Ostsibirien: die Jukagiren, die Tschuktschen, Korjaken, Kamtschadalen bewohnten eben dieselben Länder, in welchen man sie auch jetzt trifft.

Es ist nicht möglich, auch nur annähernd die Zahl dieser barbarischen Bevölkerung des nördlichen Asiens, bevor die Russen dorthin kamen, zu bestimmen. Man kann nur sagen, daß einige Stämme, z. B. die Tataren in Westsibirien und am Jenissei, die Wohulitschen in der Uralgegend, die Ostjaken, Korjaken, Kamtschadalen zahlreicher waren als jetzt. Indessen kann man wol einigermaßen zuverlässig behaupten, daß die ganze Bevölkerung des jetzigen Sibiriens nicht einmal auf eine Million Seelen gekommen ist. — Es ist erwiesen, daß in den südwestlichen Theilen des Altai, nicht lange vor der Ankunft der Russen in Sibirien, Chinesen wohnten; aber das waren wahrscheinlich nur wenige Krämer und Entlaufene. Nach Westsibirien, selbst bis nach Tobolsk, kamen schon in den ersten Jahren seiner Eroberung bucharische Kaufleute und siedelten sich zum Theil dort an. Zu ihren Nachkommen gehören die troizkischen und petropawlowskischen Tataren.

Südliche Nachbarn dieses Landes, welches jetzt russisches Asien heißt, waren:

1. Im Süd-Westen, in Turkestan — die Turkmenen, Usbeken, Tadjiks und Kirgisen.

2. In der jetzigen Dsungarei — die Kalmüken, welche im 17. und 18. Jahrhundert ein ziemlich starkes Reich bildeten, das sich vom Altai bis nach Tibet erstreckte.

3. Im Bassin des Sees Ubsa — die Gebiete Altyn-Chans.

4. In der nördlichen Mongolei — die Gebiete verschiedener Chane, die fast dieselben waren, wie heute, so die von Zezen-Chan, Soin-noin und Anderen.

5. In der Mandschurei — Jägerstämme tungusischer Rasse, die sich nur an einer Stelle, an dem oberen Laufe des Sungari, zu einem kleinen Staate gruppirten, während sie sonst ein unabhängiges Wanderleben führten.

Alle diese Völker, sogar diejenigen, welche zu politischen Gruppen verschmolzen waren, wie die sibirischen Tataren, Dsungarischen Kalmüken und Mandschuren kannten den Gebrauch der Feuerwaffe nicht und hatten nur, wie russische Chroniken berichten, das „Bogengefecht“. Daher konnten sie sich gegen die fremden Eroberer, die Gewehre und Kanonen besaßen, nicht halten. In der vollen Erkenntniß eines solchen Vorzugs verbot Rußland in der ersten

Zeit der Eroberungen seinen Handelsleuten, die den Kosaken überall folgten, den Handel mit Pulver und Feuerwaffen und versah selbst die russischen Jäger und Kriegsleute mit denselben.

Auf diese Weise waren die militär-politischen Bedingungen für die Niederwerfung der sibirischen Eingeborenen den Russen sehr günstig, welche schon unter Johann Grosnyi eine mächtige Monarchie bildeten und theilweise selbst mit der europäischen Kriegskunst bekannt waren. Der Eroberungszug wurde dabei noch durch das System natürlicher Wasserwege erleichtert, welches am Ostabhange des Ural beginnend, die Kosaken nur über wenige zwischen zwei schiffbaren Flüssen gelegene Landstrecken an den Amur und an die Ostgrenzen des jetzigen jakutskischen Oblaskj führte. Dann führten die ersten Eroberer ihre Feldzüge im Winter bei Schnee in Schneeschuhen aus. Besonders auf diese Weise drangen jene Kosaken-Abtheilungen und Detachements, welche die Nomadenstämme im westlichen und zum Theil im östlichen Sibirien unterwarfen, in die unermeßlichen Flächen des Nordens ein. Die bezüglichen Hauptstraßen auf den Flüssen waren folgende:



Kirgise.

1. Im Norden, von der Mündung des Obi, wohin man bald von Tobolsk, bald von jenseit des Ural aus vordrang, auf der Obi'schen und Tasow'schen Bucht, auf dem Tas, Turuchan, durch den Jenissei, auf der untern Tunguska in den Wiljui und von da in die Lena, dann auf diesem Flusse, auf dem Meere nach der Jana, Indigirka, Kolyma und selbst bis zur Beringstraße und den Ufern des Anadyr.

2. In der Mitte, auf der Tura, Irtysch, Obi, Ketj, Jenissei, Angara, Ilim, Kuta, Lena, Aldan, Maja und den Nebenflüssen des letzteren bis zum Uebergange nach dem Ochotskischen Meere, und dann zu den Ufern der Uda, Taui und Hijiga.

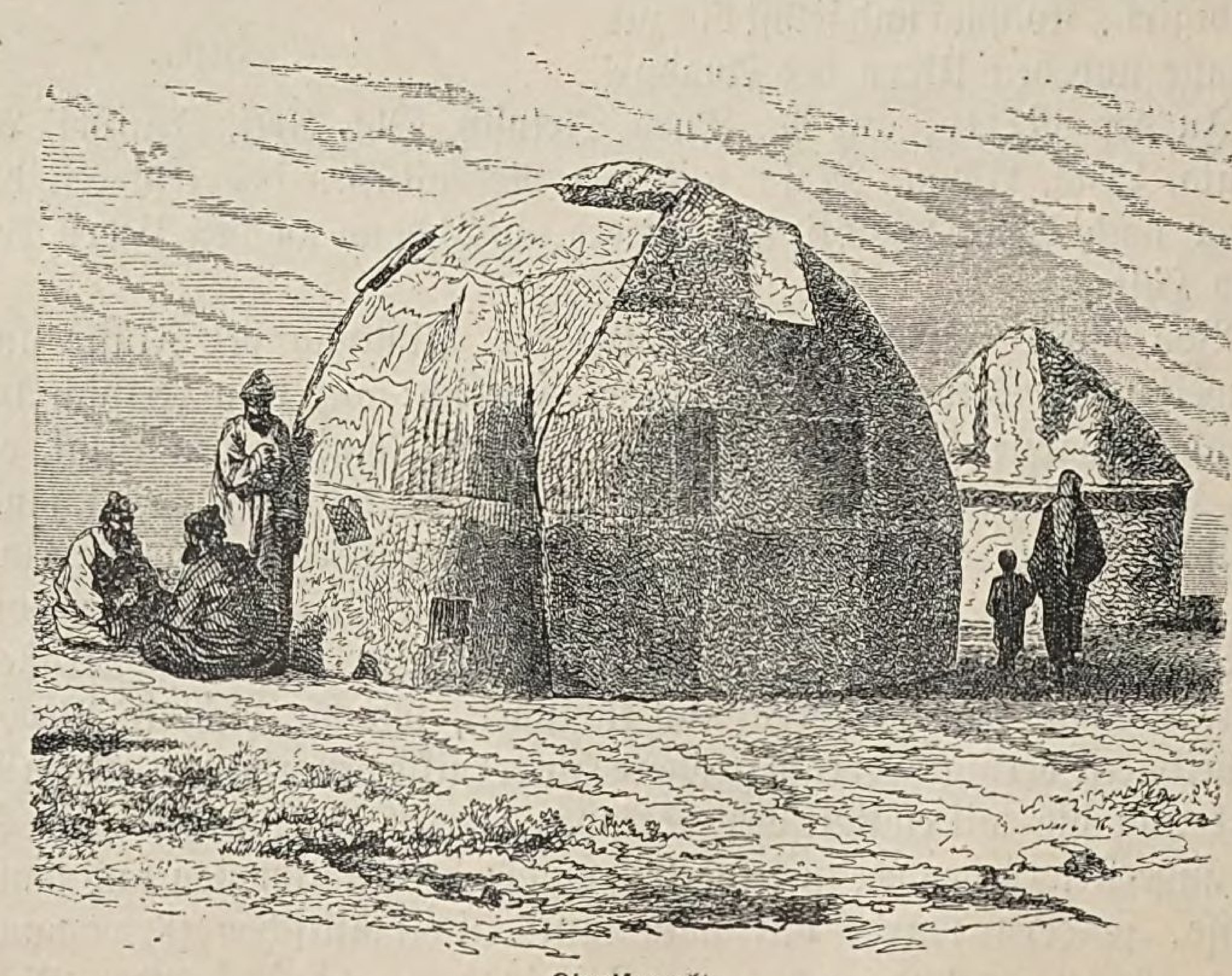
3. Von dieser Straße aus gestattet die Richtung der Flüsse an vielen Stellen weit nach Süden vorzudringen, nämlich: auf dem Irtysch bis zum Saisan und schwarzen Irtysch, auf dem Obi und Tomj in den Altai, auf dem Jenissei, Kan, Tassiäjewaja, Oka, Irkut in die Abhänge der sajanskischen Berge, auf der Witim, Olekma und Aldan — nach Transbaikalien und dem Amur.

Im Allgemeinen ging man auf der nördlichen Straße schneller vorwärts, so daß die Kosaken unter ein und demselben Meridian auf dieser Straße früher erschienen, als auf der mittleren und südlichen, wo die dichtere Bevölkerung und das theilweise bergige Terrain größere Hindernisse verursachten als im Norden.

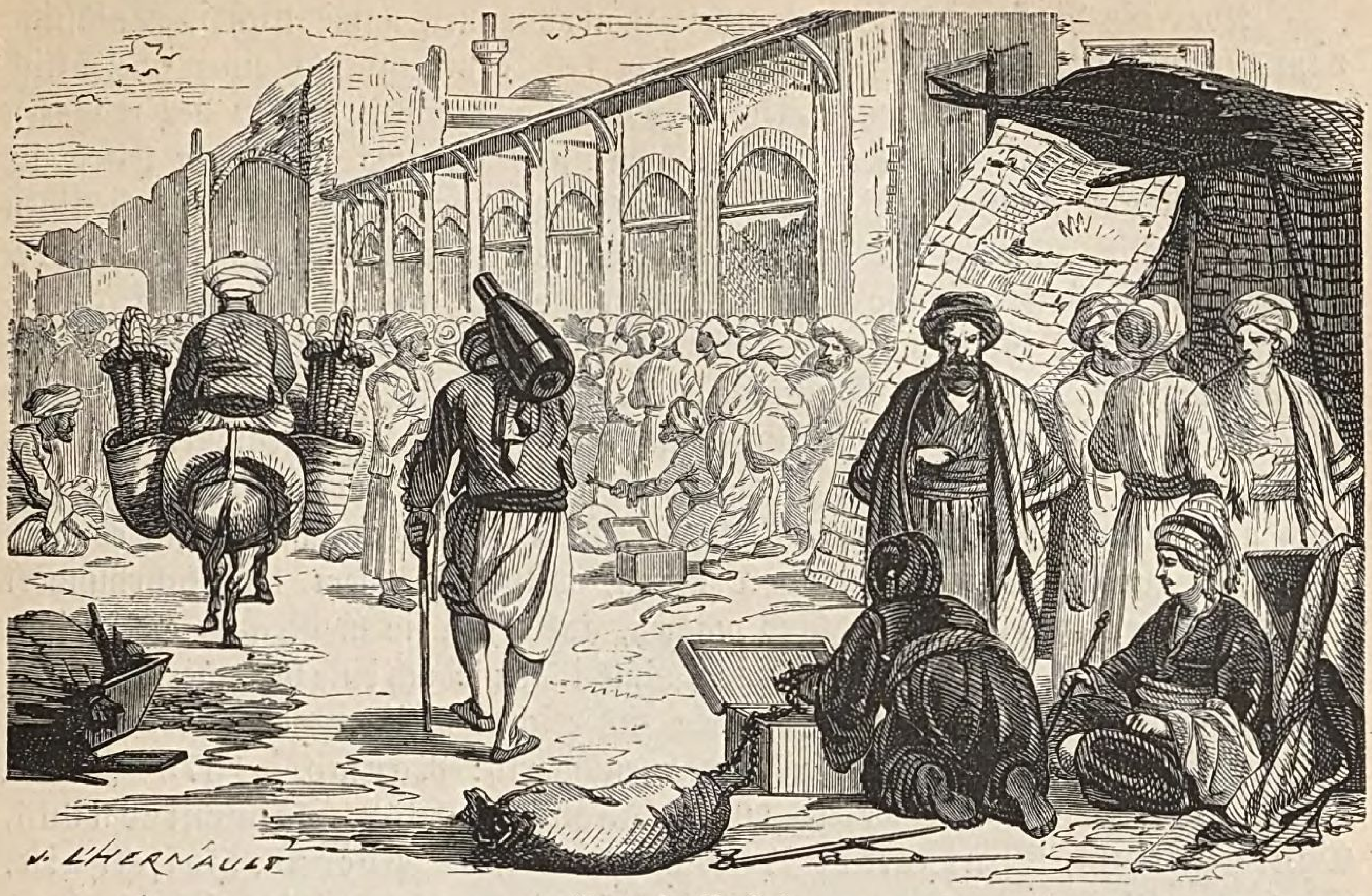
Was nun die mittelasiatischen Steppen betrifft, so lag hier das Streben nach den äußersten Gegenden in keinerlei zwingendem nationalen und materiellen Bedürfnisse, sondern wurde nur nach militärisch-politischen Erwägungen der Regierung geleitet, welche auch lange Zeit in den mannichfachsten Richtungen

dem Charakter des Terrains und dem Gange der Ereignisse gemäß operirte. Die Straße, welche sich am bestimmtesten markirte, führt von dem Westfuße des Altai an den westlichen Vorbergen des Tarbagatai und Alatau vorbei zu den westlichen Ausläufern des Himalajagebirges. Sie wurde aber erst um die Mitte unseres Jahrhunderts eingeschlagen. Dann vollzogen sich die Vorwärtsbewegungen in der Steppe nach Osten und Süden auf dem Irtysch, auf der Ischim und Tobol, auf der Orj, von dem unteren Ural und sogar von dem Ostufer des Kaspischen Meeres aus.

Die Eroberung des eigentlichen Sibiriens ging, wie schon berichtet, sehr schnell vor sich. In den ersten siebenzig Jahren, seitdem Jermak und Genossen den Uralrücken überschritten hatten (1579), waren die Kosaken schon bis an die Ufer des Amur und Anadyr gelangt. Und ehe sie die dortige Bevölkerung unterwarfen, mußten sie mit ihr in vielen Fällen hartnäckige Kriege führen. Speziell gilt dies von den Wohulitschen, Ostjäken und Kalmüken in Westsibirien, von den Kirgisen am Jenissei, von den Burjäten auf beiden Seiten des Baikal, von den Jakuten und Kamtschadalen. Die Samojeden dagegen, ein Theil der sibirischen Tataren und eine Menge tungusischer Stämme wurden ohne große Mühe und Blutvergießen unterworfen. Am Amur stieß man auf einen hartnäckigen Widerstand, nicht sowol von Seiten der einheimischen Stämme als von Seiten der Chinesen und Mandschuren, welche um die Mitte des 17. Jahrhunderts einen Staat bildeten und 1689 die Russen zwangen, auf 170 Jahre die Ufer des großen Flusses zu verlassen. In den mittelasiatischen Steppen erstand die russische Herrschaft je nach dem guten Willen der kirgisischen Führer selbst; die thatsächliche Unterwerfung der Völker wurde aber erst nach langen Anstrengungen und mit den Waffen erreicht. In Folge der Unfruchtbarkeit der Gegend gingen keine Massen von Ansiedlern hierher und so lag die Erhaltung des Eroberten vollständig auf den Schultern der Regierung.



Kirgisenzelt.



Bazar in Bagdad.

VI.

Reisen in Syrien, Palästina, Arabien.

Schon im Alterthum bekannter und geheiligter Boden. Wallfahrten und Reisen. Rauwolf, v. Neitzschitz, Beschreibung der Pyramiden, Erwähnung des Kaffee's. Pococke's Reisen in Palästina. Hasselquist, Charfreitag und Wanderungen in Jerusalem, Wein von Engeddi und Hebron. Volney's und Olivier's Reisen in Syrien und Mesopotamien. Beschreibung von Barut, Sidon, Tyrus, Aleppo, Mossul, Bagdad. Brown in Palästina und Syrien. Paultre, Wittmann und Franklin im Anschluß an die Napoleonische Expedition.

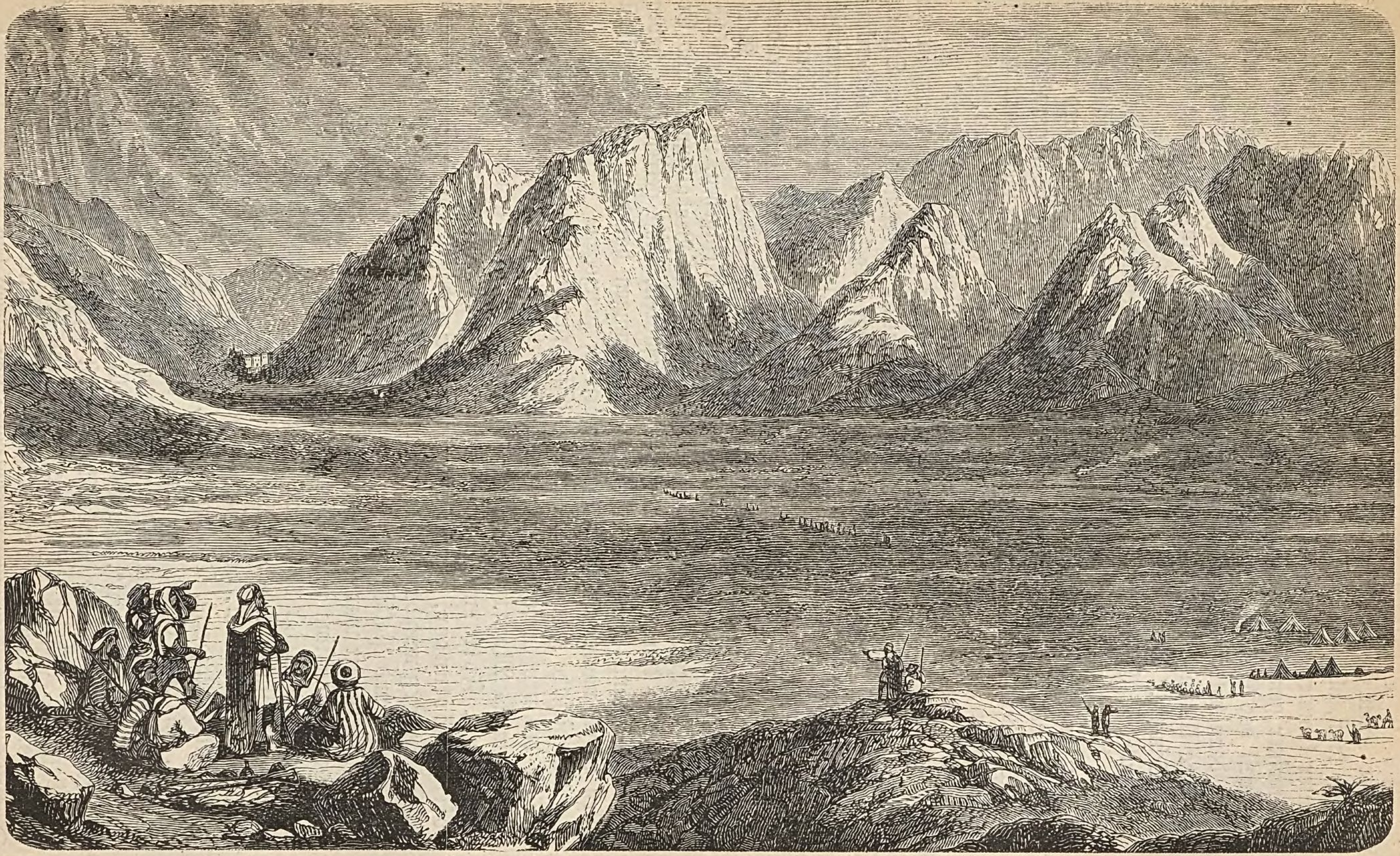
Bei allen Europa zugekehrten Küstenländern Asiens, bei Klein- oder Vorderasien, Syrien, Palästina kann von eigentlichen geographischen Entdeckungsreisen nicht die Rede sein. Alle diese Länder waren der Schauplatz der ältesten uns geläufig gewordenen Völkersagen und Geschichte. Palästina war der Boden, dem die geläuterte Lehre der Gottesidee, des religiösen Glaubens, des Judenthums und des Christenthums entsprossen. Jerusalem war den Juden das sichtbare Gotteshaus, den Christen die Behausung Gottes im Geiste und so Allen ein Heiligthum auf Gott geweihtem Boden. Wol war der Vorrang des Heiligen Landes durch spätere Ereignisse vernichtet worden, aber den Schauplatz jener Geschichte haben Juden und Christen treu in ihrem Gedächtniß bewahrt, und selbst die Moslim verehren Syrien als die Heimat des Propheten. Daher wallfahrteten selbst in der tiefsten Mitternacht mittelalterlicher Unwissenheit Glaube und Aberglaube nach dem Gelobten Lande und seinen heiligen Stätten.

Aber die Reisen in die genannten Länder haben namentlich in Palästina vom Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts einen wesentlich veränderten Charakter angenommen. Wol fehlte auf den Reisen der früheren Jahrhunderte der Reiz neuer Entdeckungen, nur fromme Sehnsucht leitete sie und der Glaube an Werkheiligkeit war ihre Triebfeder zum Besuche der heiligen Stätten. Die späteren Verhältnisse jedoch, der politische Wechsel der Herrschaften im Orient und die Annäherung derselben an die Länder Europa's nöthigte auch mit ihren politischen Gewalten genauer bekannt zu werden, mit den Ländern, Staaten und Sultanaten bis Persien und Indien. Die Wanderungen blieben nicht mehr wie zuvor auf die Levante, auf Aegypten und das Gelobte Land beschränkt, das ihren mehr wissenschaftlich werdenden Forschungen auch nicht mehr genügen will. Italiener, Franzosen, Engländer sind es noch mehr als zuvor, vorzüglich auch Deutsche, welche seit dem 16. Jahrhundert größere Reisen in das Morgenland machen, auf denen sie meist auch die syrisch-palästinensischen Landschaften berührten, ohne ihnen jedoch eine besonders spezielle Aufmerksamkeit zu widmen. Von den zahlreichen Reisen dieser Art sind in chronologischer Folge nur wenige erwähnenswerth: Rauwolf 1573—1576, De la Valle 1614, Olearius 1635, Thevenot 1652, Tavernier 1665, Chardin 1664, Tournefort 1700 und Andere, bis Pococke, Hasselquist, Niebuhr, Volney, von denen einige in späteren Kapiteln ausführlicher werden besprochen werden. Und so bleiben hier aus einer kleinen Zahl von Reisenden nur kurze Mittheilungen übrig. — Zunächst aus

Leonharti Rauwolfen, „der Artznei Doctorn und bestellten Medici zu Augspurg, Aigentliche Beschreibung der Raiß, so er vor dieser Zeit gegen Aufgang in die Morgenländer u. s. w. selbst volbracht". (1573—76). 3 Theile, 4°. Augsburg 1582. Von seiner Vaterstadt Augsburg ging er über Marseille und Tripolis nach dem Orient und vollendete eine der ältesten naturwissenschaftlichen Reisen. Das Ende des zweiten und der ganze dritte Theil enthalten die Nachrichten des trefflichen Beobachters über den Libanon und das Gelobte Land.

Einen besonders wissenschaftlichen, von Botanikern anerkannten Werth haben seine naturhistorischen, namentlich die botanischen Beobachtungen; er ist in dieser Hinsicht der lehrreiche Vorgänger von Tournefort und Hasselquist gewesen. Aus ihm haben viele spätere Reisende geschöpft und abgeschrieben.

Erst nach geraumer Zeit, um 1630, ist der sächsische Ritter v. Neitzschitz nennenswerth. Er reiste über Venedig und Konstantinopel nach Aegypten, von Damiette nach Syrien und Palästina. Er bestieg den Karmel, suchte Alles zu erforschen, was einem Pilger in Palästina zu erforschen möglich war, und kehrte nach zehnjährigen Wanderungen mit einem inhaltreichen Tagebuche heim. Obgleich er weder gelehrte Kenntnisse noch sonstiges schriftstellerisches Geschick besaß, so ist ihm doch der Ruhm zuerkannt, daß er Alles, was er gesehen, mit großer Wahrheitsliebe aufgezeichnet und bis auf die Zeit am Ende des 18. Jahrhunderts die zutreffendste Beschreibung des Sinai gegeben hat. Auch seine Beschreibung der Pyramiden war, soviel sie damals sichtbar und zugänglich waren, gut und zutreffend. „Auf der Seite, da ich hinaufgestiegen, habe ich gezählt 230 Steine oder Stufen, jede von 1—1½ Ellen hoch und 2½—3 Ellen lang, und sind ins Gevierte gearbeitet und ganz glatt als ein wohl polirter Marmor.



Der Gebirgszug des Sinai.

Auf der einen Seite unten auf der Erde ist ein Loch, dadurch man hineinkriechen kann, als wir hernach auch gethan, nachdem wir wieder von der Höhe herunter kommen, und sind von solchem Loche bis an die eine Ecke dieser Seite 160 meiner gemeinen Schritte, und aber soviel auch bis zur andern Ecke, daß also, weil das Loch recht in der Mitte, die ganze Seite 320 Schritte breit ist, dahero denn bald zu achten, wenn man alle vier Seiten zusammenrechnet, daß der ganze Umfang und die Dicke solcher Wundersäul auf der Erde sein muß 1280 Schritte."

Auch zur Geschichte des Kaffee's giebt er einen interessanten Beitrag und beweist, daß derselbe zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland noch fast ganz unbekannt war. Er berichtet: „Im Kloster zu Cairo ward mir das schwarze türkische Getränk, Caffa genannt, vorgesetzt. Dasselbe ist ganz schwarz, dick und siedend heiß, und wird also auch getrunken. Dem Geschmacke nach ist es, als wenn harte Rinden Brot darin gesotten oder gekocht wären, soll aber gar gesund und der Gesundheit sonderbar fürträglich zu trinken seyn."

Erst 100 Jahre später, fast um die Mitte des 18. Jahrhunderts, ist der gelehrte englische Reisende Dr. Richard Pococke, Lordbischof von Ossory, beachtenswerth. Er ging 1737 zu Livorno unter Segel, bereiste Griechenland und Aegypten mit sorgfältiger Vorbereitung und so gelehrten Vorkenntnissen wie wenig Andere, und hinterließ einen sehr ausführlichen Bericht über den klassischen Boden der Pharaonen. Außer Aegypten durchwanderte er Arabien, die Levante, Syrien, Palästina und die meisten Inseln des Archipels von Kleinasien. Er konnte indeß dem späteren Vorwurfe nicht entgehen, im Hebräischen nicht ganz sattelfest gewesen zu sein und seine eigenen Beobachtungen und Erfahrungen von dem, was er von Andern erfahren, nicht getrennt zu haben. Die Vermischung eigener und fremder Erfahrungen hat dem sonst verdienstvollen Werke manchen Nachtheil und Vorwurf zugezogen.

Um dieselbe Zeit war es, daß der Eifer für die Naturwissenschaften viele Schüler des großen schwedischen Botanikers Linné in alle Welt zog. So gingen damals Martin Bergius, Lache, Johann Christoph und Otto Fabricius, Falk und Solander nach dem höheren Norden — Kalm, Löfling, Solander, Mutis und Silander nach Amerika — Sparrmann und Thunberg nach dem südlichen Afrika, Indien und Japan, und Hasselquist nach Syrien und Palästina.

Hasselquist war einer der vorzüglichsten Schüler Linné's, der auch seine „Reise nach Palästina in den Jahren 1749—1752" herausgegeben hat. Derselbe reiste im August 1749 von Stockholm nach Smyrna, über Alexandrien, Rosette nach Kairo und nach längerem Aufenthalt in Aegypten über Damiette, Jaffa nach Jerusalem, von hier an den Jordan, nach Jericho, Bethlehem, Rama, Akre, Nazareth, Tiberias, Kana, Galiläa, Tyrus, Sidon; von da nach Cypern, Rhodus, Chios und Smyrna, von wo er „mit einer überraschenden Menge von Naturalien aus allen Reichen der Natur, die der Orient, Aegypten, Palästina hervorbringen", heimkehren wollte, als ihn im Februar 1752 der Tod ereilte. — Die Reisebeschreibung selbst zerfällt in drei Abtheilungen, in das Tagebuch, in seine Briefe, die er während der Reise an Linné geschrieben, und in die Beschreibung der verschiedenen Naturalien. — Als Probe seiner Darstellung folge hier seine Beschreibung von Jerusalem.



Die Stadt Jerusalem. Nach Dapper's Syrien und Palästina (1688).

„Die Stadt Jerusalem, wie sie heutigen Tags befunden wird".

Siehe umstehende Abbildung.

1. Galerie des Pilatus.
2. Bethlehem.
3. Butticella.
4. Ort, wo der Cyrenäer angepackt ward, d. h. wo Simon von Cyrene das Kreuz Christi zu tragen gezwungen ward.
5. Haus des reichen Filz (Mannes).
6. Haus der heil. Veronika.
7. Haus des Evangelisten Markus.
8. Griechenhaus.
9. Das heil. Feld auf dem heil. Acker, wahrscheinlich Hakeldama (der Blutacker).
10. Ort der Empfängniß Mariä.
11. Ort der Begegnung Christi mit Maria und ihrer Mutter Anna (d. h. nach der Auferstehung).
12. St. Petri Kerker.
13. Ort, wo Jakobus der Aeltere enthauptet ward.
14. Der Ort, wo Maria gestorben ist.
15. Der Ort, von wo die Juden den Leichnam Maria's stehlen wollten.
16. Der Ort, wo Petrus geweint hat (nämlich nach der Verleugnung).
17. Salomon's Frauenhaus (Harem).
18. Der Ort, wo die Juden das heil. Feuer verbargen.
19. Zufluchtsort der Apostel („Höhlen der Apostel"), nämlich nach Christi Gefangennahme.
20. Die Stätte des bösen Rathes (Berg des Aergernisses).
21. Berg Zion.
22. Der Ort der Vorstellung des Sternes und der 3 Weisen.
23. Geburtsstätte des Propheten Elias.
24. Geburtsstätte des Propheten Habakuk.
25. Geburtsstätte des Gottessohnes.
26. Der Ort, wo Christus den Töchtern (Jerusalems) über ihn zu weinen verbot.
27. Thürme gleich bei der „türkischen Kirche" (Moschee).
28. Simeon's Haus.
29. Gottesacker der Christen.
30. Wohnplätz der Juden.
31. Geburtsstätte des St. Thomas.
32. Marienbrunnen.
33. Das Gebirge Juda.
34. Das heilige Grab.
35. Die „heutige Kirche", d. h. die türkische Moschee an der Stelle des Salomotempels.
36. „Wohnung der Minoriten", d. h. das Franziskanerkloster.
37. Schloß Pisa (David's Thurm).
38. Kirche (Tempel) der Schwarzen.
39. Der große Platz vor der Moschee (früher Tempelplatz).
40. Palast der Patriarchen.
41. Brunnen (Badhäuschen) Siloe.
42. Palast des Pilatus.
43. Palast des Herodes.
44. Palast des Hannas.
45. Palast des Kaiphas.
46. Das Zionsthor.
47. St. Stephansthor.
48. Grab der Rahel.
49. Zufluchtsort der 3 Könige, d. h. der 3 Weisen aus dem Morgenlande.
50. Kirche Unserer lieben Frauen.
51. Türkisches Gefängniß.
52. Grab Unserer lieben Frauen, wo sich St. Jakobus verbarg.
53. Absalon's Grab.
54. Das Siechenhaus.
55. Das Schöne Thor.
56. Verfallene Mauern.
57. Der vermauerte Weiher.
58. Feldthor.
59. Das Eiserne Thor.
60. Der Bach des Antonius (Kidron).
61. Emmaus.
62. Sternthor.
63. Bazar.
64. Bethomini (Bethanien).

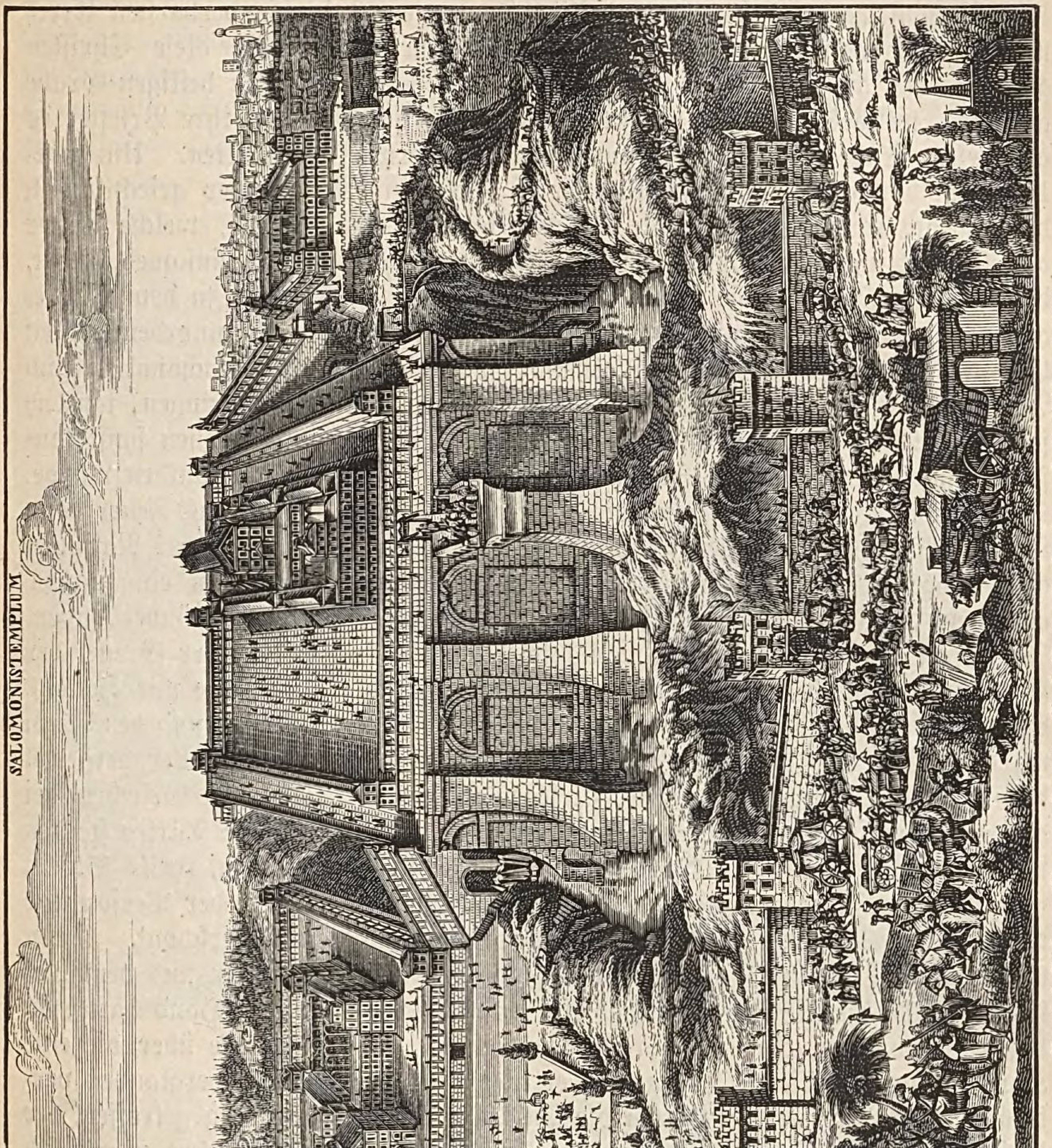
„Nach dem lateinischen Stile fiel 1751 der Charfreitag auf den 12. April. Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Tag in Jerusalem, dem Orte, wo die Begebenheiten sich zugetragen, um derentwillen er in der Christenheit gefeiert wird, vorzüglich feierlich begangen werde. Die Ceremonien bei dem heiligen Grabe waren folgende: 1) Um 3 Uhr Nachmittage gingen wir in die Kirche, da das Amt seinen gewöhnlichen Anfang nahm, und damit beschlossen wurde, daß der Superior bei der Thüre des heiligen Grabes niederkniete und betete. 2) Um 6 Uhr gingen wir in das kleine Convent, das die Lateiner vor der Kirche haben. Hier aßen wir das Abendbrot, welches wol die elendeste Mahlzeit war, die ich in meinem Leben gehalten habe. Sie bestand aus einem Kopfe Lattuk; Brot und Wein mußten den Abgang ersetzen. Dieses sind zwei wichtige Stücke, die zur Erquickung und Erhaltung der Menschen dienen, und die man allemal vollkommen gut bei den Mönchen findet. Desto mehrere Freiheit zu haben, eine Sache, die in den Klöstern allemal schwer ist, ging ich mit einem Pilgrime, einem Jesuiten, in ein anderes Zimmer, wo wir uns mit hebron'schem Weine und mit vortrefflichem Brote, das im Oele gebacken war, erquickten, damit wir im Stande sein möchten, eine ganze Nacht und einen ganzen Tag den Feierlichkeiten beizuwohnen. Ein Kapuziner, der sich in unserer Gesellschaft einfand, hielt eine bessere Abendmahlzeit, als wir beide, und dies kraft eines Mönchscanons, den er anführte: Humidum non rumpit jejunium. Ich darf aber nicht verschweigen, daß er in Parenthes hinzusetzte: modice sumptum. 3) Um 8 Uhr fing die Procession nach den merkwürdigsten Oertern in der Kirche an. Während derselben wurden sieben Predigten in verschiedenen Sprachen gehalten, welches das Erbaulichste von allen Vorgängen war. Die erste wurde in der Sacristey gehalten, ehe die Procession herausging, und unter derselben unterwarfen die Mönche sich der Disciplin, wie sie es nennen, oder sie geißelten sich, zum Andenken des Leidens Christi. Beides, sowol die Predigt, als die Geißelung verrichteten sie unter sich, ohne daß jemand zusehen durfte. Hierauf kam die Procession in die Kirche und blieb zuerst an dem Orte stehen, wo Christi Kleider getheilt wurden. Hier ward die zweite Predigt von einem niederländischen Mönche in französischer Sprache gehalten. Hierauf stand sie vor dem Geißelungszimmer stille. Nachher gingen wir nach dem Kreuzigungsplatze hinauf, welcher den Griechen gehört, die darunter ein prächtiges Chor haben. Hier ward die dritte Predigt gehalten, und zwar auf der Stelle, wo Christus soll an das Kreuz genagelt sein, und die vierte nicht weit davon, wo das Kreuz aufgerichtet worden, davon man auf das Loch zeigt, das rund ist, und ungefähr eine halbe Spanne im Durchmesser hat. Es ist rund umher mit Silber beschlagen, und die Griechen haben einen schönen Altar über dasselbe. Von diesen beiden Predigten ward die erste von eben demselben Mönche in französischer, und die andere von einem deutschen in italienischer Sprache gehalten. Wir gingen von hier zu dem Steine hinunter, auf welchem Christi Körper gesalbt worden. Hier ward eine arabische Predigt gehalten. Wir beschlossen unsere Procession bei dem Grabe um eilf Uhr, wo ein ernsthafter und eifriger Prediger unsere Geduld prüfete.

Den 15. ging ich aus, die Plätze zu besehen, die mir noch übrig waren, und für merkwürdig gehalten wurden. 1) Die Gegend, wo die alte Stadt zu Ende war, die nun ungefähr in der Mitte der neuen ist. 2) Wo die heilige

Veronica Christi Antlitz mit dem Schweißtuche abtrocknete. 3) Wo Christi Urtheil: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum, abgelesen ward, und wo noch eine zerbrochene Säule steht, welche die heilige Helena zum Andenken hat aufrichten lassen. 4) Wo Christus, von der Last des Kreuzes abgemattet, niedersank. 5) Der Ort, wo Pilatus Christum dem Volke mit den Worten: Ecce Homo, zeigte, welches ein Stück von einem Theater, ein ziemlich hoher Schwibbogen ist. 6) Wo Maria Magdalena die Vergebung ihrer Sünden erhielt, und wo jetzt eine elende türkische Moschee steht. 7) Der Palast des Herodes, der einem Türken zum Stalle diente. 8) Der Thurm, welcher sich am längsten gegen Vespasians Angriff vertheidigte. 9) Die Stelle, wo eine Pforte von Salomons Tempel gewesen. 10) Die Grotte, worin die Jungfrau Maria soll geboren sein, worüber eine große schön gebauete Moschee steht, die vorher eine prächtige Kirche gewesen. Sie hatte einen schönen Hof, worauf Veilwurzel (Iris florentina), Amygdalus, Jasminum fructicosum und Schmack (Rhus coriaria) wuchsen. 11) Eine alte viereckigte ehemals prächtige Cistern, in welcher der Engel das Wasser bei Bethesda bewegte. 12) Ein Thor von der Stadt St. Maria, welches gesperrt war, sowol als alle die andern, während der Pilgrimszeit. 13) St. Helena Hospital, welches ein prächtiges Gebäude gewesen, worin die Türken ein Armenhaus haben. 14) Der Palast des Pilatus ist itzt die Wohnung des türkischen Statthalters, und größtentheils zerstört. 15) Von hier sahen wir Salomons Tempel, welcher nur eine achteckigte Moschee ist, die sehr gut erhalten worden. Wenn man von dem Hofe des Hauses Pilati geht, so sieht man die Stelle, wo die heilige Treppe gestanden, die jetzt als ein theures Heiligthum zu Rom aufbehalten wird. 16) Petri Gefängniß, das die Türken zur Verwahrung der größesten Missethäter gebrauchen. 17) Eine griechische Kapelle auf dem Platze, wo Abraham den Isaac opfern wollte. Das heilige Grab ist in der Mitte der Kirche, welche über die heiligen Oerter erbauet ist. Es ist in dem Mittelpunkte des Chors, welches den Lateinern gehört. Die Kapelle um das Grab ist viereckigt, und besteht aus zwei Kammern, davon die äußere zwölf Personen, die innere die Hälfte faßt. In der innern ist auf der einen Seite, längst der Mauer über dem Begräbnißplatze selbst, eine Marmorkiste. Ueber derselben hängen eine Menge Lampen, woran alle Secten Anspruch haben. Die Kapelle neigt sich ihrem Untergange, und kann wegen der Uneinigkeiten der Secten nicht ausgebessert werden. Gerade vor der Thüre des Einganges haben die Griechen ihr prächtiges Chor, und über demselben ist der Kreuzigungsplatz, der den Griechen gehört. Dieses große Chor macht auch eine Galerie, wovon den Armenianern ein Theil von sieben Pfeilern zu einer Kapelle zusteht. Die Syrer haben ihre Kapelle unter derselben. Der Kopten ihre ist hinter der Kapelle des heiligen Grabes, so daß sie eine Fortsetzung davon ist. Der Lateiner Sacristey ist unter ihrer Galerie, aus welcher man in ihr kleines Convent geht, worin beständig zehn bis zwölf Mönche sind.

Die Apotheke des lateinischen Convents, die ich den 16. besah, gehörte nicht unter dieses Schlechteste, das ich in Jerusalem sah. Sie kann wegen ihres reichen Vorraths an Simplicien und Präparaten für die Kostbarste der ganzen Welt gehalten werden. Das Merkwürdigste in ihrer Vorrathskammer war die große Menge von den theuersten Simplicien.

Alle Arten von Balsam fand man hier, einige tausend Piaster am Werthe. Von der kostbaren Mumia minerali aus Persien, die um drei Dukaten verkauft wird, waren hier einige Pfund. Alle indianische und amerikanische Arzneien werden aus Spanien und Portugal hierher gebracht, und sind größtentheils Geschenke.



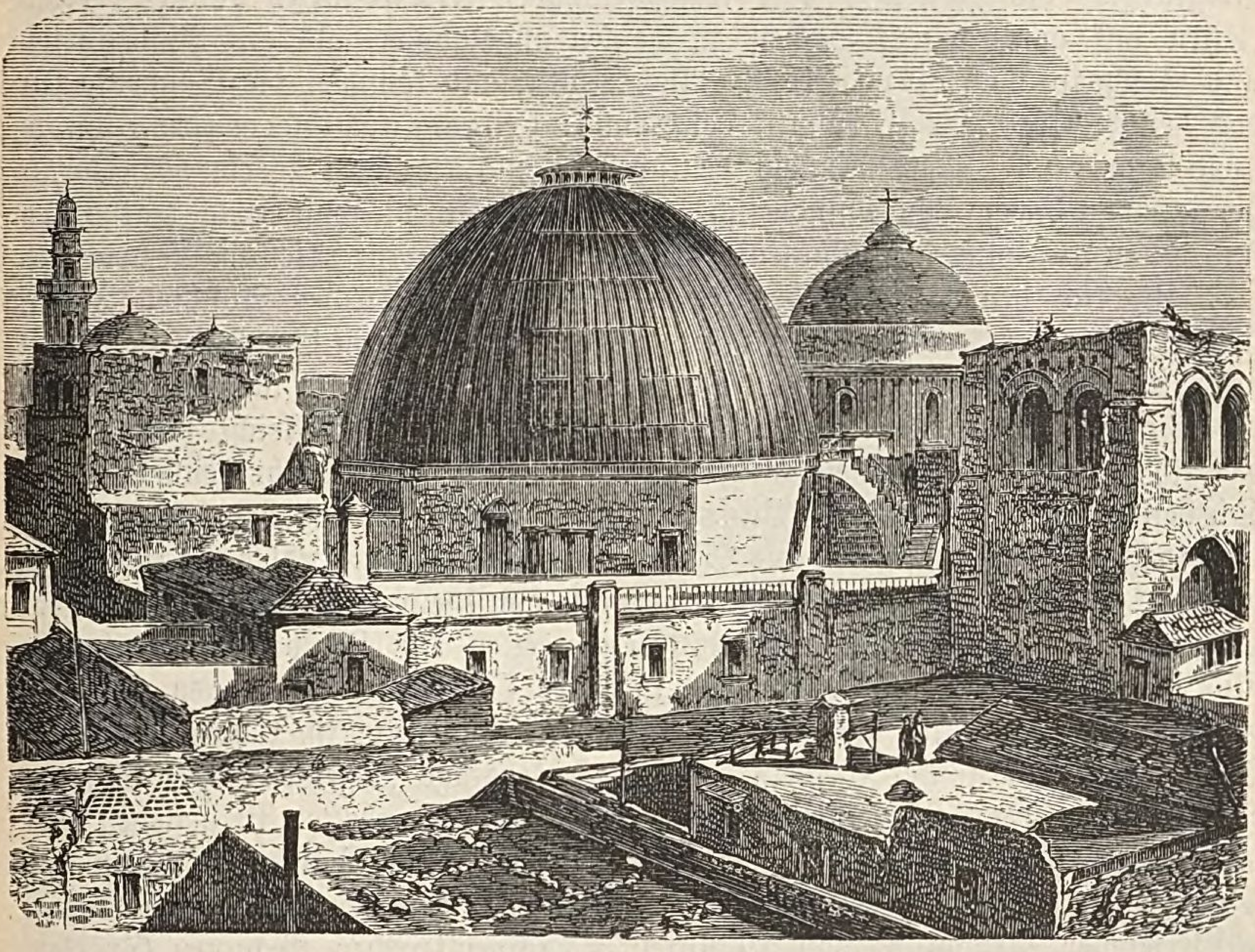
Tempel Salomonis, reconstruirt. Nach Dapper's Syrien und Palästina (1688).

Hier wird der in allen Ländern so berühmte jerusalemische Balsam zubereitet, welcher aus allen Arten Balsam und vielen in Weingeist aufgelösten Gewürzen zusammengesetzt wird. Hiervon wird in der jerusalemischen Apotheke alle Jahre, um die Sonnenwende, eine Quantität gemacht, die hundert und fünfzig Dukaten kostet. Aeußerlich bei frischen Schäden ist er von einer vortrefflichen Wirkung,

aber zum innerlichen Gebrauche ist er zu hitzig. Jedoch nimmt man ihn beim Blutwerfen und Contusionen zu zehn bis zwölf Tropfen.

Die Griechen, Armenianer, Kopten und Syrer, die alle dem julianischen Kalender folgen, hatten den 17. ihren Osterabend. Wir besahen um zwei Uhr Nachmittage das berühmte heilige Feuer, eines der sonderbarsten Ceremonien, die man bei einem Gottesdienste sehen kann. Alle diese Christen glauben, daß am Osterabend ein unnatürliches Feuer aus dem heiligen Grabe aufsteige, welches sie das Heilige nennen. Sie glauben, daß ihre Priester es an diesem Tage vom Himmel durch ein Wunderwerk herabbeten. Um zwei Uhr geht von jeder Seite ein Priester an das heilige Grab. Der griechische in die innerste Kammer selbst, die anderen drei in eine Kapelle, welche hinter derselben ist und den Kopten gehört. Hier verrichten sie ihr einsames Gebet, dessen Wirkung der große Haufe das heilige Feuer zuschreibt. In dem Chore, das das heilige Grab einschließt, machen die Griechen, die allerunordentlichsten Christen in der ganzen Welt, allerhand Gaukeleien, die den Bachanalien und Abgötterei ihrer Vorfahren sehr nahe kommen. Knaben springen, tanzen, schreien, stellen das Sterben und die Auferstehung vor und begehen sonst tausend Thorheiten, die ein Indianer vor seiner Pagode nicht dulden würde. Dieses thun sie, wie sie sagen, die Erde zu erwärmen, damit das Feuer desto leichter möge hervorgezogen werden. Um vier Uhr fingen alle drei Nationen eine Procession an, und nach einer kleinen Stunde brachte man eine Lampe aus dem heiligen Grabe, welche das heilige Feuer sollte angezündet haben. In diesem Augenblicke konnte man mit Wahrheit sagen, daß der Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte sei. Nun entstand ein Gefechte mit Fackeln. Ein Jeder wollte die seinige mit dem heiligen Feuer anzünden, und der Lärm ward so groß und abscheulich, daß es auf einem Markte nicht toller hergehen kann. Das Lustigste dabei war, zu sehen, wie die Türken den Griechen bei diesem ihrem Feste mitspielten. Ungefähr zwölf starke handfeste Türken stellten sich vor den Eingang des Grabes. Sie hatten theils Peitschen, theils Stöcke, und theilten unter dem zudrängenden Haufen ohne Unterschied der Person und des Standes Schläge aus. Selbst der Bischof ward nicht verschont. Denn wie der griechische Bischof von seinen Zuhörern auf den Achseln aus dem heiligen Grabe gehoben ward und die heilige Lampe in der Hand hatte, so bekam er unvermuthet einen tüchtigen Schlag mit dem Stocke über die eine Hand. Eine so schlechte Begegnung ertrugen sie, von ihrem Aberglauben verblendet, mit Vergnügen. Hätten die Türken nicht die Verfügung getroffen, der Unordnung mit Gewalt vorzubeugen, so könnte diese Feierlichkeit unmöglich ohne Unglück ablaufen. Die Franken oder Lateiner sahen diesen Aberglauben der übrigen Sekten mit Verachtung an, und die, welche ihre Vernunft zu Rathe ziehen, thun es ebenfalls, aber sie müssen ein dummes Volk in der einmal gefaßten abergläubischen Einbildung erhalten, weil gewiß von tausend griechischen Pilgrimen, die jetzt kommen, nicht zehn kommen würden, wenn sie es nicht thäten, um das heilige Feuer zu sehen und es sich über das Angesicht (und das Frauenzimmer über die Brüste) fahren und sich etwas von dem Barte absengen zu lassen. Hierdurch glaubten sie sich zu heiligen. Eine andere starke Triebfeder zu ihrer Wallfahrt ist, daß sie sich im Jordan baden mögen, dessen Wasser nicht weniger heiligend ist als jenes Element.

Es ist eine wichtige Sache, das heilige Feuer zuerst von dem Bischofe zu bekommen, und folglich theuer an einem Orte, wo die Heiligthümer große Ausgaben erfordern. Hierzu meldet sich ein reicher Kaufmann, mehrentheils ein Armenianer oder Syrer, weil die Griechen größtentheils arm sind. Dieser geht in die äußere Kammer, wo ihm der Bischof seine Fackel zuerst an der Lampe anzündet, welche der Bischof selbst in der innersten Kammer bei dem heiligen Feuer angezündet hat. Vor drei Jahren bezahlte ein persischer Armenianer das erste Feuer mit dreißigtausend Zechinen, eine Summe, die vielleicht niemals für eine Antwort des delphischen Orakels bezahlt worden. Dergleichen Einkünfte werden unter die vier Convente zu ihrem Unterhalte getheilt, und hieraus ist es klar, daß ihr Vortheil es erfordere, den Aberglauben zu erhalten.



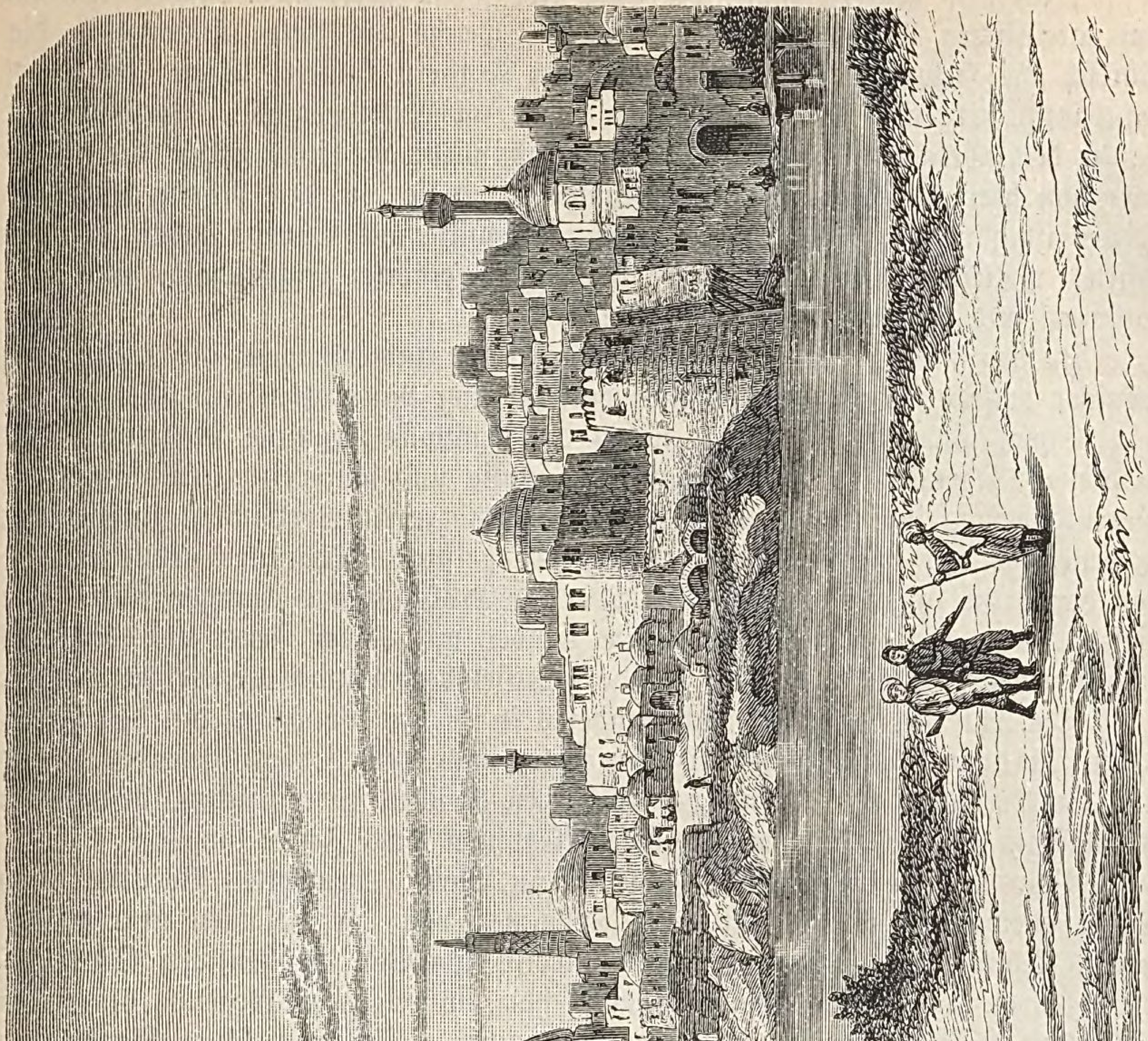
Grabeskirche in Jerusalem.

Das lateinische oder das römisch-katholische Convent zu Jerusalem, St. Salvator, ist das mächtigste und reichste. Franciskanermönche aus allen Nationen in Europa haben es im Besitze. Ihre Anzahl ist groß, aber nicht allemal gleich. Man kann im Durchschnitt allemal hundert Personen rechnen. Sie bleiben hier drei Jahre, und die Spanier haben Freiheit, sechs Jahre zu bleiben. Ihre Vorsteher sind der Guardian, Vicarius und Procurator. Die erste Stelle bekleidet allezeit ein Italiener, und er behält sie sechs Jahre; die zweite ein Franzose und die dritte ein Spanier. Die Arbeit des letztern ist die wichtigste, weil er die ganze Haushaltung sowol des Convents, als des heiligen Grabes zu besorgen hat, und also gewiß eine halbe Million Livres jährlich durch seine Hände gehen. So hoch kann man das jährliche Einkommen des heiligen Grabes und des Convents rechnen, und davon wird wenig erspart. Diese Einkünfte

fließen aus den Almosen, die hauptsächlich von Spaniern und Portugiesen geschickt werden. Diese Nationen, die ihren Handel von den Barbaren vernichten und sie in ihrem eigenen Lande rauben lassen, ohne einen Piaster auf deren Züchtigung zu verwenden, schicken jährlich so beträchtliche Summen nach Jerusalem, welche von den Türken, ihren ärgsten Feinden oder von den Mönchen, diesen in Europa unnützen und in Jerusalem unnöthigen Leuten verzehrt werden. Die Mönche in Jerusalem verdienen gewiß der Christenheit nicht einen Stüber ab, wenn man nicht glauben will, daß ihr andächtiges Steinküssen einige verborgene Wirkung habe. Die Franzosen geben etwas Weniges. Ein Volk, das denkt, entfernt sich nur nach und nach von einem ungereimten Gebrauche, aber es verläßt ihn nicht plötzlich, um sich keinen Unannehmlichkeiten bloß zu stellen. Die Franzosen haben seit Ludwigs des Heiligen Zeiten auf ganz andere Sachen zu denken angefangen, als auf Wallfahrten und Geschenke nach Jerusalem. Aus Deutschland kommen die Geschenke für das heilige Grab sehr sparsam. Der Canon: Primum quae necessaria, deinde quae opus sunt, sagte mir ein deutscher Mönch, sei dem Werke der Barmherzigkeit in diesem Lande hinderlich. Von den Polen, die sonst eifrige Katholiken sind, ist in Ansehung der Almosen gar nicht die Frage. Nur selten wallfahrten sie.

Wie ich den 18. von dem armenianischen Patriarchen Abschied nahm, ließ er mir seine Kirche, St. Jakob, zeigen, die in ihrem Convente ist, damit ich ihre Zierrathen sehen sollte. Sie sind sehenswürdig und ohne Zweifel die reichsten und kostbarsten im ganzen Morgenlande, und vielleicht kommen sie den Zierrathen der größten und reichsten Kirchen in der Christenheit gleich. Sie bestehen in Chormänteln, Bischofsmützen, Ostensorien und dergleichen. Sie sind theils aus Gold, theils aus Silber, vergoldet und mit edlen Steinen reich besetzt. Die Kleidungen der Priester sind alle von theuren, indianischen Zeugen, größtentheils mit kostbaren Steinen ausgeziert. Die Lampen in der Kirche sind alle von Silber, gut gearbeitet, in guter Ordnung aufgehangen und von großem Werthe. Alle diese Kostbarkeiten wurden heute im Chore auf einen Tisch gesetzt, um sie der Gemeinde am St. Jakobstage zu zeigen. Der Schmuck der Lateiner ist prächtig und nach der Kunst besser gearbeitet, sie gestehen aber selbst, daß der armenianische weit reicher sei. Die Griechen kommen mit keinem von beiden in Vergleichung." — Hierzu kommen noch zwei Seiten mit trockener Aufzählung von 29 einzelnen heiligen Kirchen, Brunnen, Grotten, Gräbern, Bergen, Plätzen u. dgl.

Im zwölften Briefe raisonnirt Hasselquist über die botanischen Kenntnisse des Königs Salomo und beklagt, daß keine Spur von seinen botanischen Anlagen zu finden sein, gleichwol kann man aus einigen ziemlich gewissen Umständen erkennen, wo einzelne Gärten angelegt gewesen. „Solcher Gestalt habe ich die Lage seines Weinbergs zu Engeddi gefunden, in welchem er Weintrauben aus Cypern hatte pflanzen lassen, womit er seine Schöne im Hohenliede 1,14 vergleicht. Die Araber unterhalten daselbst noch itzt Weinberge und verkaufen den Wein an die Christen; allein sie tragen keinen Cypernwein mehr, sondern die Länge der Zeit hat ihn ausgerottet. Salomon konnte wol leichtlich Weintrauben aus Cypern bekommen, allein woher hat er die rheinischen Weinranken bekommen, die er bei Hebron gepflanzt, die daselbst noch heutigen Tages wachsen und eben so vollkommenen Rheinwein geben als die europäischen?"



Mossul.

„Ich und alle Franken, die nach Jerusalem gekommen, haben ihn bei den lateinischen Mönchen davor getrunken, welche die kleine Quantität, die jährlich bei Hebron gebaut wird, von den Arabern kaufen. Diese Art findet man sonst nirgends im Morgenlande oder im Archipelagus. Vielleicht ist sie in dem Gelobten Lande einheimisch und wild; vielleicht haben die Europäer von hier die ersten Ranken bekommen und sie an den Rhein gepflanzt. Dieses ist glaublicher, als daß Salomo ihn sollte aus Europa haben bringen lassen; vielleicht haben auch beide Gattungen einerlei Eigenschaft, und ihre Stämme sind doch ungleichen Ursprungs."

Zu den meisten Briefen gehören auch noch Anmerkungen, die mehr oder weniger ausführliche Beschreibungen verschiedener Naturalien enthalten.

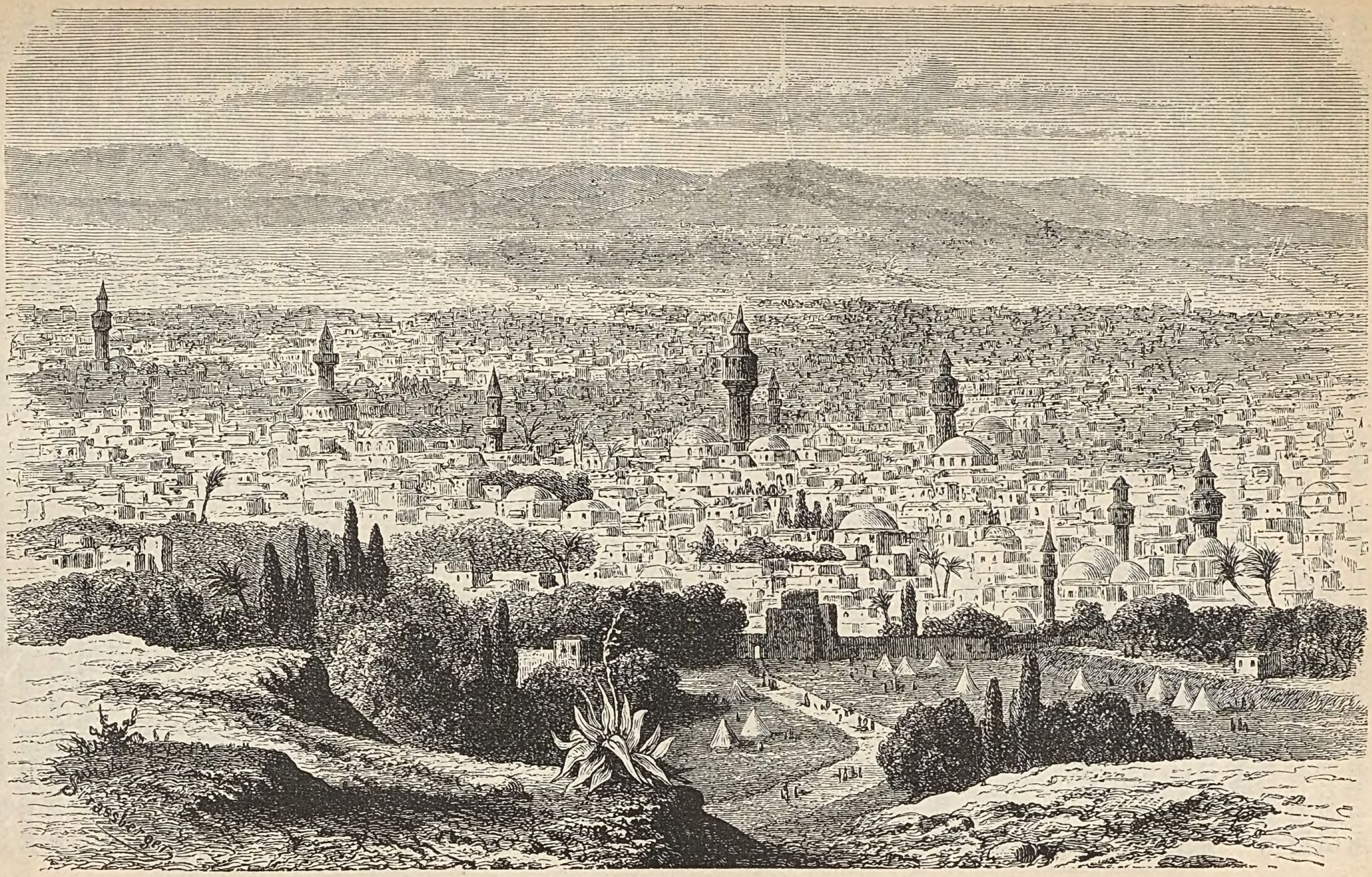
Einen längeren Aufenthalt nahm der geistvolle Franzose Volney 1783 in diesen Gegenden. Seine lebhafte Phantasie und sein reizbar-empfängliches Gemüth bewog ihn, diesen Ländern ganz besondere Aufmerksamkeit zu spenden, in denen er den wichtigsten Schauplatz der geistigen Thätigkeit erblickte, und von denen die folgenreichsten Ideen über die Erdkunde ausgegangen sind. Von diesen Ideen erregt, beschreibt er die Länder mit edlem Feuer und darf als eine der besten Quellen für die Kunde des Gelobten Landes angesehen werden.

Die letzte Reise dieses Jahrhunderts in diesem Lande ist die des Franzosen Olivier 1793; von der Regierung nach dem Orient gesendet, Land und Volk, Handel und Kultur des türkischen Reiches zu erforschen, besuchte er Kleinasien, Persien, Syrien, Arabien, Aegypten sechs Jahre lang.

Von Aegypten kommend, landet er zu Barut, dem alten Berytus, von dessen ehemaliger Pracht nur noch Trümmer von Granitsäulen und prachtvollen Monumenten zeugen, welche theilweise zum Bau der heutigen Stadt gedient haben. Von hier ging er nach Seyda, in reizender Gegend, an einem Felde mit Trümmern und Katakomben vorüber. Entsprach schon Seyda und sein Hafen dem berühmten Sidon sehr wenig, so war Sur dem früheren Tyrus noch viel weniger zu vergleichen: die wenigen zerstreuten Häuser sind verfallen, überall sind Spuren der alten Herrlichkeit zu schauen, Trümmer von Häusern, Thürmen, Cisternen. Sur selbst aber ist das elendeste Nest des türkischen Reichs, von einigen erbärmlichen Räuberbanden bewohnt. Und doch wäre Sur der einzige Platz an der Küste für die Anlage eines guten und festen Hafens, der freilich erst durch Ausgrabung des Bodens geschaffen werden müßte.

Das Land, seine Bewohner und Erzeugnisse werden in knappen zutreffenden Worten geschildert, die alte Zeit mit der neuen, die verrottete Türkenwirthschaft mit der europäischen Civilisation verglichen: bei allen reichen Schätzen der Natur ist das Land verödet und arm, durch die Trägheit und Dummheit der Bewohner. Nachdem Olivier einen andern Punkt des alten Phönikiens besucht, kommt er nach Aleppo, das von Kurden, Arabern, Turkmanen umschwärmt wird. Die Stadt ist bedeutend, ihre Bewohner sind gebildet und liebenswürdig, das Klima ist gemäßigt und gesund.

Auf dem Wege von Aleppo nach Mossul fand er bei Orfa im Kalksteingebirge Spuren von alten Katakomben, viele Grotten neben einander, alle in den Fels gehauen, durch Fensteröffnungen erhellt. Orfa ist das alte Edessa, mit zerfallenen weitläufigen Befestigungswerken, eine reiche Fundstätte von Münzen aus der Zeit der griechischen Herrschaft bis zu Ende der Kreuzzüge.



Damaskus.

Noch umfangreicher waren solche Höhlen bei dem Dorfe Djour-Kiuri, welche Olivier für eine unterirdische Stadt ansah, welche verödet von Schakalen und Uhus bewohnt wird. Von Mossul ging die Reise über die Trümmer von Ninive nach Bagdad.

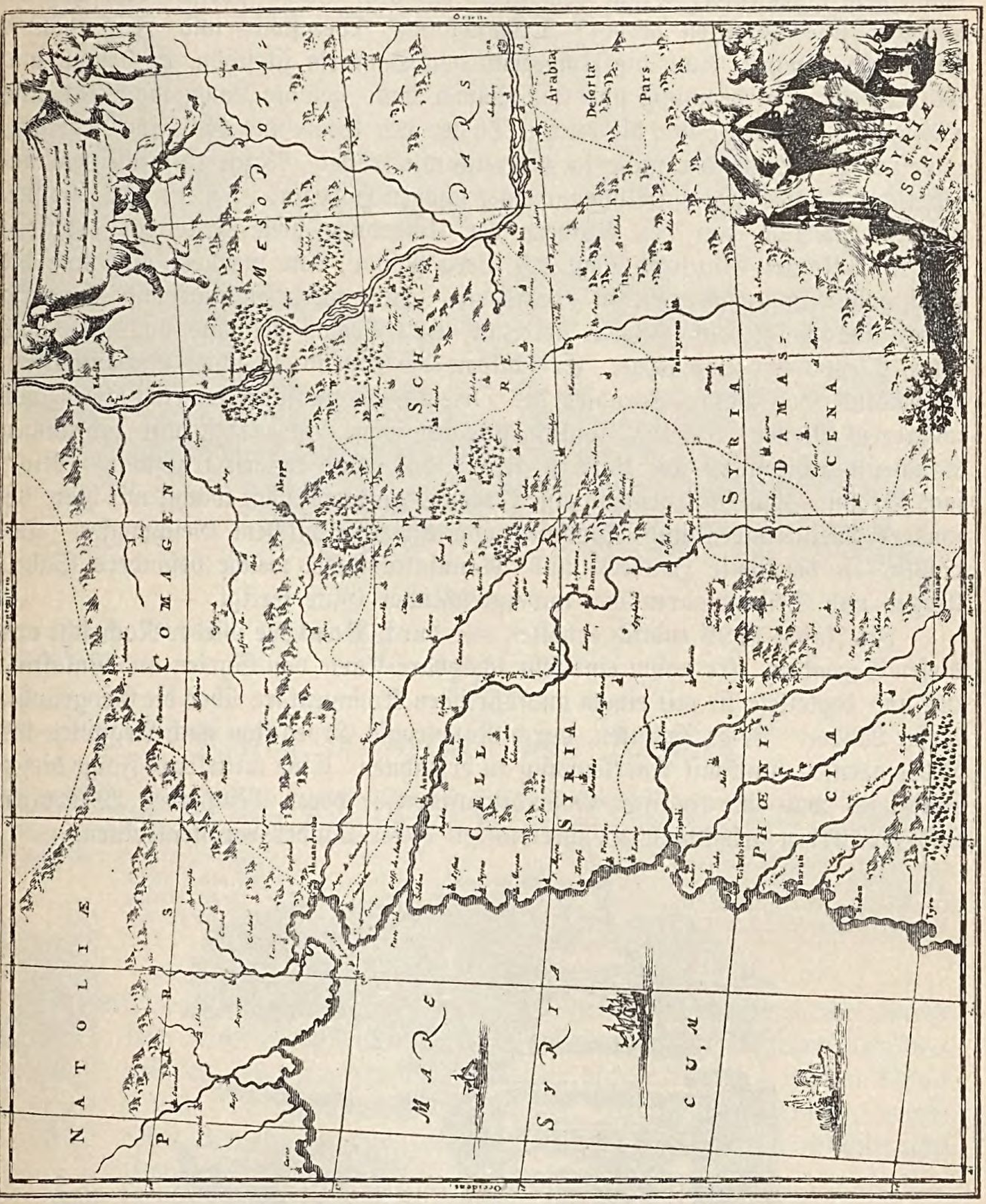
Mossul ist eine umfangreiche Handelsstadt am westlichen Ufer des Tigris, mit Mauer und Graben umgeben, mit guten Kaufhallen, aber schlechten Häusern. Unter den Bewohnern finden sich viele Christen. Die meisten indischen Waaren für Basra und Bagdad gehen über Mossul, desgleichen der Kaffee aus Arabien und die persischen Waaren. In der Stadt werden besonders Saffiangerberei und Maschinenweberei betrieben. (Der Musselin ist nach der Stadt Mossul benannt). Die Umgebung ist reich an den kostbarsten Früchten aller Art, besonders an Wein, erzeugt auch Baumwolle, Tabak, Traganthgummi und Manna. Die Fahrzeuge zum Transport der Waaren und Personen waren noch die alten, wie sie schon Xenophon geschildert hat: aufgeblasene Lederschläuche durch Stangen an einander befestigt, mit Bretern bedeckt, worauf die Waaren ruhen. Diese Fahrzeuge, Kelleks, gehen stromabwärts bis Bagdad, wo sie zerlegt und die Schläuche verkauft werden zum Wassertransport oder zur Aufbewahrung von Datteln. Von Ninive fand übrigens Olivier keine Spur, wol aber Erbit, das Schlachtfeld von Arbela, hatte auch Gelegenheit, bei dem Dorfe Kerkuk das Hervorquellen von Naphtha aus dem Boden zu beobachten, welches zur Beleuchtung, oder wie schon in ältester Zeit zum Häuserbau benutzt wird. Bagdad interessirte ihn besonders.

Die Stadt liegt zu beiden Seiten des Tigris, ist von einem tiefen Graben und hoher Mauer umgeben, durch Citadellen und feste Thürme geschützt. Die beiden Stadttheile sind nur durch eine Schiffbrücke mit einander verbunden. Die Bazars bilden die schönste Straße der nicht sehr großen, winkligen, oft schmuzigen Stadt, einst der blühendsten des ganzen türkischen Reichs, deren Glanz durch die mongolischen Tataren vernichtet ward.

Das alte Mesopotamien, zwischen Euphrat und Tigris, 200 Meilen lang, ist im nordöstlichen Theile fruchtbares Gebirgsland und bildet bei Erzerum und Trebizond Kupferbergwerke, auch Gold- und Silberbergwerke sollen bei Kuban vorhanden sein. Türken, Armenier und Kurden bewohnen das Land, letztere sind Mohammedaner und ein schöner Menschenschlag.

Der mittlere Theil ist wieder hoch, von unregelmäßigen vulkanischen Gebirgen durchzogen, fruchtbar, aber wenig angebaut. Gegen Bagdad hin endlich ist das Land ganz eben und wüst, außer den Stellen, wo die Flüsse vielen Schlamm absetzen. Hier sind Glutwinde häufig, das Land erzeugt ungeheure Heuschreckenschwärme, der kleine arabische Löwe, minder stark und muthig, aber schlauer als der afrikanische, durchstreift das Gebiet. Von Bagdad aus besuchte Olivier die Ruinen von Ktesiphon und dem alten Babylon bei Itelleh auf dem rechten Ufer des Euphrat. Die Umgebung von Bagdad und Basra ist reich an Datteln, Reis und Getreide aller Art, auch der Maulbeerbaum ist häufig. Bagdad erzeugt seidene und baumwollene Gewebe und Kupferschmuckarbeiten und vermittelt den Waarenaustausch zwischen Indien und Europa sowie den Zwischenhandel des gesammten Orients. Von Bagdad aus ging die Reise nach Persien und dann zurück über Aleppo, welches zur Zeit seines Aufenthaltes im Dezember 1795 von einem Erdbeben heimgesucht wurde.

Eine Beschreibung der Natur, welche zur Vervollständigung des Gemäldes nothwendig, ist in Oliviers Reisebeschreibung vergessen. Die Thier- und Pflanzenwelt, die Produkte, Kunst und Gewerbe, das Land, das Klima und die natürliche Beschaffenheit, der Mensch und seine Kultur werden alle sorgsam der Betrachtung unterzogen und bilden ein interessantes Gemälde.

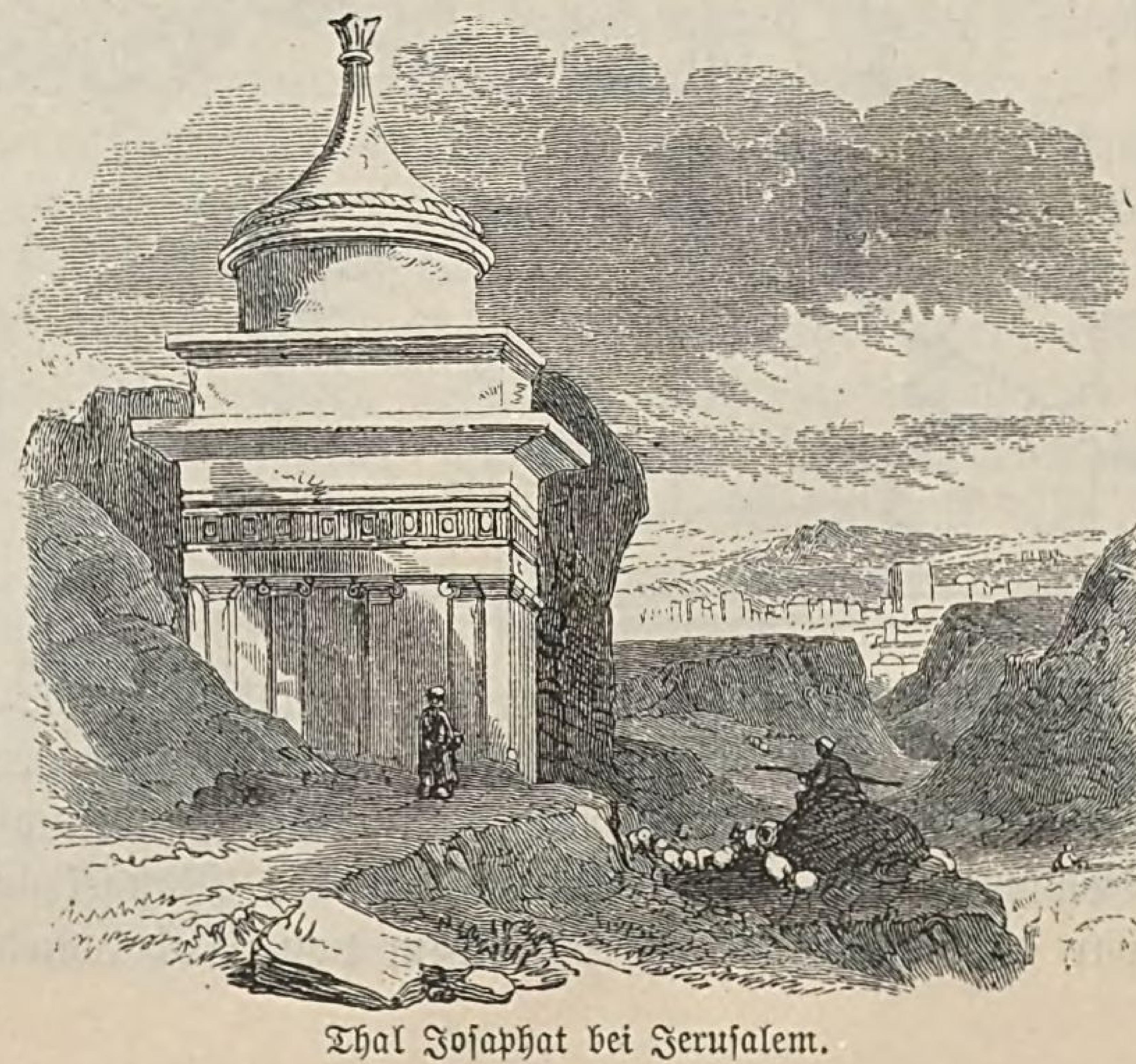


Karte von Syrien. Nach Dapper's Syrien und Palästina (1688).

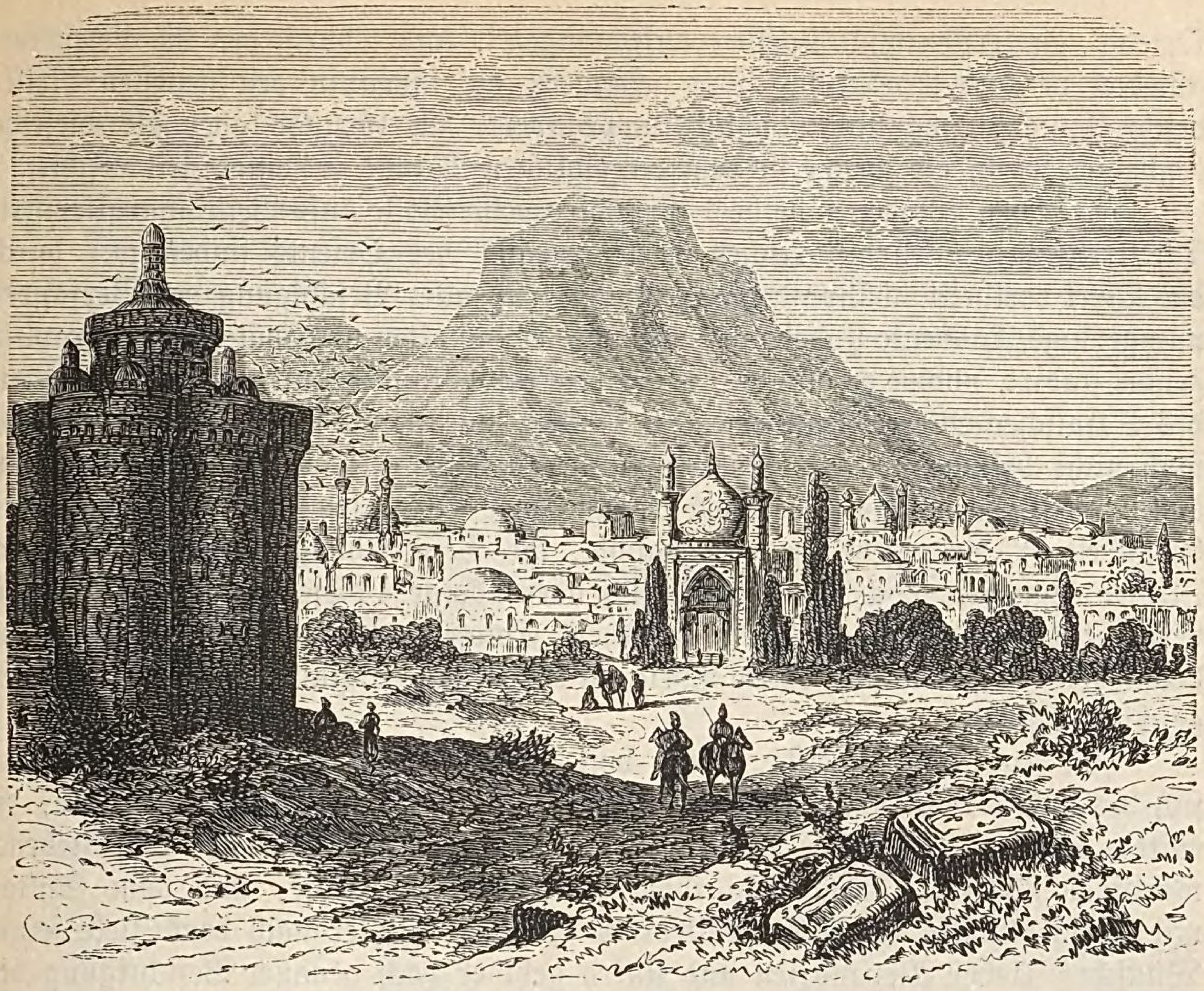
Die letzte Reise des 18. Jahrhunderts in Palästina war die des Engländers **Brown** 1797. Von Aegypten nach Jaffa gelangt, entwirft er ein Bild, welches dem des Alterthums nicht unähnlich ist, wenngleich durch die Barbarei der Bewohner, die ewigen Fehden und den Mangel an Feldbau entstellt. Jaffa war damals ein nettes Städtchen, von Mohammedanern, Juden

und Christen bewohnt, mit drei Klöstern. Jerusalem machte ihm keinen erhebenden Eindruck. Die Heiligthümer sind in argem Verfall, von einer großen Schar unverschämter Bettler umlagert. Schöner erschien das in fruchtbarer Gegend gelegene Bethlehem mit gesunder Luft und gutem Wasser. Unweit davon ist der sogenannte salomonische Lustplatz, ein kleines, reizendes Thal von einem murmelnden Bache bewässert. An dem Bache sprossen die schönsten Kräuter und Pflanzen hervor; Olivenbäume, Weinstöcke und Feigenbäume stehen ringsumher. Auch die Umgegend von Samaria ist schön, mit Wein und Maulbeerbäumen bepflanzt und noch immer das „gelobte Land, wo Milch und Honig fließt", ebenso wie die reichen Thäler des Ebal- und Garizim-Gebirges, nur sind die Bewohner nicht so zahlreich wie früher. Nazareth mit einem ansehnlichen Kloster liegt am Abhange einer schönen Höhe und ist meist von Christen bewohnt, welche von den Arabern der Umgebung viele Neckereien erdulden müssen. Unweit Nazareth liegt der Berg Tabor, von welchem aus man die prachtvolle Umgegend weithin überschaut. Hier wird Galiläa und Samaria durch eine Reihe von Hügeln getrennt, und Brown gelangte von hier nach Akre, Aleppo und Damaskus. Er schildert die Gegend als schön und anmuthig. Damaskus, das wahre Paradies des Orients, ist zwischen seinen Gärten von mehreren Meilen Umfang köstlich gelegen, vom Baradfluß mit zahlreichen Kanälen durchflossen. Die Luft ist gesund, das Land äußerst fruchtbar. „Nie," sagt Brown, „sah ich irgendwo eine Gegend, wo soviel Obst wächst wie hier, besonders Weintrauben und Aprikosen von unvergleichlichem Geschmack." Damaskus ist berühmte Handels- und Manufakturstadt, welche besonders Säbelklingen nnd Seidenwaaren von unvergleichlicher Güte fertigt. —

Im Jahre 1799 endlich erhalten wir durch **Paultre** wieder Nachricht aus diesen Gegenden. Er nahm eine sehr schätzbare Karte von Syrien und Palästina auf und begleitete sie mit einem ausführlichen Kommentare über die Geographie dieser Länder. Beide Arbeiten, durch Napoleon's Expedition nach Aegypten ins Leben gerufen, sind mit Anerkennung zu erwähnen. Eine mittelbare Folge dieses Feldzuges war eine englische Gesandtschaftsreise, deren Mitglieder **Wittman** und **Franklin** gehaltvolle Beschreibungen dieser Länder veröffentlichten.



Thal Josaphat bei Jerusalem.



Ispahan.

VII.

Reisen in Persien und Arabien.

Van der Brock. Pietro della Valle beschreibt Persien und seine Bewohner, berichtet über Abbas II. und das Leben des persischen Hofes, nimmt an einem Feldzuge Theil, wandert durch Indien und die arabische Wüste. A. Rhodes und Olearius, Mandelsloh, Thevenot in Persien. Tavernier in Ispahan und Farsistan. Chardin's Berichte über Persien und Persepolis, Land und Leute, über Afghanistan und Beludschistan. Tournefort beginnt die Reihe der naturforschenden Reisen. C. Niebuhr bereist Persien, das Tigrisgebiet und Arabien. Schilderung der Heiligthümer von Mekka und Medina. Seine Verdienste um die Kenntniß des Orients in Bezug auf astronomische Ortsbestimmung, Geographie, Naturwissenschaft, Alterthumskunde. Mirza-Abu-Talab-Chan.

Seit Leo der Afrikaner 1510 die Tigris- und Euphratländer bereist und beschrieben, hatte sich die Kunde von diesen Ländern eher vermindert als vermehrt, und als daher der Holländer van der Brock 1606—13 Arabien, Persien, Kabul, Beludschistan bereiste, wurde seine Reisebeschreibung als eine Bereicherung der Erdkunde mit Dank aufgenommen.

Ihm folgte Pietro della Valle, ein junger römischer Edelmann, der den Orient bereiste, um das Leben und die Länder Asiens kennen zu lernen und gegen die Türken, den Erzfeind der Christenheit, zu kämpfen. Nicht ohne Grund hat Goethe in den Erläuterungen zu seinem Westöstlichen Divan auf dessen Reisebeschreibung (54 Briefe in 4 Büchern) aufmerksam gemacht, „weil er derjenige Reisende war, durch welchen ihm die Eigenthümlichkeiten des

Orients am ersten und klarsten aufgegangen", und „durch den die Leser entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neuesten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich umgeändert, im Grunde aber als dieselbe erscheinen wird, als welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien."

In diesen Worten Goethe's ist Pietro della Valle aufs Beste charakterisirt. Die trefflichen kulturhistorischen Sittengemälde des Orients finden wir durch das Werk vertheilt, während die Erdkunde trotz aller Befähigung des Verfassers nur geringe Ausbeute findet. Denn obwol er die alten und späteren Geographen genau studirt, obwol er glaubte, mit Hülfe der nöthigen Instrumente eine Karte des Kaspischen Meeres entwerfen zu können, wie sie zu seiner Zeit in Europa noch nicht bekannt wäre, obwol er gegen das Ende seiner Reisen mit Hülfe eines Astrolabiums die Polhöhen verschiedener Orte ziemlich richtig bestimmt, behandelt er die eigentliche Geographie, die Beschreibung von Gebirgszügen, Flüssen, Ländern, doch nur oberflächlich oder übergeht dieselben ganz. Trotzdem verdient das Werk schon durch Goethe's Empfehlung ein näheres Eingehen, besonders der zweite und dritte Theil, in denen uns ein gutes Stück von Persien geschildert wird.

Im Juni 1614 reiste Pietro von Venedig nach Konstantinopel, wo er sich bis 1617 aufhielt, mit größtem Eifer die türkische Sprache erlernte, die Sitten und das Leben der Türken studirte und trefflich schilderte. Sein liebenswürdiges Auftreten ermöglicht ihm den Zutritt am Hofe, und vom Sultan mit Empfehlungen für seine Weiterreise versehen, eilt er nach dem Ziele seiner Wünsche. Ueber Alexandrien und Kairo geht er nach genauer Besichtigung der Pyramiden und Untersuchung der Katakomben zunächst nach der Sinaihalbinsel, um das Grab der heiligen Katharina zu verehren und trotz hohen Schnees den Horeb und Sinai zu besteigen, darauf nach Jerusalem, wo ihm seine Empfehlungen den Zutritt zu den christlichen Heiligthümern erleichtern, ohne den ärgerlichen Scherereien der türkischen Beamten unterworfen zu sein. Hier aber erbittert ihn die barbarische Behandlung der christlichen Pilger noch mehr zum Kampfe gegen die Türken, und über Damaskus, Aleppo und Bagdad, wo er sich mit der jungen Georgierin Siddi Maani vermählt, geht er nach kurzem Aufenthalte nach Persien, in dessen Hauptstadt Ispahan er 1617 gerade zu einer Zeit eintraf, wo zu seiner Freude ein Krieg gegen die Türken ausgebrochen war.

Kurdistan, das Gebirgsland des Taurus, wird in zehn bis zwölf Tagereisen durchzogen und bildet die feste Scheidewand zwischen der Türkei und Persien, derart, daß die Kurdenstämme je nach ihrer Lage dem Herrscher des einen oder andern Landes unterworfen und ihrer Religion nach theils Sunniten, theils Schiiten sind; die Bewohner sind Nomaden oder Städtebewohner, ihre Sprache ist von der türkischen und persischen unterschieden.

Gleich bei dem Eintritt in Persien fallen dem Reisenden die Sicherheit des Landes, die guten Straßen, die königlichen Karawanseraien wohlthuend in die Augen: Schah Abbas II., der Große, ist der Schöpfer aller dieser Einrichtungen. Ueber Hamadan, den ersten bedeutenden Grenzplatz mit reichem Frucht- und Weinbau, gelangt er nach Ispahan, um dessen Vergrößerung und Verschönerung sich Abbas die höchsten Verdienste erworben. Aus den von den Türken bedrohten Grenzgebieten des Reiches waren die Bewohner auf königlichen Befehl nach dem Innern, zum großen Theil nach Ispahan selbst versetzt

worden, hatten Land und Geld zum Anbau und zur Fortführung der verschiedensten Gewerbthätigkeit empfangen ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß, so daß Christen aller Schattirungen, besonders Armenier und Georgier, Juden und Ghebern, die Ueberbleibsel der alten Feueranbeter, in besonderen Vorstädten der Residenz lebten.

Besonders großartig ist der von Abbas angelegte königliche Palast mit 500 Zimmern, welche in eigenthümlicher, persischer Weise mit den kostbarsten Wandmalereien verziert sind, unter denen gegen das Verbot des Koran besonders die Darstellung menschlicher Gestalten auffällt. Vor demselben breitet sich ein 690 Schritte langer öffentlicher Platz, der Meidan, aus, welcher rings herum von 230 Bazars mit den verschiedensten Erzeugnissen des Landes umgeben ist.



Uebersichtskarte von Persien und Arabien.

Der ganze Palast ist von den prächtigen königlichen Gärten umgeben, welche von Springbrunnen und Bächen, guten Fuß- und Fahrwegen durchschnitten, mit prächtigen Kiosken geschmückt, mit den verschiedensten Obstbäumen bepflanzt sind, von denen Jedermann ungestraft genießen kann. Die Lebensweise ist ungenirt und billig. In den königlichen Karawanserais findet Jeder unentgeltlich sicheres Unterkommen; saubere öffentliche Garküchen, welche selbst vom Schah und den vornehmsten Personen besucht werden, gewähren für wenig Geld gute Speisen; dazu ist der Perser in erfreulichstem Maße gastfreundlich, zuvorkommend und munter, gegen das Verbot des Koran dem Weingenuß ergeben, gesprächig und tolerant gegen Andersgläubige, kunstreich in Weberei und Metallarbeit, welche mit den schönsten Mustern geziert sind. Der Aufenthalt ist

gesund wegen des milden trockenen Klimas: vom Mai bis spät in den Herbst hinein schläft man im Freien unter bedeckten, aber offenen Divanchans, und der Winter im Januar und Februar ist, obwol schneereich, doch nicht kalt; die Zimmer werden dann durch treffliche Heizeinrichtung unterhalb des Fußbodens erwärmt.

Pietro della Valle entschloß sich, den im Feldlager zu Ferahabad weilenden Schah aufzusuchen, um an dem Kampfe Theil zu nehmen und zugleich für die Hebung der sehr ungebildeten Christen im Lande zu wirken. Ueber Kaschan, wo die Weberei von wollenen und seidenen Tüchern, besonders von prächtigen Schärpen und golddurchwirkten Stoffen betrieben wird, gelangt er durch eine große Salzwüste in die Landschaft Mazenderan im Süden des Kaspischen Meeres, deren schöne, höfliche und gastfreie Bewohner fast nur von Reis leben, welcher in dem wasserreichen Gebiet an den Abhängen des Elburs gebaut wird. Diese Provinz war mit dem westlicher gelegenen Ghilan von Abbas erst unterworfen, Ferahabad in der Nähe des Kaspischen Meeres als Hauptstadt derselben begründet und in derselben Weise wie Ispahan besiedelt worden: die Stadt war noch im Entstehen begriffen, die Häuser der Bewohner schnell aufgeführt, die königlichen Gebäude noch zum großen Theil unfertig. Ihr Klima gleicht dem von Rom, ist aber im Winter feucht und regnerisch. Das Land, besonders die Salzwüste im Süden, ist deshalb im Winter oft bis einen Meter hoch überschwemmt.

Bald erlangt der Reisende die Gunst des Herrschers. Zur königlichen Tafel und den Hoffesten zugezogen, unterhält er denselben über europäische Verhältnisse. Ein prächtiges Bild wird hier von der Person des unumschränkten orientalischen Schahs, seinem Leben und seiner Gesinnungsweise entworfen. Abgesehen von dem niederen Bildungsgrade jener Zeit und jener Verhältnisse, welche Pietro wol zu entschuldigen weiß, erscheint Abbas mehr als mancher der gemüthlichen und patriarchalischen Fürsten eines deutschen Kleinstaates im 18. Jahrhundert, wie als grausamer orientalischer Despot früherer Zeiten. Trotz aller Förmlichkeit bei Hoffesten und Audienzen macht sich ein naives unschuldiges Leben geltend, welches sich selbst in der nächsten Umgebung des Schah's zu einer Art Karnevalsfreiheit steigert, die in hohem Grade wohlthuend und ergötzlich wirkt.

Ist einmal der fremde Gast oder Gesandte nach langem berechneten Zaudern höchst ceremoniell, unter Umständen auch gleichgiltig empfangen worden, so entwickelt sich bei dem darauf folgenden Verkehr ein ungezwungenes Treiben. Zu Hofe befohlen, darf in den königlichen Zimmern, deren Fußböden mit den prächtigsten Teppichen bedeckt sind und auf denen die Speisen aufgetragen werden, Niemand die Fußbekleidung anbehalten. Dem Perser gelingt es leicht, sich seiner Schnabelschuhe mit hohen Absätzen zu entledigen. Schwerer wurde es einem Tatarenchan mit seinen Halbstiefeln. Dienstfertig eilt ihm ein Hofbeamter zu Hülfe: aber der Tatar kann nicht auf einem Beine stehen, er schwankt, und der Schah kommt selber zu Hülfe, um den Schwankenden zu stützen. Abends wird nach nicht sehr reichlicher Tafel Wein herumgereicht, und Jeder ist genöthigt, dem Nachbar Bescheid zu thun. Bisweilen wird eine so schwere Schale gewählt, daß der Unkundige, welcher nicht mit starker Hand zugegriffen hat, zur Belustigung der ganzen Gesellschaft den Inhalt verschüttet: zu noch größerer Lust gelingt es dem Oberceremonienmeister gar, mit dem großen Weinkrug zu

stolpern und den edeln Saft zu verschütten. Auch della Valle, zum Staunen der Zecher nicht an den Genuß des Weins gewöhnt, obwol er nicht Moslem ist, kommt nicht ohne Haarbeutel davon. Wer genug gezecht, schleicht unvermerkt von dannen; endlich wankt auch der Schah in den Harem.



Della Valle am persischen Hofe. Nach P. della Valle's „Reiß=Beschreibung" (1674).

Am Tage giebt's große Hofjagden, Ballspiel auf dem Meidan, Spiele auf den öffentlichen Plätzen, bei denen Jeder dem Fürsten nahen, ihm selbst einen Trunk anbieten darf.

Trotz der Feste und Zerstreuungen des Hofes wird die Sorge für die Sicherheit des Landes nicht vergessen. Der Krieg hatte alle waffenfähigen

Völker versammelt. In großen Massen waren die bunten Scharen erschienen, die einen mit Pfeil und Bogen, andere mit Schild und Speer, noch andere mit Säbel und Feuergewehr, zu Fuß und zu Roß. Aber ohne Ordnung kämpft Jeder, wo ihn der Zufall hingeführt. Auch der gewaltige Troß von Weibern und Dienern kennt keine Ordnung, doch darf nichts ohne Baarzahlung genommen werden. Nach langem Umherziehen und diplomatischem Unterhandeln wird, ohne daß es zum Kriege gekommen wäre, endlich der Friede geschlossen, das Heer entlassen, und zurück geht's nach Ispahan zu neuen Festen.

Gesandte aus Indien, Rußland, Spanien, Portugal, England und der Türkei sind hier versammelt. Die prächtigsten Geschenke aller Länder werden dem Schah in prunkvollen Aufzügen überreicht, Illuminationen, Gastmähler veranstaltet, denen der Schah mit größter Lebhaftigkeit beiwohnt, öffentliche und geheime Audienzen ertheilt und Verträge ohne Inhalt abgeschlossen. Vom Volk umdrängt, besucht der Schah auch mit seinen Gästen die Karawanserais, in denen Kaufleute aus allen Himmelsgegenden ihre Waaren ausgelegt haben, welche betrachtet und eingehandelt werden. In scherzhafter Neckerei umarmt er den alten spanischen Granden, nennt ihn seinen lieben Vater, lehnt sich auf seine Schulter und flüstert ihm vertraulich zu; dem handfesten Moskowiter versetzt er derbe Püffe in den Rücken, daß derselbe fast zu Boden fällt; den dicken ehrbaren Türken wirft er gar im dichtesten Gedränge über den Haufen, daß ihm zum Gelächter der Umstehenden der Turban von der kahlen Glatze fliegt. Besonders wird das Fest der Kreuzestaufe der armenischen Christen durch die Gegenwart des Schahs verherrlicht. Hier macht er selbst den Ceremonienmeister, ordnet überall in militärischer Weise an, unterhält sich angelegentlichst mit den armenischen Geistlichen und dem gewandten Karmelitervicar, dessen Hülfe er sich gern zur Verdolmetschung der Gesandtschaftsschriften bedient und dem er, als es schon dunkel war, scherzhaft die Brille von den Augen nimmt mit der Bemerkung, sie den folgenden Tag selber versuchen zu wollen. Da sind freilich die Christen für ihren Schah begeistert: indeß — es fehlt auch die Kehrseite nicht. Abbas streicht gern verkleidet des Abends in den einzelnen Stadttheilen umher, um die Meinung des Volkes zu erkunden. Da hört er zwei armenische Weiber auf ihn schelten und befiehlt, daß sämmtliche Armenier zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen werden sollen! Ein übereifriger Hofbeamter übertreibt den Befehl und bringt Jammer und Verderben über viele Häupter. Bald freilich gereut den Herrscher der Befehl — aber die That war nicht mehr zurückzunehmen.

Pietro della Valle's Hoffnungen hatten sich nicht erfüllt, es treibt ihn jetzt, die geliebte Heimat wieder zu schauen. Ueber den Kur und Araxes zieht er nach Persepolis, zehn persische Parasangen nordwestlich von Schiras, rings von Hügeln umgeben, dessen Palast- und Tempelruinen mit ihren Marmorskulpturen und räthselhaften Inschriften er mit gleichem Interesse wie die nahen Königsgräber der Achämeniden bewundert und beschreibt.

Ueber die Ruinen von Persepolis, welche von den Persern zum Theil „Minar“ genannt werden, sagt della Valle: „Dieses Minar nun ist ein großes und sehr altes Gebäu, gantz von Steinen auffgeführet und zu Ende des flachen Feldes, und an dem Fuß des Berges gelegen, welcher sich hinten her nach Osten, vornen her aber gegen das ebene Feld nach Westen wendet. Was

aber dieses für ein Gebäu gewest sey, woran noch einige Überbleibsel vorhanden sind, kann man nicht wol bemerken, weil es meistentheils zerfallen ist, und die Inwohner nichts von den alten Geschichten wissen. Es kann aber wol seyn, daß es ein Tempel oder ein Stück des Königlichen Pallasts, oder aber ein zu den Königlichen Begräbnissen gehöriger Ort gewest ist.“ Dann beschreibt er diese Baulichkeiten genauer und erwähnt eigenthümlicher Säulen: „Das erste, was ich gesehen, waren zwo Mißgeburten, von Leib wie ein Pferd gestaltet und mit eigenem Pferdeschmuck versehen, welches vielleicht Harnische gewest, weil sie mit großen runden Nägelplatten beschlagen waren. Sie hatten eines Menschen Haupt mit einem großen Bart und langen Haaren, welches mit einer schönen runden und platten Mütze bedeckt war. Sie hatten auch Flügel wie die Greyffen. Auf den Schultern aber trugen sie eine andere steinerne Mauer, die ebenso lang als sie war: dergestalt, daß diese Mißgeburten nicht anders, als der Fuß, oder Grund dieser Mauern seyn, auf deren Spitzen man weiters kein Bildwerk sehen können.“ Dann erregte auch eine Wand mit interessanten Skulpturen seine Aufmerksamkeit, er sagt: „Diese Wand ist in zwo Reihen, in die obere und untere abgetheilet, in welche beide viele Bilder gegraben waren, welche, gleichwie in einer Prozession aufeinander folgeten und alle ihre Angesichter gegen Süden wendeten. Es waren auch außen in einem weiten Raum viel größere Bilder, jedoch ohne Ordnung eingegraben. An der äußersten Seiten, gegen Ost und West war beyderseits ein großer Löwe eingehauen, welcher ein anderes großes Thier fing und zerriß. Bey dem Löwen stund eine lange Ueberschrift, welche von oben biß unten, die ganze Höhe der Wand, beydes der obern als untern Reyhe, allwo die Bilder eingehauen waren, einnahm. In was für eine Sprach aber und mit was für Buchstaben diese Überschrift geschrieben gewest sey, kan niemand wissen, weil dieses heutiges Tages gantz unbekannt seyn. Nach dieser Überschrift begunt die Prozession von nidrig erhabenem Bildwerk alsobald ihren Anfang zu nehmen. Etliche von diesen eingehauenen Bildern, welches Leuthe von geringem Stand zu seyn schienen, hatten lange und enge Hosen und einen kleinen engen Reitrock an, welche Habit schier eben also heutiges Tages in Persien die Inwohner der Landschaft Mazanderen und die Bauern in den Dörfern am Meere tragen. Diese alte Bilder waren nur allein in diesem von ihnen unterschieden, daß ihr Haupt, wie heutiges Tages aller Mohammedaner nicht beschoren war, sondern sie lange Haare und Bart hatten, und mit blossem Haupt gingen. In der Hand hatten sie einen langen Spieß, wie die halben Piquen. In der andern Hand hatten sie unterschiedliche Sachen; etliche gewisse Musikalische Instrumente; etliche Körbe mit Essenspeiß; etliche führten zwey Lämmer oder Hammel mit krummen Hörnern; etliche ein Kamel; etliche einen Esel oder Maulthier; etliche einen Ochsen, Kuh oder Kalb; und etliche ein Pferd, von welchen Thieren ich dann abnahm, daß sie zu einem Opfer gingen. Wann nun dieses ein Opferfest gewesen ist, so kan man leichtlich hieraus schliessen, daß dieses Gebäu (was della Valle oben schreibt) ein Tempel habe seyn müssen.“ — „An anderen großen Thoren, die zur Seiten und gegen Osten und Westen stunden, waren Männer eingehauen, die mit Löwen kämpften und stritten und mit langen gefaltenen Kleidern angethan wahren, aber, wie alle die übrigen, das Haupt nicht bedeckt, sondern die Haare zusammen gebunden und einen langen Bart hatten.“ Weiterhin

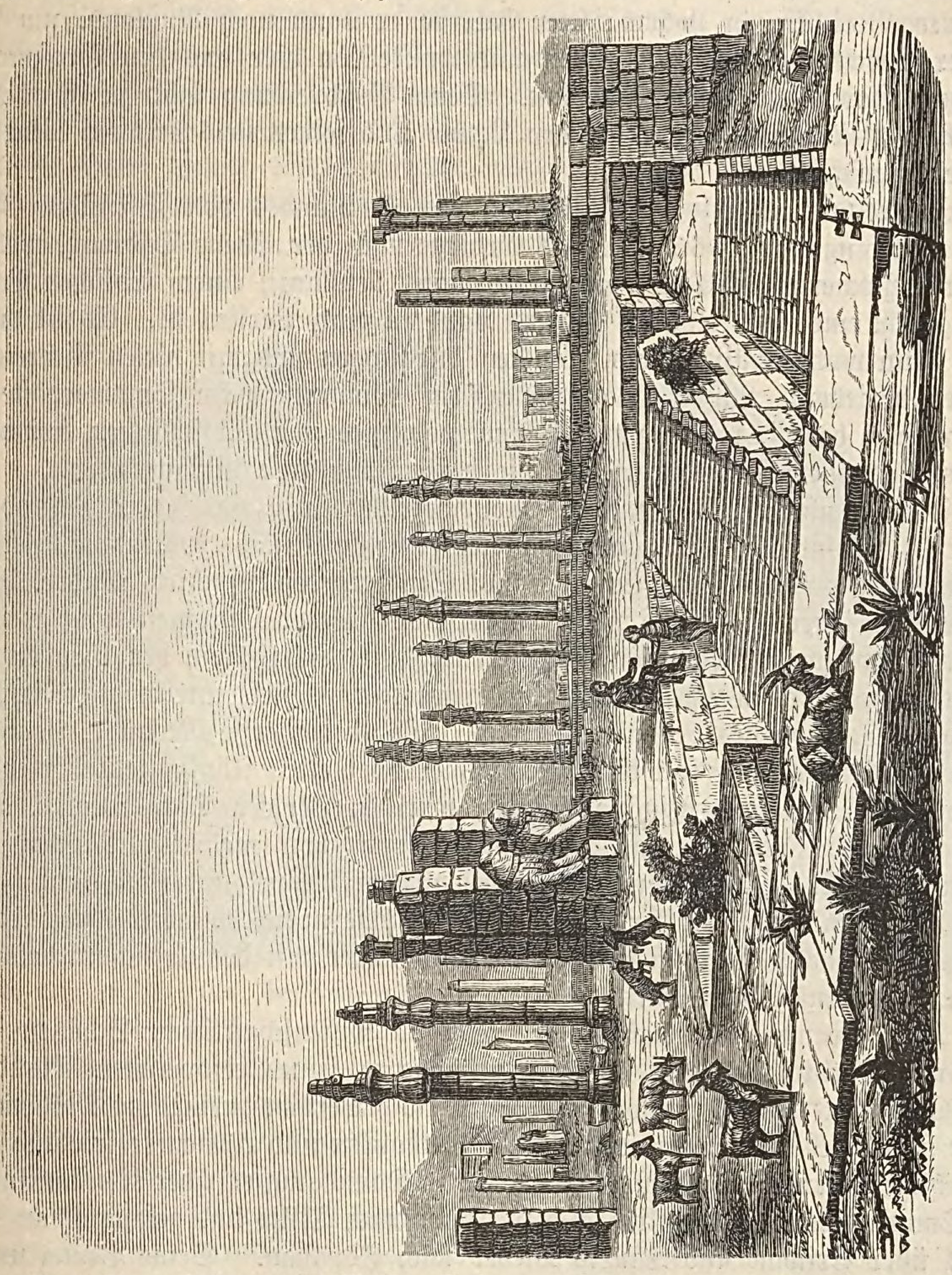
beschreibt noch della Valle ähnliche Bildwerke, welche sich in den Felsen der benachbarten Berge eingehauen vorfinden, er glaubt auch das Bild der Semiramis und verschiedene andere berühmte Herrscher und Heldengestalten gesehen zu haben.

Ueber Schiras und Pasargadä zieht er durch die dattelreiche Landschaft Laristan und gelangt nach Ormus, wo ein Krieg mit den Portugiesen seine Weiterreise verzögert und seine geliebte Maani stirbt. Ihre Leiche wird einbalsamirt, weil er sie mit nach Rom führen will. Endlich gelingt es ihm von Ormus nach Indien zu segeln, wo er Surate, Kambodscha, Goa, Kalkutta besucht. Doch kommt er nicht mehr zu dem vollen Genusse dieser vollständig neuen Welt, theils wegen seines Gemüthszustandes, theils wegen der Unkenntniß der Sprache, für deren Verständniß er nicht einmal einen geeigneten Dolmetscher finden kann, theils wegen der mißtrauischen Natur der Portugiesen, welche hinter äußerlichem Prunk die bettelhafte Häuslichkeit und innere Hohlheit verbergen und mit beleidigender Grobheit selbst den indischen Rajahs entgegentreten. Er ahnt schon den Fall der Herrschaft dieses Volkes in Indien, deren Macht nur durch elende Befestigungen gestützt wird. Nur wo er ungestört genießen darf, bei der Betrachtung des eigenartigen Lebens der Inder, ihrer prachtvollen geräumigen Tempel mit den wunderbaren Götzenbildern, der religiösen Feste, wird sein Interesse noch vorübergehend erregt.

Von Indien aus muß er sich schließlich zur beschwerlichen Reise durch die Wüste bequemen und geht Anfang 1625 über Mascat und Bassora, von Beduinenhorden und Zollwächtern um einen Theil seiner Habe gebracht, vielfach aufgehalten, immer mit dem Aberglauben der Mohammedaner kämpfend wegen der Leiche seiner Maani; endlich kommt er über Aleppo und Antiochia an die Küste, um sich nach Cypern einzuschiffen. Trotz mannichfacher Gefahren bringt er reiche Schätze aller Art, besonders allerlei Bücher, unter allen aber den ihm theuersten Schatz — den Leichnam seiner Maani nach Rom, wo er am 28. März 1626 eintraf. Glänzend von Freunden und vom Papste empfangen, begeht er auf Ara Coeli ein herrliches Leichenfest für die geliebte Todte und entschließt sich bald darauf, seinen Schützling Mariacca, welche er als Begleiterin seiner Gattin mitgeführt hatte, und die der einzige Trost in seinem Schmerz gewesen, als Gattin heimzuführen.

Gleichzeitig mit della Valle bereiste der französische Jesuit Alexander Rhodes 1622—49 Indien, Persien und Kleinasien. Als er 1648 in Ormus anlangte, fand er die einst blühende Handelsstätte verödet durch den Krieg zwischen Portugiesen und Engländern. In 30 Tagen gelangte er von hier nach Ispahan, einer der schönsten und größten Städte. Ihre Straßen sind breit und gerade, die Gebäude prächtig mit Galerien versehen, mit Malereien und Vergoldungen geschmückt; besonders ist eine bedeckte Straße von einer Meile Länge ausgezeichnet. Der Palast in der Mitte der Stadt, vor welchem ein großer öffentlicher Platz mit Kaufhallen, ist prachtvoll und weitläufig. Im Arbeiterquartier Djulfa liegen die umfangreichen königlichen Gärten. Als Armenier verkleidet zog er nach Tauris, der Hauptstadt Mediens, einer großen und bevölkerten Stadt mit ausgedehntem Handel. Von hier ging er nach Eriwan am Fuße des hohen No-Gebirges; die Mönche des berühmten armenischen Klosters dieser Stadt fand er sehr unwissend. Ueber Erzerum und Smyrna gelangte er endlich in seine Heimat.

Unter den nunmehr folgenden Reisen ist die des holsteinischen Gesandten Olearius eigentlich nur wegen seines Begleiters, des Dichters Paul Flemming, bemerkenswerth, welcher hier mit dem berühmten persischen Liederdichter Sadi zusammentraf; ferner die des deutschen Ritters von Mandelsloh, welcher 1638 Persien mit wunderbarer Ausdauer zu Fuß durchwanderte und seine Reisen mit großem Fleiße beschrieb.



Die Ruinen von Persepolis.

Auch Jean Thevenot's Reisen sind wenig beachtenswerth, da es dem durch seinen Oheim gebildeten Reisenden nicht gegönnt war, das gesammelte Material zu verarbeiten, indem er durch einen vorzeitigen Tod zu Miana bei Tauris hinweggerafft wurde. — Um so schätzenswerther waren die Berichte der beiden folgenden Reisenden. Jean Tavernier, Sohn eines Landkartenhändlers in Antwerpen, wurde durch die Karten und den Verkehr mit Gelehrten von dem Wunsche erfüllt, fremde Länder zu besuchen.

Schon im zwanzigsten Lebensjahre hatte er fast ganz Europa besucht, und als er hierauf zwei junge Edelleute als Mentor nach Konstantinopel begleitete, verließ er dieselben hier und zog mit einer Karawane nach Persien, von wo er als Juwelenhändler nach Hindostan und Bengalen ging, die Diamantgruben von Golkonda besuchte und mit Schätzen beladen nach Europa zurückkehrte. Später besuchte er noch fünfmal Asien und erweiterte seine früheren Berichte; in hohem Alter bereiste er dann noch Rußland, um alle Länder Europa's gesehen zu haben und wollte von hier aus den Großmogul besuchen, starb aber unweit Moskau. Seine Beschreibung fand zu ihrer Zeit großen Beifall wegen der glücklichen Laune und seines stets heiteren Muthes, die sie auszeichnen.

Interessant ist seine Beschreibung des Hochlandes von Farsistan. Von Schiras gelangte er 1665 über das Gebirge nach der Ebene Dadivan, welche, ganz mit Pomeranzen, Citronen und Granaten bepflanzt, einem irdischen Paradiese gleicht und unstreitig das schönste Land in ganz Persien ist. Es ist durch einen Fluß wohlbewässert, von Kanälen durchzogen und mit vielen fischreichen Teichen versehen. Angenehme Kühlung im Sommer lockte Sommergäste in großer Zahl herbei, welche unter Zelten wohnend, mit den schönsten Früchten, Fischen und allerlei Wild versehen, die heiße Jahreszeit hier verleben.

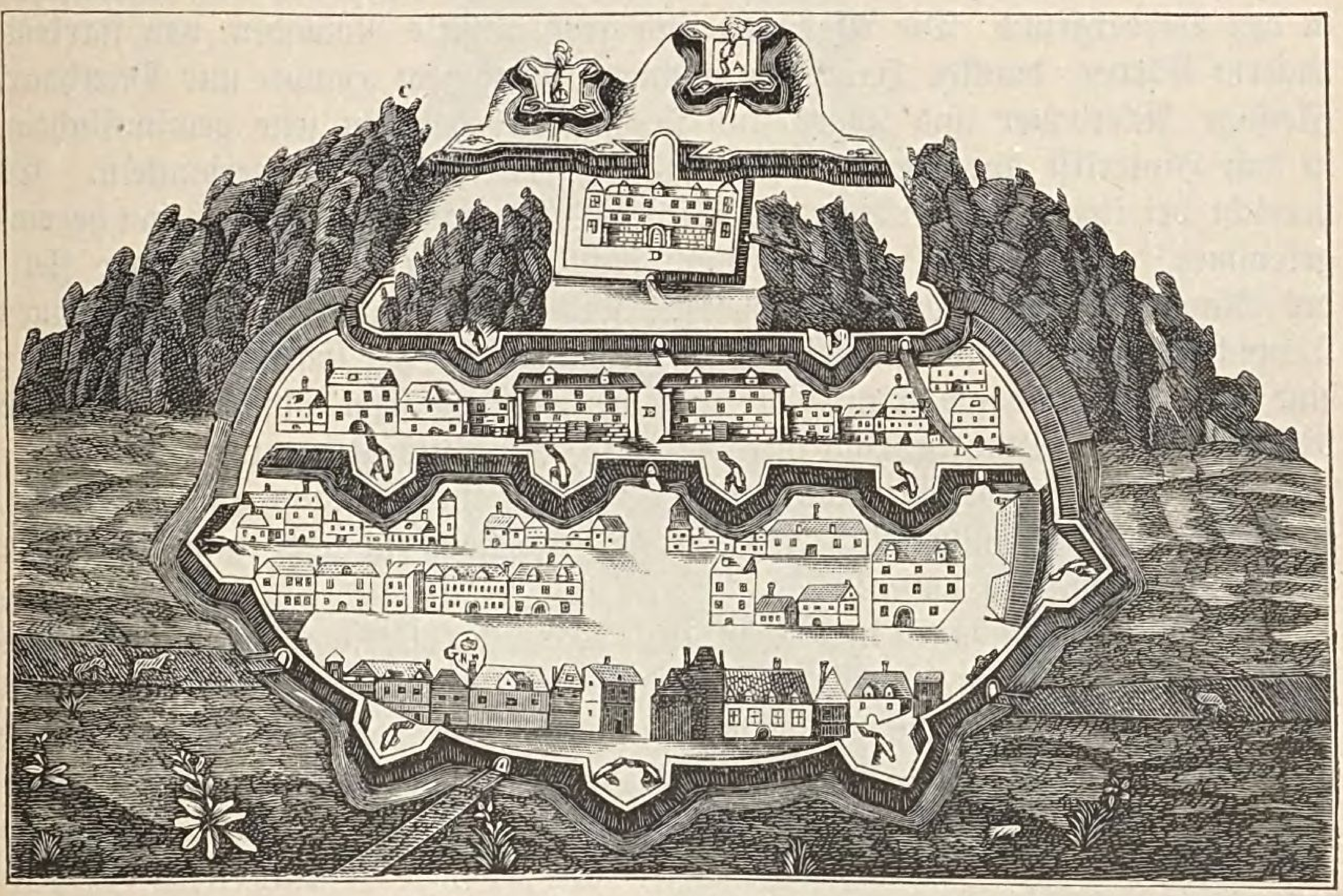
Den größten Beifall fand das Reisewerk des Franzosen Jean Chardin, welcher 1669—1670 als Juwelenhändler eine Reise nach Indien und Persien unternahm, durch treffliche Bildung zum Studium der besuchten Länder, ihres Volkes und ihrer Geschichte wohl vorbereitet. Ueber Ostindien ging er nach Ispahan, wurde als Juwelenhändler leicht beim Schah und den Großen des Reiches eingeführt und zum Hofjuwelier ernannt. Diese Stellung erleichterte ihm das Studium des persischen Landes. Er ist der erste Reisende, der eine wissenschaftliche Kunde von den Alterthümern der alten Königsstadt Persepolis gab, welche er zweimal besuchte. Diese, von den Persern Dschil-Minar, d. h. vierzig Säulen genannt, nehmen einen Raum von mehreren Meilen ein, bestehen aus Mauern, Kolonnaden und gewaltigen Tempel- und Palasttrümmern. Von den damals noch besser erhaltenen Trümmern lieferte er kostbare Abbildungen und machte Europa zum ersten Male näher mit der Keilschrift bekannt, welche jene Denkmäler bedeckt.

Nach Frankreich zurückgekehrt, reich an wissenschaftlichen Schätzen und kostbaren Edelsteinen, fand er in Paris wegen seines reformirten Glaubens keine Sicherheit und kehrte sogleich, 1671, nach Persien zurück, wo Mohammedaner und Ghebern, Inder und Juden, Katholiken und Armenier friedlich und unbelästigt neben einander wohnen durften. Dann ging er über Konstantinopel und Smyrna durch Mingrelien und Georgien nach Tiflis und gelangte von dort 1672 über Eriwan und Tauris wieder nach Ispahan. Seine Bemerkungen über die wenig besuchten, von ihm berührten Landstriche sind ebenso zutreffend als unterhaltend, besonders aber die sorgfältige und unparteiische Schilderung Persiens und der Perser.

Die heutigen Perser, berichtet er, sind ein Mischvolk aus den alten Eingeborenen, aus Türken, Kurden und Arabern und nennen sich selbst Tadschiks, ihr Land Iran oder Fars. Das Klima ist sehr verschieden. An den niedrigen Küsten des Kaspischen Meeres ist die Sommerhitze stark und anhaltend, der

Winter stets gelind, auf der Hochebene dagegen wechseln sehr heiße Sommer mit sehr strengen Wintern. Von der Hochebene bis zur Seeküste im Süden ist die Luft im Sommer erstickend heiß; der glühende Samum verscheucht Menschen und Thiere, viele Städte sind um diese Zeit ganz verlassen, da sich die Bewohner nach den kühleren Berggegenden zurückziehen.

Die Erzeugnisse des Bodens entsprechen der Verschiedenheit des Klimas. Von Bäumen findet man am häufigsten die Platane, die Weide und Kornelkirsche; der Mannabaum und die Weihrauchstaude gedeihen am besten in der Wüste von Kerman, der Rhabarber in der Landschaft Khorassan. Tabak, ein Bedürfniß des Persers, wird fast überall gepflanzt, ebenso Baumwolle, Weizen, Gerste, Reis, Hirse, Mais, Sesam, Safran, Flachs und die verschiedensten Obstarten; Melonen und Weintrauben sind gleich ausgezeichnet und sehr ergiebig.



Kandahar. Aus Tavernier's Reisewerk (1678).

An Zierpflanzen ist Persien vielleicht reicher als irgend ein anderes Land; die östlichen Provinzen gleichen vom September bis April einem Blumengarten, besonders aber zeichnet sich die Rose von Schiras durch Schönheit und Duft aus und liefert herrliches Rosenöl. An edlen Metallen ist Persien arm; desto reicher ist seine Thierwelt. Unter den Hausthieren steht das Pferd obenan; es ist neben dem arabischen das schönste, lenksamste und sanfteste des ganzen Orients. Von wilden Thieren sind der Löwe, Leopard, Tiger und die Hyäne die häufigsten.

Der Perser zeigt die Mischung mehrerer Volksstämme schon in seinem Aeußern. Obgleich nur von mittlerer Größe ist er doch gut gebaut und ein tüchtiger Krieger. Er hat gelbliche Hautfarbe, schwarze Haare, längliches Gesicht, hohe Stirn, rothe Wangen, schwarze lebhafte Augen, Adlernase, kleinen Mund, schlechte Zähne, starken Bart. Sein Charakter hat ebenso viele schlechte

als gute Seiten. Von Natur schmiegsam und nachgiebig, höflich und zuvorkommend, ist er aber auch leichtfertig und verschmitzt, üppig und verschwenderisch und daher weder ein guter Hausvater noch ein zuverlässiger Handelsmann. Er hascht nach Erwerb, um zu genießen; Freuden und Leiden des Lebens machen ihm wenig Sorgen; von der Zukunft hofft und fürchtet er nichts, er vertraut auf das Schicksal, das für ihn unabänderlich feststeht. Ein lobenswerther Zug ist die achtungsvolle Freundlichkeit und Gastlichkeit gegen den Fremden. In der Verstellungskunst ist er ein unübertrefflicher Meister, dabei ein unverschämter Lügner, der sein Wort bricht, so oft er es ungestraft darf; auch scheut er sich nicht zu stehlen, wenn er sich unbemerkt glaubt. Alle diese Laster haben ihren Grund in den vielfachen Bedürfnissen, die in der Kleidung, im Schmuck, in der Zahl der Weiber und Sklavinnen, in der Menge der Diener und Pferde bestehen.

Unter den vielen Stämmen Persiens treten die Afghanen und Beludschen in den Vordergrund. Die Afghanen sind größtentheils Nomaden, von starkem, hagerm Körper, dunkler Hautfarbe, dichtem, schwarzem Haupt- und Barthaar. Fleißige Ackerbauer und Jäger sind sie gastfrei, dagegen sehr gewinnsüchtig, so daß Hinterlist und Betrug ihren sonst offenen Charakter verdunkeln. Es herrscht bei ihnen die merkwürdige Sitte des Nannawati, d. h. „ich bin hereingekommen!“ Wer nämlich eine Gunst sucht, geht zu dem Hause oder Zelte des Mannes, von welchem sie abhängt, und läßt sich nicht früher auf seinen Teppich nieder, als bis ihm seine Bitte gewährt ist. Die Ehre desjenigen, der eine von ihm verlangte Gunst, die in seinen Kräften steht, abschlägt, wird als befleckt betrachtet, und deshalb wird fast nie eine Bitte verneint.

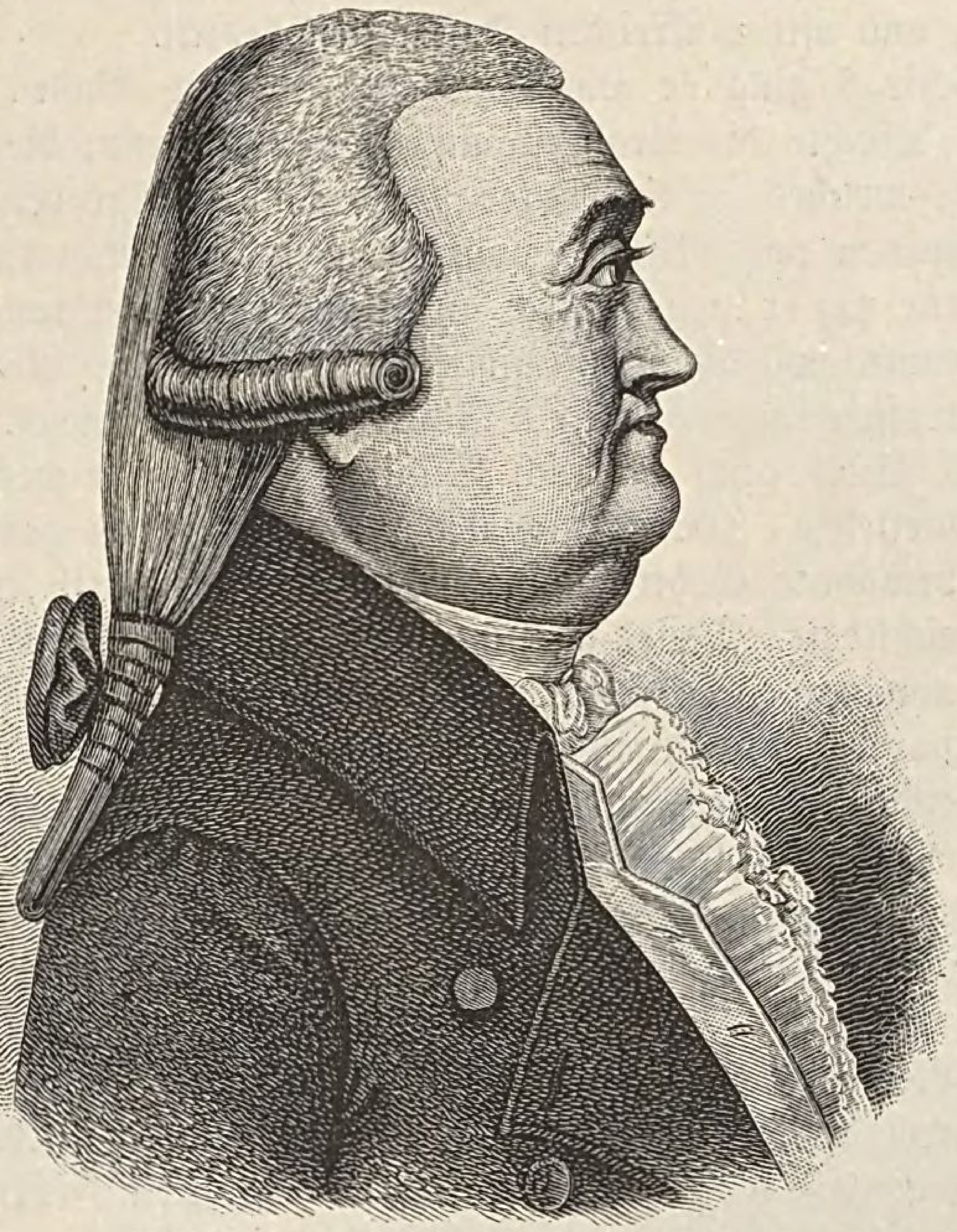
Die Religion der Afghanen ist der Islam, ihre Sprache eine Ursprache, in welche sich aber allmählich eine Menge persischer, indischer und tatarischer Wörter eingeschlichen haben.

Sowie die Afghanen in den östlichen Provinzen Persiens ein selbständiges Reich gegründet haben, so haben sich die Beludschen in dem südlichen, an den Ozean grenzenden Striche unabhängig gemacht. Sie stammen ebenfalls, wie ihre Sprache beweist, aus den indischen Gebirgen und sind ein schöner, munterer Menschenschlag von großer Körperstärke und Gewandtheit. Scharfsinn und Tapferkeit sowie unbeschränkte Gastfreiheit zeichnen die Beludschen vortheilhaft aus; doch sind Raub und Diebstahl erlaubt. Im Allgemeinen sind sie träge und verbringen ganze Tage mit Rauchen. Das Hauswesen und die sonstigen Arbeiten werden vorzugsweise von den Weibern und Sklaven besorgt.

Im Jahre 1680 von dem Kap der Guten Hoffnung nach Europa zurückgekehrt, ließ sich Chardin zu London nieder, wo er hochgeehrt und vom Könige zum Ritter ernannt wurde. Die Treue und Wahrhaftigkeit seines Werkes, welches im Abendlande zuerst den Geist des Orients in seiner wahren Gestalt erscheinen ließ, wurde von allen späteren Reisenden gerühmt: dasselbe ist noch heute als klassisch anzuerkennen und wurde erst durch Niebuhr übertroffen.

Im Anfang des 18. Jahrhunderts begann die Epoche sorgfältiger Naturbeobachtung, welche Reisenden neue Stoffe für die Länderbeschreibung darbot. Man fing an, die natürliche Beschaffenheit der Länder genauer zu würdigen; und war man bis dahin gewöhnt, nur den Menschen und dessen Werke der Aufmerksamkeit werth zu finden, so begann man jetzt, nach dem Beispiel einiger ausgezeichneter Vorgänger, die Natur und ihre Schätze ins Auge zu fassen.

In diesem Sinne verdient vorzüglich der Franzose Jean Tournefort genannt zu werden. Zum Geistlichen bestimmt, zog ihn seine Neigung vorzüglich zu den Naturwissenschaften hin. Als Professor der Botanik zu Paris bereiste er Europa und entschloß sich im 44. Lebensjahre zu einer Orientfahrt; mit königlicher Unterstützung ging er 1700 über Kandia, Kleinasien und Armenien nach Persien. In seinem auch jetzt noch belehrenden Reisewerke sind besonders seine Leistungen für die Botanik anerkennenswerth: man kann dasselbe in dieser Hinsicht als eine Ergänzung Chardin's, der kein Botaniker war, betrachten, zumal auch die Länder- und Völkerkunde bei ihm keineswegs leer ausgeht.



Carsten Niebuhr im 76. Lebensjahre.

Seit Tournefort verging mehr als ein halbes Jahrhundert, ehe wir von diesen Ländern wieder neue Kunde vernehmen, da Hanway's Reisebeschreibung von Persien 1743 mehr historisches als geographisches Interesse hat. Erst König Friedrich V. von Dänemark verdanken wir die nächste Unternehmung, deren Hauptziel Arabien sein sollte. Unter Leitung des Orientalisten Harm sollte eine wissenschaftliche Expedition nach dem Orient veranstaltet werden, welcher Carsten Niebuhr als Geograph beigesellt wurde. Ueber Konstantinopel begab sich die Expedition nach Aegypten und zum arabischen Yemen, wo 1762 Querzüge durch die Küstenstriche und das Bergland ausgeführt wurden. Inzwischen erlagen alle Theilnehmer bis auf Niebuhr infolge der zu europäischen Lebensweise im Oriente, und Niebuhr mußte nun allein den gestellten Anforderungen gerecht werden; mit anerkennenswerther Ausdauer löste er seine Aufgabe, wofür er vom Könige hoch geehrt wurde.

Von Bombay aus ging er 1764 über Maskat in den Persischen Meerbusen nach Abuschehr und von dort mit einer Karawane nach Schiras, um die Trümmer von Persepolis zu untersuchen, bei welcher Gelegenheit er die Kurden und Turkmanen beschreibt.

Die alte Königsstadt ist verschwunden, der Pflug geht über sie hinweg, die Baumaterialien sind hinweggeschleppt und zu anderen Bauten verwendet. Was von Tempel- und Palastbauten erhalten ist, ist zum Theil unter dem Sande vergraben. Die erhaltenen Reste sind aus Marmor zusammengefügt, von außerordentlicher Pracht. Die Säulen sind gut erhalten und sorgfältig gearbeitet, die Mauern mit Skulpturen, welche Festzüge der persischen Könige verherrlichen, nnd mit zahlreichen Inschriften bedeckt.

Von Schiras ging er am Schat-el-Arab nach Basra und Bagdad (Januar 1767), besuchte die Araberstämme der Umgegend, die Ruinen von Kufa und Babylon, welches er tief unter dem Sande vergraben fand, bei Mossul endlich die Ruinen von Ninive, von denen er nur Mauerüberreste sah. Mit einer Karawane zog er weiter durch die Wüste bei Haleb und hatte Gelegenheit, die Kurdenstämme sowie die mannichfaltigen Bewohner des Libanon zu beobachten.

Unübertroffen sind Niebuhr's Schilderungen Arabiens. Ueber die Sinaihalbinsel und Suez ging er nach Dschidda, deren reiches Handelsleben er ausführlich darstellte. Darauf wurde Yemen oder das glückliche Arabien bis tief in das bewohnte Gebirgsland durchstreift und mit Wahrheitsliebe und Scharfsinn geschildert. Dieses wohlhabende Land zerfällt in mehrere Provinzen mit vielen unabhängigen Bezirken. Die Ebenen und Flächen sind arm an Wasser und unfruchtbar, nur während der Regenzeit von Pflanzenwuchs bedeckt; in dem quellenreichen Gebirgslande dagegen ist die Fruchtbarkeit außerordentlich. Die große Bergkette, welche Arabien von Süden nach Norden durchzieht, bietet steile Abhänge gegen die Küste des Rothen Meeres, so daß die Gewässer schnell abfließen. Das Klima wechselt nach Lage und Höhe des Landes. Im Gebirgslande von Yemen giebt es eine regelmäßige Regenzeit von Mitte Juni bis Ende September mit angenehmer Kühle, während den übrigen Theil des Jahres hindurch der Himmel wolkenlos ist. Im südlichen Arabien, zu Maskat, dauert die Regenzeit von Mitte November bis Mitte Februar, zu Oman von Mitte Februar bis Mitte April. Auch die Hitze ist je nach der südlicheren oder höheren Lage der Orte verschieden und bedingt eine große Mannichfaltigkeit der Produkte des Landes und der Lebensweise. Besonders aufmerksam hat Niebuhr die Bewegung des Luftkreises beobachtet. Westwinde sind feucht, Ostwinde trocken, Südostwinde feucht und von Nebeln begleitet, Nordostwinde trocken und dürr. Während die feuchten Winde die Hitze mildern, dörren die trockenen Alles aus. Auch den Samum kennt er und schildert seine verheerende Wirkung.

Wir lassen hier Niebuhr's Beschreibung der Heiligthümer von Mekka und Medina in der Landschaft Heduhas (Hedschas) folgen.

Mekka liegt eine Tagereise vom Hafenorte Dschidda entfernt in dürrer unfruchtbarer Gegend und ist zum großen Theil von Nachkommen Mohammed's bewohnt, welche sich unter den Arabern eines hohen Ansehens erfreuen. Da sich hier jährlich viele tausend Pilger versammeln, so ist die Stadt das Hauptwaarenlager für Indien, Syrien, Aegypten, Persien. Kein Ungläubiger darf

die heilige Stadt besuchen, man kennt dieselbe also nur aus den Beschreibungen der Araber, welche dieselben auch Fremden gern mittheilen: Niebuhr giebt seine Beschreibung nach der Zeichnung eines ägyptischen Malers.

Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist die berühmte Kaba oder Beith Allah, d. h. Haus Gottes. Es ist ein kleines viereckiges Gebäude, zu dessen Eingange im Süden man auf einer beweglichen Leiter gelangt.



Medina.

Die Thür wird nur an zwei Tagen des Jahres geöffnet, das Innere darf aber auch dann nur von vornehmeren Personen betreten werden. Daß in diesem Raume sich kostbare Geschenke befinden sollen, wird bestritten.

Das Merkwürdigste an diesem einfachen Gebäude ist der sogenannte schwarze Stein (Hadschar el Aswad), welcher in der südwestlichen Ecke nicht weit von der Erde ist: der Engel Gabriel soll denselben zum Bau der Kaba vom Himmel herabgebracht haben. Er soll weiß und so glänzend gewesen sein, daß man sein Licht vier Tagereisen weit sehen konnte; über die Sünden der Menschen soll er dann dunkel geworden sein und sein Licht verloren haben, so daß er ganz schwarz wurde. Jeder Mohammedaner, welcher zur Kaba wallfahrtet, küßt

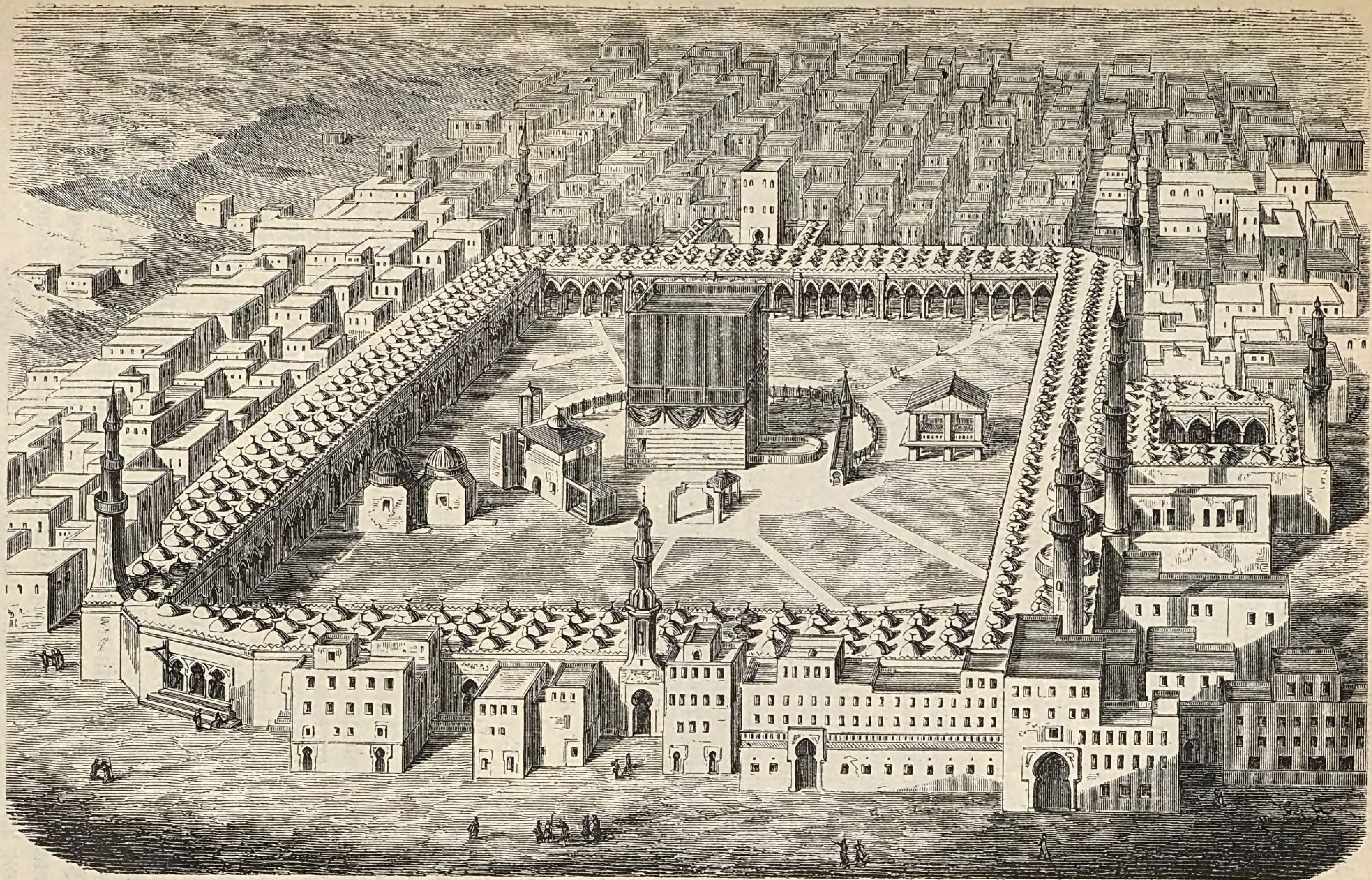
ihn oder sucht ihn wenigstens mit der Haud zu berühren. Etwa auf zwei Drittel der Höhe des Gebäudes ist das berühmte schwarzseidene Tuch rings herum angebracht, auf welchem Koransprüche mit purpurnen Goldfäden eingenäht sind; dasselbe wird jährlich erneuert und in dem alten Palast zu Kairo gearbeitet. Die Kaba ist von einem Geländer aus metallenen Pfeilern umgeben, welche durch Ketten verbunden sind, von welchen silberne Lampen herabhängen. Außerhalb dieses Geländers befinden sich vier Bethäuser der verschiedenen Sekten des Islam und Makâm Hásaret Ibrahîm, oder der Platz, auf welchem Abraham bei der Erbauung der Kaba gebetet haben soll, wahrscheinlich auch die sogenannten Steine des Abraham und Ismael, um welche sich aber die Pilger nicht bekümmern. Außerdem befinden sich auf diesem Platze noch der Brunnen Zemsem, welcher aus der Erde entquoll, als Ismael dem Verschmachten nahe war, und dessen Wasser für heilkräftig gehalten wird; ferner zwei Gebäude, in denen silberne Geräthe, Oel und Lichter aufbewahrt werden.

Der ganze Platz ist mit einer innen offenen Halle umgeben, welche auf drei Reihen Pfeiler ruht und mit Kuppeln bedeckt ist, zum Aufenthalt der Pilger und Kaufleute. An den Ecken und Seiten befinden sich zwei Seitengebäude und zwei Minarets.

Die nächst merkwürdige Stadt ist Medina, nur klein und mit schlechten Mauern umgeben, berühmt durch das Grab des Propheten, welches aber nicht in so hohen Ehren steht als das vorige Heiligthum und weniger besucht wird. Das eigentliche Grab ist ein einfacher Bau und dient als Schatzkammer für die großen Reichthümer, welche von Fürsten und vornehmen Personen als Geschenke hierher gesendet werden. Auch an diesem Gebäude ist ein kostbares Tuch mit goldgestickten Inschriften auf grünem Grunde angebracht, welches in Damaskus verfertigt und alle sieben Jahre erneuert wird. In dem Gebäude befinden sich die Gräber Mohammed's und der beiden ersten Khalifen; außerdem soll noch ein offenes Grab darin sein für Christus, welcher vor dem jüngsten Tage wiederkommen und zu Medina sterben wird. Zwei Eckthürme der Moschee sind wunderbarer Weise mit dem Kreuze geschmückt.

Musterhaft wird der Charakter der Araber geschildert, unter denen ihm die von Yemen obenan stehen. Trotz des Ernstes und der Würde lieben sie Gesellschaft und muntere Erzählung in edler Sprache; den vielen Klagen über Heuchelei, Betrug und Raubsucht tritt Niebuhr mit Entschiedenheit entgegen. Im Uebrigen wird nichts vergessen in der lebensvollen Schilderung dieses Volkes.

Der wissenschaftliche Ertrag einer Wanderung wird stets abhängen von der Bildung, die der Reisende nach den fremden Erdräumen mitbringt. Dem historischen Wissen und den Sprachkenntnissen muß zwar ein hoher Rang eingeräumt werden, aber die Geschichte der Erdkunde wird stets diejenigen Gelehrten am höchsten feiern, denen wir feste Ortsbestimmungen verdanken, weil mit ihrer Genauigkeit alle übrigen Beobachtungen im Werthe steigen oder sinken. Niebuhr, bei dem sich harmonisch historische mit den mathematischen Kenntnissen vereinigten, hatte das Glück, vor seiner Abreise in Göttingen von dem Astronomen Mayer im Gebrauche des Hadley'schen Oktanten eingeübt zu werden und zwar mit einer Londoner Sekundenuhr sowie mit einem Quadranten versehen, den Mayer selbst eingetheilt hatte. Die berühmten Mondtafeln dieses Göttinger Astronomen, die noch nicht gedruckt waren, begleiteten ihn in einer Abschrift.



Die Kaba.

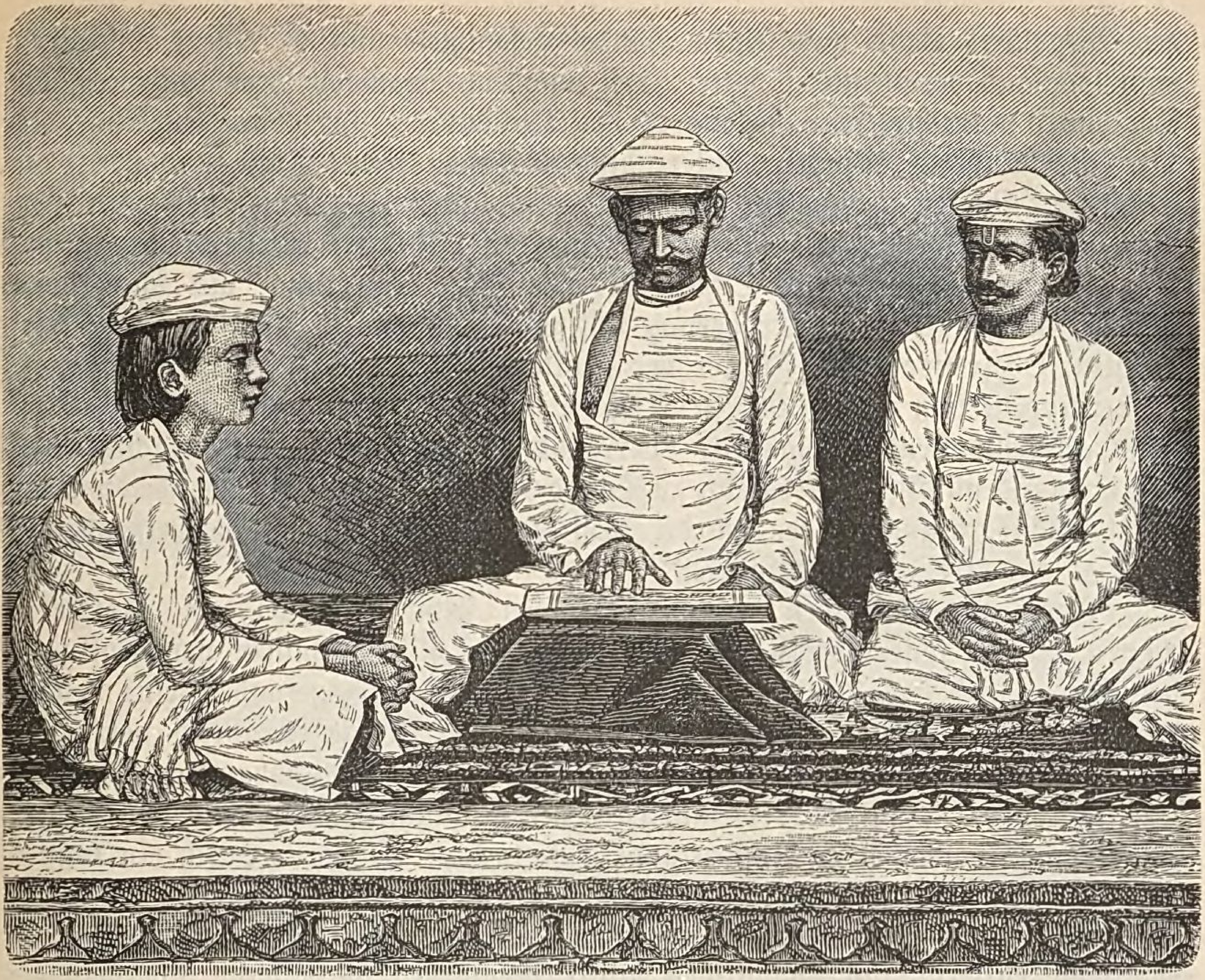
So erhielt damals das neue Verfahren, die geographischen Längen durch die Abstände des Mondes von der Sonne oder von Fixsternen zu messen, seine Weihe, denn Carsten Niebuhr war der erste Landreisende, der es angewendet hat. Unter den wenigen Längen, die er auf seiner Reise bestimmen konnte, sind die berühmtesten die von Alexandrien und Kairo, welche sich seitdem nicht merklich verschärft haben. Seine Breitenbestimmungen sind außerordentlich zahlreich. Er gab sie, obgleich er ihrer Schärfe bis auf etliche Bogensekunden sich sicher glaubte, nur in Graden und Minuten an, und sie wurden seit jener Zeit nicht sonderlich verbessert. Für das Innere von Vorderasien fehlten bis dahin solche Bestimmungen gänzlich, und da er außerdem bei seinen Wanderungen zu Land die zurückgelegten Entfernungen nach dem Kompaß, der Uhr und dem Schritt der Kameele berechnete, so brachte er einen Schatz von Karten für die Küsten des Rothen Meeres, das Innere von Yemen und für Kleinasien heim.

Wo er sich länger aufhielt, beobachtete er täglich mehrmals das Thermometer; doch war er sich klar bewußt, daß solche Bruchstücke nicht endgiltige Resultate liefern könnten. Die Abweichung der Magnetnadel wurde nur in Aegypten und im Rothen Meere festgestellt; doch haben Niebuhr's Ermittlungen zum Aufbau von Deklinationskarten aus seiner Zeit das Ihrige beigetragen. Wenn wir noch seiner Messungen von Ebbe und Flut gedenken, so haben wir aufgezählt, was die geographischen Naturwissenschaften ihm schuldig geworden sind.

Erst unterwegs lernte Niebuhr die arabische Sprache und verdoppelte nach Haven's Tod seinen Fleiß. Seine Schilderungen, ausgezeichnet durch Kürze und Klarheit, enthalten gedrängte Bilder der Natur und ausführliche der Bewohner, der bürgerlichen Zustände und der Gesittung. In Aegypten mißt er die Pyramiden, zeichnet Hieroglyphen ab, zu deren Entzifferung er die koptische Sprache empfiehlt; vom Sinai bringt er eine Reihe der räthselhaften Felseninschriften und aus Indien Alphabete und die einheimischen Ziffern mit, deren Aehnlichkeit mit den unsrigen ihm nicht entging. Seine Aufnahmen der Denkmäler von Persepolis waren genauer und zuverlässiger als die älteren von Chardin und le Bruyn, und als Grotefend 1802 die ersten Keilschriftenzeichen entzifferte, bediente er sich dazu der persepolitanischen Abzeichnungen Niebuhr's, der selbst schon die dreifachen Alphabete auf den Denkmälern unterschieden hatte. Niebuhr bezeichnete zuerst bei Hilleh den Birs Nimrud als Rest des alten Babylon und war der erste wissenschaftliche Reisende, der Babylon besuchte; auch fügte er eine Ansicht der Ruinen Ninive's gegenüber von Mossul hinzu.

Keiner seiner Vorgänger hat uns den Orient um so viel näher gerückt, keiner das Verständniß seiner mannichfaltigen Kulturen weiter aufgeschlossen als er, so daß er der Pförtner wurde für das tiefere Eindringen seiner Nachfolger in die Kunde des Morgenlandes.

Unter den folgenden Reisen des 18. Jahrhunderts ist nur die des persischen Fürsten Mirza-Abu-Taleb-Chan, 1799, erwähnenswerth, obwol man dieselbe mehr als ein ungewöhnliches Ereigniß denn als einen Gewinn für die Wissenschaft betrachten muß; immerhin finden sich in seinem Werke mancherlei interessante Aufschlüsse über Erd- und Völkerkunde, mit denen unsere Kenntniß von Persien und Arabien im 18. Jahrhundert schließt.



Brahmanen der höchsten Stufe.

VIII.

Indien und Tibet.

Steffens' Bericht, Gründung der Ostindischen Compagnie, Aussendung einer Flotte unter Davis und Lancaster. Methold in den Diamantgruben von Golkonda. Pyrard's Berichte über die Malediven, Bengalen, Kasteneintheilung und Tempelbauten. Tavernier in Golkonda, Land und Leute. Schilderung von Pegu und Siam. Bernier beim Großmogul. Graaf im Gangesgebiet. De la Haye und Owington. Sonnerat beschreibt das Land und die Bewohner Indiens. Verschiedene Reisen des 18. Jahrhunderts. Tiefenthaler. — Lemonnier in Annam. Symes in Pegu und Birma; Erdölquellen von Semphyn Kywan. — Göz und Andrada reisen durch Tibet. Gruber und d'Orville dringen durch China nach Tibet und Nepal. Tavernier. Desideri in Kaschmir und Nepal. De la Penna's erfolglose Missionsversuche in Tibet. Englische Gesandtschaften in Tibet unter G. Bogle und S. Turner. Hof, Land und Leute von Butan und Tibet. Abschließung Tibets durch die Chinesen 1792.

Das von ruhmbegierigen und talentvollen portugiesischen Seefahrern seit dem Ende des 15. Jahrhunderts gleichsam neu entdeckte und schnell eroberte Indien gerieth unter den erbärmlichen Nachfolgern des großen, selbst von den Indern hochgeschätzten Albuquerque schnell in Verfall, und die ungeheuren Schätze, welche aus den beiden Indien nach der Pyrenäenhalbinsel geflossen waren, lockten bald die übrigen seefahrenden Nationen Europa's, Holland und England, zur Theilnahme an dem großen Gewinn, trotz der päpstlichen Ländervertheilung.

Nach England kam die erste Kunde über Indien von dem Jesuiten Thomas Steffens, der auf seinen Reisen in diesem Lande gute Beobachtungen über

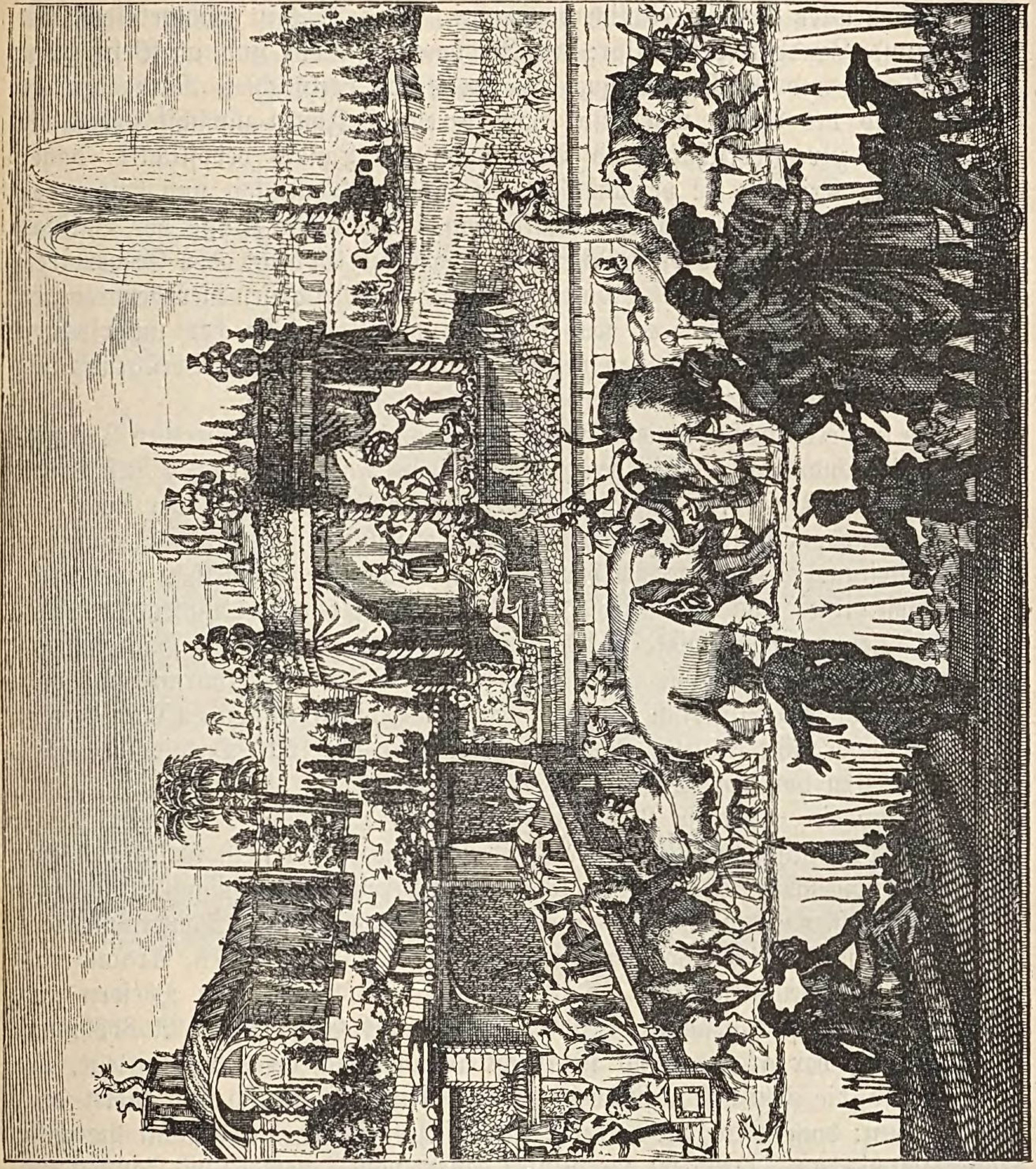
den Weg, das Land und seinen Handel gesammelt und in einem Schreiben nach England veröffentlicht hatte. Erst nachdem Spaniens Seemacht durch die Engländer vernichtet war, gelang es den Holländern, kurz vor dem Ende des 16. Jahrhunderts auf den hinterindischen Inseln festen Fuß zu fassen; die Engländer folgten ihnen nach, nachdem die Nachrichten von Davis über Indien bekannt geworden waren. Es bildete sich 1600 die Ostindische Compagnie, welche unter dem Schutze der englischen Regierung, mit souveränen Rechten ausgestattet, die Eroberung Ostindiens begann. Davis wurde zum Piloten, Lancaster zum Führer der Flotte ernannt, welche 1601 die heimatliche Küste verließ und 1602 zu Atchin landete. Der Admiral wurde vom Könige wohlwollend empfangen, überreichte seine Geschenke und brachte einen für England günstigen Vergleich zu Stande, durch welchen der Handelsverkehr den Engländern zugestanden wurde. So war der Anfang glückverheißend und lockte zu neuen Entdeckungsfahrten.

Unter den Reisenden, welche Ostindien selbst besuchten, ist Wilhelm Methold erwähnenswerth, welcher 1622 die Diamantminen von Golkonda besuchte. Durch Zufall sollen dieselben von einem Schäfer gefunden sein, welcher die glänzenden Steine ohne Ahnung von ihrem Werthe für Reis verkaufte; bald wurden dieselben von zahlreichen Juwelieren der Nachbarländer besucht, und Methold zog mit zwei Gefährten der Ostindischen Compagnie von Masulipatam aus nach diesem Wunderlande. Vier Tage reisten sie durch ein wüstes Bergland und sahen sich plötzlich von einem großen Menschenschwarm umgeben: sie hatten die Diamantenminen erreicht. Dieselben liegen nur 2 Lieues von Golkonda entfernt und beschäftigen 3000 Menschen. Man sagte ihm, daß die Leute so geübt und erfahren seien, daß sie die diamantführenden Schichten schon am Geruche unterschieden; die Diamanten fänden sich meist in Nestern, welche in dem Gerölle eingebettet lagen. Damals war die Mine an einen Kaufmann verpachtet, welcher dem Rajah von Golkonda 300,000 Pagoden Pacht zahlte und alle über 10 Karat schweren Diamanten an denselben abliefern mußte. Der wüste Minendistrikt liegt am Flusse Christena am Fuße eines hohen Gebirges und war schnell bevölkert worden: man zählte damals schon über 100,000 Kaufleute und Juweliere. Lebensmittel waren theuer und mußten weit hergeschafft werden, die Wohnungen schlecht.

Während Methold's Anwesenheit kam eine Gesandtschaft des Großmoguls an den Rajah von Golkonda, welche drei Pfund der schönsten Diamanten forderte; unter dem Vorwande, daß die Mine bereits erschöpft sei, wies Letzterer diese seltsame Forderung zurück und ließ die Mine schließen, infolge dessen der ganze Menschenschwarm sich schnell verlief. Indeß versichert Methold, daß das Land noch an anderen kostbaren Mineralien sowie an Eisenminen reich sei. Noch erwähnt derselbe die Menge von Bezoarziegen in dieser Gegend, in deren Eingeweiden sich der köstliche Bezoarstein findet, dessen Erzeugung wahrscheinlich durch die Beschaffenheit des Weidebodens bedingt sei, weil in anderen Gegenden sich dieser Stein nicht bilde.

Nach dem Vorgange Englands bildete sich 1601 auch in Frankreich eine Ostindische Compagnie, von welcher Pyrard ausgesendet wurde. Derselbe durchwanderte Indien bis 1601 und hat seine Fahrten meisterhaft beschrieben. Er landete auf den Malediven südwestlich vom Kap Komorin. Alle diese zahlreichen

Inseln sind schmal und oval, Atollen, bis 30 Meilen Umfang, deren Mitte Wasser ist. Auch die einzelnen Inseln sind kreisförmig geordnet, durch Riffe gegen das Meer geschützt, welche ein ruhiges Meer umschließen. Nicht alle sind bewohnt, nicht einmal bewachsen, allen fehlt Trinkwasser, welches durch Regenwasser ersetzt werden muß; ihre Bewohner sind mohammedanische Malaien unter der Herrschaft eines zu Male residirenden Sultans.



Oeffentliche Audienz des Königs von Golkonda. Nach Dapper, Asia.

Sie zerfallen in Adelige, Bürger und Sklaven, besitzen große Anlagen zu Wissenschaften und sind sogar der Schrift kundig. Kokosnüsse, Flechtwerke aus Palmfasern, Früchte und geräucherte Fische sind die Produkte dieser Eilande.

Das Festland von Indien betrat Pyrard zu Kalkutta, wo er besonders das Kastenwesen beobachtete. Die Verschiedenheit der Kasten, sagt er, zeigt sich jedem Reisenden auf den ersten Blick: die Mitglieder derselben haben unter sich

unverkennbare Aehnlichkeit, dieselben Gewohnheiten, dieselbe Körpergestalt, denselben Ton der Stimme, dieselben Vorzüge und Fehler. Jeder Hindu bleibt in der Kaste, in welcher er geboren ist, ohne Rücksicht auf Wissen, Verdienste oder Besitz. Der Versuch, diese Schranken zu überschreiten, wird mit der tiefsten Verachtung, ja mit grausamen Strafen bestraft. Das Land Bengalen ist äußerst fruchtbar und gesund, nicht sehr heiß. Reis und die köstlichsten Früchte, wie Orangen, Granaten und Ananas, gedeihen in größtem Ueberfluß, Schlachtvieh aller Art ist reichlich vorhanden. Das Volk ist wohlgebildet, mit Handel und Landbau beschäftigt; die Brahmanen allein sind im Besitz aller Wissenschaften und Künste, zu einem reinen Leben verpflichtet, Rathgeber der Fürsten und des Volks, von Allen hoch verehrt. Ihnen zunächst stehen die Kshatriyas, zur Herrschaft und Bewachung des Landes verpflichtet, daher Fürsten und Krieger; sie verschmähen jede andere Thätigkeit und halten den Krieg für die ihrer würdigste Beschäftigung. Die dritte Klasse der Vaisyas umfaßt die Kaufleute und Ackerbauer, die vierte die Sudras oder Gewerbtreibenden, welche in verschiedene Zünfte zerfallen. Neben diesen vier bevorzugten stehen die zahlreichen Parias, wahrscheinlich die Ueberreste der unterjochten Urbevölkerung, welche von Allen verachtet und schon die bloße Berührung mit den anderen Kasten meiden müssen.

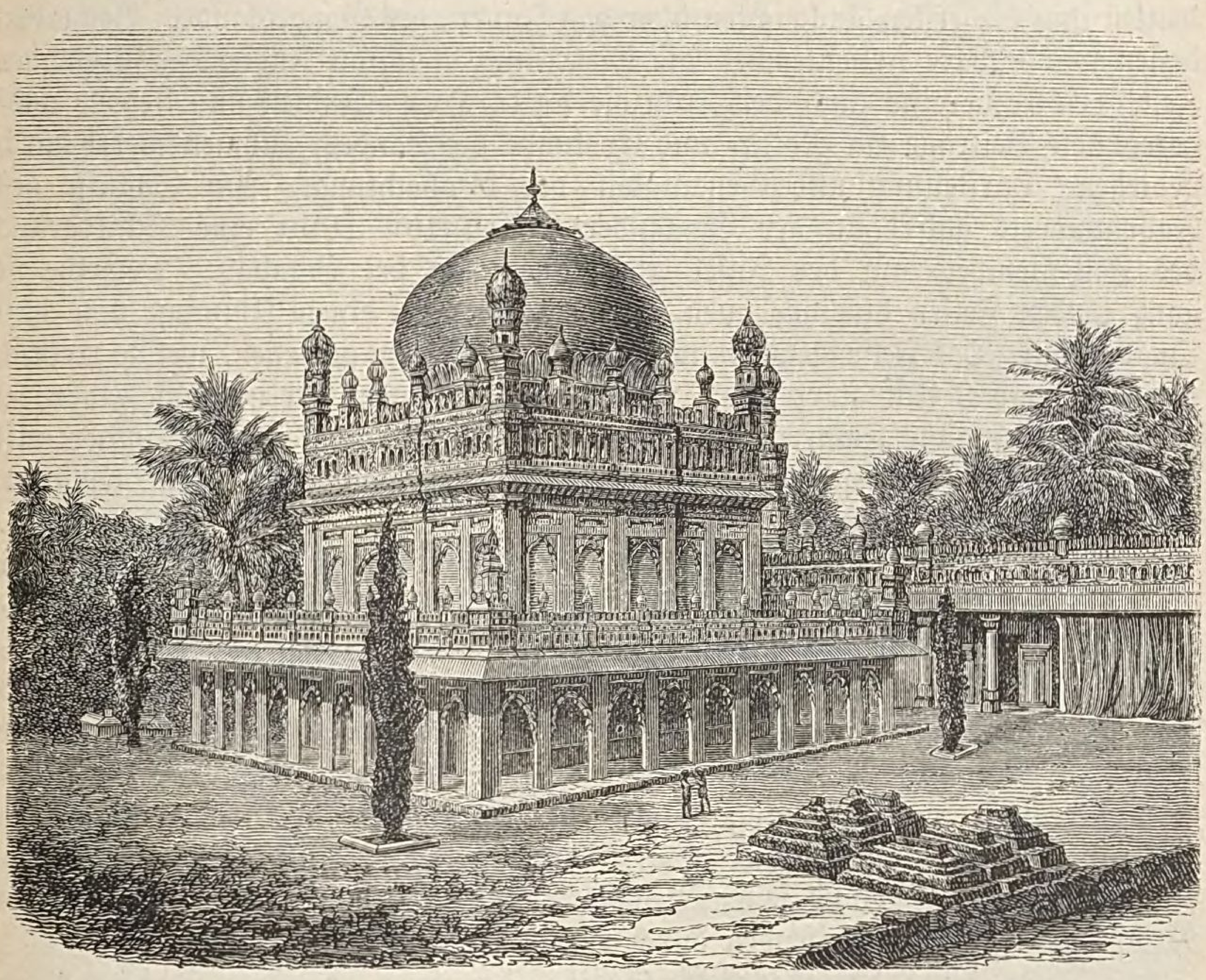
Die frühere Größe Indiens offenbart sich an den staunenswerthen Tempelbauten bei Pondichery. Dieselben nehmen einen Raum von 1332 Fuß Länge und 960 Fuß Breite ein und sind mit einer hohen starken Mauer umgeben. Die vier Eingänge befinden sich unter ebensoviel reich ornamentirten Pyramiden aus Backsteinen. Durch das an der Westseite befindliche Hauptthor eintretend, erblickt man links eine ungeheure Halle, deren Decke von über tausend 36 Fuß hohen Säulen getragen wird, rechts den von Hallen umgebenen Haupttempel. Die eigentliche, aus vierzig Fuß großen Felsblöcken aufgethürmte Pagode, 360 Fuß lang und 200 Fuß breit, ist sehr hoch; eine mit früher vergoldeten, Gegenstände der Götterwelt darstellenden Bildwerken überfüllte Decke von Kupfer, schützt den Bau vor dem Einfluß der Witterung.

Werthvoller als diese Beschreibung ist die des schon erwähnten Jean Tavernier, welcher von Persien aus über Masulipatam nach Golkonda kam. Der Golf von Bengalen zwischen Kap Komorin und Kap Singapur begrenzt mit einer Küstenausdehnung von ungefähr 1000 französischen Meilen mehrere Königreiche, unter denen die von Bisnagar, Golkonda, Bengalen, Arakan und Pegu die bedeutendsten sind. Das Königreich Golkonda, von Persern und Mongolen Hiderabad genannt, liegt im NW. dieses Golfs; seine Ausdehnung ist unbekannt, der größte Theil ist fruchtbar und reich an Lebensmitteln, besonders sind die Flüsse sehr fischreich. Das Klima ist gesund und bietet drei Jahreszeiten: vom März bis Oktober ist es sehr heiß, darauf beginnt die nasse Jahreszeit bis zum Dezember; der Winter dauert vom Dezember bis Januar und ist die schönste Jahreszeit; übrigens ist das Land das ganze Jahr hindurch grün, die Bäume sind mit Früchten beladen und der Boden gewährt zwei bis drei Reisernten.

Die Bewohner sind schön gewachsen und von ziemlich weißer Hautfarbe; nur die Landbewohner, theils Mohammedaner, theils Götzendiener, sind tiefer braun. Die Hauptstadt des Landes ist eigentlich das noch nicht lange gegründete Bagnagar, die zwei Lieues entfernte Festung Golkonda ist nur die Residenz

des Königs. Die Stadt liegt nahe der Mündung eines Flusses in den Bengalischen Meerbusen, ist prächtig gebaut, hat schöne Straßen und ist von großen Vorstädten umgeben, welche meist von Kaufleuten und Handwerkern bewohnt werden, so namentlich Erengabad, während in der Stadt selbst nur Hofleute und die Vornehmen des Landes wohnen.

Der prächtige königliche Palast ist von zwei großen Plätzen umgeben, auf deren einem der König Audienz ertheilt. Daran grenzen umfangreiche hängende Gärten und Terrassen zum Aufenthalte von Elefanten. Eine noch nicht vollendete Pagode in der Stadt enthielt eine Nische für die Betenden, welche aus einem Felsstück gearbeitet und nur mit großer Anstrengung an ihre Stelle geschafft sein konnte.



Grabmal von Golkonda.

Der königliche Hof ist mit aller Pracht asiatischer Despoten umgeben, das Land durch 66 Festungen gesichert. Das Volk war in 44 Kasten getheilt, unter denen die der Braminen die vornehmste ist. Diese vereinigen in sich alle Gelehrsamkeit des Landes über Religion, Sternkunde, Arznei- und Sprachwissenschaft, ohne ihren Rath wird nichts unternommen. Die Paria der letzten Klasse sind ein unglückliches Volk und dürfen den übrigen nicht einmal sich nähern. Der Götzendienst ist sehr abenteuerlich und fordert die gräßlichste Kasteiung. Verbrennung der Wittwen ist religiöse Vorschrift. Das Volk ist sanft und verweichlicht, die Kleidung einfach.

Tavernier beschreibt außerdem auch noch die hinterindischen Staaten Pegu und Siam. Seine Darstellung ist gehaltvoll und heute noch lesenswerth.

Eine verdienstvolle Entdeckungsreise unternahm 1664 der französische Arzt Bernier über Palästina, Aegypten und Aethiopien nach Surate. Schah Jehan, der Enkel Akbar's, saß damals auf dem Thron des Großmoguls. Bernier ging an dessen Hof nach Agra, wurde nach mancherlei Abenteuern Leibarzt des Großmoguls und erlebte die Revolution, durch welche der furchtbare Aureng Zeb auf den Thron gelangte.

Bernier beschrieb seine Reise in einem großen Werke, welches auch jetzt noch für die Geographie Indiens schätzenswerth ist; die Darstellung zeichnet sich aus durch Lebendigkeit und Frische.

Die nächstwichtige Reise war die des Holländers Nikolaus Graaf. Er hat zuerst den heiligen Fluß der Inder, den Ganges, befahren, und wir verdanken ihm die ersten Nachrichten über das Innere des Gangeslandes, Bengalen, dessen wunderbare Felsentempel, die Sitten und Religion Indiens. Zu gleicher Zeit (1670) bereiste auch der Franzose de la Haye Indien und lieferte ausgezeichnete Beiträge zur Natur- und Erdkunde des Landes, rühmenswerth durch gediegene Darstellung und Genauigkeit der Beobachtung. Am Schlusse des Jahrhunderts gab dann der Engländer Owington 1690 eine Schilderung des Felsentempels auf der Insel Elefantine nahe bei Bombay. Derselbe ist ganz in den Felsen hineingehauen, 24 Fuß hoch, bei einem Umfange von 120 Quadratfuß. Das Felsengewölbe wird durch 16 Säulen getragen, welche trefflich gemeißelt und 3 Fuß stark sind. An den Seitenwänden erblickt man gegen 50 kolossale menschliche Figuren, mehrere mit 3 Köpfen und 6 Armen, andere mit Krone und Scepter geschmückt; außerdem sind die Wände mit abenteuerlichen, schön gearbeiteten Skulpturen bedeckt.

Nachdem 1769 die französisch-ostindische Compagnie aufgelöst und der indische Handel allen Unterthanen erlaubt war, beschloß die Regierung, zur Erhaltung der Kolonien tüchtige Männer zur Untersuchung der dortigen Zustände abzusenden, unter denen namentlich Sonnerat sich auszeichnete. Derselbe ging 1784 nach der Malabarküste, machte Ausflüge in die Gebirgskette der Ghats und ging bis Surate, sodann besuchte er Hinterindien und die Halbinsel Malakka; schließlich ging er nach der Koromandelküste und nahm seinen Aufenthalt zu Pondichery (bis 1778), eifrig bemüht, seine Forschungen über die Zustände Indiens und seiner Bewohner immer weiter auszudehnen und die Nachrichten früherer Reisenden durch eigene Beobachtung zu ergänzen.

Indien, durch das mächtigste Gebirge der Erde von dem übrigen Asien geschieden, ist im Allgemeinen fruchtbar, der Boden nach der durch die Richtung der Gebirgsketten und den Lauf der Flüsse bedingten Gestaltung verschieden. Die beiden Hauptflüsse Indiens, der Ganges und Indus, sind darin dem Nil ähnlich, daß ihre Quellen unbekannt, daß sie große Deltas bilden und daß sie durch Schneeschmelze und starke Sommerregen anschwellend das Land weithin überfluten und befruchten. Das Klima zeigt eine gewisse Stetigkeit und regelmäßige Abwechselung durch Regengüsse und Windrichtung, welche zu bestimmten Zeiten eintreten. Das Land ist reich an Naturschätzen aller Art. Das nützlichste Thier ist der Büffel, der allgemein zum Fahren, Reiten und Lasttragen gebraucht wird, da es an guten Pferden fehlt; das furchtbarste aber der prächtige Königstiger Bengalens. Die Pflanzenwelt bietet die Kokospalme, die indische Feige und die große Zahl kostbarer Gewürzpflanzen; an Mineralien

sind vorhanden Eisen von vorzüglicher Güte und die kostbarsten Diamanten, während edle Metalle nur selten sind.

Die als Urbewohner betrachteten Parias sind unansehnlich und häßlich, mit dunkler Haut und schwarzem Wollhaar, breiter Nase und aufgeworfenen Lippen, den Negern nicht unähnlich, aber, wahrscheinlich infolge des langen Druckes, weniger intelligent. Die Hindus dagegen sind schön gestaltet, schlank, von weißer Hautfarbe und schönem schwarzen Haar; sanft und harmlos, liebenswürdig im Umgang, mäßig, verständig und betriebsam.



Aureng Zeb, umgeben von seinen Würdenträgern. Im Hintergrund der Pfauenthron.

Die kräftigeren Bergbewohner sind tapfer und freiheitsliebend, die Bewohner der Küsten durch üppigeres Leben und den Verkehr mit dem Auslande erschlafft und entnervt. Mit Vorliebe wird Viehzucht betrieben, weniger Landwirthschaft. Reis ist das Hauptnahrungsmittel. Auf Mißwachs folgen Hungersnoth, Krankheit, das schrecklichste Elend. Rührige Betriebsamkeit ist von jeher dem Inder eigen. Besonders werden feine Seiden- und Baumwollgewebe in größter Vollkommenheit bereitet. Die viereckigen Häuser umschließen einen von einer bedeckten Halle umgebenen Hof; der Hausrath besteht aus wenigen hölzernen, irdenen und

kupfernen Kochgeschirren und Geräthen sowie einigen Kisten für Kleidung und Nahrungsmittel, die Fußböden sind mit Teppichen bedeckt.

Im 18. Jahrhundert wurden größere Reiseunternehmungen in diese Länder seltener, doch haben Engländer, wie Joes 1754, Chapman und Makintosh 1778 reiche Verdienste um die Kenntniß derselben erworben; Forrest (1771) und Marsden (1780) haben besonders die Welt der größeren Inseln erschlossen. Der Tiroler Missionar Josef Tiefenthaler sammelte 1743—85 in Ostindien wichtige Nachrichten in früher unbeachteten Gegenden, lebte mit dem Volke in großer Vertraulichkeit und erhöhte den Werth seiner Berichte noch durch astronomische Ortsbestimmungen und naturhistorische Beobachtungen.



Hindu niederer Kaste.

Gegenüber der großen Menge von Reiseberichten über Vorderindien sind über Hinterindien nur zwei Quellen erwähnenswerth, die Nachrichten des französischen Jesuiten Lemonnier-la-Bissathère über Annam und des Engländers Michael Symes über Pegu und Ava.

Lemonnier landete 1790 zu Macao, um sich sofort nach Tonkin, der Hauptstadt von Annam zu begeben und allen Christenverfolgungen trotzend für seinen Glauben zu wirken und das Land zu erforschen. Das Land Annam oder Cochinchina ist von ausgedehnten, fast parallelen Bergzügen durchzogen und besteht aus vielen abgeschlossenen, durch zahlreiche Flüsse bewässerten Längenthälern. Das Klima ist gemäßigt, der Boden fruchtbar, von üppigem, tropischem Pflanzenwuchs bedeckt. Der Boden ist reich an mineralischen Schätzen, Eisen, Kupfer, Gold und Silber, welche seit alter Zeit bergmännisch gewonnen und verarbeitet werden. Unter den Thieren ist der Elefant Hausthier: er trägt die schwersten Lasten, verrichtet Feldarbeiten, dient zum Reiten und wird besonders auch im Kriege verwendet; ferner findet man zahlreiche Herden von

Büffeln, Ziegen und Schweinen sowie gutes Federvieh, besonders Enten. Die Pflanzenwelt bietet Reis, Mais, Thee, aber keine europäischen Getreidearten. Der Ackerbau ist aber unvollkommen, die Flüsse müssen auch hier den Boden düngen; Handwerke kennt man nicht, der Verkehr mit dem Auslande wird sorgsam gemieden. Neben dem allein berechtigten Adel ist das gemeine Volk nur zu blindem Gehorsam und unerschwinglichen Abgaben verpflichtet. Sie sind den Malaien ähnlich, aber stark mit Chinesen gemischt; die Sprache, dem Chinesischen ähnlich, hat eigene Literatur und eigene Schriftzeichen.



Hütten bei Tonking.

Die Religion ist eine Mischung der Lehren des Konfutse und Buddha. Die Bewohner sind träg und gleichgiltig, bedürfnißlos, gegen Fremde nicht so abgeschlossen wie die Chinesen; ihre Nahrung besteht aus Reis und Fleischspeisen.

Zu derselben Zeit hatten die Engländer die Provinz Arrakan erobert, und zum ersten Male vernahm man den Namen der Birmanen, der neuen Nachbarn Englands in dessen weitem indischen Reiche. Einem drohenden Kriege beugte die bengalische Regierung durch Entsendung einer Gesandtschaft unter Symes 1795 nach diesem Lande vor. Symes segelte den Irawaddy hinauf nach Ranguhn, dem wichtigsten Hafenort des Landes, und wartete hier auf die Erlaubniß zur Weiterreise. Inzwischen besuchte er Pegu, dessen merkwürdigen Tempel des Gottes Schumadu er beschrieb. Derselbe erhebt sich pyramidenförmig in zwei Stockwerken fast 400 Fuß hoch. Auf den Terrassen befinden sich zahlreiche kleine Tempel und Priesterwohnungen mit kleinen Glöckchen, welche vom Winde

stets bewegt werden, geschmückt mit phantastischen Skulpturen. Hier wurde in Gegenwart der feierlich empfangenen Engländer das Tempelfest mit Aufzügen, Ringkämpfen, Feuerwerk und anderen Belustigungen gefeiert, unter denen gelungene Schauspiele und ansprechende Musik den Engländern besonders gefielen.

Nach Bengalen zurückgekehrt, zogen sie den Irawaddy hinauf, an stark bevölkerten lebhaften Handelsplätzen, an gut bebauten Feldern und Wäldern vorüber nach der Hauptstadt Amarapura, wurden aber erst nach langem Warten sehr förmlich empfangen. Nach den in der Zwischenzeit eingezogenen Erkundigungen ist das Land im Norden bergig, vom Irawaddy und seinen Zuflüssen reich bewässert, sehr fruchtbar an Reis und Mais, Bohnen und Bananen.

Ochsen und Büffel sind die gewöhnlichsten Lastthiere, dazu gezähmte Elefanten, Schweine und Schafe; Wild, Geflügel und Fische sind in großen Mengen vorhanden, aber nur letztere werden neben Pflanzenstoffen genossen. Das Mineralreich bietet Edelsteine und Gold, Kupfer, Zinn und Blei in Menge. Bedeutender Ausfuhrartikel ist das feste Teakholz, Handel wird nur nach China betrieben. — Der Birmane, von schwarzem Haar, gewölbter Stirn, kleinem Auge und Mund, platter Nase, bräunlicher Hautfarbe, ist sanft, arbeitsam und wißbegierig, duldsam gegen Andersdenkende, mitleidig gegen Schwache und Leidende; er ist nicht groß, aber stämmig und gewandt. Seine gewöhnliche Nahrung besteht aus Reis, Bohnen und Fischen, doch werden auch, wie von den Chinesen, allerlei Thiere verspeist. Die herrschende Religion ist der Buddhismus, ihre Priester sind zugleich Lehrer; zahlreiche Mönche (Talapoinen) sind weniger geachtet. Sie haben eine eigene Literatur, welche durch Lautzeichen auf Palmblätter geschrieben ist.

Nach Ueberreichung der königlichen Geschenke wurden die Gesandten empfangen. Die umfangreiche Ceremonie dauerte mehrere Stunden; in langen Zwischenpausen erschien der ganze königliche Hofstaat und alle Mitglieder des königlichen Hauses; zuletzt wurden sie in einen großen prächtigen Saal geführt, an dessen Ende der durch einen Vorhang verhüllte Thron stand; vor demselben hockten die königlichen Prinzen und höchsten Staatsbeamten auf prachtvollen Teppichen. Dann folgte ein leckeres Mahl von chinesischen und birmanischen Confituren und die Vorstellung war zu Ende. Am andern Tage wurden ihnen Pferde und Elefanten zur Belustigung angeboten, mehrere Beamten angewiesen, sie zu begleiten und ihnen alle Merkwürdigkeiten zu zeigen. Nachdem noch die Prinzen besucht und beschenkt waren, wurden zunächst das prächtige Kloster der Stadt, dann die große königliche Bibliothek mit zahlreichen Kisten, in denen die Handschriften auf Palmblättern verwahrt lagen, und sonstige Merkwürdigkeiten besehen. Nach längerer Zeit ward Symes auch persönlich vom Könige empfangen. Der Vorhang vor dem Thron öffnete sich, der Monarch erschien durch eine Flügelthür im Hintergrunde und ließ sich auf dem Throne nieder; der Herold rief nun die Namen der Gesandten und ihre Geschenke aus, und nachdem die Gesandten sich hatten verbeugen müssen, schlossen sich die Vorhänge, ohne daß der Herrscher ein Wort gesprochen. Bald darauf erfolgte eine schriftliche Antwort des Königs in einem Kästchen mit dem günstigen Bescheid, daß den Briten die umfangreichste Handelsfreiheit im Lande Birma zugestanden sei. Nachdem Symes die einflußreichsten Hofbeamten besucht und mit ihnen Geschenke ausgetauscht hatte, rüstete er sich zur Abreise.

Inzwischen hatte sich die große Wassermasse des vorher angeschwollenen Irawaddy verlaufen, und das Volk bestellte eifrig das schlammige Feld mit Reis. Bei dem Semphyn Kywan besuchte man den berühmten Erdölbach, welcher das Oel liefert, dessen man sich hier überall zum Brennen bedient (Petroleum). Die Umgegend desselben ist öde und steinicht, nur stellenweise mit dürftigem Pflanzenwuchs bedeckt, für die Fuhrwerke kaum zu passiren, welche in irdenen Gefäßen das Oel fortschaffen. Aus 40 Klaftern tiefen Löchern wird dasselbe in eisernen Gefäßen durch Haspeln heraufgewunden und in Behälter geleitet, aus denen das Wasser abfließt, während die schmuziggrüne Oelmasse von widrigem Geruch gerinnt.



Birmanische Krieger.

Diese Quellen sind Monopol, werden aber durch Pächter ausgebeutet und liefern 4 Millionen Centner, welche durch das Land versendet werden. Nach Ranguhn zurückgekehrt, besuchte Symes noch die Umgegend, zog Erkundigungen über die umwohnenden Stämme, die Khyen und Karian, sowie die Handelsverhältnisse des Landes ein und begab sich am 27. November 1795 nach Kalkutta zurück. Seine Nachrichten über diese neu erschlossenen Länder blieben lange Zeit die einzigen Quellen für die Kenntniß derselben.

Wir wenden uns nun zu dem benachbarten Tibet.

Nach Marco Polo und Oderich war es keinem Europäer gelungen, in das tibetanische Hochland einzudringen und das über demselben schwebende Dunkel zu erhellen. Erst als die Missionäre von dem Mahnruf: „Gehet hin

in alle Welt und prediget allen Völkern!“ begeistert, die entferntesten Länder aufsuchten, dachte man wieder an Tibet, dessen Bewohner der Sage nach Christen wären oder eine dem Christenthume ähnliche Religion hätten.

Zwei Wege führen dorthin: von Norden her durch die Mongolei, von Süden her durch Bengalen. Letzteren betrat 1602 der Missionär Goez (Goësius), um nach China zu gelangen: der Versuch mißlang. Obwol er sterbend vor jedem ferneren Unternehmen gewarnt hatte, ging P. Anton Andrada 1624 von Lahore über den Ganges und drang nach Kaschmir und Schafaranga vor, überstieg dann hohe Gebirge, auf deren Rücken er den heiligen See (Manosaravar) fand, aus dem nach seinen Angaben der Indus, Ganges und andere große Ströme Indiens hervorgehen sollten, gelangte durch die Provinzen Redor, Maranga und Tangut nach Kathay (China). — Sein Bericht ist mit Recht vielfach angezweifelt worden.

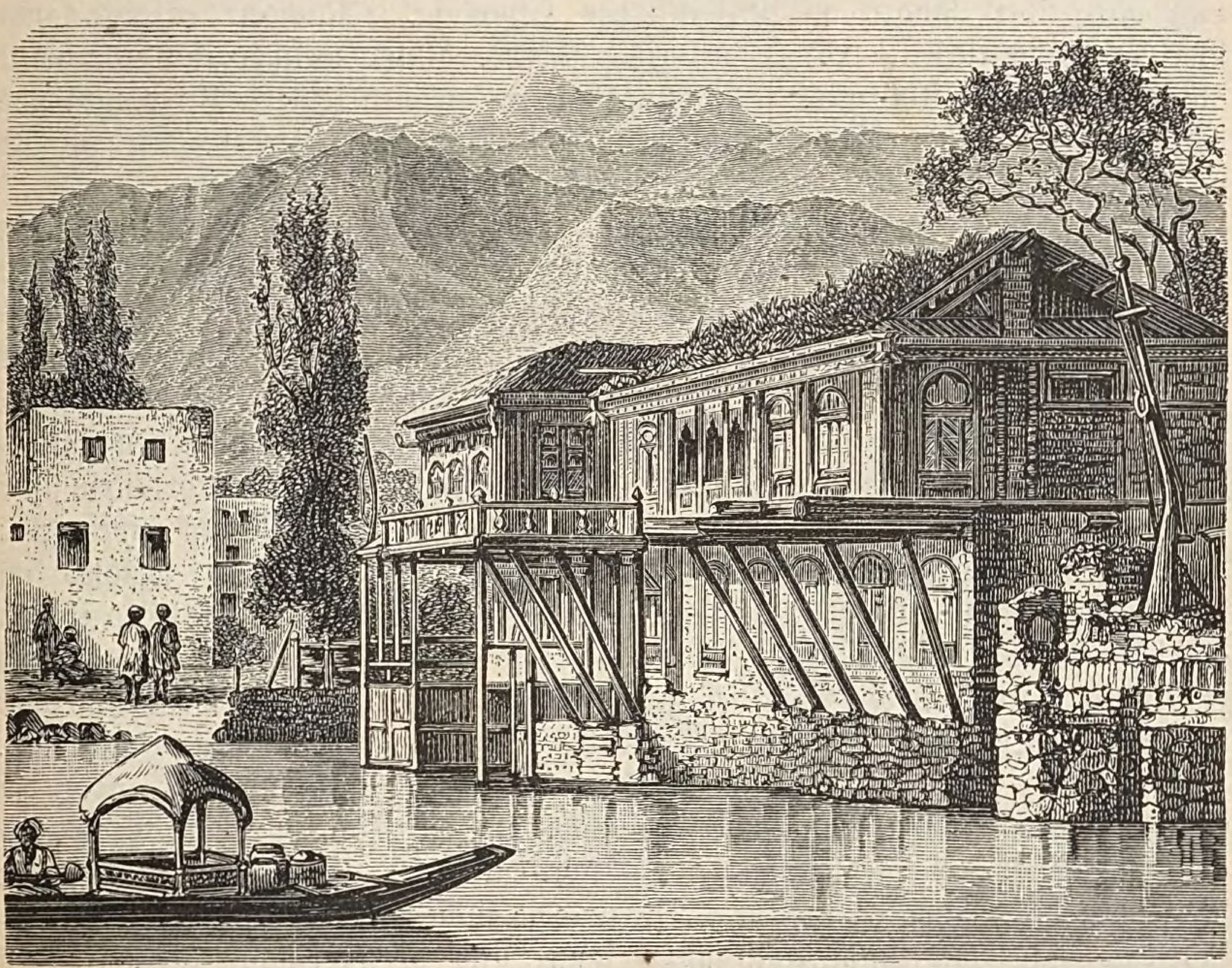
Weit reichhaltiger und in jeder Beziehung schätzbarer sind Pater Gruber's fünf Briefe, in denen er außer genauen Nachrichten über Indien und Tibet viele geographische Breitenangaben, eine Menge Abbildungen und manche bemerkenswerthe Einzelheiten gab. Nach dem ersten Brief ging er 1661 von Venedig nach Smyrna, von da zu Lande nach Ormus und schiffte sich hier nach Macao ein, von wo er drei Jahre lang ganz China bereiste. Auf seiner Rückkehr nach Europa folgte er, von d'Orville begleitet, einer von ihm noch nie betretenen Straße, kam nach 30 Tagereisen nach der Stadt Sin-gan-fu und in gleicher Zeit nach Si-ning-fu. Letztere Stadt, der Hauptort der Provinz Schensi, ist der Stapelplatz für die nach China gehenden indischen Waaren und an der großen Mauer gelegen, die uns hier eben so geschildert wird wie von den übrigen Reisenden jener Zeit. Hinter der großen Mauer geht das fruchtbare China allmählich in die Wüste über, die aber nicht überall sandig und unfruchtbar ist, da die Ufer einiger Steppenflüsse recht gute Weiden gewähren. Die Wüste beginnt nach seinen Angaben in der Mitte China's und erstreckt sich weit nach Norden, wo noch Niemand ihre Grenze gefunden. Durchstreift wird dieselbe von nomadisirenden Tataren, die ihre Zelte aufschlagen, wo sie Weide für ihr Vieh finden. Der Weg von Si-ning-fu bis Lassa wird in verschiedenen Briefen Gruber's abweichend beschrieben. Nach dem ersten gelangte er in drei Tagen durch die Wüste an die Ufer des Sees Kukunoor, den er dem Kaspisee vergleicht; vom Kukunoor erreichte er das wüste, von Barbaren bewohnte Toktotay, durchstreifte dann die Provinzen Tangut und Reding und kam zuletzt nach Lassa, der Hauptstadt von Tibet. In seinem fünften Brief aber sagt Gruber, gleich hinter der großen Mauer, habe er die Kalmükei betreten und bis Lassa noch einen Weg von drei Monaten machen müssen.

Der König des Landes führt den Titel Teva und stammt von dem alten Tangut-Tatarenstamme ab, er wohnt zu Putolo oder Budala, von einem zahlreichen Hofstaat umgeben; sein Schloß liegt auf einem Berge und ist ganz in europäischem Stile erbaut. Der Hohepriester heißt Lama-Konju, wird wie ein Gott angebetet und ist gleichsam der Papst der Chinesen und Tataren, die ihn „Gott Vater“ nennen.

Von Lassa gelangten unsere Missionäre in vier Tagen zu dem sehr hohen Berge Langur, wo die Luft so dünn war, daß man sie kaum athmen konnte. Die Reise ist gefährlich; die Luft verpesten giftige Ausdünstungen von Pflanzen und die Wege sind wegen der vielen Felsen und Abgründe schwer zu passiren.

Uebrigens ist das Land reich an Quellen, darunter befinden sich sogar einige heiße, weshalb die Vegetation trotz der bedeutenden Höhe auch sehr üppig ist.

Das nächste Land war Nekbal oder Nepal, wo sie von dem Fürsten freundlich empfangen wurden. Derselbe lag mit den Nachbarn, die einen Einfall in sein Gebiet gemacht hatten, in Krieg. Gruber ließ ihn durch ein Fernrohr nach dem feindlichen Lager sehen. Der Fürst, den Feind so nahe sehend, befahl sogleich den Angriff. Mit großer Freude nahm er das Fernrohr und mehrere optische und mathematische Instrumente als Geschenk an und entließ die Missionäre nur, nachdem sie das feierliche Versprechen wiederzukommen gegeben hatten; dagegen versprach er ihnen ein Haus zu bauen, dasselbe mit Einkünften zu versehen und das Christenthum einzuführen.



Dorf in Kaschmir.

Unter den Gebräuchen dieses Landes führt der Reisende an, daß Kranke bei zweifelhafter Genesung in eine mit Leichen gefüllte Grube vor der Stadt gelegt werden. Die Todten werden den Raubvögeln überlassen, da man es für eine Ehre hält, im Magen eines lebenden Wesens begraben zu werden. Die Frauen sind sehr widerlich und unreinlich, da sie aus religiösen Rücksichten sich nicht waschen und nur mit Oel einreiben.

Durch das tibetanische Königreich Maringa gelangten unsere Reisenden in das Mongolenreich und zogen über Benares nach Agra, wo d'Orville starb. Gruber kehrte über Ormus, Armenien und Kleinasien nach Smyrna und von da nach Rom zurück. Nach kurzem Aufenthalt erhielt er den Befehl, nach China zurückzukehren. Den Vorsatz, seinen Weg über Polen und Rußland zu nehmen, mußte er wegen des herrschenden Kriegszustandes aufgeben und kehrte nach Venedig zurück.

Dann ging er mit einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel, wo er durch Krankheit zur Umkehr gezwungen wurde. In Florenz wieder genesen, wollte er über Wien und Konstantinopel nach China gehen, starb aber auf der Reise.

Auch der schon erwähnte Tavernier, der besonders Indien bereist hat, sammelte von Kaufleuten Nachrichten über Tibet und die Tatarei. Dieses Land des Rhabarbers, Moschus und Pelzwerks wurde ihm als groß und ergiebig geschildert. Die Wege sind so schmal und zerrissen, daß sie sich für keine Art Fuhrwerk eignen. Kommen die Karawanen am Fuß der Gebirge an, so erbieten sich besonders die Weiber, Waaren und Menschen über die Berge zu tragen.

Fernere Nachrichten über Tibet giebt Pater Desideri. Am 20. November 1713 reiste er von Goa in Indien ab, kam im Mai 1714 nach Delhi, von dort über Lahore an den Fuß des Himalaja. Nachdem er eine lange Bergkette überstiegen, traf er auf eine höhere, hinter welcher sich eine dritte als die höchste aufthürmte. Die Eingeborenen nennen letztere Pir-panjal und betrachten sie mit großer Verehrung: dem Alten des Berges, den sie als Wächter des Landes betrachten, bringen sie Anbetung und Opfer.

Die Uebersteigung kostete 12 Tage. Aus einem heißen Lande kommend, hatten die Reisenden bei leichter Kleidung von der Kälte außerordentlich zu leiden, da der Rücken des Pir-panjal mit ewigem Schnee bedeckt ist. Nach vielfachen Beschwerden betraten sie ein schönes, fruchtbares und stark bewohntes Land. Man fand jetzt bessere Wege, konnte zu Pferde weiter reisen und gelangte endlich nach Kaschmir. Desideri wurde hier krank, benutzte den unliebsamen Aufenthalt, sich im Persischen zu vervollkommnen und Nachrichten über Tibet einzuziehen. Er erfuhr, daß es zwei Länder mit dem Namen Tibet gebe: das dem Großmogul tributpflichtige Kleintibet oder Ballistan, welches sich von Nord nach Süd ausdehnt, und das weiter von Kaschmir entfernte Großtibet oder Butan, welches sich von Nord nach Ost erstreckt. Auf der Straße nach Großtibet traf er es während der ersten Woche meist ganz gut, weiterhin aber machten Schnee, Kälte, Stürme und schlechte Wege die Reise äußerst beschwerlich.

Desideri schildert diesen Weg folgendermaßen: „Die über einander gethürmten Berge lassen kaum enge Schluchten zwischen sich, durch welche Sturzbäche mit einem Getöse herabfallen, welches in dieser Umgebung den kühnsten Reisenden mit Schrecken erfüllt. Die Steige sind mitunter so schmal und gefährlich, daß man kaum Fuß fassen kann, und der geringste Fehltritt den Wanderer der Gefahr aussetzt in den Abgrund zu stürzen. Um von einem Berge zum andern zu gelangen, hat man Seilstege aus Bast und Baumzweigen geflochten und ist oft genöthigt die Schuhe auszuziehen, um mit weniger Gefahr zu gehen. Dazu kommt noch die veränderliche Witterung, die schlechte Nahrung, welche wegen Holzmangel oft nicht einmal aus gekochtem Mehlbrei besteht.

Die Nächte bieten wenig Erholung, da man sie auf Schnee und Eis zubringen muß; bei Tage aber ist der Reflex der Sonnenstrahlen so gewaltig, daß man Gefahr läuft zu erblinden. Um das Uebel voll zu machen, trifft der Reisende alle zwei Tage noch Mauthbeamte, die sich nicht begnügen die gewöhnlichen Zölle abzunehmen, sondern die Reisenden völlig martern und plündern."

Desideri's Schilderung des Landes und der Bewohner ist kurz, eingehender die der Religion und des Kultus. Dörfer und Städte findet man im Gebirge nicht, sondern nur einzelne zerstreute Wohnungen.



Gletscher im tibetanischen Himalaya.

Das Klima ist rauh, und man kennt beinahe keine andere Jahreszeit als den Winter. Die Berge sind das Jahr hindurch mit Schnee bedeckt, der Boden bringt nur Gerste und Hirse hervor. Die Häuser sind klein und aus Steinen unförmig zusammengefügt; die Menschen sind in Wollenstoffe gekleidet, von natürlicher Sanftmuth und leicht zu behandeln, aber unwissend und ohne jegliche Verbindung mit auswärtigen Nationen. Die Tibetaner sind Götzendiener, sie kennen einen Gott unter dem Namen Konschok, und Desideri schreibt ihnen einige wirre Vorstellungen von der Dreieinigkeit zu, weil sie Gott manchmal Konschok-sum d. h. dreieinigen Gott nennen. Auch verehren sie Heilige. Bei Gebeten benutzen sie eine Art Rosenkranz. Sie verwerfen die Seelenwanderung, die Vielweiberei und das Verbot gewisser Lebensmittel. Ihre Priester heißen Lamas, und auch Desideri wurde vom Könige wie vom Volke als Lama behandelt.

Durch die Vermittelung des Lampo, welcher die erste Person nach dem Könige ist und den Titel „seine rechte Hand“ führt, gelangte Desideri zu einer huldvollen Audienz. Nichtsdestoweniger waren sie von den Mohammedanern verleumdet worden als verkappte Kaufleute, die große Reichthümer bei sich führten. Bei einer Haussuchung fand sich ein Beutel, man war aber nicht wenig erstaunt, als man darin nur einige Bücher, etwas Wäsche und einige Rosenkränze entdeckte.

Hier erfuhr Desideri, daß es noch ein drittes Tibet gebe. Im August 1715 brach er dahin auf und kam im März 1716 nach der Hauptstadt Lassa. Kaum angelangt, wurde er in den Palast gerufen, doch befahl der König ausdrücklich, ihn und seine Begleitung nicht zu belästigen. Aber auch hier konnte Desideri für das Christenthum keinen Boden gewinnen.

Trotz dieser Mißerfolge erkaltete der Missionseifer nicht. Die Nachrichten, die auf Spuren eines hier einst vorhandenen Christenthums hindeuteten, das schon vom Apostel Thomas gepredigt sein sollte, veranlaßten Papst Clemens XI. die zu Götzendienern herabgesunkenen Tibetaner der Kirche wiederzugewinnen. Er sandte deshalb Horaz de la Penna mit zwölf Kapuzinern nach Asien. Dieselben zogen durch die Mongolei, die Königreiche Battia, Batyao und gelangten endlich in die Hauptstadt Tibets, wo de la Penna mehrere Jahre blieb, ohne daß man in Europa von ihm etwas gehört hätte. Nachdem neun seiner Gefährten gestorben, kam er 1733 mit den drei übrigen, von Alter und Mühseligkeit gebeugt, nach Rom zurück, um das Bekenntniß abzulegen, daß ihre Arbeit an den verstockten Heiden umsonst gewesen sei.

Die Aufnahme de la Penna's in Tibet war freundlich. Der König und der Großlama hatten einen schriftlichen Abriß der christlichen Lehre verlangt. Nach Durchsicht desselben sagte derselbe: „Lama, wisse, daß mir meine Religion, die ich bekenne, da ich in ihr erzogen bin, stets sehr gut geschienen hat; indessen gestehe ich, daß mir die deine besser zu sein scheint.“ Der Großlama dagegen war schwieriger und machte gegen das eingereichte Bekenntniß mancherlei Einwendungen. Indessen behandelten Beide die Missionäre mit großer Güte und Achtung.

Nach de la Penna ist das Land sehr groß, mit 33 Millionen Bewohnern. Sie sind gutmüthig und gefällig und haben in ihrer Religion eine Menge mit der römischen Kirche übereinstimmende Gebräuche. Bei ihrer Heimreise versah der König und Großlama die Missionäre mit Briefen und Pässen. Letztere lauten: „Von Lassa, der herrlichen Stadt und Residenz des Königs. Es sei hiermit allen unseren Unterthanen, großen und kleinen Beamten auf dem ganzen



Dorf im Himalaya.

Wege durch das Königreich Niverri gegen Westen hin bekannt gemacht, daß die europäischen Lamas nach Lassa, der Hauptstadt des reichen Königreichs Tibet, gekommen waren, um sich dem Volke nützlich zu machen; es darf daher auf ihrer Heimkehr durch das Königreich Niverri kein Zollbeamter irgend eine Abgabe von ihnen verlangen. Wir befehlen, daß ihnen nicht nur auf ihrem ganzen Wege kein Leid widerfahre, daß ihnen vielmehr aller mögliche Beistand geleistet werde. Gegeben in unserem Palast u. s. w."

Auch eine wiederholte Reise de la Penna's 1740 war erfolglos.

Mit der Erkaltung des Missionseifers in Europa erkaltete auch der Eifer, fremde Länder kennen zu lernen; besonders hatte Asien in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an Interesse verloren. Von Tibet hatte man vollends keine Kunde, die Berichte der Missionäre wurden nicht vervollständigt. Erst in neuerer Zeit, als die Macht der englisch-ostindischen Compagnie sich zu entwickeln anfing, begannen gründlichere geographische Forschungsreisen.

Die nächste Veranlassung zu einer Reise nach Tibet gaben die Verwickelungen der Engländer mit dem Rajah von Butan. Von den britischen Waffen bedrängt, nahm derselbe seine Zuflucht zu seinem Lehnsherrn, dem Dalailama, der auch den Gouverneur von Indien, Warren Hastings, zur Einstellung der Feindseligkeiten bewog. Die Engländer ergriffen mit Freuden die Gelegenheit, mit dem Dalailama in Verbindung zu treten, und schickten 1774 eine Gesandtschaft unter G. Bogle nach Tibet, um womöglich Handelsverbindungen anzuknüpfen. Bogle hatte ansehnliche Geschenke für den Lama und allerlei Waarenproben mitgebracht. In Tassisudon, der Hauptstadt von Butan, mußte er längere Zeit auf die Erlaubniß zur Weiterreise warten. In der Hauptstadt Tesho-Lombo angelangt, wußte er sehr schnell das Vertrauen des Herrschers zu gewinnen; der Dalailama erbot sich sogar, den Kaiser von China, seinen obersten Lehnsherrn, zum Empfange einer Gesandtschaft der Engländer zu bewegen; sein Tod vereitelte indeß alle Pläne und Hoffnungen.

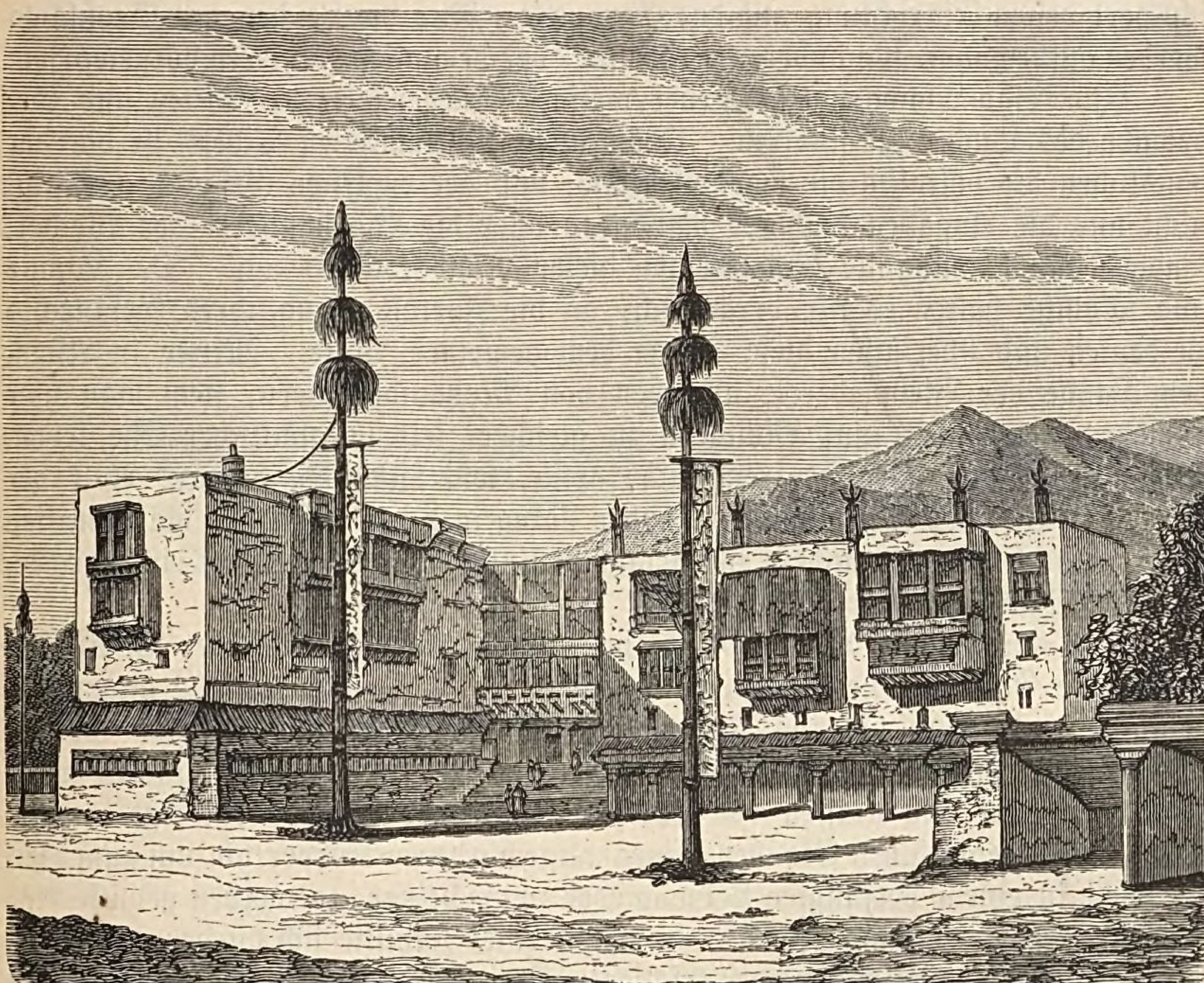
Gleichwol wurde 1783 unter Samuel Turner eine Gesandtschaft nach Tibet geschickt. Turner ging über die Ebene von Kalamatty nach der Hochebene Butan, an deren Fuße bösartige Sümpfe die Luft verpesten. Auf den Höhen von Buxaduvar wurde der Weg steiler, schmal, rauh und durch Felsmassen versperrt; die Aussichten waren überall großartig. Die Spitzen der höchsten, sich in die Wolken verlierenden Berge eröffneten überall Scenen von außerordentlicher Pracht und Erhabenheit. Buxaduvar selbst ist ein von Natur befestigter Grenzposten, welcher den Paß über die Berge beherrscht. Turner rühmt die Pracht des Landes, gedenkt aber auch der Beschwerden des Weges, welche durch giftige Insekten und strenge Kälte noch erhöht wurden. Erst in der Nähe von Tassisudon wurde das Klima milder. Bald nach der Ankunft in der Hauptstadt wurde Turner beim Fürsten eingeführt und wohlwollend aufgenommen.

Tassisudon liegt in einem nur vier englische Meilen langen und eine Meile breiten Thal, zu beiden Seiten von hohen Bergen umschlossen, zwischen denen ein Fluß seine Fluten dahinwälzt. Die Butaner wissen alles kulturfähige Land durch Anlagen von Terrassen, künstlicher Bewässerung zu benutzen. Sie sind sehr abgehärtet, als Soldaten zum Schutz des Körpers schwer ausgerüstet, meist mit Pfeil und Bogen, einige auch mit Luntenbüchsen bewaffnet. In den Thälern wohnt das Volk, der Adel des Landes, die Priester, bewohnen die Höhen. Nach manchen Abenteuern nahm Turner vom Radscha von Butan Abschied und begab sich auf den Weg nach Tesho-Lombo. Die Reisenden wurden zwar überall gastlich aufgenommen, aber das rauhe Klima machte die Reise höchst beschwerlich.

Auf der Grenze von Tibet fand Turner die schon von Gruber bemerkten Steinhaufen, in denen kleine Fahnen mit Inschriften zur Bezeichnung der Grenze stecken; zugleich dienen dieselben als Zaubermittel gegen die Deutas, die bösen Geister der Berge.

Kein Berg ist frei von ihrem Einfluß, vorzüglich bewohnen sie aber die höchsten Gipfel und werden besonders bei übler Witterung böse und wild, wie einstmals Rübezahl im Riesengebirge.

Beim Eintritt in Tibet vergleicht Turner dieses Land mit Butan. Letzteres stellt dem Auge Unregelmäßigkeiten dar; die Berge sind mit ewigem Grün und den prachtvollsten Urwäldern bedeckt, in der Ebene wird jedes Fleckchen Erde urbar gemacht, nicht ein Abhang oder Streifen Landes liegt unbenutzt. Die Berge werden am Fuße von reißenden Strömen bespült, auf den Höhen findet man volkreiche Dörfer zwischen Obstgärten und Pflanzungen. Das Land vereinigt Alles, womit Natur und Fleiß es schmücken konnten.



Buddhistisches Kloster in Tibet.

Tibet fällt dagegen dem Reisenden beim ersten Anblick als ein Land auf, welches unter einem rauhen Himmel weniger begünstigt, der Bodenkultur beinahe feindlich scheint. Niedrige, felsige Anhöhen ohne Vegetation, ausgedehnte dürre Ebenen bieten einen frostigen Anblick, und das außerordentlich kalte Klima treibt die Bewohner in die geschützteren Thäler. Die Vorzüge Butans, seine Fruchtbarkeit, sein Reichthum an Wäldern und Früchten, werden in Tibet durch zahlreiche Herden und unschätzbare Bergwerke ersetzt. Wie Butan reich an vegetabilischem, ist Tibet reich an animalischem Leben. Die Mannichfaltigkeit an Vögeln, Wild, Raubthieren und Herden von allerlei Vieh ist in Tibet erstaunlich; in Butan ist, Hausthiere ausgenommen, nichts der Art vorhanden.

In Tesho-Lombo wurden die Gesandten mit größter Auszeichnung behandelt. Keine Bequemlichkeit, keine Gefälligkeit wurde ihnen versagt. Besonders bemerkenswerth war in einer Theokratie die wunderbare Toleranz gegen Andersgläubige, die sogar ohne Bedenken in den Klöstern und Tempeln herumgeführt wurden. Zum Dienste des Klosters, wo Turner gewohnt, befanden sich 2500 Gilongs oder Mönche; sie schrieen ihre Gebete mit gewaltiger Stimme ab und verrichteten außer dieser öffentlichen Andacht in ihren Zellen noch Hausandachten; feierliche Prozessionen wurden fast täglich um das Kloster herum gehalten.

Mit großer Verwunderung spricht Turner von dem Todtenpalast des verstorbenen Lama, der ungeheuere Summen auf ein Mausoleum für seine Vorfahren und für sich selbst verwendet hat. Turner besuchte dies Gebäude und schildert dessen Einrichtung auf das Genaueste. Nur die Leichen des Großlama werden aufbewahrt, alle anderen verbrannt oder den wilden Thieren vorgeworfen.

In Tesho-Lombo hatte Turner vielfach Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche des Landes zu studiren. Unter allen Seltsamkeiten Tibets ist die der häuslichen Verhältnisse die merkwürdigste, und der englische Gesandte bestätigt nicht nur die Angaben früherer Reisender über die Vielmännerei der Weiber, sondern führt auch alle Einzelheiten dieser Sonderbarkeit auf. Die Lamas und Mönche halten es für verächtlich, an die Fortpflanzung ihres Geschlechts zu denken und überlassen diese Sorge dem gemeinen Volke. Mitten in Asien, dem Lande der Vielweiberei, umgeben von Mohammedanern, sieht man hier Weiber, welche mit fünf Männern zu gleicher Zeit in glücklicher Ehe leben. Der Tibetaner ist menschenfreundlich, artig, wie kaum ein anderes Volk der Erde; die Weiber behaupten einen hohen Rang in der Gesellschaft, die Familien leben friedlich unter einander; überhaupt ist Ruhe und Besonnenheit ein charakteristisches Merkmal dieses Volkes.

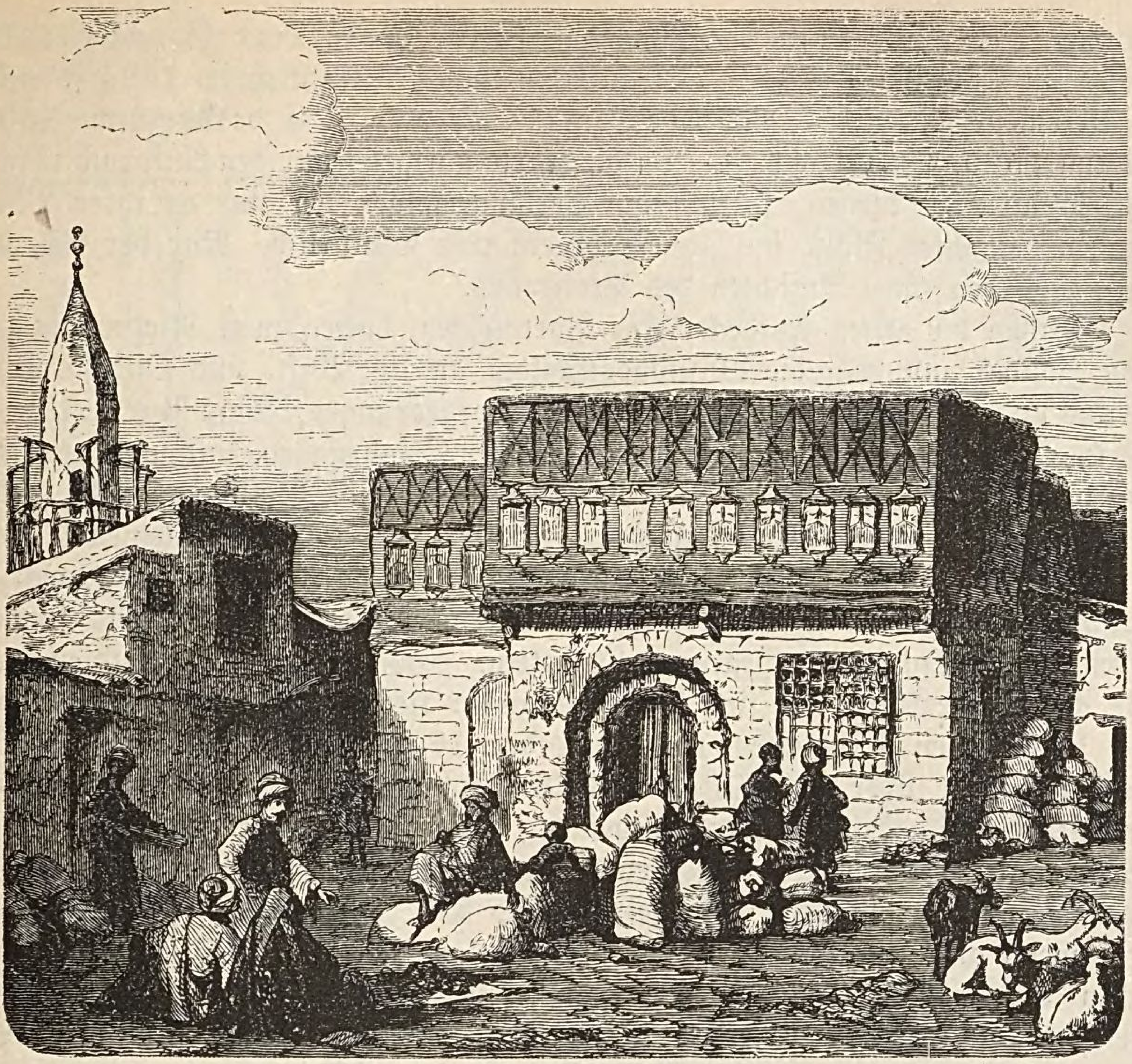
Der Einfluß des Lama von Tesho-Lombo, für den selbst der Dalailama die größte Ehrfurcht hegt, erstreckt sich über Tibet hinaus auf alle tatarischen Stämme und selbst bis ins Innere von China. Von allen Seiten werden Wallfahrten angestellt und Geschenke gebracht, und der geistliche Einfluß wirkt zauberartig auf alle Klassen des Volks. Stirbt der Lama, oder legt er vielmehr nach tibetanischem Glauben seinen altgewordenen Körper ab, um zum Heil der Welt in einem verjüngten Leibe wieder zu erscheinen, so werden gewisse Anzeichen abgewartet, nach denen er in irgend einer Familie sich wieder verkörpert hat. Der in einem Kinde wieder erschienene Gott wird dann in die alte Residenz gebracht und mit allem Prunk umgeben, der dem Oberhaupt des Landes und dem fleischgewordenen Gott gebührt. In dieser Meinung auferzogen, mag es wohl geschehen, daß er am Ende selbst an seine Göttlichkeit glaubt.

Nach Warren Hasting's Rücktritte hörten alle direkten Unterhandlungen zwischen Indien und Tibet wieder auf, bald kam es sogar zu einer Sperrung aller nach Tibet führenden Pässe. Als dann 1792 die englische Regierung von Nepal aus Tibet zu erobern beschloß, wurde das Heer, welches bis in die Provinz Tsang vorgedrungen war und das Kloster Tesho-Lombo geplündert hatte, von den Chinesen geschlagen, Nepal besetzt und den Fremden jeder Verkehr im Lande auf das Strengste untersagt.

Hiermit schließen die Reiseberichte über Indien und Tibet am Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

Drittes Buch.

Entdeckungen in Afrika.



Karawanserai (Markt Suez).

I.

Ueberblick.

Vollendete Küstenrekognoszirung. Ribera's Karte. Heimlichkeitspolitik. Halbkultur der Neger. Valentin Ferdinand's Nachrichten. Leo des Afrikaners Beschreibung von Timbuktu. Bestrebungen der Missionäre. Erkaltung des Entdeckungseifers.

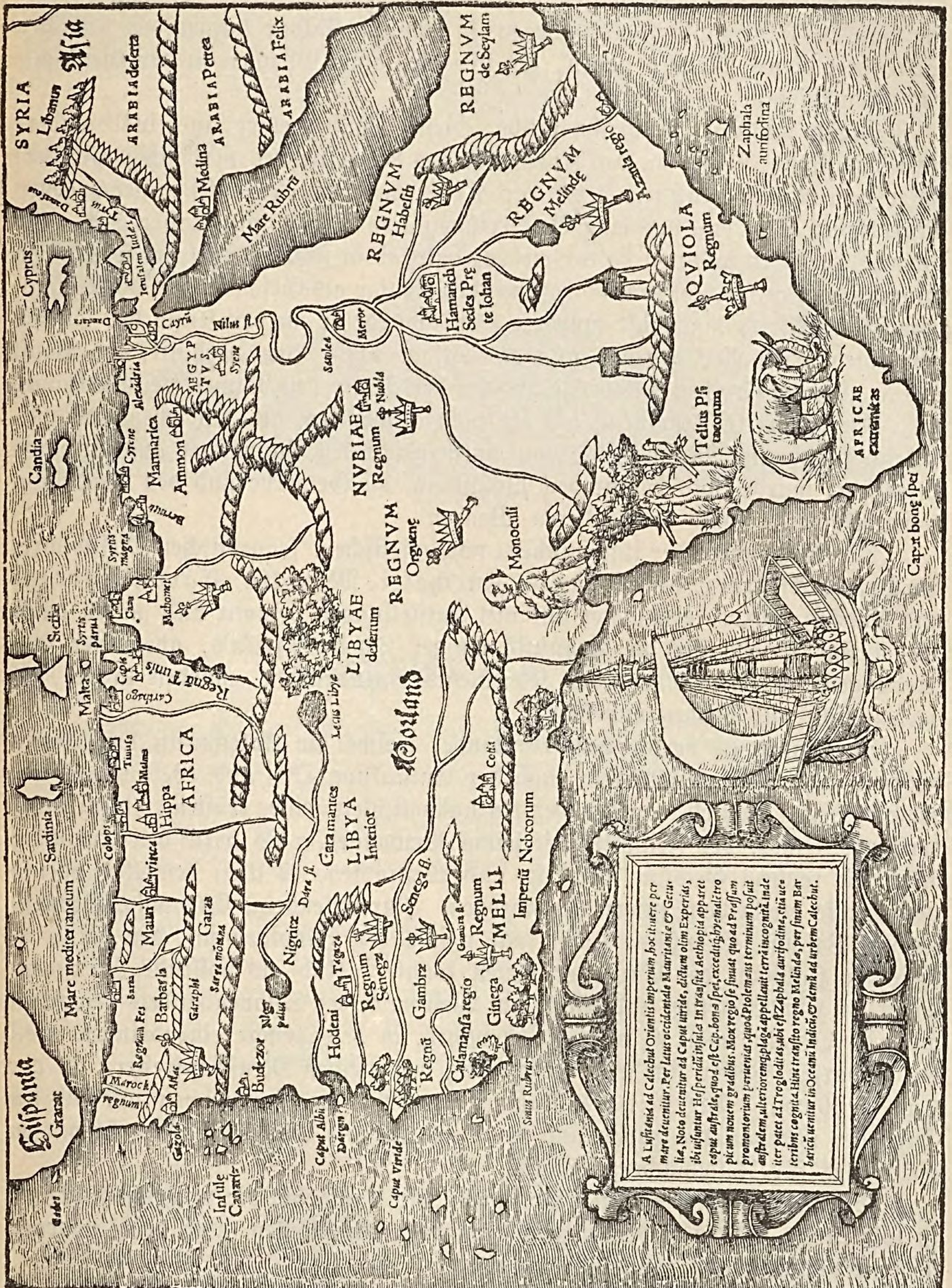
Mit der Fahrt Vasco de Gama's längs der Ostküste Afrika's 1497 bis 1499 waren die Umrisse, die Rekognoszirung der Küsten des schwarzen Erdtheils im Großen und Ganzen vollendet. Diego Ribera, Großpilot von Indien unter Kaiser Karl V., gab 1529 ein Kartenbild Afrika's, das hier nach der reduzirten Skizze von H. Kiepert alle Mängel der damaligen Kenntniß veranschaulicht. Die an den einzelnen Punkten der Küste angegebenen Zahlen besagen das Jahr der Entdeckung von den Portugiesen. Von Nord nach Süd folgen sie meist in chronologischer Ordnung: C. de Bojador 1434, Rio de Ouro 1436, C. Blanco 1443, R. Çanaga 1445, C. Verde 1443, R. Gambia 1456, R. Grande 1446, Serra Leõa 1446, C. Mesurado 1461, C. das Palmas 1470, C. de Tres

Pontas 1470, La Mina de Portugal 1482, C. de Lope Gonzalez 1472, C. de S. Caterina 1473. — Diego Cam und Martin Behaim 1484—1486, Bartolomeus Diaz 1487, Vasco de Gama 1497—99. — C. de Gardafune 1504, Maçua 1520, Suez 1541. — Da die Karte übrigens nur den Anspruch machte als Seekarte zu dienen, so sind die Verlängerungen der nur an ihren Mündungen bekannten Flüsse ins Innere hinein rein willkürlich. Nur der Nil verläuft nach den alten Ansichten des Ptolemäus.

Schon die ersten Entdecker, die Portugiesen, hatten zwar Niederlassungen zum Handel und religiöse Missionsanstalten an der West- und Ostküste Südafrikas und waren selbst bis nach Timbuktu vorgedrungen, allein ihre beklagenswerthe Politik verheimlichte alle geographischen Erfahrungen, und man vernahm nur von einigen Handelsartikeln, von Sklaven, Palmöl, Goldsand, Salz. Auch den Spaniern, Holländern, Franzosen, Briten, die sich an einzelnen Küstenpunkten niederließen, ist aus jener Zeit wenig für die Kenntniß des schwarzen Erdtheils zu danken, obwol sich ihrem Verkehr mit dem Innern keine sonderlichen Schwierigkeiten entgegengestellt hatten. Sowol von Senegambien, wie von der Guineaküste aus sind die Portugiesen tief in das Land eingedrungen und die genauen Nachrichten, welche aus dem 17. und selbst aus dem 16. Jahrhundert gerade über diese Küsten erhalten sind, lassen sie uns sogar als die verhältnißmäßig bestbekannten erscheinen. In ihnen aber zeigen sich nicht Länder mit verkommener Negerbevölkerung, sondern eigenthümlich geordnete Zustände einer Halbkultur, wie wir sie aus Alt-Indien und Aegypten kennen. Die, wenn auch nur schwachen Andeutungen lassen einen für Afrika ungewöhnlichen Bildungsgrad durchblicken; man glaubte in Abessinien das blühende Reich des fabelhaften Priesters Johannes gefunden zu haben. Erst die Berührung mit den europäischen Entdeckern brachte diesen Ländern den Verfall und Untergang. Vor Allem war es der scheußliche Sklavenhandel, welcher die Negervölker aus dem Innern nach der Küste lockte. Sie errichteten hier ihre Blutthrone auf den Trümmern der ursprünglichen Gesittung, und ein Gürtel von Brand und Mord schloß seitdem das Innere des Kontinents für Jahrhunderte.

So war es denn auch nur ein Zufall, daß ein deutscher Buchdrucker einer der ersten Quellenschriftsteller für die großen portugiesischen Entdeckungen jener Zeit geworden ist. Ein Deutscher aus Mähren, Valentin Ferdinand, der vor dem Jahre 1495 nach Portugal gewandert war und dort, wie so viele unserer Landsleute, damals sein Brot als Buchdrucker erwarb, hatte Nachrichten über die Entdeckungen Afrika's bis zum Jahre 1508 gesammelt und uns in ihnen eine Chronik der Entdeckungen von Diego Gomez, einem verdienstvollen Seefahrer, der noch unter dem Infanten Heinrich und später diente, wie es scheint, vollständig erhalten. Valentin Ferdinand war mit Martin Behaim aus Nürnberg bekannt und stand mit Konrad Peutinger in Verbindung, aus dessen Nachlaß seine Handschrift ihren Weg nach München fand. Friedrich Kunstmann hat dieselbe in seinen Abhandlungen über „Die früheren Handelsverbindungen der Portugiesen mit Timbuktu“ und über „Afrika vor Beginn der portugiesischen Entdeckungen“ benutzt, dann eine beinahe vollständige Uebersetzung von Valentin Ferdinand's Beschreibung der Westküste Afrika's bis zum Senegal geliefert und damit einen geradezu unentbehrlichen Kommentar zu den älteren Seekarten geschaffen. Besonders werthvoll sind Valentin Ferdinand's

Nachrichten über den Handel der Küstenbevölkerung mit Innerafrika, über die Oase Badan (Hoden) nach Tambucutu (Timbuktu) und das vielgesuchte Gyni (Dschenné).



Karte von Afrika. Nach Seb. Münster 1544.

Drei Handelsartikel waren es, welche vorzüglich die Verbindungen des nördlichen Afrika mit den Negerländern jenseit der Sahara von Alters her lebendig erhalten haben: Negersklaven, Salz, Goldstaub. Gyni, als Stapelplatz

für das Gold, hat dem alten Guinea nicht nur den Namen, sondern auch den Ruf eines Goldlandes verschafft, welcher so unwiderstehlich zu Entdeckungen aufregte. Merkwürdig in Bezug auf den Goldhandel ist die Versicherung Valentin Ferdinand's, daß die jetzt verdrängten Azanaghen (die Zenhoge-Berber) im Handel 3 Gewichte Goldes gegen 1 Gewicht Silber wegen der örtlichen Seltenheit dieses Metalls gaben, ein Beispiel ohne Gleichen in der Geschichte der edlen Metalle.

Gleich wichtige Nachrichten über dieses Ländergebiet und insbesondere über das Reich Ghana an der Nordkurve des Nigerstromes verdanken wir dem unter dem Namen Johann Leo der Afrikaner am bekanntesten gewordenen Marokkaner Alhasen, der eine Beschreibung von Afrika hinterlassen hat. In Granada geboren und von da vertrieben, hatte er in Fez seine gelehrten Studien gemacht, worauf er von dem marokkanischen Könige als Gesandter an die Königshöfe Inner-Afrika's geschickt wurde. 1517 wurde er an der Küste der Syrten von einem Europäer geraubt und als Sklave nach Rom verkauft, wo Papst Leo X. ihm die Freiheit auswirkte und bei der Taufe den Namen Leo Afrikanus gab. Er beschreibt Timbuktu, wo er zweimal gewesen, als angesehenen Markt, mit schön gebauter Moschee, die von einem geschickten Baumeister aus Granada aufgeführt wurde, und rühmt den Wohlstand, die Gewerbe und den Reichthum dieser Stadt an Gold und anderen Waaren.

Die Nachrichten der italienischen, portugiesischen, französischen Missionare, der Patres Alvarez, dos Santos, Zucchelli, Merolla, Carli, Cavazzi und Anderer wurden erst später und mit Entstellungen bekannt und galten dann als einzige Quelle für die Kenntniß einiger Theile Afrika's, aber ihre Bestrebungen, in das Innere des Kontinents einzudringen, wurden lange Zeit verheimlicht und blieben unbekannt.

So waren es verschiedene Umstände, welche die Unkenntniß von Afrika dauernd erhielten. Afrika war nach der Entdeckung Ost- und Westindiens unbeachtet liegen geblieben wegen der Unzugänglichkeit seiner Küsten, seinem mörderischen Klima, der Feindseligkeit seiner Bewohner. Es lockte den Europäer nicht mit reichem Gewinn wie Ost- und Westindien, es stieß denselben ebenso zurück, wie die beiden Indien ihn anzogen. Nur Elfenbein, Ebenholz, Straußfedern, Palmöl, Erdnüsse, Pfeffersäcke waren der Hauptgewinn, den der Erdtheil der Habsucht der Europäer bieten konnte. Und als vollends Menschenleiber ein Handelsartikel und Afrika ein Weltmarkt des Sklavenhandels geworden war, da brauchte man es nicht zu versuchen, in das Innere einzudringen, weil die schwarzen Völker sich selbst gegenseitig den weißen Menschenfressern an der Küste feilboten. Die Zeit des Ruhmes war für die Portugiesen wie für die Europäer überhaupt vorüber und der Eifer für die Enthüllung des schwarzen Erdtheiles für Jahrhunderte erkaltet.

So viel im Allgemeinen. Versuchen wir nunmehr, die wichtigsten Reisen zu lokalisiren, d. h. nach den einzelnen Ländern darzustellen, nach oder in denen sie unternommen und ausgeführt wurden.



Nilüberschwemmung.

II.

Aegypten und der Nil.

Die Nordküste von Afrika war vergessen. Verfall der Völker durch Barbarei. Jean Thevenot's Reisen nach Aegypten. Kieper über Dapper's Karte. Dapper's Schilderung des Oberlaufs und der Quellen des Nils. — Norden's Nachrichten: Nilmesser, Nilüberschwemmung, Wechsel der Jahreszeiten, Pyramiden. — Richard Pococke. Pero Paez über Habesch. — James Bruce. Fahrt den Nil aufwärts. Von Kosseir nach Dschidda. Indischer Handel. Dschidda. Massaua. Die Shios. Besteigung des Taranta. Dixan, Adowa. Aufenthalt und Zustände in Gondar. Kriegszug gegen Fasil. Wasserfall von Alata. Die Quellen des blauen Nils. Heimkehr über Gondar nach Europa. Uebler Empfang. Kritik über Bruce. — Poncet. Sonnini. Volney. Napoleon's Feldzug in Aegypten.

Selbst die Europa zugekehrte Nordküste Afrika's war der Vergessenheit verfallen, so mächtige Staaten hier auch gewaltet, so blühende Kulturen hier gediehen waren. Aus Aegyptens Vorrathskammern holten schon früh Rom, Konstantinopel, Syrien, Palästina die ihnen mangelnde Brotfrucht; in Aegyptens Tempelschulen lauschten Griechenlands Weisen den Lehrern der höchsten Erkenntniß; Karthago beherrschte das Meer wie Rom das Festland; Numidiens kampfgeübte Reiterscharen bildeten römische Legionen; an den Geländen des Atlas hatten italische Villen sich erhoben und Alexandrien war, wie es einst der Markt der Welt gewesen, auch später die Schule der Welt geworden. — Man kann daher von dieser Erdstelle nicht von Entdeckungen zu reden haben in dem Sinne neu gefundener, nie gekannter Länder. Die griechischen, römischen und arabischen Geographen, sie haben Nordafrika gekannt und beschrieben, ihre Werke sind noch reiche Schachte für die Länder- und Völkerkunde dieses Theils der Erde. Aber die Barbarei der Völker, welche später diese Länder in Besitz nahmen, hat den Boden und seine Bewohner

umgewandelt, und der Unsinn barbarischer Gewaltherrschaft trieb Jahrhunderte lang hier jede wissenschaftliche Forschung zurück. So kam es denn, daß man von den nahen, im Angesicht Europa's liegenden Ländern viel seltenere und spärlichere Kunde erhielt, als von den entferntesten Eilanden in den Wüsten der Ozeane.

So haben wir denn auch erst anderthalb Jahrhundert nach dem Anfang dieser Periode unserer Geschichte der Reisen den ersten bedeutsamen Reisenden in Aegypten zu nennen, Jean Thevenot, den wir bereits früher S. 241 erwähnt haben. Hochgebildet, reich an Geist und Vermögen, beseelte ihn eine besondere Leidenschaft zu reisen, fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Er ging nach dem Orient. In Malta traf er mit dem berühmten Orientalisten d'Herbelot zusammen und wollte auf dessen Rath über Aegypten nach Kleinasien gehen, das damals die meisten wissenschaftlichen Reisenden anzog. Kaum war er aber 1652 in Aegypten ans Land gestiegen, so fesselte ihn auch dies Wunderland. Er kam weiter als irgend Einer vor ihm; er sah Alexandrien, Rosette, Kairo, die Pyramiden. Das hunderttshorige Theben und seine Wunderbauten erreichte er indeß noch nicht. Von Räubern geplündert, durchstreifte er fast als Bettler unter wiederholten Lebensgefahren Nordafrika bis Tunis. Von den Trümmern Karthago's kehrte er nach Europa zurück und beschrieb seine Wanderungen mit Feuer und Treue.

Thevenot's Nachrichten mögen nicht wenig dazu beigetragen haben, den unermüdlichen Amsterdamer Compilator Dapper zu seinem Foliobande: „Umbständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa und denen dazu gehörigen Königreichen und Landschaften, als Egypten, Barbarien, Libyen, Biledulgerid, dem Lande der Negros, Guinea, Ethiopien ꝛc. Amsterdam 1670" zu veranlassen, in dem er Alles mit rühmenswerthem Fleiße zusammenstellt, was man seiner Zeit von Afrika wußte. Er illustrirt sein Werk in der damals üblichen Weise mit sehr zahlreichen Kupfern und Karten. Ueber die Karte sagt Heinrich Kiepert: „Noch derselbe Fehler der Kontour, wie anderthalb Jahrhunderte früher: übertriebene Ausdehnung von Westen nach Osten, ausgeglichen durch ein der wirklich ermittelten Richtung der Küsten widersprechendes Seitwärtshinüberziehen des Arabischen Meerbusens. Das ganze Innere ist scheinbar ausgefüllt mit geographischen Thatsachen, die zum Theil auf wirklicher Beobachtung beruhen, aber in ganz andere Räume gehören; so der Süden und Osten infolge der Expeditionen portugiesischer Heerführer und Missionare nach Congo, Monomotapa und Habessinien hinein, deren Routen, besonders in dem letzteren äthiopischen Alpenlande wegen der Schwierigkeit der Wege und des dadurch bedingten großen Zeitaufwandes gewaltig, zum Theil bis zum Vier- und Fünffachen der wirklichen Länge, übertrieben wurden. Daraus hervorgegangen ist dann eine seltsame Kombination der von den verschiedenen Seiten her aus Nordosten, Südosten und Südwesten erkundeten, thatsächlich, wie wir wissen, durch gewaltige Landräume getrennten Binnenseen Habessiniens und Südafrika's, noch mehr verwirrt durch Anlehnung an die ptolemäische Autorität in Beziehung auf die Lage der Nilquellen und ihre Seen, und die abenteuerliche, bei den Arabern und Afrikanern noch später populäre Fiktion einer Wasserverbindung quer über den Kontinent durch mehrfache Ausflüsse ein- und desselben Seebeckens zur West-, Ost- und Nordküste; nicht selten auch

Wiederholung derselben Thatsachen an ganz verschiedenen Stellen. Im nördlichen und westlichen Theile des Kontinents dagegen, dessen Inneres die mohammedanischen Küstenstaaten noch verschlossen, eine eben so seltsame Mischung ptolemäischer Daten und Namen (Niger, Giras, Gir, Nuba, Libya-See, Garama und der neugebildete Landesname Nigritia) mit den aus arabischen Berichten stammenden wirklichen Orts- und Ländernamen nur entstellt durch ein, der Natur jener Quellen entsprechend, nothwendig irriges Flußnetz."



Afrika im Jahre 1529 nach Diego Ribera, Großpilot von Indien unter Kaiser Karl V.

Diese täuschende Ausfüllung thatsächlich noch völlig unbekannter Erdräume mit mißverstandenen und falsch kombinirten Thatsachen, ja mit bloßen Phantasiegebilden ist dann fast ein Jahrhundert lang von den zahlreichen handwerksmäßigen Kartenfabrikanten bis d'Anville um die Mitte des vorigen Jahrhunderts weiter verbreitet worden.

Für unsere Darstellung dürfte es sicher von Interesse sein, Dapper's Schilderung des Oberlaufs des Nils und seiner Quellen kennen zu lernen, die wir hier buchstäblich wiedergeben.

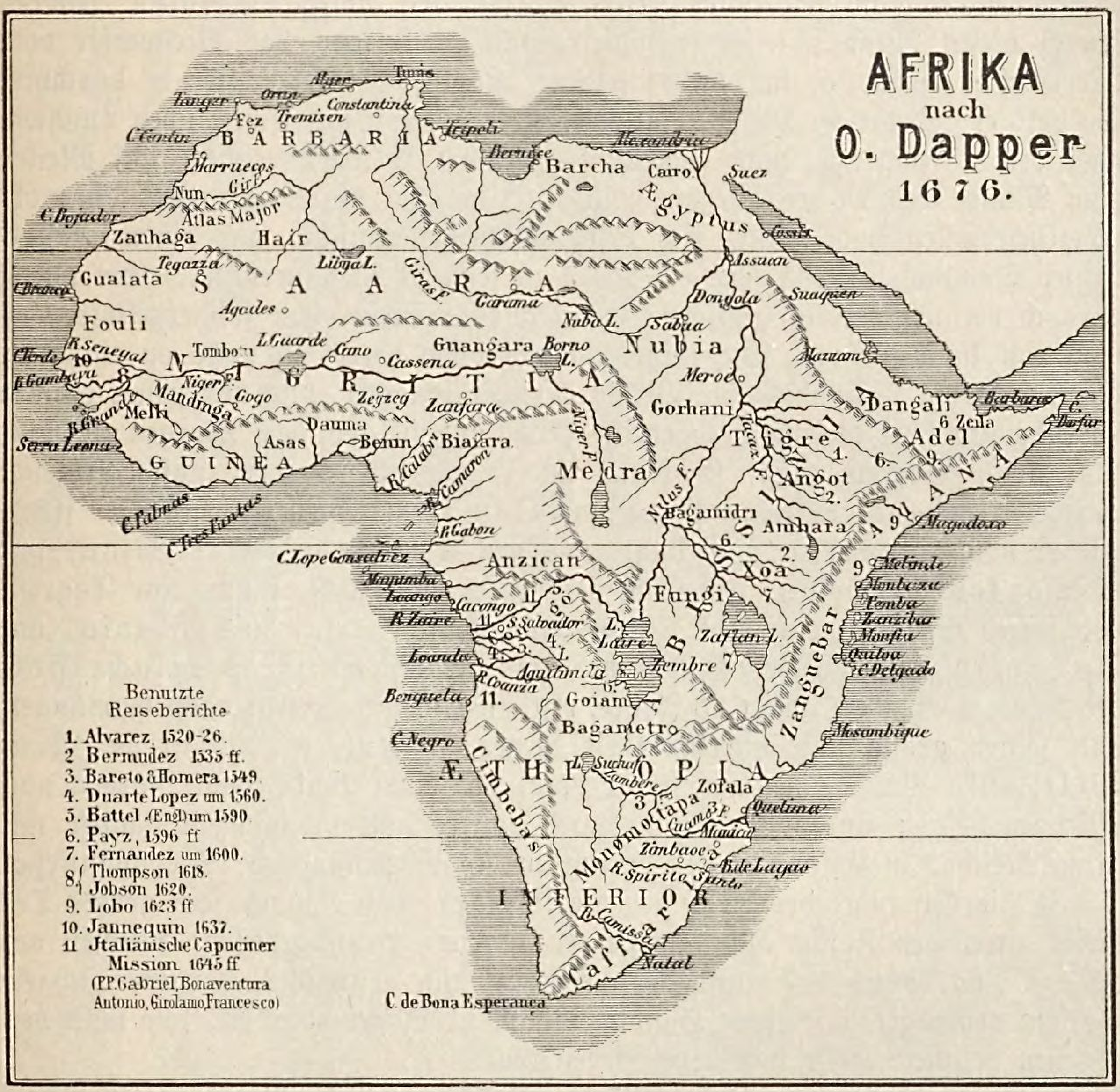
„Woher nun dieser fruchtbringende Fluß eigentlich seinen Ursprung gewinnet, darüber haben über 3000 Jahre her nicht allein die Egiptischen Priester, sondern auch die Weisesten unter den Griechen und andern Völkern ihre Köpfe tapfer gebrochen, und gleichwol alle vergebens gearbeitet. Aber endlich scheinen es zu unsern Zeiten die zween tapferen Männer Athanasius Kircher und Isaak Vossius am besten getroffen zu haben: deren eigene, doch von uns aus dem Latein verdeutschte Worte wir allhier anführen wollen.

„Der Landstrich; schreibet Kircher, daher der Niel seinen Uhrsprung gewinnet, wird Agars genennet, und grentzt an das Königreich Gojam; aber das Land selbsten, da er beginnet, heißt Sagela oder Sakela. Der Brunn läßt sich auf der fläche eines Berges, der rund herum mit Bäumen umgeben, sehen; und ist in seinem Mittelstriche anderthalben Fuß breit, hat keinen Grund, fliesset auch nicht über, sondern leuft unten aus dem Berge herfür; da er sich von stunden an in einen Flus ausbreitet, der endlich mit andern flüssen vermehret, sein Wasser in ein Meer, das 30 Meilen lang, und 14 breit ist, ausgiesset. Aus diesem Meere schiest er mit krummen Buchten beinah bis wieder an demselben Ort, daher er gekommen, nähmlich bis an den Brunn. Darnach fellet er krümlings über große Steinrotzen, und schiesset bis in Mohrenland hinein. Und dieses alles befestiget gemelter Kircher mit einem Briefe, den Peter Pais geschrieben und also lautet.

„Nachdem wir von der Fruchtbarkeit der Länder, unter Priester-Jan gelegen, gehandelt; so will ich auch etwas von den fürnehmsten alda befindlichen Flüssen und Meeren erzehlen. Hierunter stößet uns am allerersten auf der gröste und berühmteste Flus Niel: darüber sich nicht allein die alten und itzigen Gelehrten verwundert haben; sondern die Heilige Schrift selbsten gedenket dessen vielmahls, welche ihn im Buche der Schöpfung Gehon oder Gihon, der sonsten einer von den Flüssen des Paradieses gewesen, genennet. Itzund nennen ihn die Mohren Aboi. Seinen ursprung gewinnet er im Reiche Gojam, im Gebiete Sakala, dessen Einwohner Agous heissen, und Christen seind; wiewohl sie mit der Zeit, da die Kirche verwildert, nicht wenig abergleubisch worden, also, daß sie von den benachbahrten Völkern nicht viel unterschieden. Der Brunn des Niels liegt im Abendteile des Königreichs Gojam, auf einem Hügel eines Tahles, darauf sich ein großes flaches Feld befindet und überal mit Bergen umringet ist. Im 1618 Jahre, am 21 Tage des Graßmohndes, als ich mich in diesem Königreiche, mit dem Könige, und seinem Kriegsheere, befand, stieg ich auf diesen Hügel, untersuchte alles fleissig, und fand erstlich alda zwee runte Brunnen, deren ein jeder in der mitten ohngefähr 4 Hände breit war. Und also sahe ich mit großer Lust dasselbe, was der Persische König Zirus, Kambises, Alexander der Grosse und Julius Cesar, weder durch wündschen, noch verheissungen zu erlangen vermochten. Das Wasser der Brunnen ist sehr hell und klahr, auch angenehm von geschmak. Doch sol man wissen, daß diese zwey Augen der Brunnen auf der obersten fläche des Berges keinen Ausgang haben, sondern unten am Flusse desselben. Ich untersuchte auch die tieffe der Brunnen mit einer Pike. Im ersten sties ich elf Hände breit hinein, und fühlete etliche Wurtzeln in ein ander verwürret.

„Der zweite Brunn liegt vom ersten einen Steinwurf weit, nach dem Morgen zu. Darein sties ich auch eine Pieke zwölf Hände lang: aber ich fand keinen Grund. Darnach band ich zwo Pieken, die 20 Hände lang waren, an ein ander: und konnte auch damit keinen Grund fühlen. Die Einwohner sagen, daß der gantze Berg vol Wassers sey: weil die gantze fläche um die Brunnen herum oftmahls sehr zitterte und rauschete. Und darum flüsset das Wasser nicht über die Brunnen, sondern bricht unten am Berge mit grosser gewalt heraus. Doch sagten sie darbey, als auch der König, der alda mit seinem

Heere lag, daß der Berg in selbigen Jahre wenig geböbet hette, weil die Luft sehr trucken und dürre gewesen: aber in andern Jahren hatte er so gezittert, und das Wasser darinnen so gerauschet, daß man ohne gefahr nicht nahen dürfen. Der umschweif dieses Ortes ist als ein großes Meer gestaltet, und so breit, als man mit einer Schleuder werfen kan. Unten um den Berg herum, ohngefähr eine Meile von den Brunnen, wohnet das Volk, nach dem Abende zu; und wird Guix genennet.



Afrika im Jahre 1676. Nach O. Dapper.

„Von dar, als auch anderwärts kan man sehr schwerlich auf den Berg, zu den Brunnen steigen; ausgenommen an der Nordseite, da man leichtlich hin auf gelanget. Unten am Berge ohngefähr eine Meile darvon, schiesset aus der Erde heraus, in einem tieffen Tahle, noch ein ander Flus; welcher sich ein wenig darnach mit dem Niele vereiniget. Man helt darfür, daß er, mit dem Niele, aus einem Brunnen entspringt, aber unter der Erde hin, durch verborgene Höhlen, schiesset, und in gemelter gegend erst herfür komt. Der Ausflus des Brunnens, der unten am Berge sich eusert, leuft nach dem Morgen zu, so weit als man mit einem Hakenrohre schießet. Darnach wendet er sich straks nach Mitternacht zu. Eine viertel meile weiter

siehet man noch einen andern Ausflus, der durch Klippen und Steine hinrieselt. Darbey verfügen sich kurtz darnach wieder zwee andere, die nach dem Morgen zu entspringen. Und also wächset der Niel, und empfänget von mehr andern Giesbächen Wassers die fülle. Eine Tagereise ferner vereinigt er sich mit einem großen Flusse, den man Ja Ma nennet; welcher darnach Abendwärts leuft, bis er 35 Meylen von seinem ersten Brunnen gelanget. Dan verändert er seinen lauf nach dem Morgen zu, und fellet in ein großes Meer, im Lande Bed, welches zum teil unter Gojam, zum teil unter Bambien gehöret. Durch dieses Meer schiesset er solchergestalt, daß man das Nielwasser vom Meerwasser eigendlich kan unterscheiden: und also fliesset er gerade durchhin. So bald er aus diesem Meere komt, wendet er sich, mit unterschiedlichen Buchten, nach dem Mittage zu; und befeuchtet das land Alata, welches fünf Meilen vom Munde des Meeres lieget. Alda felt er über die Steinrotzen, die wohl vierzehen Ellen hoch seind, mit erschröcklichen gerausche, und einem wässerichten Dampfe, der von fern ein Nebel zu seyn scheinet, herunter. Ein wenig darnach verbürgt er sich zwischen zween andere Steinrotzen solchergestalt, daß man ihn kaum siehet. Die spitzen dieser rotzen liegen so nahe an einander, daß der König vielmahls eine Brücke darüber schlagen, und mit seiner gantzen Kriegsmacht über dieselbe gezogen ist. Wan er nun nach dem Morgen zu durch das Reich Begamidiri, Gojam, und durch alle andere zwischenliegende Reiche, Amharo, Olaka, Xaoa und Damot gelauffen ist, schiest er straks wieder nach Gojam zu, und komt, nachdem er durch die länder Bisan, und Gumankanka geflossen, gemeltem Reiche so nahe, daß er nur eine Tagreise von seinen Brunnen entfernet. Von dar schwingt er sich nach Fazolo, und Ombarera zu: welches ein Heidnisches Königreich ist, das Eras Selachristos, des Königes Bruder, im 1613 Jahre, mit einer großen Kriegsmacht bezwungen, und seiner grösse und unbekanntheit wegen, Ayzolam, das ist die Neue Welt nent. Von dannen schiest der Niel mit einer Bucht, vom Morgen nach Mitternacht zu; und fält endlich, durch andere fast unzehlbahre Länder und große Reiche, in Egipten; da er sich in die Mittelländische See ausstürtzet.

„Hierbey füget der mehr gemelte Kircher: daß ehmahls ein großes Teil dieser zitternden Fläche ohne zweifel ein offener Brun gewesen; welcher von Zeit zu Zeit, durch das aufwachsende Graß und gestreuche, darunter sich ein Schlam gemänget, mit einer Haut gleichsam überzogen worden: wie man dergleichen beispiele mehr in Europa sehen könte.

„Aber obengenenter Isaak Vossius scheinet diese itzt erwähnten Augen oder Brunnen des Niels, die Kircher vor die Hauptbrunnen des Niels helt, zu verwerfen. Was etliche, schreibt er in seinem Buche vom Ursprunge des Niels und andern Flüssen, von zwee kleinen Tümpelchen oder Teichen auf der fläche eines gewissen Berges, welches sie Augen des Niels nennen (nämlich ihre unterirdische Abgründe zu behaupten) geschrieben haben; solches ist gantz und gar wunderseltzam. Dan diese und. alle andern Teichlein, die man auf den Bergen und Flächen findet, werden ohne zweifel vom Regen vol: ohne den das gantze Erdreich trucken, unfruchtbar, und gantz unwohnbar seyn würde. Und ob schon aus diesem Brunnen ein Bächlein flüsset, was solte das helfen können einen so großen Flusschlund zu füllen, und desselben Flusses lauf zu befördern.



Alexandrien im 17. Jahrhundert. Nach Dapper's Afrika.

„Ich kann mich, schreibt er ferner, nicht genug verwundern, das etliche daran haben zweifeln können, wan man erweiset, das die Flüsse ihren ursprung vom Regen haben; da doch alle Flüsse, so viel ihrer seind, vielmahls so augenscheinlich, nach dem vielen oder wenigem Regen, entweder überlauffen, oder fallen; ja solchergestalt fallen, daß viel Schlünde, wan kein Regen fället, gantz und gar austrucknen. Darum wenn jemand den rechten Ursprung der Flüsse zu wissen begehret, der wird vergebens einen gewissen Teich oder Brunn suchen, daraus sie entspringen: ja, was meer ist, so viel Regentropfen auf die Berge, oder auf die Flächen fallen, so viel Ursprünge kan man ihm auch einbilden, daraus ein Flus entstehet." — —

Soweit Dapper. Kehren wir nunmehr zu den eigentlichen Reisenden zurück.

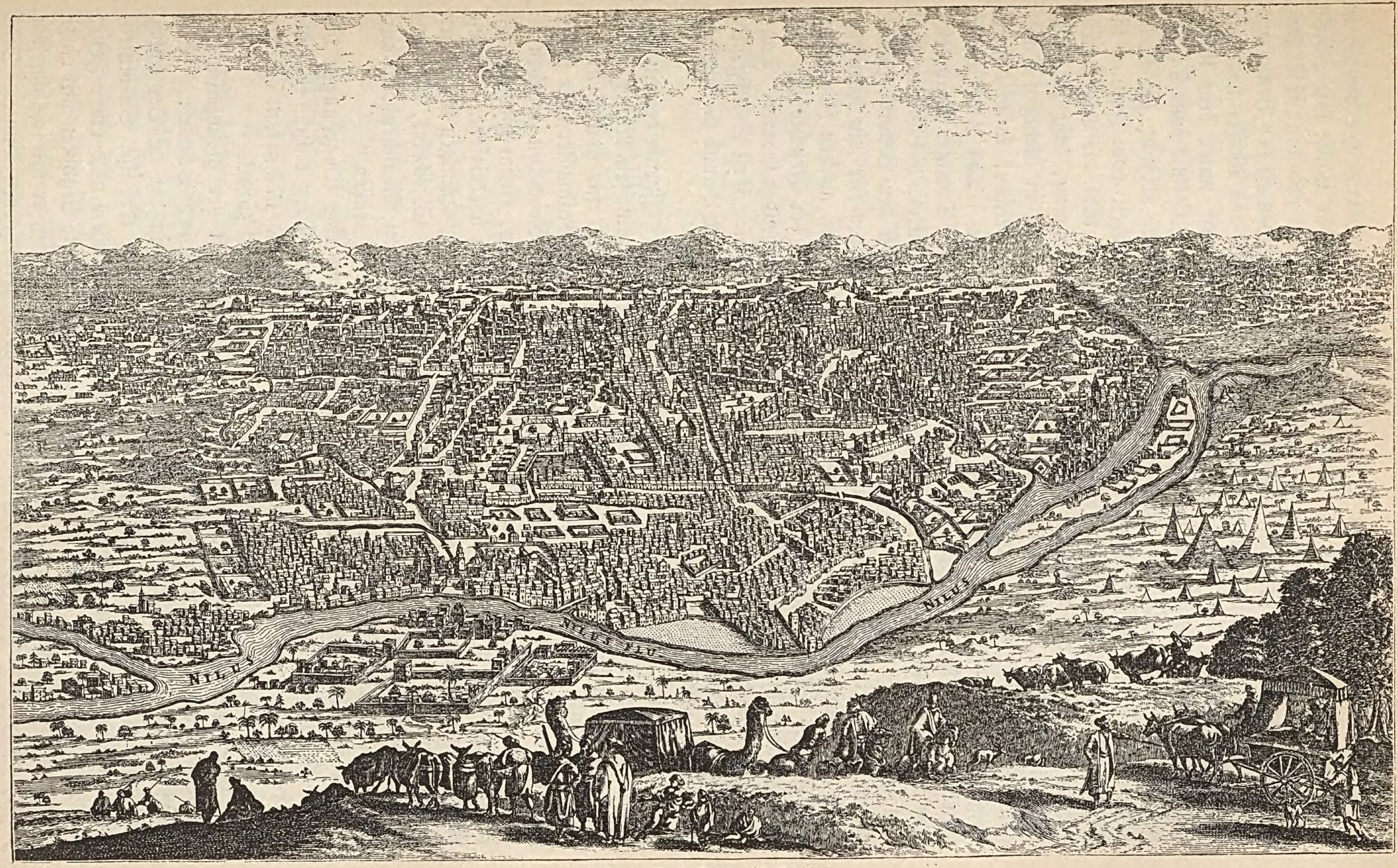
Weiter als Thevenot, aber fast erst ein volles Jahrhundert später, drang der Däne Norden den Nil aufwärts. Er war der erste Europäer, der in der neueren Aera bis zu den Katarakten bei Derr hinaufdrang. Friedrich Ludwig Norden, der nach mehreren Reisen in Holland und in Frankreich, zuletzt in Florenz als Maler lebte, erhielt 1737 auf Veranlassung Linné's vom Könige von Dänemark den Auftrag, nach Aegypten zu reisen und die gepriesenen Wunderbauten zu zeichnen und zu beschreiben. Ehrenvoll entledigte er sich des Auftrages und ist, wie bemerkt, bis zu den Katarakten vorgedrungen.

Nach einer dreißigtägigen Reise betrat Norden im Juli 1737 in dem Hafen von Alexandrien den afrikanischen Boden. — Alexandrien, ehemals der Stapelplatz des Welthandels und das schönste Denkmal seines königlichen Gründers, fand Norden als einen elenden Landungsort; die prächtigen Tempel waren in schlechte Moscheen, die herrlichsten Paläste in schmuzige Wohnhäuser verwandelt; Schutt- und Trümmerhaufen erinnerten wehmüthig an die unabwendbare Zerstörung der Natur und des Menschen. An die Stelle eines vormals wohlhabenden und zahlreichen Volkes war eine kleine Anzahl fremder Handels- und Handwerksleute und eine Menge der armseligsten Menschen gekommen, die nur willenlose Knechte unvernünftiger Herren waren. In Alexandrien, wo drei Welten ihre Schätze tauschten, fand Norden nur zwölf französische und zwei englische Handelsleute, keinen Deutschen, keinen Venetianer!

In dem Hafen lag, außer einigen englischen und französischen Schiffen, nur ein schwedisches. Ein Maßstab für den damaligen Verkehr mit dem civilisirten Europa.

Noch afrikanischer sah es natürlich in Kairo aus, der Handelsstadt Aegyptens. Aber welche Welt erschlossen hier Natur und Geschichte dem staunenden Blicke unseres Reisenden! — Bei der Beschreibung Kairo's giebt Norden eine Uebersicht von ganz Aegypten, dem schönen Geschenk des Flusses. Thevenot's irrige Beschreibung des Mokkias oder Nilmessers auf der Insel Rodda bei Kairo erhält durch ihn ihre Berichtigung. Oeffentliche Aufseher beobachten an dieser mit einer Skala versehenen Säule den Stand des Wassers zu bestimmten Stunden, den alsdann Ausrufer in der ganzen Stadt verkünden. Auf eben dieser Insel Rodda soll Moses von der Tochter Pharao's gefunden worden sein.

Vom Anfang des Juli bis Ende September ist die Zeit der großen Nilüberschwemmung. — Die steigende Wasserflut wurde irrig durch die Schneeschmelze in Abessinien erklärt, sie ist vielmehr Folge der periodischen Tropenregen wie beim Orinoko in Amerika, beim Ganges in Indien.



Kairo. Nach Dapper's Afrika.

Beginnt in Kairo der Nil zu steigen, so werden die Dämme des Landes in festlichen Zügen durchstochen, ein Süßwassermeer bedeckt das Land, wie Inseln ragen die mit Ortschaften gekrönten Hügel aus der Flut hervor und nur auf Kähnen wird die Verbindung erhalten. Es ist die Fest- und Freudenzeit der Bewohner, denn der Nil bringt die befruchtende Schlammlage. Aber das Wasser hat keine bleibende Stätte; die Zuflüsse von Aethiopien hören auf; unter dem lichten Gluthimmel geht die Verdunstung schnell vorwärts, der Nil fällt vom Oktober bis Dezember; die Luft ist feucht, die Morgen und Abende neblicht, die Nächte kühl. Es ist der Winter Aegyptens. Die dritte Jahreszeit vom Januar bis März ist die befruchtende, der Frühling. Die Nächte sind kühl, die Tage warm. Nachlässig wirft der Aegypter die Saat in den Nilschlamm, läßt sie durch Schweinerudel in den weichen Boden eintreten, und schon in wenigen Tagen grünt die üppige Saat der reichsten Ernte entgegen, welcher, kaum daß sie eingebracht worden, bald eine zweite Nachernte nachreift. Das Land ist ein Garten. Von April bis Juni ist viertens die Glutzeit, der Sommer Aegyptens. Die Luft ist heiß, die Erde verdorrt, der Boden zerklüftet, die Bäume sind entlaubt, die Wasser seicht, das Land eine Wüste. Selbst der Beduine flüchtet alsdann mit seinen Heerden in schattige Thäler, um Weiden für sein lechzendes Vieh zu gewinnen. — Kein Wunder, daß dieses Volk einst an den Zauberstab des Hermes (Thot) glaubte, denn eben so schnell als der Fruchtboden eine Wüste, ward die Wüste ein Meer und das Meer ein blühender Garten. Daher sagt auch Omar's Feldherr, Amru, so schön von Aegypten: „Erst Staubgefild', dann süßes Meer, endlich Blumenbeet." Es erinnert an die Llanos in Amerika, wo diese dreifache Naturform sich ebenfalls zeigt.

Bei Kairo setzten Norden die Riesenbegräbnisse der Pyramiden in Erstaunen. „Der so kleine, so schwache Mensch", sagt er, „scheint sein Nichts an die Ewigkeit haben knüpfen wollen. Von so vielen Festen sind nur noch Trümmer übrig geblieben, Alles ist verschwunden, diese ungeheueren Grabmäler aber stehen noch aufrecht. Die Materialien zu diesen riesenhaften Gebäuden wurden in unbekannten Jahrhunderten aus dem Mokatom gewonnen, einem Gebirge am rechten Ufer des Nils, von welchem ein Zweig bei Kairo vorbeizieht. — Diese Berge, von menschlicher Hand geschaffen, sollten die Leichenwohnungen der stolzen Pharaonen sein, von denen sie Unsterblichkeit träumten. Es scheint, als habe der Tod seinen Thron gerade auf dem einzigen Werke von Menschenhand aufschlagen wollen, welches bestimmt war, Jahrtausenden zu trotzen."

Nächst Kairo waren Girge, Theben, Essuan und ihre Umgebungen bis Derr Gegenstände von Norden's Beobachtungen. Von Derr mußte er seine Rückreise antreten. Gegen Ende des Februar des Jahres 1738 kam er nach Kairo und kehrte von hier über Alexandrien nach Europa zurück.

Der zweite Wiederentdecker des alten Aegyptens ist der gleichzeitig mit Norden reisende gelehrte Lordbischof von Ossory, Richard Pococke. Nach mehrjährigen Studien auf der Universität zu Oxford ging er im September 1737 auf einem englischen Schiffe von Livorno zwischen Korsika, Sardinien, Sizilien längs der ligurischen Küste nach Afrika und landete nach einer Fahrt von 23 Tagen in dem Hafen von Alexandrien. Er bereiste Aegypten mit einer Menge von Kenntnissen und einer solchen Vorbereitung, daß er die schätzbarsten Berichte über den klassischen Boden der Pharaone herausgeben konnte. Sein

Werk über die Denkmale dieses Landes ist zwar von den großartigen Unternehmungen der neueren Zeit übertroffen worden, aber immer noch brauchbar und nützlich geblieben.

So groß indeß auch die Verdienste Norden's und Pococke's waren, so ausgezeichnete Anerkennung sie auch gefunden, so waren doch ihre Reisewerke zu selten, als daß sie der größeren Lesewelt zugänglich und verständlich hätten sein können.

Aegypten und seine Wunderwerke blieben im Allgemeinen so gut wie unbekannt. Selbst auf die gelehrte Welt machten sie nicht den verdienten Eindruck. Man sah in den Bauten und der Kunst Aegyptens nichts als barbarisch rohe Gewalt. Man glaubte in den Pyramiden das Größte und Vollendetste gesehen zu haben, was barbarisch geschmacklose Gewaltherrscher durch Millionen von Sklavenhänden emporthürmen ließen. Nach Herodot arbeiteten an den Pyramiden des Cheops 100,000 Menschen 20 Jahre lang, die alle 3 Monate von einer gleich großen Anzahl abgelöst wurden. Die Reize seiner Tochter waren dem Könige nicht zu theuer, um durch sie die Geldmittel für die Förderung seiner Bauten zu erlangen. Und in der That muß Frauenschöne von den alten Aegyptern mehr als Frauenwürde honorirt worden sein, da es der ägyptischen Prinzeß gelungen war, durch das Feilbieten ihrer Reize nicht blos ihrem königlichen Vater die Mittel zu seinem Pyramidenbau zu erwerben, sondern auch noch sich selbst ein ähnliches Schandmal ihrer Unzucht zu errichten.

Dreißig Jahre waren seit Norden und Pococke wieder vergangen, ehe ein Reisender zur Erweiterung der geographischen Kunde diesen Boden betrat. Das Jahr 1768 führte endlich den mit Uebertreibung gerühmten und verrufenen Schotten James Bruce hierher. An Bruce haben Tadel und Lob sich überboten, er verdient daher eine ausführlichere Erwähnung, doch sei zuvor noch an die Zustände in Habesch oder Abessinien kurz erinnert.

Obgleich das erste katholische Patriarchat in Habesch ein trauriges Ende nahm, so gaben doch weder der König von Portugal noch der Papst die Hoffnung auf, dieses Reich in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen. Mehrere Jesuiten wurden dahin abgeschickt, aber erst Pero Paez (1577), ein friedlicher, umsichtiger und gelehrter Mann, gelangte wirklich zum Ziele. Und da er sich in Habesch lange Zeit aufhielt und infolge der Achtung, welche er sich bald errungen, einen tieferen Einblick in manche Verhältnisse hatte, die späteren Reisenden verschlossen geblieben sind, so muß sein Bericht immerhin als ein höchst werthvoller Beitrag zur Kenntniß Abessiniens gelten. Paez unterrichtete das Volk in mancherlei nützlichen Künsten und erwarb sich durch gute Rathschläge, welche er dem Negus (König) in schwierigen Angelegenheiten ertheilte, dessen Zuneigung in hohem Grade. Er begleitete ihn unermüdlich bei seinen Regentschaftsreisen durch das Land und lernte dabei dessen Bewohner gründlich kennen. Der höchste Werth seines Reiseberichtes liegt aber entschieden in der Stelle, an der er die Quellen des östlichen (blauen) Nils beschreibt. „Die Quellen des Nils — sagt er — befinden sich im westlichen Theile des Königreichs Gojam im Bezirke Sabala (Sakahab) am Ende eines breiten, auf allen Seiten von hohen Bergen umgebenen Thales. Als ich mich am 21. April 1618 mit dem Könige und seinem Heere hier befand, stieg ich zu dem Orte hinauf." Paez giebt nun über diese Quellen eine ausführliche Schilderung, beschreibt auch den ferneren Lauf des Nils, seinen Durchgang durch die Landschaft

Dambea, den großartigen Wasserfall von Alata, seine Windungen durch die Provinzen Begemder, Schoe, Amhara und Damot so genau, daß spätere Reisende, selbst Bruce, kaum dem noch etwas Spezielleres und Neues hinzuzufügen vermocht haben.

James Bruce, Ende 1730 in Schottland geboren, erregte schon früh große Hoffnungen, die nach vollendeten vielseitigen Studien um so größer wurden. Nach mehreren Reisen in Portugal, Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Deutschland studirte er die arabische und äthiopische Sprache mit dem Vorsatz, nach dem Orient, nach Aegypten zu gehen und das seit vielen Jahrhunderten größte geographische Problem zu lösen, die Quellen des Nils zu finden. Was der Ganges für die Hindus, ist der Nil für seine Anwohner, ein Strom heiliger Verehrung. Uralte Staaten sind an seinen Ufern gegründet und Denkmäler, „von denen vierzig Jahrhunderte auf die Gegenwart herabschauen", spiegeln sich weit hinauf in seinen Fluten. Die Quelle dieses großartigen Stromes zu erforschen, versuchten schon die Alten, doch vergebens. Caput Nili quaerere war ihnen der bezeichnende Ausdruck, das geflügelte Wort für nicht erreichbare Dinge.

In Bruce's Tagen war Aegypten den Fremden noch nicht sehr zugänglich. Christen waren der Mißhandlung ausgesetzt und es gehörte ebenso viel Muth als Gewandtheit dazu, um den jeden Tag drohenden Gefahren zu entschlüpfen. Zum Glücke für Bruce war Ali Bey, der Pascha von Aegypten, damals von seinem Sekretär Risk vollständig beherrscht, und dieser, ein leidenschaftlicher Liebhaber der Sternkunde, bekam, als in dem Zollhause die astronomischen Instrumente des Reisenden ausgepackt wurden, eine so vortheilhafte Meinung von den Kenntnissen desselben, daß er ihn seines ganz besonderen Schutzes versicherte und ihm Empfehlungsbriefe an die Befehlshaber in den einzelnen Provinzen und Städten, welche er berühren mußte, mitgab.

Am 12. December 1768 schiffte sich Bruce zu Kairo ein, weil die Fahrt auf dem Nil der bequemste und sicherste Weg nach Süden schien. Nicht weit von Dendera sah er das erste Krokodil, später aber hunderte, die auf jeder Insel in großen Heerden beisammen lagen; und dennoch treiben die Aegypter ihr Vieh jeder Art in den Fluß und lassen es mehrere Stunden hindurch darin stehen; auch die Weiber und Mädchen gehen, um Wasser zu schöpfen, bis an die Kniee hinein und die damit verbundene Gefahr scheint eben so gering zu sein als ihre Furcht, denn sie konnten sich nicht erinnern, daß Jemand von einem Krokodil gebissen worden wäre. Am 16. Februar 1769 verließ Bruce zu Kenneh den Fluß, um mit einer Karawane nach Kosseir am Rothen Meere zu gelangen. In der Nähe von Kosseir kam er durch eine lange Reihe von nackten Bergen, meist aus röthlichem Marmor, und da sie sich bis zur Küste hinziehen und dem Schiffer schon aus weiter Ferne sichtbar sind, wahrscheinlich die Veranlassung wurden, daß man den arabischen Golf gewöhnlich das Rothe Meer nannte. Man hatte sich ferner schon häufig und erstaunt gefragt, wo die alten Bewohner Aegyptens die auffallende Menge von feinem Marmor, womit alle ihre Bauten so reichlich geschmückt sind, hernahmen; wer durch die erwähnten Berge reist, wo sich Granit, Porphyr und Marmor findet, kann sich diese Erscheinung leicht erklären, und man sieht noch jetzt deutlich, daß die Oeffnungen und Hohlwege in den Hügeln ihr Dasein nicht der Natur, sondern

der Kunst zu verdanken haben und daß man mit ungeheuerer Mühe den sanft nach dem Nil abfallenden Abhang schuf, um darauf die gewaltigen Steinmassen leichter nach dem Verschiffungsplatze fortzubringen.

Von Kosseir ging Bruce zur See und landete am 3. Mai 1769 an der arabischen Küste zu Dschidda, dem Hauptstapelplatze der indischen Waaren. Nichts setzte ihn hier mehr in Erstaunen, als die Art und Weise, wie der sehr bedeutende Handel betrieben wird. Es lagen neun Ostindienfahrer im Hafen, von denen einige einen Werth von wenigstens 200,000 Pfd. St. an Bord hatten. Die Muster wurden gezeigt und ein schlicht aussehender Türke erbot sich, alle Ladungen zusammen zu nehmen; zwei indische Mäkler, der eine von Seiten der britischen Kapitäne, der andere von Seiten des türkischen Kaufmannes, traten nun in das Zimmer, wo der Handel abgeschlossen werden sollte, um den Preis zu verabreden; sie waren weder Mohammedaner noch Christen, hatten aber bei beiden unbeschränktes Vertrauen; sie setzten sich auf einen Teppich, nahmen einen Shawl und deckten diesen über ihre Hände.



James Bruce von Kinnaird.
Denkmünze auf dessen „Reisen zur Entdeckung der Quellen des Nils in den Jahren 1768—1773".

Währenddem sprachen sie von gleichgiltigen Dingen, von der Ankunft ostindischer Schiffer, von den Tagesneuigkeiten, als wenn es sich durchaus um kein ernstes Geschäft handele. Nach Verlauf von zwanzig Minuten war der Handel über sämmtliche neun Ladungen mit den Fingern unter dem Shawl vereinbart, ohne daß ein Wort von dieser Sache gesprochen oder Feder und Tinte gebraucht worden wäre; und doch weiß man keinen Fall, daß je Streit über einen solchen Verkauf entstand.

Dschidda ist einer der ungesundesten Orte dieser öden und unfruchtbaren Küste und verdankt seine Blüte nur dem Umstande, daß die großen Schiffe auf dem Golfe nicht weiter nordwärts segeln können, weil sie von da an keinen sicheren Hafen finden. Oestlich von Dschidda dehnt sich dicht vor den Thoren eine große Wüste aus, wo die Beduinen, welche die Stadt mit Milch und Butter versehen und den Transport der ausgeschifften Waaren nach Mekka und anderen Handelsplätzen besorgen, in Binsenhütten wohnen.

In Massaua fand Bruce trotz seiner zahlreichen Empfehlungsbriefe keine erfreuliche Aufnahme und entging trotz seiner Entschiedenheit und Klugheit kaum der Raubsucht des Statthalters. Er durchzog nunmehr landeinwärts auf dem

gewöhnlichen Wege, welcher von der ältesten bis auf die neueste Zeit als die Hauptverbindungsstraße der Abessinier mit Arabien und Indien bekannt ist, zuerst eine schmale, nackte Ebene, auf der er die drei hinter einander liegenden Ketten der abessinischen Alpen sah. Ueber alle ragt der Taranta hervor, dessen in Wolken oder Nebel gehüllter und selten sichtbarer Gipfel der Sitz von fast unaufhörlichen Gewittern und Stürmen ist, da er die Wetterscheide bildet; denn auf der östlichen Seite dauert die Regenzeit vom Oktober bis April, auf der westlichen aber vom Mai bis September. Bruce begegnete vielen Shihos, welche mit ihren Weibern und Kindern von den Bergen herabkommen, um ihre Herden in die Ebene nach dem Meere hin zu treiben, weil hier im Oktober und November Gras wächst und das, welches die entgegengesetzte Jahreszeit auf der andern Seite des Gebirges hervorgebracht hat, bereits verzehrt ist. Dieser beständige Wechsel des Aufenthaltes giebt diesem und den anderen Hirtenstämmen dieser Gegenden einen Hang zu Räubereien und Gewaltthätigkeiten, daher man auch in Habesch das Sprüchwort hat: hüte dich vor Männern, die zweierlei Wasser trinken.

Die kleine Karawane, welche Bruce zusammengebracht hatte, sah sich, als sie den Taranta zu besteigen anfing, fortwährend von wilden Thieren, besonders von Hyänen bedroht.

Die Bergbewohner sind nicht schwarz, sondern von dunkler, ins Gelbe fallender Farbe; sie trugen den Kopf bloß, an den Füßen Sandalen, um die Schultern ein Ziegenfell und um den Unterleib ein baumwollenes Tuch; das Haar ist kurz und gekräuselt wie das der Neger im westlichen Afrika, aber nicht von Natur, sondern durch Kunst, denn Jeder führt ein hölzernes Stäbchen bei sich, um das er dasselbe zu Locken in der landesüblichen Form kräuselt. Die Männer tragen gewöhnlich zwei Speere, einen großen Schild von Ochsenhaut und an der rechten Seite in einem Gürtel ein Messer mit krummer, spitzer Klinge. Das Rindvieh ist von besonderer Größe und Schönheit, meist weiß und mit Seidenhaar; die Schafe groß und schwarz.

Auf der Hochebene des Taranta sah man reifen Weizen, aber nicht dicht und mit sehr kurzen Halmen, die Körner schienen aber rein und von guter Farbe, obgleich nicht so groß wie in Aegypten.

Dixan, die erste Stadt am westlichen Abhange des Taranta, ist ziemlich bedeutend und hat christliche und maurische Bevölkerung. Ihr einziges Gewerbe ist der Handel mit Kindern; die Christen bringen die in Habesch gestohlenen hierher, wo sie einen sicheren Stapelplatz finden, und die Mauren schaffen sie nach dem Markte von Massaua, von wo sie nach Arabien und Indien verschickt werden.

Zu Adowa in einer äußerst fruchtbaren Ebene, wo man des Jahres dreimal ernten kann, wo aber trotzdem die Ackerbauer arm und elend sind, fand Bruce bei einem Kaufmann, an den er empfohlen war, eine sehr gastfreundliche Aufnahme. Von hier aus ging er über die Trümmer von Axum, der alten Hauptstadt von Habesch.

Die Straße nach Gondar, der Hauptstadt von Habesch, führt über die Bergkette des Lamalmon, welche trotz ihrer Höhe mit prächtigen Getreidefeldern bedeckt ist. Als Bruce nach Gondar kam, waren fast alle Leute von Einfluß, an die er Empfehlungsbriefe hatte, abwesend und das Land durch politische

Stürme erschüttert. Ras Michael, der Statthalter von Tigre, hatte den Negus ermordet und sich der Herrschaft bemächtigt, welche ihm Fasil, der Statthalter von Dammot, streitig machte. Um sich zu behaupten, hatte er den noch unerfahrenen jungen Sohn des Negus scheinbar auf dem Thron sitzen lassen und die Tochter der Königin Mutter geheirathet. Da Bruce die kranken Kinder dieser Frau heilte, gewann er an ihr eine so eifrige Gönnerin und Fürsprecherin bei Hofe, daß er zum Statthalter der Provinz Ras-el-Feel ernannt wurde. Der kluge Brite übertrug indessen die ihm keineswegs wünschenswerthe Stelle einem Freunde und blieb lieber in der Nähe des Hofes, weil ihm hier die beste Gelegenheit geboten war, die Zustände des Landes, wie die Lage seiner Bewohner am genauesten kennen zu lernen und sich zur Reise nach den Nilquellen zu rüsten.



Dschidda.

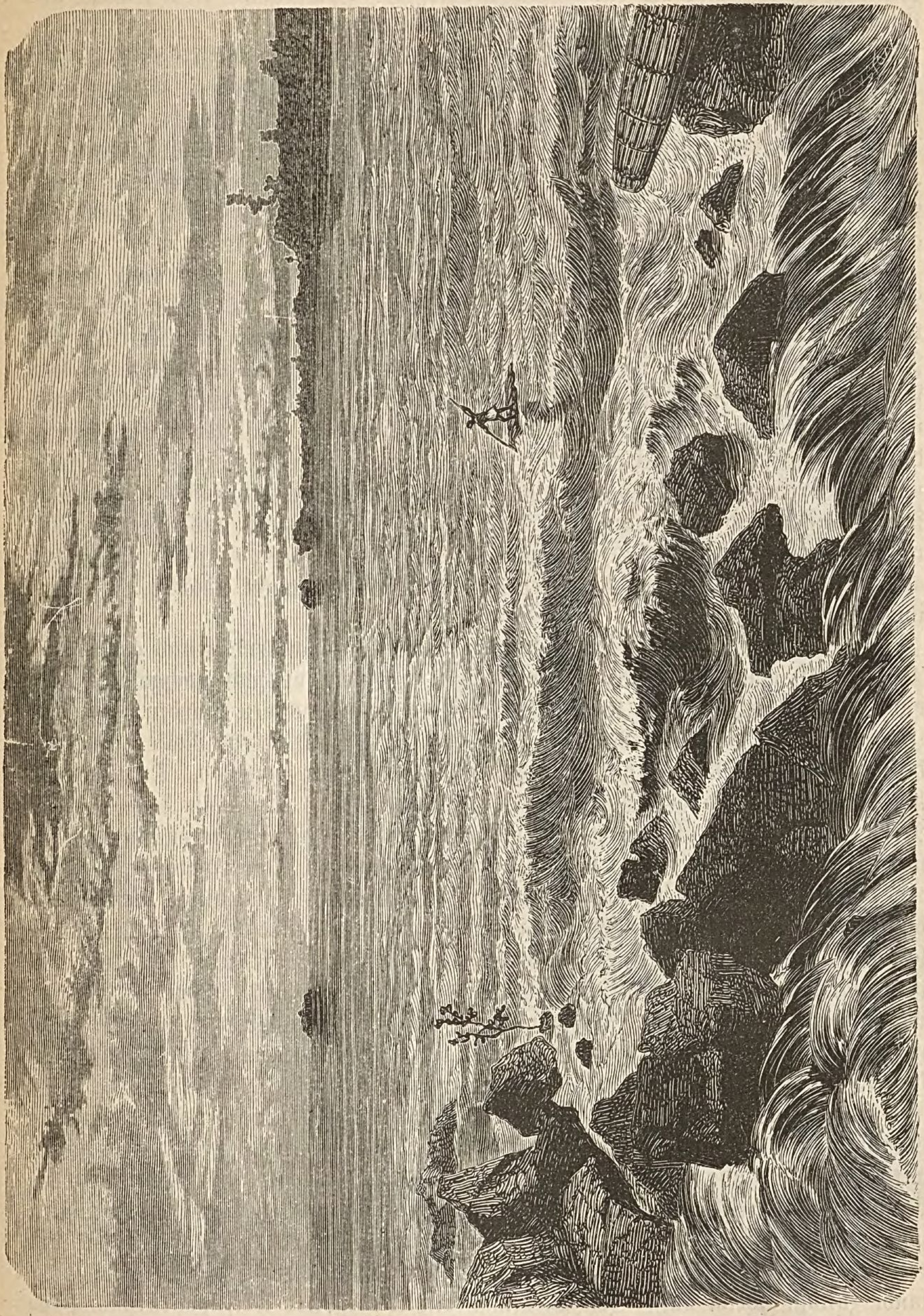
Bruce verließ trotz aller freundlichen Abmahnungen, in einer so unruhigen Zeit ein solches Wagniß zu unternehmen, am 4. April mit dem Heere, welches gegen Fasil, den Statthalter von Dammot, ins Feld rückte, Gondar und zog an der östlichen Seite des Tzanasees hin, des bedeutendsten Wasserbeckens in Habesch, dessen Umfang man aber sehr vergrößert hat. Einige Tagemärsche brachten Bruce an den berühmten Wasserfall von Alata, wo der Nil, nachdem er aus dem Tzanasee getreten, durch einen sehr engen, finsteren Felsschlund vierzig Fuß hoch mit betäubendem Getöse schäumend und wirbelnd herabstürzt. Es war, sagt Bruce, ein majestätischer Anblick, den auch das längste Leben nie schwächen und aus meinem Gedächtnisse auslöschen wird; er nahm mir beinahe meine Besinnungskraft, ich vergaß ganz, wo ich war und alle Dinge unter dem Monde waren mir gleichgiltig, aus meinem Gedächtniß verschwunden; es war eine große, über Alles bewältigende Scene.

Und das Glück blieb ihm hold. Denn als seine bisherigen Gönner in die Flucht geschlagen wurden, schenkte ihm auch der feindliche Sieger seine Gunst. Einige Geschenke gewannen denselben; er gab seinem Gaste nicht nur die Erlaubniß, die Reise nach den Nilquellen fortzusetzen, sondern übertrug ihm

sogar die Verwaltung des Bezirkes, in dem diese Quellen liegen. Da Bruce Bedenklichkeiten über die Sicherheit des Weges äußerte, sprach Fasil nach einigem Ueberlegen: „Hört Yakube (so nannten die Abessinier Jakob Bruce), was ich Euch jetzt sage: Ihr sehet hier diese sieben Männer (Bruce hatte nie schrecklichere und verdächtigere Gestalten gesehen), sie sind Alle Häuptlinge und Anführer der Gallas, wilder Leute, wenn Ihr wollt, die aber nichtsdestoweniger Eure Brüder sind; Ihr könnt durch ihr Gebiet reisen, als wenn es das Eurige wäre, und Niemand wird es wagen, Euch die geringste Beleidigung zuzufügen, denn es ist Sitte bei ihnen, daß sie jeden Gast als Verwandten betrachten und ihm die Rechte eines solchen einräumen." Er redete darauf mit diesen sieben Leuten in ihrer Landessprache, welche ihm mit einem wilden Geheul antworteten und sich zum Zeichen der Beistimmung auf die Brust schlugen. Noch nicht damit zufrieden, übergab er Bruce sein eigenes aufgezäumtes und gesatteltes Pferd, welches als eine Art Paß vor ihm hergeführt werden sollte, denn die Gallas zollen dem Pferde des Häuptlings eben so große Achtung als diesem selbst.

So mit allem zu seiner Reise Nöthigen hinreichend versehen, machte sich Bruce alsbald wieder auf den Weg und erreichte den Nil an einer Stelle, wo er nur 260 Fuß breit ist. Nicht gering war seine Freude, als er bemerkte, daß die hier an beiden Ufern wohnenden Agows dem Flusse immer noch dieselbe göttliche Verehrung beweisen, wie es schon im hohen Alterthume der Fall war. Am 4. November, nahe am Ziele der Reise bei einem sanft aufsteigenden Hügel, worauf eine dem heiligen Michael geweihte Kirche stand, machte man noch einmal Halt. — „Der Nil", sagt Bruce, „ist hier nicht vier Ellen breit und wo wir durchgingen, etwa vier Zoll tief, also nur ein unbedeutender Bach, der schnell über einen Grund von kleinen Kieseln lief, unter denen sehr harte, schwarze Felsen hervorragten. Es ist schon spät, bemerkte ich ungeduldig zu einem Führer, verliert keine Zeit und bringt mich geradesweges und ohne weitere Umstände zu den Quellen des Nils. Er geleitete mich nun aus dem die Kirche umgebenden Gehölze ins Freie, wo er stille stand und nach Süden hin deutend zu mir sprach: „Seht Ihr jenen kleinen Rasenhügel in der Mitte der sumpfigen Bodenstelle, dort sind die beiden Quellen des Nils; wenn Ihr an denselben hingeht, so ziehet die Schuhe aus, wie Ihr an jenem Tage thatet, als Ihr bei den Agows den Fluß durchwatetet, denn die hiesigen Bewohner sind noch weit ärgere Heiden, als die Agows bei jener Furt; sie glauben an nichts, woran Ihr glaubet, sondern nur an diesen Fluß, zu welchem sie sich jeden Tag mit ihrem Gebete wenden, als wenn er ein Gott wäre." — Ich zog sogleich meine Schuhe aus und lief den Hügel hinab nach der etwa zweihundert Schritte entfernten kleinen Insel von grünem Rasen. Der ganze Abhang des Hügels war mit Blumen dicht überwachsen, deren knollige Wurzeln über den Boden hervorragten; sowie man auf sie trat, löste sich die äußere Schale ab, wodurch ich einige Male ausglitt und heftig fiel, ehe ich den Rand des Sumpfes erreichte; darauf kam ich an die Raseninsel, welche die Gestalt eines Altars hatte und offenbar ein Werk der Kunst war und stand voll Entzücken an der stärksten Quelle, die in der Mitte entspringt. Man kann sich nicht denken, was in diesem Augenblicke in meiner Seele vorging; ich stand an der Stelle, welche seit beinahe dreitausend Jahren sich dem Geiste und der Forschung der ausgezeichnetsten Männer entzogen hatte. Könige hatten an der Spitze ihrer Heere diese

Entdeckung versucht; aber ihre Versuche unterschieden sich nur von einander durch die größere oder geringere Zahl von Menschen, welche dabei zu Grunde gingen.



Der Tzanasee.

Reichthum, Ehre und Ruhm waren seit einer Reihe von Jahrhunderten Demjenigen geboten, der diese Aufgabe lösen würde, und es fand sich Keiner, der

die Neugierde der Fürsten zu befriedigen, die Wünsche der Geographen zu erfüllen und diesen Flecken von der Thatkraft der Menschen abzuwischen vermochte. Ich triumphirte hier als ein einfacher britischer Privatmann über Könige und ihre Heere und jede Vergleichung machte mich stolzer."

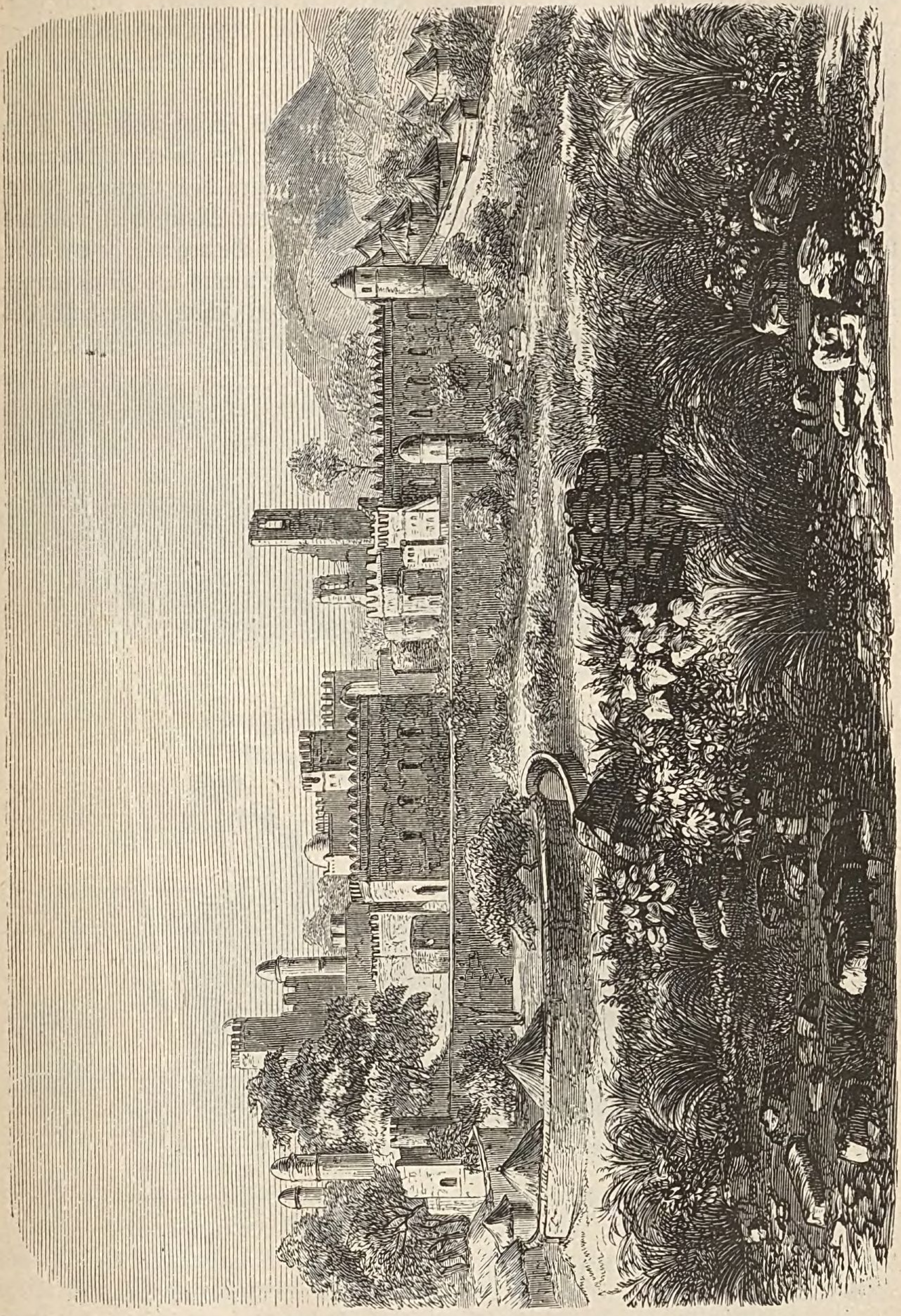
Nach seiner Rückkehr von den Nilquellen verweilte Bruce noch längere Zeit in Gondar, der Hauptstadt Abessiniens. Innere Unruhen, Bürgerkriege und Verwirrung aller Art hemmten seine ferneren Unternehmungen. Aber ihm, dem Vieles schon geglückt, glückt endlich auch die Rückkehr in seine europäische Heimat, Anfangs zur freudigen Ueberraschung der Gebildeten und zum entsetzlichen Erschrecken seiner Verwandten, die ihn, als er erst 1790 heimkehrte, als Verschollenen bereits in freudiger Betrübniß beerbt hatten.

Die Lästerung seiner habsüchtigen Erben erniedrigte ihn auch in den Augen scheinbar unbefangener Richter. Noch ehe er die so sehnlich erwartete Beschreibung seiner Reise herausgegeben hatte, wußten die Kritiker die Fehler derselben genau anzugeben und sein Werk als Fabel und Lüge zu verschreien. Tief gebeugt vom häuslichen Kummer, nach dem Verlust einer liebenswürdigen Gattin, geschwächt durch die ausgestandenen Mühseligkeiten, gereizt durch die Aufnahme, die er persönlich gefunden und empört durch die Schmähungen seiner Bestrebungen, begann er in einem solchen Gemüthszustande die Beschreibung seiner Reisen und Erfahrungen. Sein Werk, das er einer undankbaren Welt mittheilte, sollte die Waffe sein, seine Gegner zu besiegen; er schliff sie scharf; aber allzu scharf, bestätigt auch hier das Sprüchwort, macht schartig. Er starb im April 1794.

Der Glaubwürdigkeit dieses kühnen, trefflich beobachtenden und gewandten Mannes ist eine ganze Reihe von Jahren hindurch vielfach nachgespürt und dabei nicht wenig für die Kenntniß dieses Landes gewonnen worden. Freilich ist gerade das wichtigste Resultat und der Glanzpunkt seiner Reise, die Entdeckung der Nilquellen, in doppelter Beziehung in Abrede zu stellen. Denn erstens hatte schon vor ihm der Mönch Pero Paez zuerst die Quellen des blauen Nils, Bar el Azrek besucht und zweitens sind die weit südlicheren Quellen des weißen Nils, Bar el Abiad bekanntlich erst in unseren Tagen entdeckt worden.

Auch verdienen seine astronomischen Bestimmungen allerdings wenig oder doch nur die vorsichtigste Beachtung. Seine Karte aber ist ungleich zuverlässiger als seine oft sehr ausführliche Beschreibung, die mit den früheren und späteren Nachrichten auf das Treffendste übereinstimmt. Bruce war sicher Meister im Beobachten und Einsammeln von Nachrichten, aber wenn auch nicht ungeschickt, doch leider verstimmt, übereilt bei der Bearbeitung und Mittheilung derselben. Das harte, über ihn ausgesprochene Urtheil kann nur gegen seine astronomischen Bestimmungen, gegen seine durch Eitelkeit und gereizte Phantasie veranlaßten Aufschneidereien und Uebertreibungen, gegen seine historischen, antiquarischen und etymologischen Grillen gelten; dagegen sind seine aus der Natur und dem reichen Menschenleben aufgefaßten und mitgetheilten Beobachtungen von entschiedenem Werthe, der um so höher anzuschlagen ist, je dürftiger und trüber die Nachrichten sind, in denen uns vor ihm die Kunde von diesem Alpenlande zufloß. Denn außer den älteren Berichten bigotter Missionare und Proselytenmacher haben wir vor Bruce nur den einzigen Poncet hier noch nachträglich als Quelle über Nubien zu erwähnen, der hundert Jahre früher, 1698,

als Arzt in Begleitung des Paters Xavier de Benevent mit der Senaarkarawane durch die Oasen und Nubien nach Senaar und von da nach Gondar reiste.



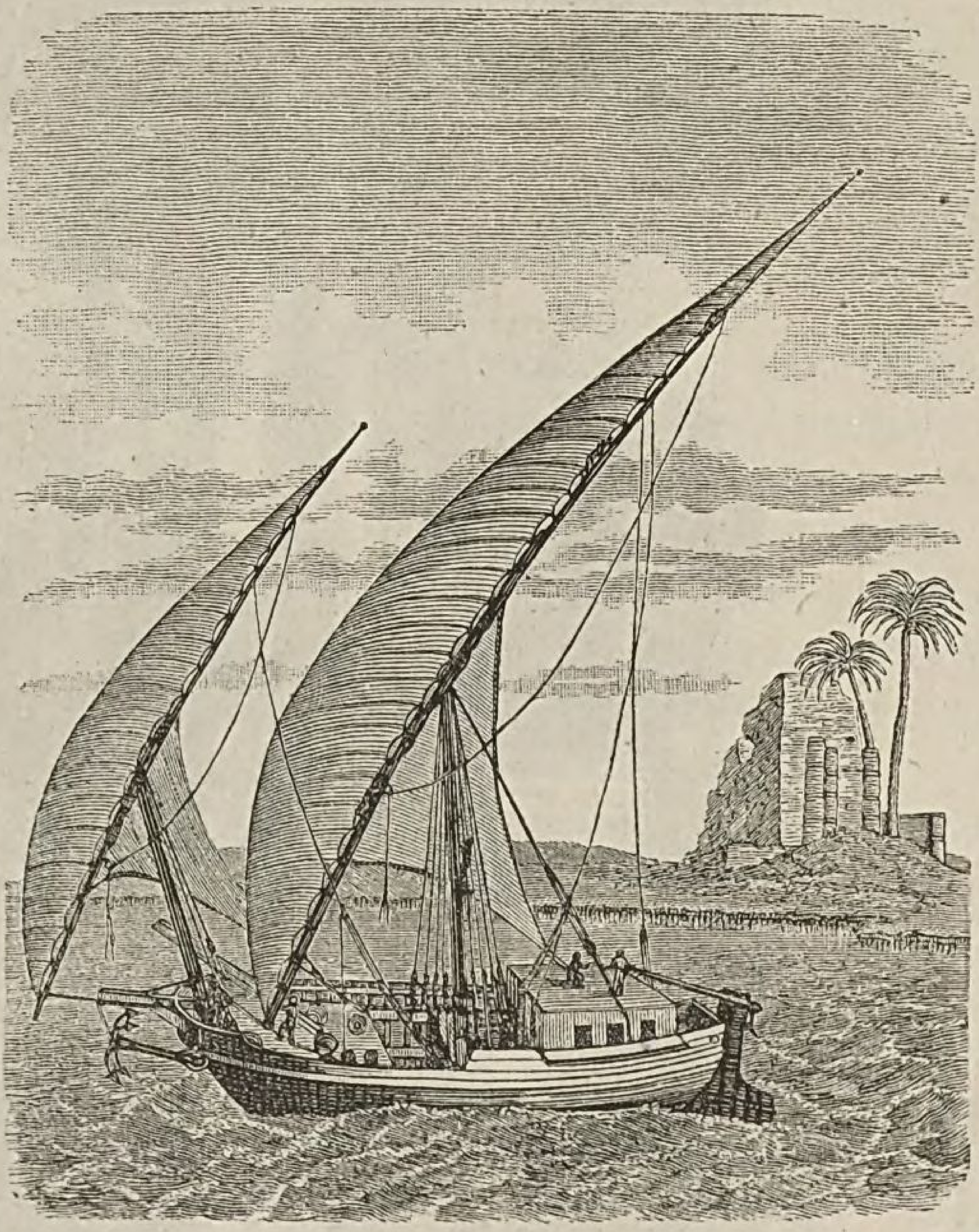
Gemp, alter Palast in Gondar, Nordfront.

Poncet war der einzige Europäer, der die Hauptstadt Nubiens, Dongola, zu seiner Zeit als Augenzeuge kannte.

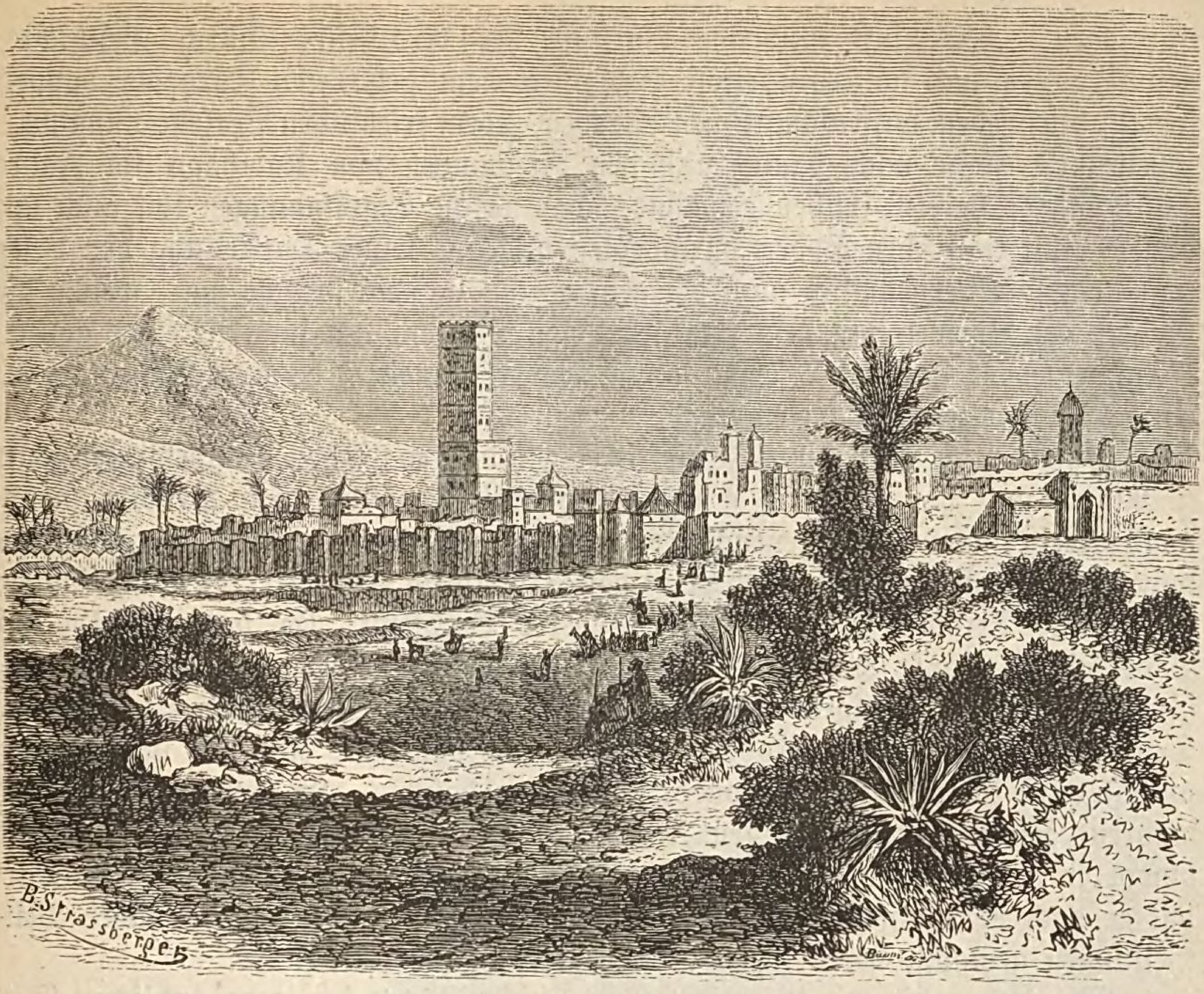
Wir kehren nunmehr wieder nach Aegypten zurück.

Nach den Reisen Norden's und Pococke's hat auch die Reise Sonnini's im Jahre 1778 und die des berühmten Verfassers der Ruinen, Volney's, im Jahre 1783 im Allgemeinen zur Darstellung von Aegyptens Gegenwart und Vergangenheit wenig beigetragen, mit so vieler Liebe und Theilnahme ihre Berichte auch aufgenommen wurden.

Die wahre Wiederentdeckung des alten Aegyptens schien nicht die Aufgabe des einzelnen Menschen, sie schien die Kraft eines Volkes zu erheischen; und diese fand sich während der ereignißreichen letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts in den Franzosen, jenem Gährungsmittel der Menschheit, welches die Welt schon so häufig in schäumend aufbrausende Bewegung gesetzt hat. Napoleon's Feldzug nach Aegypten und die großen Resultate der Forschungen der den Heerestroß begleitenden Gelehrten liegen indeß schon außerhalb des Zeitrahmens unserer Darstellung, die hier zu schließen ist.



Canja unter Segel. Nilfahrzeug zur Reise des James Bruce 1768.



Marokko.

III.

Die Nordwestküste und der Niger.

Die Raubstaaten verscheuchen jede Annäherung; Thevenot, Shaw, Hebenstreit, Höst bieten geringe Belehrung. — Eintheilung der Westküste, Flüsse und Häfen. — Kolonien und Missionsthätigkeit der Portugiesen. Beginn des Sklavenhandels. — Erste Engländer Wyndham und Pinteado. Handelsgesellschaften am Gambia. Spätere Reisende. Franzosen und Niederländer. — Rivalität und Hader Aller gegen Alle. Brandenburgische Kolonisationsversuche. Der Niger nach Dapper. Franzosen am Senegal, Brue's Reisen auf dem Senegal. Die Fulahs, Schaggas, Jaloffen, Mandingos, Insel Bissago, See Kayor. Compagnon's Goldland Bambuk. Eigenthümliche Thierwelt.

Der westliche Theil der Nordküste von Afrika, obwol Europa so nahe gelegen, daß man ihn, analog den ähnlichen Verhältnissen wie bei Asien, Klein-Afrika nennen könnte, ist noch weniger besucht, noch mehr vergessen worden als Aegypten. Seit die Türkenherrschaft um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich hier ausgebreitet, waren die einzelnen Staaten: Tunis, Tripolis, Fez, Marokko, mehr oder weniger in Abhängigkeit von der Hohen Pforte, Piraten- und Räuberstaaten unter dem Gesammtnamen die Barbaresken geworden, welche das Mittelmeer zum Schauplatz der gefürchtetsten Seeräubereien machten. Seitdem waren die friedlichen Flotten aus diesen Gewässern verschwunden und aus den afrikanischen Häfen liefen lange nur Raubschiffe aus, dem friedlichen Kaufmann sein Gut

abzujagen. Die einst blühende Vorstufe des Erdtheiles, durch Geschichtserinnerungen und naturhistorische Schönheit dem gebildeten Europäer doppelt werth, blieb jedem wissenschaftlichen Streben, jedem friedlichen Verkehr unnahbar. Thevenot's Reise nach Tunis und den Trümmern von Karthago im Jahre 1652 wurde bereits früher erwähnt, aber welche Empfindungen ihn auch auf diesem einst klassischen Boden durchbebten und aus seiner Darstellung den Leser ergriffen, wie vernehmlich auch die geheimnißvolle Zwiesprache war, welche die Geister der Vorwelt mit dem sinnigen Leser pflegten, fast die Zeit eines ganzen Menschenlebens floß dahin, ehe wir von dem Engländer Thomas Shaw 1720 einige Nachrichten von diesen Ländern erhielten.

Shaw war über zehn Jahre Prediger der englischen Handelsgesellschaft in Algier und hat während seines Aufenthaltes daselbst diese Provinz mehrmals bereist, ohne die eigentliche Geographie derselben wesentlich bereichert zu haben. — Auch die Reise des Leipziger Professors Hebenstreit nach Algier, Tunis und Tripolis 1733 hat kein höheres Verdienst. Er hatte dieselbe auf Veranlassung König August's II. von Polen unternommen, um über den Zustand der Politik, Religion und Sitten dieser Staaten Nachrichten zu ertheilen. Dem gepriesenen Werke Georg Höst's, des dänischen Konsuls in Marokko und Fez, ist gleichfalls nicht sonderlich viel zu danken. Er durchstreifte 1761 während seines achtzehnjährigen Aufenthaltes die Grenzen dieser Reiche, und obwol er in der Landessprache geübt und ein erfahrener Geschäftsmann war, hat er doch nur zumeist über den Handel und die Sitten dieser Länder Mittheilungen gemacht, deren Werth lange geschätzt worden ist.

Wir haben hiermit die wichtigsten zur Geschichte der geographischen Entdeckungen gehörigen Werke für diesen westlichen Theil der Nordküste von Afrika genannt, aber der Gesammtwerth der thatsächlichen Entdeckungen und Erweiterungen der geographischen Kenntnisse während der drei Jahrhunderte dieser Periode ist nach dem Maßstabe unserer heutigen Schätzung so gering und die Sprache und Form ihrer Ueberlieferungen so wenig eigenthümlich und anziehend, daß wir unsere Darstellung der Entdeckungen dieses Ländergebietes schon hiermit schließen. Wir gehen nunmehr über zur

Westküste Afrika's.

Die Westküste Afrika's wurde schon früh in drei große Theile getheilt. Der erste derselben ist Senegambien, der sich von den südlichen Grenzen der Sahara nach Cap Verga unter dem 10° nördlicher Breite zu einem Punkte erstreckt, der von Sierra Leone und der Mündung des Rio Grande gleich weit entfernt ist. Der zweite Theil, Ober- oder Nord-Guinea, erstreckt sich von Cap Verga nach dem Cameron-Gebirge im Golfe von Benin und umfaßt ein Gebiet, das längs der Küste über mehr als 300 Meilen sich ausdehnt. Der dritte Theil, Süd-Guinea, erstreckt sich vom Cameron-Gebirge unter dem 4° nördlicher bis nach Benguela etwa unter dem 16° südlicher Breite.

Die vier großen Flüsse dieses Küstenstriches sind nach ihrer geographischen Reihenfolge der Senegal und der Gambia in Senegambien, der Niger in Nord-Guinea und der Congo in Süd-Guinea.



Algier im 17. Jahrhundert. Nach Dapper's Afrika.

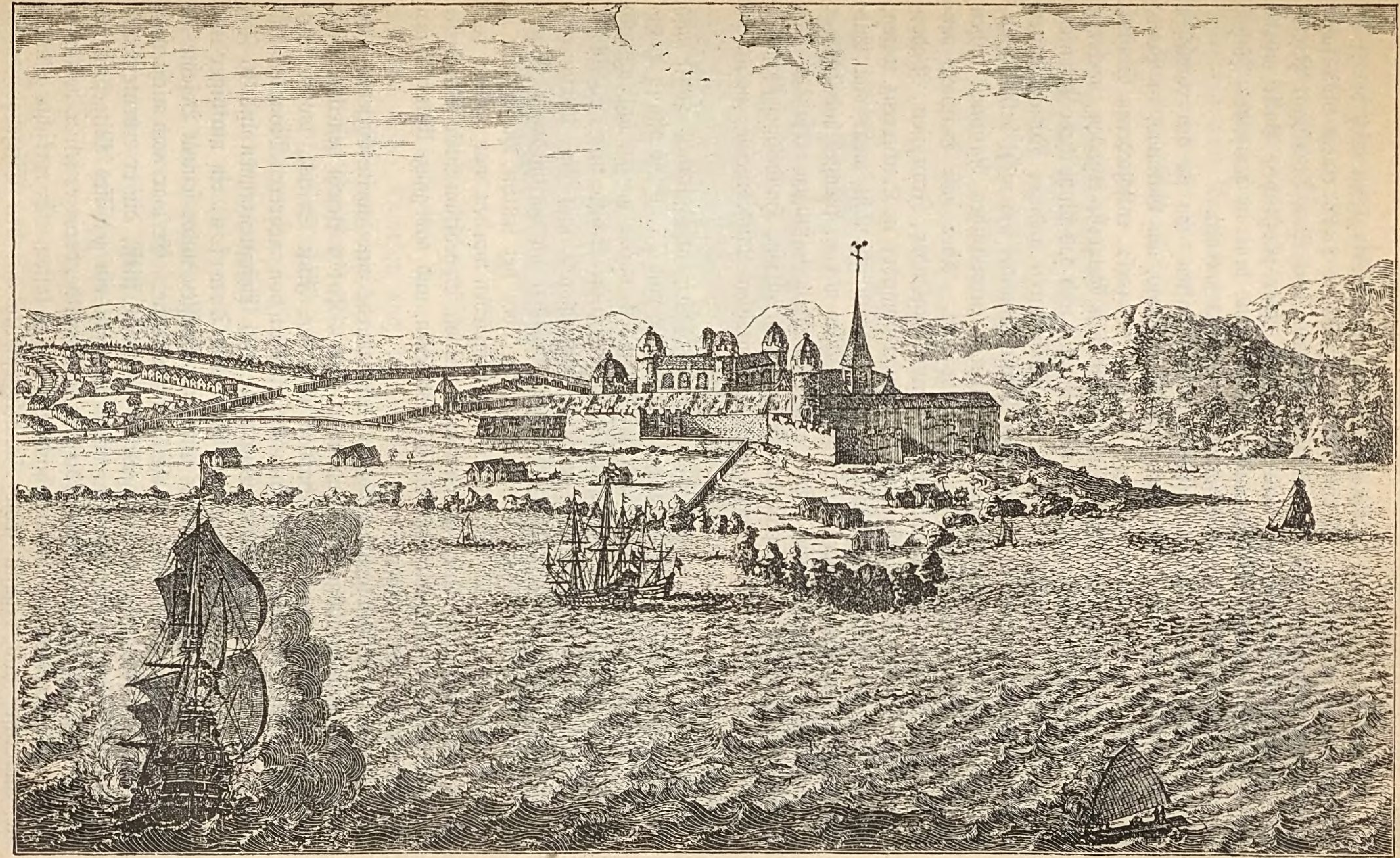
Die Flüsse zweiten Ranges sind der Rio Grande in Senegambien, der Sierra Leone, St. Paul oder Mesurado, Kavally, St. Andrews, Cap Lahn, Basam, Asaini, der Volta und Lagos in Nord-Guinea, und der Cameron, der Gabun, Nazareth, Ambriz und Kozanza in Unter- oder Süd-Guinea.

Westafrika ist auffallend arm an guten Häfen und Buchten, nur Goree, Gambia und Sierra Leone haben treffliche Häfen, die jede Handelsunternehmung erleichtern. Aber zwischen dem letztgenannten Punkte und den Flüssen im Golfe von Benin giebt es nicht einen einzigen Hafen, keine Bucht, keine Mündung, keinen Einschnitt irgend einer Art, wo ein Fahrzeug von einiger Größe gegen die Stürme des Meeres Schutz finden könnte. Die Schiffe müssen in offener See und fast bis zu einer Stunde vom Lande entfernt vor Anker liegen, während Ladungen und Löschungen nicht selten bei der heftigsten und gefährlichsten Brandung durch Boote bewirkt werden müssen. Dies war für die Entwicklung des Handels Nord-Guinea's stets ein wesentliches Hinderniß. Südwärts vom Golf von Benin bilden fast alle Flüsse von nur einiger Bedeutung an ihrer Mündung eine Bucht, in welcher die größten Schiffe ankern können, so Alt-Kalabar, Cameron, die Bai von Corisco, der Gabun, die Bai von Kabinde, der Congo und Loanda (San Paolo de Loanda).

Noch vor dem Ende des 15. Jahrhunderts hatten die Portugiesen zu Arguin und Elmina Forts gegründet, am Senegal, am Gambia, am Rio Grande, auf der Goldküste, im Golf von Benin und am Congo Handelsfaktoreien. Es war dies zur Zeit der ersten Entdeckungen, wobei Handelsgeschäfte, Verbreitung des christlichen Glaubens ihr Hauptzweck war. Schon in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts waren sie Herren des ganzen Landes geworden, von Senegambien, Rio Grande, Benin, des Königreiches Congo, des Königreiches Bambuk. Gegen Ende des Jahrhunderts kam noch Angola in Süd-Guinea hinzu. Von den meisten der genannten Punkte aus führten die Portugiesen ihre Handelsunternehmungen ziemlich weit in das Innere hinein; sie schlossen mit den Häuptlingen des Landes Freundschafts- und Handelsverträge und legten auf den Verkehrswegen nach dem Innern, wie schon bemerkt, auch längere Fortifikationslinien zu ihrem Schutze an. Bei allen diesen zahlreichen Reisen hatten sie kein besonderes Interesse für geographische Entdeckungen.

Nicht minder wurde auch das Missionswerk eifrig betrieben. Am Senegal, an der Goldküste, zu Benin, in Congo und Angola wurden Missionen errichtet, von welchen die in Senegambien, auf der Goldküste und zu Benin freilich von nicht langer Dauer waren, während dagegen die Missionen von Congo und Angola länger als zwei Jahrhunderte unterhalten wurden. Hier entstanden auch zahlreiche Kirchen, Kathedralen, Klöster und Kollegien. Mit nicht geringer Beharrlichkeit suchte man auch den Priester Johannes, von dem bereits Band I, S. 241 die Rede war und auch noch später bei Abessinien die Rede sein wird.

Den frommen Bestrebungen ging indeß bald das ruchlose Gewerbe des Menschen- und Sklavenhandels zur Seite. Die Portugiesen waren die ersten, welche den Sklavenhandel einführten, und die letzten, welche ihn gezwungen aufgeben mußten. Leider hatte man sich sehr bald überzeugt, daß die Eingeborenen Westindiens und Brasiliens für die schweren Arbeiten, welche die neuen Herren ihnen auferlegten, zu schwach waren, daß aber die Eingeborenen Afrika's weit stärker und besser verwendbar für diese Arbeiten seien.



Castel Elmina aus der Zeit der Portugiesen. Nach Dapper's Afrika 1676.

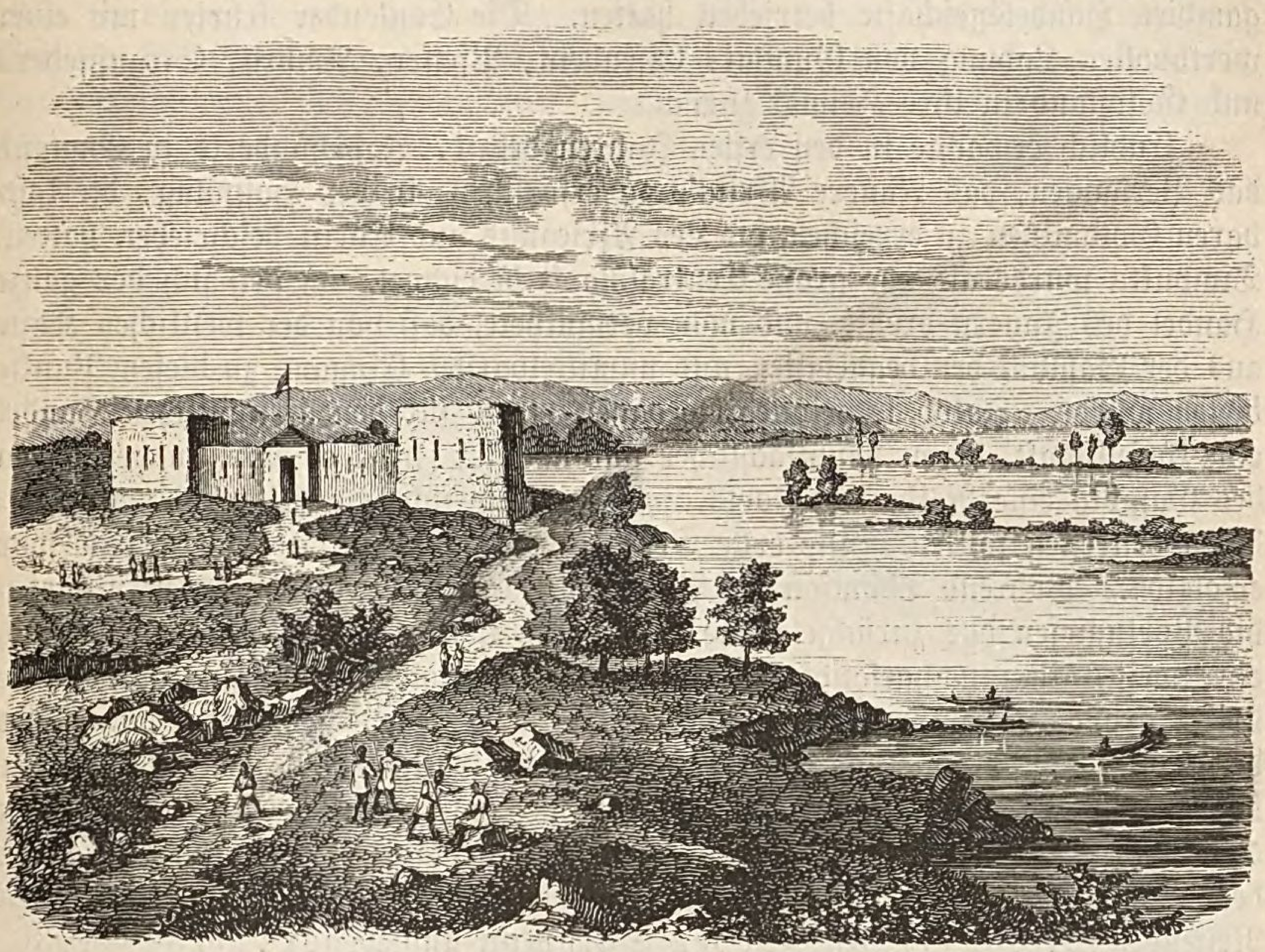
Schon 1503 wurden afrikanische Sklaven von Portugiesen nach der Insel San Domingo gebracht. — Kaiser Karl V. gestattete 1517 einem vlämischen Kaufmann ausdrücklich 4000 afrikanische Sklaven nach San Domingo, Portorico, Cuba und Jamaica zu bringen. Kraft einer päpstlichen Bulle wurde 1537 in Lissabon ein Sklavenmarkt eröffnet, von dem in demselben Jahre 10—12,000 Sklaven nach Westindien übergeführt wurden.

Die Portugiesen haben an vielen Küstenpunkten, wo sie den ruchlosen Sklavenhandel gewinnreich betrieben, am Rio Pongo, am Galimas, in Popo, Lagos, Kap Lopez, Loango, Congo, Angola, Benguela, entschiedenen Einfluß behauptet, aber seitdem sie sich diesem schmählichen Gewerbe ergaben, verloren sie alles Interesse für die eigentlichen Entdeckungen und das Wohl ihrer Kolonien. Selbst die Missionsthätigkeit wurde von Missionären anderer Nationalitäten übernommen und fortgesetzt, die an dem Menschenhandel sich nicht betheiligten. So vergingen mehrere Jahre und die anderen europäischen Nationen haben den portugiesischen Sklavenhandel wenig beachtet. Aber böse Beispiele verderben gute Sitten, und so kam es, daß auch Engländer, Franzosen, Niederländer hier mit den Portugiesen und auch unter einander in Konkurrenz traten, und es ist daher seitdem an diesem ganzen Küstenstrich nicht mehr von Entdeckungen zu berichten, sondern vielmehr von einem wirren Wechsel habsüchtiger kaufmännischer Bestrebungen. Die einzelnen Niederlassungen erfahren sehr häufigen Wechsel ihrer europäischen Herren und allerlei Handelsgesellschaften überbieten sich nur in Anstrengungen, die einzelnen Landestheile, wohin sie gelangen, auf das Schonungsloseste auszubeuten.

Thomas Wyndham war der erste, der 1551 ein englisches Schiff nach der Westküste Afrika's führte und mit einer Beute von 75 kg Goldstaub heimkehrte. Die Unternehmungslust und der Golddurst waren gereizt, und alsbald rüstete eine Gesellschaft von Kaufleuten zwei stattliche Schiffe mit 140 Mann unter dem vereinigten Befehle desselben Wyndham's und des Portugiesen Pinteado, der früher in portugiesischen Diensten an verschiedenen Unternehmungen in Afrika Theil genommen hatte, aber bei seinem Monarchen in Ungnade gefallen und aus dem Vaterlande vertrieben worden war. Man versprach sich daher von seinen Erfahrungen für die Expedition viele Vortheile, die aber wegen Uneinigkeit der Führer ausblieben, und das ganze Unternehmen hatte die traurigsten Folgen.

Schon im nächstfolgenden Jahre 1554 wurde eine zweite Expedition in größerem Maßstabe ausgerüstet und unter John Lok's Befehl gestellt. Diese berührte Madeira, Teneriffa, Barbas und den Fluß Sestos, wo sie ihre Handelsgeschäfte begann. Nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten kam sie mit einer Ladung von 200 kg Goldstaub, 250 Elefantenzähnen und 36 Faß Guineapfeffer nach England zurück. William Towrson, ein muthiger und unternehmender Engländer, machte mit zwei Schiffen unter seinem Befehle im Jahre 1555 eine Reise nach der afrikanischen Küste. Er war noch nicht weit gekommen, als er auf eine portugiesische Caravele stieß, die er erbeutete und ungestraft hätte vernichten können, hätte ihn nicht ein gewisses Mitgefühl für seine Gefangenen veranlaßt, ihnen diejenigen Vorräthe, deren er selber bedürftig war, abzukaufen und sie dann ungehindert segeln zu lassen. Er erreichte glücklich die Goldküste und begann seine Handelsgeschäfte mit den Eingeborenen in

geringer Entfernung westlich von Elmina, wurde aber von den Portugiesen angegriffen und vertrieben. Von hier wendete er sich auf die entgegengesetzte Seite der Feste Elmina und begann im Angesicht und fast innerhalb des Bereichs der portugiesischen Geschütze aufs Neue sein Handelsgeschäft mit den Eingeborenen, worauf er mit einer ziemlich reichen Ladung von Gold und Elfenbein nach England zurückkehrte. Auf der im nächsten Jahre mit zwei Schiffen und einer Pinasse unternommenen Expedition vereinigte sich Towrson mit drei französischen Schiffen zum Angriff gegen eine kleine portugiesische Flotte.



Fort Lampsar bei St. Louis am Senegal.

Blieb auch der Kampf unentschieden, so gelang es ihm doch, vor Elmina Ladung einzunehmen und nicht ohne Gefahr glücklich heimzukehren. Diese Gefahren schreckten weder Towrson noch dessen Auftraggeber von einem weiteren Versuche, in Afrika gewinnreichen Handel zu treiben, ab. Auf der dritten Unternehmung erlitt Towrson, nachdem er, siegreich gegen Portugiesen und Franzosen, an die Goldküste gekommen, die bittere Enttäuschung, daß aus unbekannten Gründen die Neger keinen Handel mit den Engländern treiben wollten.

Hawkins' gelungener erster Versuch, 1560 Sklaven nach Hispaniola überzuführen, wurde damals noch von der Königin Elisabeth getadelt, doch war gegen Ende des 16. Jahrhunderts der afrikanische Handel schon so bedeutend geworden, daß er die Aufmerksamkeit der Regierung wie der ganzen Handelswelt erregte. Elisabeth ertheilte 1585 den Lords Leicester und Warwick ein Patent auf zwölf Jahre zum Handel nach der Berberei; drei Jahre später ertheilte sie einer zweiten Gesellschaft ein anderes Patent auf zehn Jahre zum Handel nach dem Senegal und dem Gambia, und dies kann man als den ersten Schritt betrachten, womit die ausschließenden Rechte der Portugiesen auf den

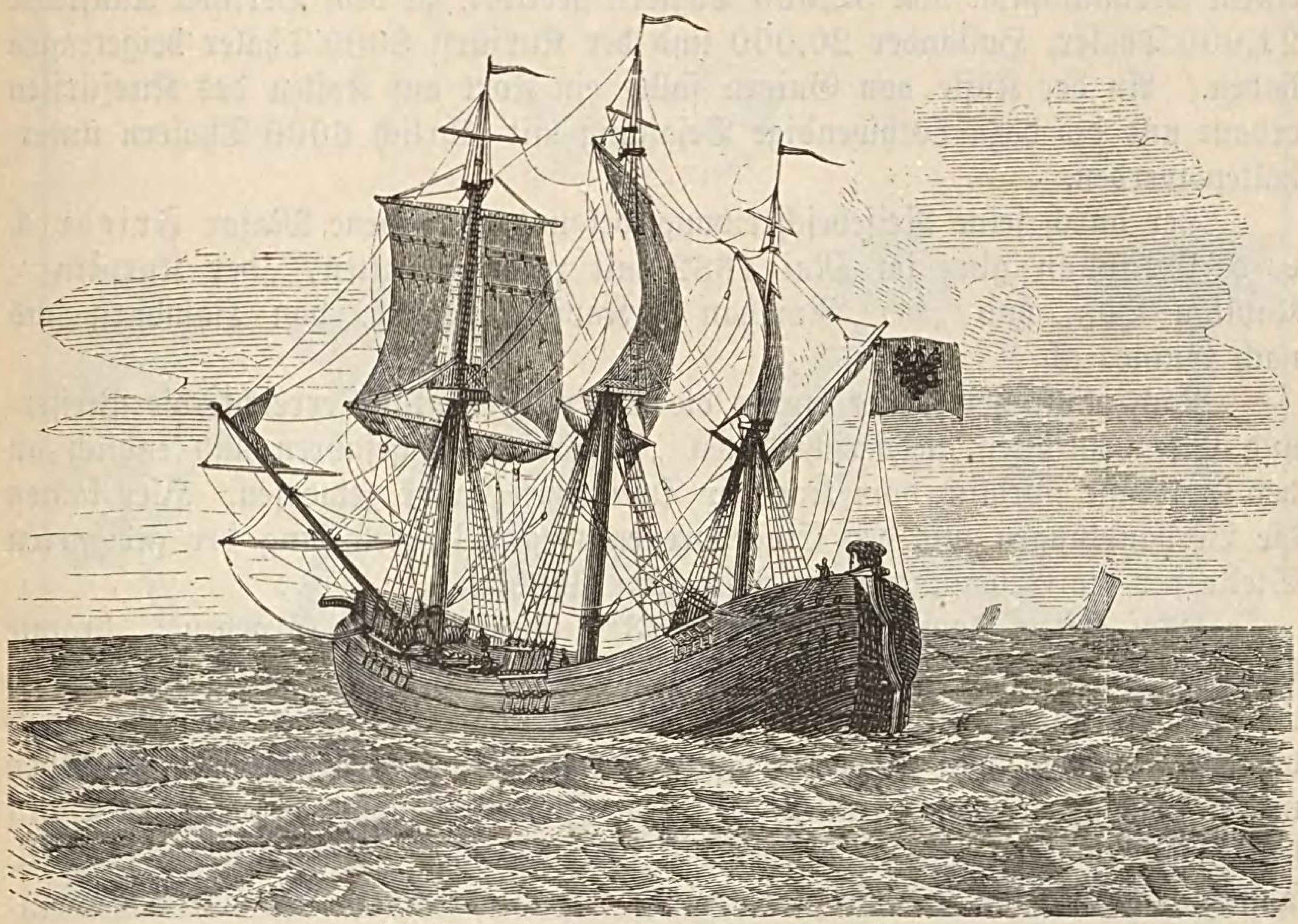
afrikanischen Handel von der englischen Regierung angegriffen wurden. Portugal selber war damals in die Hände Spaniens gefallen und alle seine Besitzungen in Afrika, Indien und Amerika theilten natürlicher Weise gleiches Schicksal. Richard Reynolds und Thomas Dassel unternahmen 1591 für die letztgenannte Gesellschaft eine Reise und berichteten, daß am Senegal die Portugiesen von den Negern bereits vertrieben waren, daß dieselben ferner am Gambia sich mit allen Kräften aber vergeblich bemühten, die Engländer zu vertreiben, und daß außerdem die Franzosen seit mehr als 30 Jahren in Senegambien Handelsgeschäfte betrieben hatten. Die Engländer kehrten mit einer werthvollen Ladung von Gummi, Elfenbein, Pfeffer, Ambra, Straußfedern und Goldstaub in ihre Heimat zurück.

Endlich erwachte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts in England das Verlangen, das Innere Afrika's zu erforschen, in der Hoffnung, die kostbaren Goldminen zu erreichen, die Leo Africanus und Edrisi beschrieben hatten. Timbuktu wurde als der große Centralmarkt bezeichnet, um den sich der ganze Handel des Innern drehte, und man vermuthete, daß von der westlichen Küste aus der Gambia den bequemsten und unmittelbarsten Eingang zu diesem Punkte bieten würde. Jakob I. privilegirte daher 1618 für den afrikanischen Handel eine Gesellschaft, deren hauptsächlicher und nächster Zweck es war, an den Ufern des Gambia eine Reihe von Forts anzulegen, die sich schließlich bis nach Timbuktu erstrecken sollten. Die erste Expedition unter George Thomson war erfolglos. Während Thomson auf Booten den Gambia hinauffuhr, vernichteten die Portugiesen das zurückgelassene Schiff und tödteten die Mannschaft. Auch ein zweites ihm nachgesandtes Schiff war nicht von Glück begünstigt. Eine dritte großartigere Expedition unter Kapitän Richard Jobson konnte nur den Tod Thomson's konstatiren und mußte ohne irgend welche Handelsvortheile heimkehren. Da der Ertrag des Handels in Gold und anderen Erzeugnissen des Landes nicht hinreichte, um die Kosten der geplanten Befestigungslinien zu decken, ward das Unternehmen vollständig aufgegeben. Auch die späteren englischen Reisenden Stibbs (1723), Jobben Salomon und Moore (1730—1736) haben mancherlei über Länder- und Völkerkunde berichtet. Doch sind die Nachrichten Jobben Salomon's mehr romantisch als geographisch belehrend, mit Ausnahme seines Berichtes über das Reich Futa.

Wahrscheinlich gleichzeitig mit den Engländern haben die Franzosen in Westafrika Handelsverbindungen anzuknüpfen gesucht, denn daß sie früher schon Fahrten dorthin unternommen haben, ist nicht bestimmt nachgewiesen. Zwar behauptet Villaud de Bellfons, ein französischer Schriftsteller, daß die Franzosen die ersten Entdeckungsreisen an der afrikanischen Küste unternommen, daß sie 1346 Handelskolonien am Cap Verde und am Rio Fresco an der Pfefferküste angelegt und 1383 zu Elmina eine Feste erbaut hätten. Ferner behauptet er, daß bei dieser Gelegenheit verschiedene Punkte französische Namen erhalten und daß der bedeutende Handel mit Elfenbein und Pfeffer infolge europäischer Kriege fast ein Jahrhundert vor den portugiesischen Entdeckungsfahrten aufgegeben und in Verfall gerathen sei. Alles dies ist indessen zweifelhaft und nur das gewiß, daß die Franzosen bis zum Jahre 1626 längs der Ufer des Senegal die reichen Goldminen des Innern zu entdecken suchten.

Auch von Besuchen niederländischer Schiffe an der afrikanischen Küste vor

Ende des 16. Jahrhunderts ist nichts bekannt. Erst als die Niederländer sich dem spanischen Joche entrangen, konnten sie ihren Durst nach Handelsunternehmungen stillen und zu gleicher Zeit an den von Portugal auf Spanien übergegangenen Besitzungen Vergeltung üben. Nachdem schon 1595 ein niederländisches Schiff die afrikanische Westküste besucht hatte, entwickelte sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts ein ausgedehnter Handel. Die Niederländer kauften Goree und noch mehrere andere Punkte und versuchten nun, die anderen europäischen Nationen aus ihren Ansiedelungen zu verdrängen. Im Jahre 1621 privilegirten die Generalstaaten die „Westindische Compagnie“ mit dem Rechte, alle Länder zwischen dem Wendekreis des Krebses und dem Kap der Guten Hoffnung erobern zu können. Diese Gesellschaft übertraf in ungestümem Eifer die später privilegirte französische und englische Gesellschaft.



Die kurbrandenburgische Fregatte „Kurprinz“.

Nachdem die Niederländer den Portugiesen alle ihre Besitzungen und Faktoreien in Senegambien abgenommen hatten, wendeten sie ihre Aufmerksamkeit den Besitzungen auf der Goldküste zu, die werthvoller aber auch besser befestigt waren. Sie errichteten ein Fort bei Monree und legten Handelsfaktoreien an; aber schon im Jahre 1637 gingen sie zum Angriff über, eroberten Elmina und nahmen nach und nach alle portugiesischen Ansiedelungen, selbst in Congo und Angola in Besitz. Durch diese glücklichen Erfolge gegen die Portugiesen ermuthigt, wollten die Niederländer zunächst die Engländer von der Goldküste vertreiben.

So verläuft der ganze Zeitraum in rivalisirenden Kämpfen der einzelnen Nationalitäten gegen einander. Es war fast ein bellum omnium contra omnes. Nur Handelsinteressen waren das Hauptmotiv aller Unternehmungen.

An der Guineaküste Handel zu treiben, lag so sehr im Geiste der Zeit, daß selbst Brandenburgs Großer Kurfürst (1640—1688) hier einen Seehandel

zu etabliren versuchte, da er bei seinem früheren Aufenthalt in Holland die Vortheile einer Seemacht und des Seehandels kennen gelernt hatte.

Der 1675 glücklich mit Schweden beendete Krieg hatte dem Fürsten einen Theil der pommerschen Küste, eine Flotte erworben und einen thätigen Seeoffizier, Raule, zugeführt. Raule hatte seit seinem Eintritt in die brandenburgischen Dienste dem Kurfürsten mehrere Pläne vorgelegt zu einer Schifffahrt nach Guinea, nach Grönland, der Davisstraße, um dort den Neger-, hier den Walfischhandel zu betreiben. Zu Pillau war eine kleine Flotte stationirt worden. Schon 1680 ging Kapitän Blonck mit zwei Schiffen nach Guinea und brachte das Versprechen, daß der Landesfürst hier nur mit Brandenburgern allein handeln wolle. Schon im nächsten Jahre sah Guinea neue Brandenburger und eine brandenburgisch-afrikanische Handelscompagnie hatte sich mit einem Stammkapital von 52,000 Thalern gebildet, zu dem Berliner Kaufleute 24,000 Thaler, Holländer 20,000 und der Kurfürst 8000 Thaler beigetragen haben. An der Küste von Guinea sollte ein Fort auf Kosten des Kurfürsten erbaut und die dazu nothwendige Besatzung mit jährlich 6000 Thalern unterhalten werden.

Der durch seine Reisebeschreibung bekannt gewordene Major Friedrich v. d. Groeben ging im Mai 1682 mit zwei Fregatten, „der Kurprinz“, Kapitän Voß, und „der Morihan“, Kapitän Blonck, von Hamburg aus nach Guinea ab.

Nach glücklicher Fahrt wurde die Sierra-Leonaküste erreicht, die Pfeffer- und Elfenbeinküsten an verschiedenen „Negereien“ angefahren und endlich an der Goldküste nördlich vom Kap der Dreispitzen Anker geworfen. Hier kamen die Verhandlungen mit den Eingeborenen wegen Ueberlassung der geeigneten Stelle für die Erbauung einer Feste zum Abschluß.

„Am ersten Januarii Anno 1683“, schreibt v. d. Groeben, „brachte Capitain Voß die große Churfl. Brandenburgische Flagge vom Schiffe, die ich mit Paucken und Schallmeyen auffgeholet, mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfangen, und an einem hohen Flaggen-Stock auffziehen lassen, dabey mit 5 scharff geladenen Stücken das Neue Jahr geschossen, denen jedes Schiff mit 5 geantwortet, und ich wieder mit drey bedanket. Und weil Sr. Churfl. Durchlaucht Nahme in aller Welt Groß ist, also nennete ich auch den Berg: „Den Grossen Friedrichs Berg“. Diesen Tag baueten sich unsere Soldaten ihre Baraquen, und ich ließ durch die Nägers vor mich und meine Officirer auch eine lange Baraque auffrichten. Indessen berieff ich meine Officirer nebst den zween Capißeirs zu mir ins Zelt, gab ihnen mein Vornehmen abermahl zu verstehen, und begehrete mich ihrer Treue durch einen Eyd zu versichern. Worauff sie geantwortet: Daß ich daran nicht zweiffeln, dafern ich mit ihnen Fetitic sauffen wollte, daß wir es gleichfalls treu mit ihnen meynen, sie nie verlassen und wider ihre Feinde vertheidigen wollten. Welches da ichs eingewilliget, ward eine Schale mit Brandtwein herbey gebracht, und mit Schieß-Pulver durchgerühret. Daraus muste ich die unangenehme Gesundheit anfangen, die beiden Capißeirs folgeten mir nach, und beschmierten mit dem Rest den gemeinen Schwartzen die Zunge, damit sie auch getreu bleiben möchten. Nach Verrichtung dieser herrlichen Ceremonien beschenckete ich so wohl die Capißeirs, als auch die umbstehende Schwartzen reichlich.

„Den folgenden Tag aber ward von denen Ingenieurs das Fort abgestochen, von denen Schwartzen Palissaden angeschafft, und von meinen Soldaten abgesetzet.

„Der Große Friedrichsberg liegt auf einer Halbinsel, die ungefähr eine Meile längs der Küste hin sich erstreckt, und durch einen schmalen Kanal vom festen Lande abgeschnitten wird. Des Winters wird es eine ganze Insel, indem sodann der Kanal sich ganz um den hintern Theil der Insel herzieht. Der Berg selbst ragt um die ganze Inselbreite in die See hinaus, hat leimigten Grund, und vor ihm her liegen viele Klippen. Zur Rechten hat er auf der nämlichen Insel in der Entfernung von einer halben Meile noch einen Berg, zur Linken wieder einen, der nur 2000 Schritte von ihm entfernt ist. Alle diese drei Berge springen um ihre ganze Breite über das Ufer vor."



Negerei an der Goldküste (Groß Friedrichsburg).
(Facsimile aus Friedr. Otto von der Groeben's „Guineische Reise", Marienwerder 1694.)

Hiermit war die Aufgabe erledigt. Die folgenden Vorgänge sind unwesentlich und die einzelnen Einsprüche gegen die Gründung der Kolonie wurden leicht zurückgewiesen. Gefährlicher aber war die tödliche Krankheit, das fürchterliche Fieber.

„Dieses fürchterliche Fieber", berichtet v. d. Groeben, „nahm so überhand, daß von vierzig Mann nur noch fünf Wache halten konnten. Ich war meistens von Sinnen. Der Kommandant, die beiden Ingenieurs und der Feldscheerer, sammt allen Soldaten konnten sich nicht rühren. Täglich hatten wir Todte zu begraben. Ich selbst ward schon zweimal für todt gehalten. Als ich einmal ganz ohnmächtig dagelegen, kam ein Capißeir, mich zu kuriren. Er zählte eine Menge Riemen über meinem Haupte, und sprach allerlei unverständliche Worte. Ein Anderer versuchte an mir sein Heil mit einem Ei; ein Dritter brachte einen

Hund, auf welchen er meine Krankheit bannte, und ihn hernach ersäufte. Indessen raffte mir die Seuche meine beiden Ingenieurs, den Sekretair, Sergeanten, zwei Matrosen, und vier gemeine Soldaten weg.

„Die angefangene Arbeit konnte selbst nicht mehr fortgesetzt werden, weil nun auch unsre zwei Zimmerleute darniederlagen, bis endlich die Fregatte Morihan vom Kap St. Apollonia zurückkam. Von dieser nahmen wir 15 Matrosen ans Land, die nebst einigen gesundgebliebenen Soldaten das Wohnhaus sammt den Baracken verfertigten, und die Palissaden mit Erde fülleten.

„Die hierauf folgenden feindlichen Angriffe zur Zerstörung unseres Werkes wurden energisch zurückgewiesen, doch mußte ich mich wegen meiner anhaltenden Krankheit zur Heimkehr entschließen, und wählte zu dieser Reise die Fregatte Morihan. Jedermann zweifelte an meinem Aufkommen, und was noch die Sache am gefährlichsten zu machen schien, war, daß mein Schiff nichts als verschimmelten Zwieback, verdorbene Stockfische, stinkendes Fleisch, faule Erbsen, ein wenig guten Speck und Gerstengrütze enthielt. Welche trostlose Aussichten für mich und alle die Meinigen, die noch an dem Fieber darnieder lagen! Ich mußte nämlich zwei Sekretairs, einen Korporal, drei Pfeifer, einen Kammerdiener und den Jungen krank aufs Schiff bringen lassen.

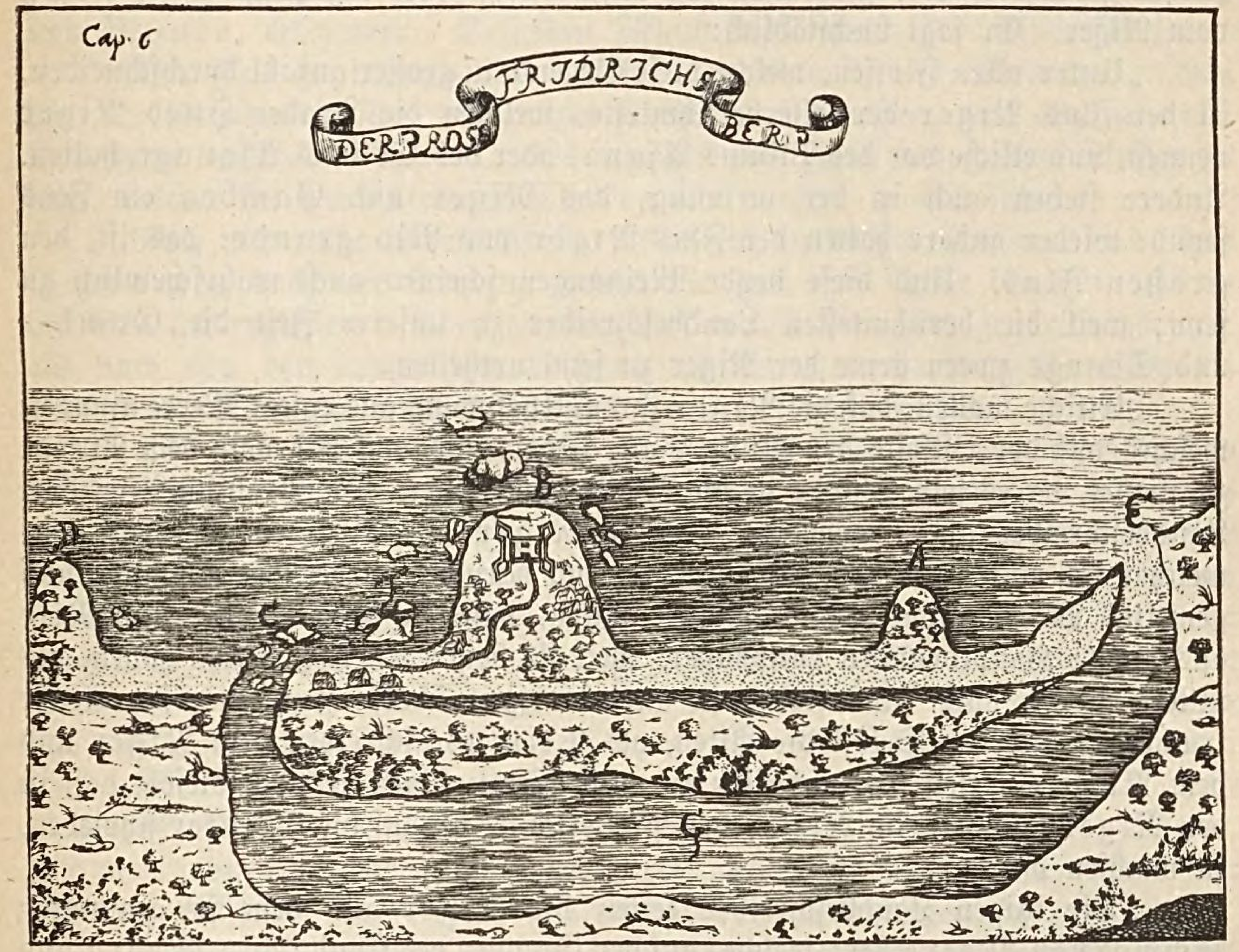
„Die Fregatte „Kurprinz" ging itzt auf den Sklavenhandel aus, und wir nahmen von ihr und unserm Fort Abschied. Als wir der Linie entgegen zu schiffen glaubten, trieb uns ein widriger Wind rückwärts auf die Insel St. Thomä, wo wir zu unserm größten Glück alle nöthigen Erfrischungen fanden, und bald hernach wieder genasen.

„Von hier aus traten wir unsern Rückweg über die Azoren an und nahmen uns vor, Irland zuzusegeln. Wir wurden aber bald gewahr, daß unser Proviant für eine so lange Reise nicht hinlänglich wäre, und wählten daher den kürzern Weg durch den Kanal. Allein widrige Winde verzögerten unsern Lauf so, daß wir wegen des Proviants in die schrecklichste Noth geriethen. Jedoch, auch dieses Elend hatte seine Grenzen, denn wir begegneten von ungefähr einem englischen Terreneuffahrer, der uns 200 Pfund gutes Brot, und einige Töpfe mit Butter überließ. Neu gestärkt setzten wir nun unsre Fahrt wieder fort, wurden noch einmal von widrigen Winden umhergejagt, und kamen endlich nach vielen Mühseligkeiten in einen Hafen an der Insel Wight, wo wir uns wieder mit allem Nöthigen versahen. Wir segelten hierauf mit gutem Winde durch den Kanal; als wir uns aber wieder zwischen den Sandbänken unter Helgoland befanden, ergriff uns abermal ein Sturm, der uns nahe an den Rand des Verderbens brachte. Endlich erreichten wir doch Hamburg, wo ich mich auf die Post setzte, um so schnell als möglich in Berlin zu sein und dem Hofe von meiner glücklich ausgeführten Expedition Nachricht zu geben. Die ganze Reise hatte ich in achtzehn Monaten vollbracht."

Im folgenden Jahre 1684 verlangten auch die Neger von Akada und Takarari (kleine Orte, welche nur einige Meilen von Groß Friedrichsburg entfernt waren) sich dem brandenburgischen Schutze zu unterwerfen; man erbauete also auch auf ihrem Gebiete kleine Forts dieses Namens. Die Kaboschiren von Mamfart, Teada und von Takarari schickten auch noch einen Gesandten nach Berlin, der dem Kurfürsten eine Unterwerfungsakte überreichte, durch welche sie sich verbindlich machten, nur seine Herrschaft anzuerkennen, und nur allein

mit der brandenburgischen Compagnie zu handeln. Der Kurfürst versprach sie zu beschützen, worauf der Negergesandte, entzückt vom Glanz des kurfürstlichen Hofes, und überhäuft mit Geschenken, wieder in sein Vaterland zurückkehrte.

Im Jahre 1685 machte der Kurfürst noch eine neue Acquisition an der Insel Arguin, unweit der Mündung des Senegal. Die Franzosen hatten das Fort Arguin im Jahre 1678 den Holländern abgenommen und es nachher demolirt und verlassen. Als Reers, der Kapitän eines brandenburgischen Schiffs, daselbst landete, so erbot sich der König oder Fürst von Arguin, dem Kurfürsten den Platz, wo ehemals das Fort gestanden, nebst dem ausschließlichen Handel auf seiner Küste, zu überlassen.



Der „Große Friedrichsberg", brandenburgisches Fort an der Küste von Guinea.
(Facsimile aus Friedr. Otto von der Groeben's „Guineische Reise", Marienwerder 1694.)

Der Kurfürst ließ also das Fort im Jahre 1687 wieder aufbauen, und Seyed Wilde Heddy, der sich König von Arguin nennet, unterwarf sich seinem Schutz, und trat ihm sowol den Platz des Forts Arguin, als den ausschließenden Handel seines Königreichs ab. So gelangte Friedrich Wilhelm zum Besitz von vier Forts an zwei verschiedenen Küsten von Afrika, die beträchtlich an sich selbst und vortheilhaft gelegen waren.

Gleichwol kam die Gesellschaft zurück, mußte Holländer sich mit 42,000 Thaler betheiligen lassen und der Sitz der Gesellschaft wurde nunmehr nach Emden verlegt. Nichtsdestoweniger kam die Gesellschaft immer mehr in Verfall. Sie vermochte nicht mehr die Zinsen zu zahlen, die Schulden mehrten sich, und schon 1686 war das ganze Unternehmen dem Untergange nahe. „Jeder Dukate,

den ich aus dem afrikanischen Goldsande schlage, kosten mich zwei" pflegte, schon der Große Kurfürst zu sagen, und nur ehrenhalber wurde die Kolonie noch erhalten, bis endlich König Friedrich Wilhelm I. 1720 die ganze Gesellschaft nebst Zubehör den Holländern für 7200 Dukaten überließ. So erfolglos diese Unternehmung auch in jeder Hinsicht war, so dürfte sie doch hier erwähnt werden als Beweis für die umfassende Thätigkeit, die weitgreifenden Pläne des seltenen Fürsten und zur Charakteristik des Geistes jener Zeit.

So kam es, daß die eigentlichen geographischen Entdeckungen ganz vernachlässigt und die wunderlichsten geographischen Anschauungen verbreitet wurden. Dapper, der sorgfältigste holländische geographische Kompilator, dessen schon früher gedacht wurde, giebt eine für unsere Tage sehr ergötzliche Beschreibung vom Niger. Er sagt buchstäblich:

„Unter allen Flüssen, welche diese Gegend in großer anzahl durchschneiden, ist der Flus Niger der allerberühmteste, welchen die Araber Hued Niger nennen, und etliche vor des Plinius Asana, oder des Solinus Asanaga halten. Andere stehen auch in der meinung, das Niger und Gambea ein Flus seynd: wieder andere halten den Flus Niger vor Rio grande, das ist, den großen Flus. Und diese beyde Meinungen scheinen auch wahrscheinlich zu seyn; weil die berühmtesten Landbeschreiber zu unserer Zeit die Gambee und Senege zween ärme der Niger zu seyn urtheilen.

„Etliche wollen, daß die Niger ihrem Uhrsprung aus einem Meere nimmet, welches auf der Ostseite der Wüste Seu, lieget, und von dar nach dem Abende zu fliesset, da es sein Wasser in die Weltsee ausgiesset. Die Arabisch-Afrikschen Landbeschreiber aber bezeugen, daß die Niger ein Arm des Nieles sey; welcher sich unter das Erdreich begebe, und darnach wieder herfürkomme und gemeltes Meer mache. Auch wollen etliche, daß die Niger, mit dem Nile aus einem Hauptbrunnen entsprüßet: weil sie beyde einerley Fische haben, als unter andern auch Fluspferde, ja auf eine Zeit überlauffen, und die Aecker fruchtbar machen. Selbst die Alten, als Plinius, schreiben dem Niger und dem Niele einerley Eigenschaften zu: und hierzu fügen sie noch dieses, daß in der Niger auch, als im Niele, das Papierschilf, darauf die Egipter schrieben, zu wachsen pflege.

„Die itzigen Landbeschreiber leiten die Niger aus dem so genannten Schwartzen Meere her; welches auf den Grentzen des Königreichs Medra und Vanka lieget und Abissine vom Lande der Schwartzen absondert. Darnach läuft er durch die Länder Biafar und Nubien, kreucht ohngefähr 18 Meilen unter die Erde, und kommt darnach wieder hervor, da er daß große Meer Borno machet; welches auf vier unterschiedlicher Königreiche Grentzscheidungen lieget.

„Von dar fliest er zwischen den Königreichen Guangara, Biafara, Kassena, Zegzig und Kano durch, und macht das große Meer Sigisma oder Guarda, welches gegen den Mittag an die Königreiche Mandinga, Guber und Gago, gegen Mitternacht aber an die Königreiche Kano und Agades stößet. Im fallen aus diesem Meere schiest er Gerade nach dem Abende zu, und leuft darnach gegen Mitternacht bey dem Königreiche Tombut (Timbuktu) vorüber, als auch bey dem Mellischen nach dem Mittage zu, und ergießt sich endlich in ein großes Meer, daraus vier große Flüsse entspringen. Alhier verliert die Niger diesen Nahmen, und bekomt, nach ihren

vier sonderlichen ärmen, auch vier sonderliche Nahmen. Der erste Arm wird der Johannes Flus genennet. Dieser fället bey dem Arguinischen Seebusen in die Weltsee, da er den Hafen Tofia machet. Der zweyte Arm heisset Zenega, und leuft gerade nach dem Abende zu; der dritte Gambea, der auch dahinwärts ströhmet. Der vierde aber theilet sich stracks in zween andere Zacken: davon der eine, der seinen lauf nach dem Mittage zu nimmt, auf Portugallisch Rio grande, das ist der große Flus, der zweyte aber Domingo oder Dominikus genennet wird. Ein jeder dieser zween Arme hat ein Königreich an seinem Ufer liegen, nähmlich Guinala und Biguba. Der große Flus ergießt sich zwischen den Inseln Bisegos in die See, nachdem er zwee Zacken, davon die itzt gemelten zwey Königreiche genennet seynd, nähmlich Guinala, und Biguba, bekommen. Desselben Mund lieget unter dem elften Grade.

„Der Flus Domingo oder des heiligen Dominikus, wird von etlichen vor den fürnehmsten Flus des ganzen Seestrandes gehalten, weil alda sehr viel Leibeigene verhandelt werden. Es scheinet eine Zacke des großen Flusses zu seyn, welcher bei dem Seebusen Esteiro Katercina in See fället.

„Noch viel mehr andere Flüsse finden sich in diesem großen Lande der Schwartzen nach der See zu: welche alle aus dem Lande kommen, und in die See sich ergiessen. Aber hiervon wollen wir an ihren gehörigen örtern, als auch von den ärmen der Niger, als der Zenega und Gambea im Königreiche Zenega, welches zwischen ihnen einlieget, handeln.

„Alle diese Flüsse, nähmlich die Niger, Zenega und Gambea lauffen auf eine zeit mit dem Niele, und eben also über, wan die Einwohner die Sonne recht über ihrer Scheitel haben. Dan was der Niel in Egipten tuht, das tuhn gemelte Flüsse im Lande der Schwartzen. Die Niger begint mit seinen ärmen am fünften Heumohndes, wächset oder erhöhet sich 14 Tage lang, und nimt auch eben so viel Tage wieder ab. Alsdan stehen meist alle Tähler und Flächen daherum mit Wasser überschwämmet, und man kann über das meiste Teil des Landes der Schwartzen mit Schuhten fahren.

„Dieser Flüsse überlauf mit dem Niele auf eine Zeit, geschiehet nicht wegen der nähe der Hauptbrunnen derselben mit den Hauptbrunnen des Niels, wie man insgemein erwähnt; sondern weil ihre Hauptbrunnen fast eben weit von dem Mittagsstriche liegen; wie wir droben weitleuftiger angezeiget."

Kehren wir nunmehr zu den französischen Kolonien am Senegal zurück. Bereits drei Handelsgesellschaften waren in Frankreich verunglückt. Auch die vierte von Colbert gestiftete hatte gleiches Schicksal. Die französische Ungeduld schien nicht geeignet, die dauernden Schwierigkeiten zu überwinden. Andreas Brue war es, der 1697 die Direktion der Compagnie am Senegal übernahm und Ordnung in die verwickelten Geschäfte brachte.

Er machte mehrere Reisen den Senegal aufwärts, fand die Flußufer voll Fruchtfelder und Ortschaften, die Auen wohlbebaut und Vögel, Wild, Elefanten belebten die Wälder. Er war es, dem eine gute Schilderung der Fulahs, Schaggas, Jaloffen und Mandingos nach ihren Sitten und Gebräuchen, ihrer Regierung und Volkseigenthümlichkeit zu danken war.

Die Fulahs werden als ein Volk geschildert, auf dessen geistige und körperliche Entwicklung der Islam wohlthätigen Einfluß geübt hat. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht, leben daher viel besser als die Jaloffen, sind aber

kleiner und weniger schlank als diese. Sie sind ein die Jagd liebendes Volk, von lebendigem, regem Geiste, besitzen kaufmännische Gewandtheit und Höflichkeit und sind in Betrug und Spitzbüberei wohl erfahren. Sie lieben Musik, jeder nach den Landesbegriffen wohlgebildete Fulah muß wenigstens ein Instrument handhaben können, deren es hier mehrere im Lande eigenthümliche giebt. Die Farbe ihrer Kleidung ist meist gelb. Die Frauenwelt ist vorzugsweise von zartem Bau, sie ist heiter und wohlgemuth, tanzt sehr gern und putzt sich noch lieber. Die Regierung ist eine Art Hierarchie; der Thron erbt aber nicht vom Vater auf den Sohn, sondern auf den Neffen, des Bruders oder der Schwester Sohn.

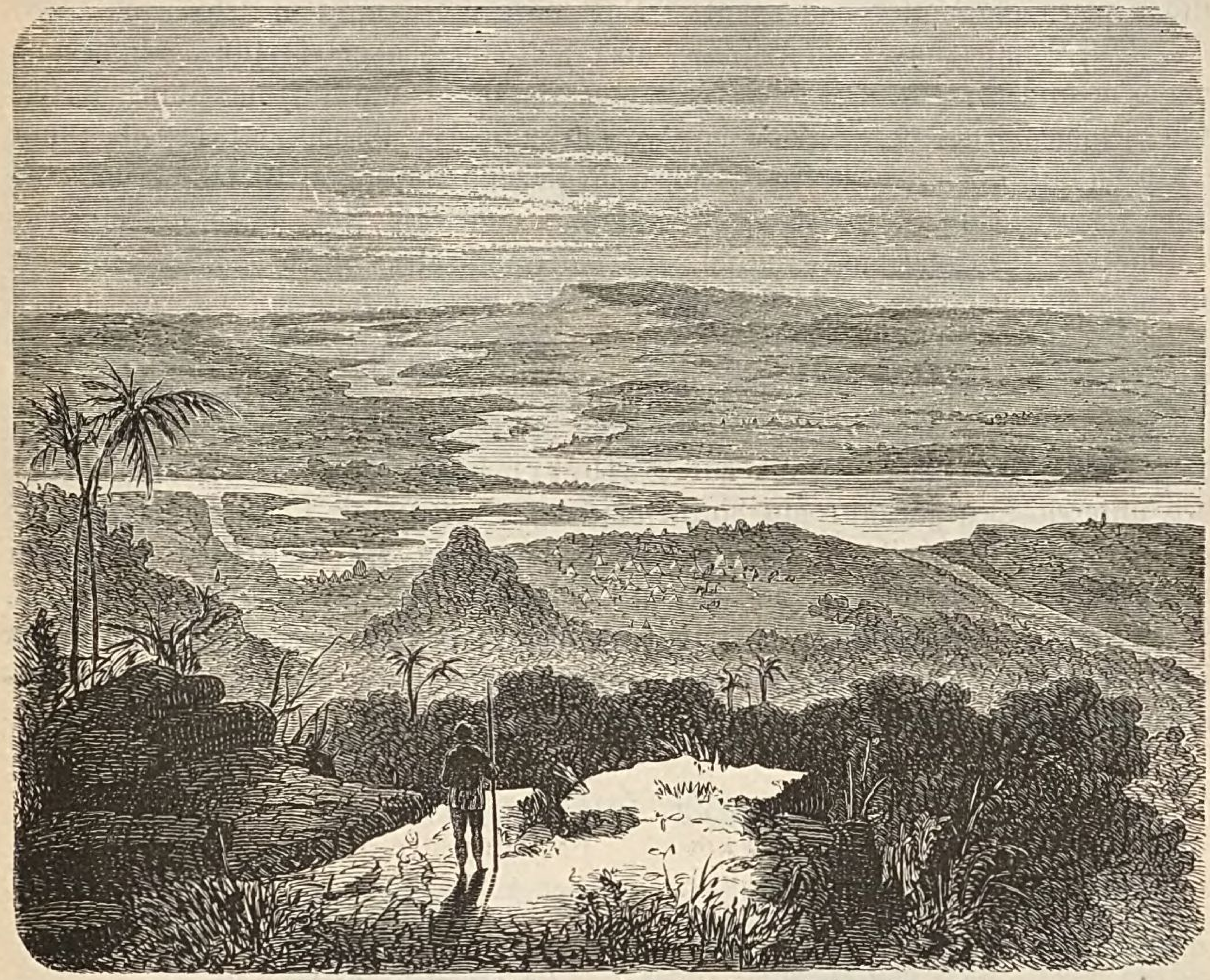
Die Mandingos werden als Republikaner geschildert. In ihren Händen ist der Handel des Landes, sie besuchen gern benachbarte Länder und lieben mit gleicher Inbrunst den himmlischen Propheten und die irdischen Reichthümer. Sie sind die besten Leute in ihrem Lande; sie sind sanft, höflich, Freunde der Fremden, treu ihrem Versprechen, arbeitsam, kunstfertig und gelehrig. Das Land der Mandingos ist sehr bevölkert, der Ehesegen fruchtbar und zahlreich, nur Kriminalverbrecher werden Sklaven. Daher ist die Uebervölkerung oft so groß, daß Kolonien ausgeschickt werden müssen. Dies veranlaßte Auswanderungen der Mandingos nach Galam, Bambuk und anderen Gegenden.

Außer den sehr schätzbaren Nachrichten über die Mauren und die Wüste, über das Land Galam, erwähnen wir noch vorzugsweise Brue's Bemerkungen über die Bissagos oder Bijuga-Inseln und seine Beschreibung des Sees Kayor, der im Senegaldelta ein Seitenstück zum Mörissee im Nildelta bildet. — So gelang es Brue, bei seinen rastlosen Bemühungen nicht nur die erwünschten Handelsverbindungen zu erweitern, sondern auch die möglichste Vorbereitung zu treffen zur Erreichung des gepriesenen Goldlandes Bambuk. — Die Handelsgesellschaft war nämlich schon seit langer Zeit zu erfahren begierig, aus welchem Lande das Gold käme, das zum Theil von den Fulahs den Franzosen am Senegal, vorzüglich aber von den Mandingos den Engländern am Gambia zu Verkauf gebracht wurde. Der unermüdete Brue war endlich so glücklich, zu erforschen, daß das Land Bambuk der Hort jener Schätze wäre. Vergebens hatten bereits mehrere Reisende es versucht, den Zauberdrachen zu beschwören, der hier als böser, geheimnißvoller Naturdämon die grause Wacht so strenge hält. Endlich gelang es dem Faktor der Handelsgesellschaft, Compagnon, durch Brue's Bemühung mit reichen Geschenken, als den besten Pässen und Empfehlungen nach afrikanischer Landespolizei, versehen, im Jahre 1716 in das bisher verschlossene afrikanische Eldorado Bambuk vorzudringen.

Während anderthalb Jahre besuchte Compagnon das Land drei Mal in verschiedener Richtung, und abgesehen von dem Handelsinteresse der Gesellschaft, leistete er der Wissenschaft durch seinen Bericht wesentliche Dienste. Seine Reisen waren zwar nicht ohne Beschwerden, aber dafür hatte er den Ruhm und die Ehre, der erste Weiße zu sein, der in Bambuk gesehen wurde. Nur Geschenke, die ihm oft mit sehr unkultivirter Zudringlichkeit abgefordert wurden, öffneten ihm den Weg, auf dem er aber sogar bis zu den Goldminen gelangte, welche die Bewohner Mandingos wie Drachen hüteten und deren Vorurtheile gegen ihn nur mit großer Mühe überwunden werden konnten. Die Minen sind hier über alle Vorstellung reich, das Land hat einen wahrhaft goldenen Boden, wie das ihm gegenüberliegende Brasilien. Man findet das Gold an

den verschiedensten Orten; man gräbt einige Fuß tief in die Erde, nimmt den Schotter heraus, auf den man kommt, wäscht ihn aus und hat dann — blankes Gold. Auch Silber, Eisen, Kupfer, Blei ist hier leicht zu gewinnen. Aber der Bergbau ist kein Geschäft für Franzosen.

Das Reich Bambuk, mit der Hauptstadt gleichen Namens, liegt zwischen dem 12. und 14° nördlicher Breite und dem 9. bis 11. östlicher Länge von Ferro. Es bringt, nach Compagnon, eine Menge ihm eigenthümlicher Thiere und Pflanzen hervor. Es hat weiße Affen, die noch glänzender sind als unsere Kaninchen und eben so rothe, glänzende Augen haben als diese.



Landschaft am Niger (Zusammenfluß desselben mit dem Benue).

So lange sie jung sind, werden sie leicht gezähmt, aber das Alter schützt sie (wie ihre humanen Stiefgeschwister die Menschen) nicht vor Narrheit, sie werden boshaft, wild wie jeder andere Affe. Bei ihrer zarten Konstitution unterliegen sie bald einem sehnsuchtsvollen Heimweh, wenn man sie nach dem Auslande auf Reisen mitnimmt.

Der weiße Fuchs soll eine andere Merkwürdigkeit des Landes sein, der übrigens mit seinem europäischen Rassenbruder den Appetit nach Geflügel theilt und sich nur noch dadurch unterscheidet, daß er selbst einen schmackhaften Braten abgiebt. Bambuks grüne Tauben sind wahrscheinlich simple Papageien und das Guiamala eine Art Antilope, die er, wie folgt, beschreibt. Die, welche das Guiamala gesehen haben, geben ihm die halbe Größe eines Elefanten; dem Kopfe und Halse nach hat es Aehnlichkeit mit dem Kameel, oben zwei Höcker wie das Dromedar. Die Füße sind sehr lang, was sie noch höher erscheinen läßt. Es nährt sich, wie das Kameel, von Disteln, und die Neger

genießen sein Fleisch. Dieses Thier würde sich, verstände man es zu zähmen, sehr wohl zum Lasttragen eignen. Das Guiamala ist äußerst wild. Die Natur hat es mit sieben Hörnern ausgestattet, die bei völlig ausgewachsenen Thieren einen Fuß Länge haben und so wie die Füße schwarz sind; letztere sind denen der Ochsen gleich. Es hat einen sehr schnellen Lauf und die Neger rühmen sein Fleisch.

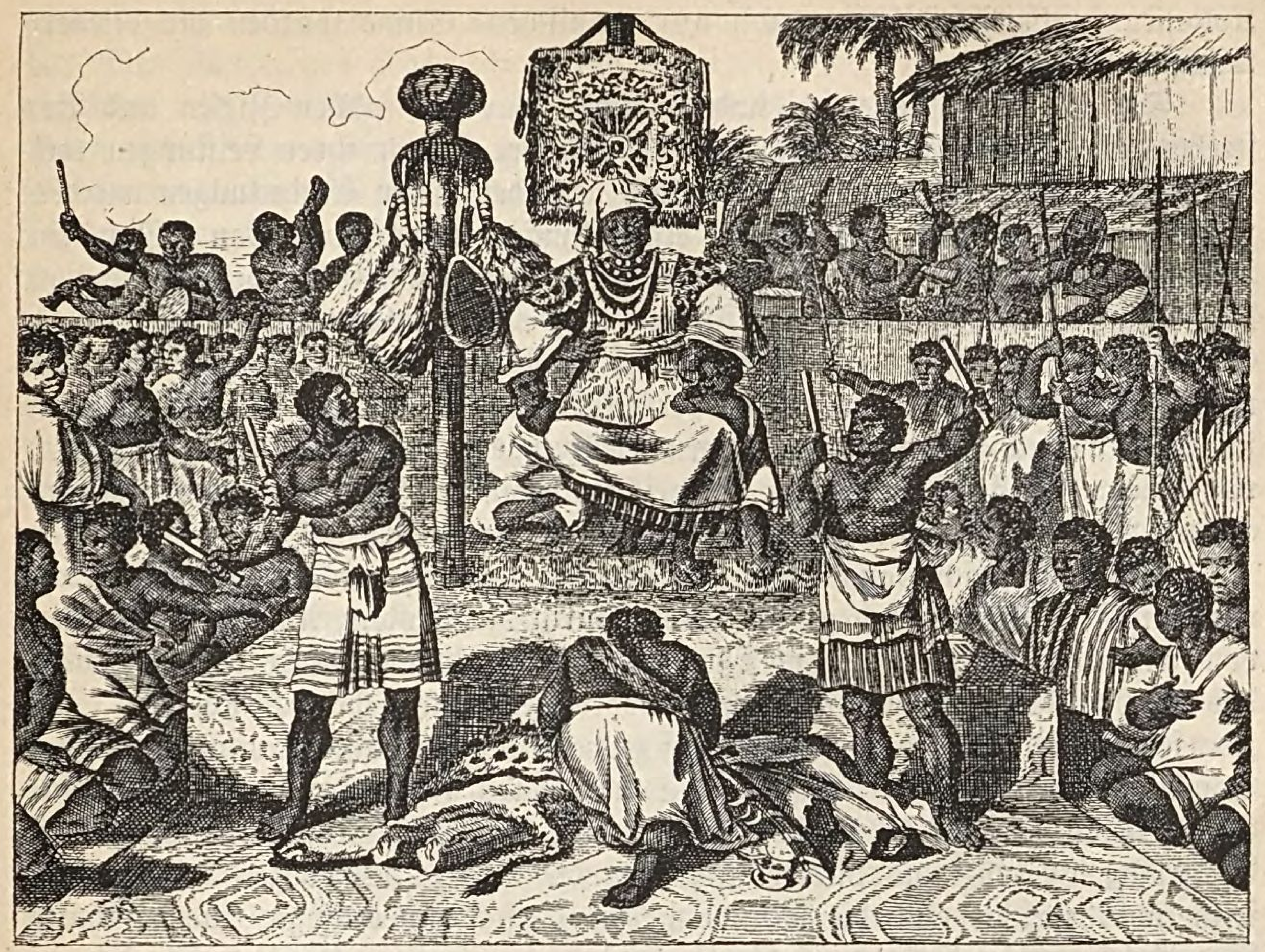
Die Berichte Compagnon's sind indeß von späteren Reisenden nicht ganz glaubwürdig befunden. Das Land Bambuk soll übrigens ein vortreffliches Alpenland und an Viehheerden gesegneter sein als an Menschen. Europäische Sittenmeister haben diesen letzteren zwar Rauchen, Schwatzen als Hauptfehler und Tanzen als Laster nachgesagt. Das wäre indeß nicht so sehr arg.

Auf Compagnon's interessante, aber wol etwas abenteuerliche Schilderung von dem außerordentlichen Goldreichthum Bambuks und auf die Pläne, welche dem gemäß Brue zur Anlage von Festen und der Eroberung desselben mit 1200 Mann Soldaten der französischen Regierung einreichte, ist kein besonderes Unternehmen erfolgt. Das bei Dramanet angelegte Fort blieb die äußerste Anlage der Franzosen am Senegal. Es hätte unstreitig durch größere Sorgfalt zu einer Hauptkolonie in diesem Erdtheil sich erheben können. Ihre späteren Unternehmungen vervollständigten nur das Bekannte, aber erweiterten nicht die geographische Kenntniß der unbekannten Gegenden.

Die Berichte der folgenden Direktoren der Compagnien am Senegal, zumal die des sehr thätigen David hat Golberry bearbeitet. Adanson besuchte den unteren Senegal nur als Naturforscher; Saugnier 1783 handelte zwar mit großem Vortheile in Galam, erlitt aber auf der Rückfahrt mit seinen Reichthümern Schiffbruch und entwarf Pläne, die nie zur Ausführung kamen. Le Taille's Küstenfahrt 1784 hat La Barth (1802) herausgegeben. Das sind die wichtigsten Namen und geographischen Resultate, die sich an die Unternehmungen der Franzosen in diesen Gegenden knüpfen.



Denkmünze auf die kurbrandenburgische Expedition nach der Goldküste (in 3/5 Größe).



Der König von Loango. Nach Dapper's Afrika.

IV.

Congo und Loango.

Vernachlässigung weiterer Entdeckung und Civilisirung der Küste. Nur Handelsniederlassungen entstehen. — Congo, seine Provinzen und die Nachbarländer. San Salvador. Die Missionare und ihre Thätigkeit. — Lopez' Aufenthalt und Nachrichten. Battel's achtzehnjährige Abenteuer. Die Schaggas, ihre Wanderzüge, Sitten und Bräuche. Die Schaggas-Königin Dumba. Hinga, die Königin von Angola. Verkehr englischer Kaufleute. Italienische Missionare: Cavazzi, Merolla, Zucchelli. Die Sklavenhändler Barbot, Casseneuve. Proyart's Geschichte von Loango und Congo. Priesterkönigthum und Bewerbungs-Ceremoniell. Albinos und Zwerge. De Grandpré's Schilderung von Land und Leuten. Natur, Pflanzen- und Thierwelt, Metallreichthum. Kolonisationsfähigkeit und Kulturzustände längs der Küste.

Die Geschichte der geographischen Entdeckungen an dem Südwestsaume Afrika's, an Nieder-Guinea, ist arm an wissenschaftlichen Ergebnissen. Während der 300 Jahre seit der Entdeckung dieses Küstenrandes durch Cam und Behaim 1484 landeten hier zwar alljährlich portugiesische Schiffe, aber was wir erfahren haben, sind nur dürftige Nachrichten von beschränkten Missionaren, elenden Sklavenhändlern, welche letztere hier die Hauptstapelplätze ihres schimpflichen Gewerbes hatten. Süd-Guinea, die Reiche Congo, Loango, Venguela, Angola gewannen zwar Ruhm und Herrlichkeit bei den Heidenbekehrern und Reiz bei den Menschenschächern, aber die Kultur, die Civilisirung im Lande blieb aus.

Kolonien in britischem oder auch nur spanischem Sinne wurden die Niederlassungen niemals.

Die Zahl der Reisenden und Forscher war bei solchen Zielen und Bestrebungen selbstverständlich sehr gering und der Werth ihrer Leistungen und Nachrichten mehr als zweifelhaft. Bald nach den ersten Entdeckungen wurden zwar an den Küsten verschiedene Ansiedlungen angelegt. Man schloß ein Freundschaftsbündniß mit dem Beherrscher des großen Reiches von Congo, an der Südseite des gleichnamigen Flusses, das Christenthum wurde Hof- und Staatsreligion, und in kurzer Zeit waren die Portugiesen in Besitz jedes wichtigen Punktes an den Ufern und an der Mündung des Congo. Bald vereinigten sie Angola und Benguela mit diesen Besitzungen, gründeten San Salvador und eine weite Befestigungslinie, wahrscheinlich in der Absicht, ihre Besitzungen an der Westküste mit denen an der Ostküste zu verbinden.

Das Königreich Congo liegt, wie eben gesagt, auf der Südseite des gleichnamigen Flusses, während es im Süden durch die Provinz Angola, im Westen vom Atlantischen Ozean und im Osten von dem Matambagebirge begrenzt wird, das es von dem Lande der wilden und kriegerischen Schaggas scheidet. Zur Zeit seiner Entdeckung oder bald darauf zerfiel Congo in sechs Provinzen, Sogno, Bamba, Pemba, Batta, Pango und Sundi, deren Häuptlinge von den Portugiesen die klingenden Titel: Herzöge, Grafen, Marquis erhielten. Sogno war die größte Provinz und bildete nicht nur die Grenze des ganzen Königreichs, sondern beherrschte auch die Mündung des Flusses und erlangte eine namhafte Bedeutung. San Salvador, die Hauptstadt des ganzen Königreichs, lag in der Provinz Pemba, südöstlich von der Mündung des Congo. Sie war die Residenz des Königs, das Hauptquartier der Missionare und der Markt zahlreicher Kaufleute. Zur Zeit ihrer größten Blüte, die wahrscheinlich in den ersten Theil des 17. Jahrhunderts fällt, soll diese Hauptstadt 40,000 Einwohner, einen Bischof, ein Jesuitenkollegium, ein Kapuzinerkloster, eine Kathedrale und zehn kleinere Kirchen gehabt haben. Wenn das Verdienst dieser Missionare nach der Zahl ihrer Bekehrten zu bemessen wäre, so würden sie unbestreitbar die verdienstvollsten und lobenswerthesten Männer ihres Standes gewesen sein. Pater Carli berichtet, daß er während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt von Bamba täglich selten weniger als 8—10 und häufig 15—20 Kinder getauft habe. Während seines zweijährigen Aufenthaltes taufte er im Ganzen 2700. Ein einziger Missionar in Chiovachianza soll in wenigen Tagen 5000 Kinder getauft haben. Ein anderer taufte in Sogno in weniger als einem Jahre 12,000. Pater Merolla erzählt, er habe an einem Tage 272 und in weniger als fünf Jahren mehr als 13,000 getauft. Dabei erwähnt er eines Missionars, der 50,000, und eines andern, der während seines zwanzigjährigen Aufenthaltes mehr als 100,000 getauft habe. Und die Missionare, heißt es zu ihrem Ruhme, begnügten sich nicht mit der bloßen Taufe, sondern führten auch alle Bräuche und Ceremonien der römischen Kirche ein; sie lasen mit allem Pomp die Messe, gründeten in jedem Dorfe einen Beichtstuhl, lehrten Kinder wie Erwachsene den Rosenkranz beten, und die große Masse des Volkes konnte sogar das Zeichen des Kreuzes machen. Der Segen solcher Bekehrung blieb auch nicht aus, denn in der Noth einer heißen Schlacht, erzählt der Missionar Cavazzi, zu der der Feind 900,000 Mann

gegen die Portugiesen geführt hatte, da habe sich plötzlich ein Wind erhoben, der einen Feuerregen gegen den Feind getrieben, und eine majestätische Frau, ein Kind auf dem Arme, sei in himmlischer Glorie erschienen und habe die Portugiesen, neu ermuthigt, zu herrlichem Siege vorwärts geführt. Gleich Wunderbares berichtet der Kapuziner Zucchelli, der im Anfange des 18. Jahrhunderts den Congo bereiste. Er versichert, daß viele von den Negersklaven, welche während des Transportes von Angola nach Brasilien starben, wirklich vom Teufel geholt wurden. Sie verdrehen im Sterben Augen und Hände und nur, wenn die weißen Christen sie mit einem glühenden Feuerbrande berühren, läßt der Teufel von seinen Wirkungen nach, und so seien viele Schwarze von der Gewalt des Teufels noch glücklich gerettet worden. — Trotz allen Eifers der Missionare aber war schon etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts jede Spur der ehemaligen Gesittung und des Christenthums verschwunden und das ganze Land in die tiefste Unwissenheit, in rohes Heidenthum, Schwäche und Armuth versunken.

So viel von den Mühen, Arbeiten und Erfolgen der Missionare in Congo. Blicken wir nunmehr auf die Leistungen der profanen Reisenden.

Erst fast 100 Jahre nach Cam und Behaim ist Lopez nennenswerth. Er kam 1578 wahrscheinlich in Handelsgeschäften nach Congo und ward nach einem Aufenthalte mehrerer Jahre vom Negerfürsten von Congo als Gesandter an den König von Spanien, an Philipp II., und an den Papst zurückgeschickt, um von Beiden Lehrer zur Ausbreitung des Christenthums in den Negerländern zu erbitten. In Madrid trat Lopez in den geistlichen Stand und ging, weil den damaligen König von Portugal wichtigere Gegenstände beschäftigten als die geistlichen Angelegenheiten von Congo, nach Rom. Aber auch hier ward er nicht viel besser aufgenommen, kehrte indeß, weil er unter päpstlicher Begünstigung bei den Negern ein Seminar und ein Hospital stiften wollte, nach Congo zurück. Seine Beschreibung verbreitete sich nicht blos über die von ihm besuchten Gegenden, sondern auch nach Erkundigungen von Anderen über Länder, die er nicht selbst gesehen, über das Kapland, über Inner-Afrika, über Länder an der Ostküste, selbst über Abessinien, die Quellen des Nils, die Insel Madagaskar. Außer den Kriegen, welche die Neger damals unter einander führten, und den Bemühungen der Portugiesen, das Christenthum auszubreiten, beschreibt Lopez die Reiche Congo und Loango am ausführlichsten. Einzelne Naturmerkwürdigkeiten schildert er anerkennenswerth genau, wie unter anderen das Zebra. Freilich muß man seine Amazonen in Afrika und andere Fabeln dem wundersüchtigen Geiste seiner Zeit zugute halten.

Fast gleichzeitig mit Lopez kam auch 1589 der englische Abenteurer Battel nach Congo. Nach der Zerstörung der großen Armada 1588 ging er als Freibeuter nach Brasilien, wurde hier von den Portugiesen gefangen und nach Angola abgeführt. Nach kurzem Aufenthalte wurde er von hier nach Loanda geschickt, wo er durch einen glücklichen Zufall aus seiner harten Gefangenschaft als Pilot einer Pinasse angestellt wurde. Als solcher erhielt er alsbald den Auftrag, den Congo oder Zairefluß hinauf zu fahren, um Palmöl und Elfenbein einzuhandeln. Die glückliche Ausführung dieses und später noch anderer Aufträge verschaffte ihm das Vertrauen des Gouverneurs und das Versprechen einer baldigen Freiheit. Allein je größer seine Verdienste waren, desto mehr wurde die Erfüllung des Versprechens verzögert.

Zwei Jahre waren bereits seitdem verflossen, da wagte es Battel auf ein holländisches Schiff zu entfliehen, aber seine Flucht wurde entdeckt und er in Ketten und Gefängniß gelegt. Nach langer, langer Erwartung wurde er mit der Verbannung nach Massangana begnadigt, um hier bei der Eroberung des Landes Dienste zu leisten. Es gelang ihm zwar hier, sich mit einigen Unglücksgefährten zu befreien, allein er fiel alsbald wieder in die Hände der Portugiesen und ward von diesen nach Jstambo geschickt, um sein ganzes Leben bei dem dort stehenden Militär gegen die Neger Kriegsdienste zu leisten. Nach einer schweren Verwundung kam er endlich wieder nach Loanda und wurde von hier nach seiner Wiederherstellung auf einem Schiffe nach Sudan geschickt, um in der schönen Sandbai, unter dem 12° südlicher Breite, Handel zu treiben.

So vergingen mehrere Jahre mit Streifzügen, bis er endlich von den Portugiesen dem Negerfürsten Mofarigost als Geisel preisgegeben wurde. Die Portugiesen ließen ihn, als einen Engländer, ohne Anstand zurück, da er weder durch Religion noch Vaterland ihnen verwandt war. Sein Leben wurde hier ernstlich bedroht, nur die Verzweiflung half ihm zur Ausführung seiner Flucht in das Land der berüchtigten und berühmten Schaggas. Hier begannen seine Entdeckungen.

Battel war so glücklich, in der großen Stadt Kaschill einige Schaggas zu finden, mit denen er sich in das Lager dieses Nomadenvolkes begab. Zehn Tage dauerte der Weg, und als er das Ziel endlich erreicht, gelang es ihm, dies Volk zu einem Kriegszuge gegen die verhaßten Portugiesen zu vermögen; er selbst hoffte bei dieser Gelegenheit an der Küste vielleicht ein europäisches Rettungsschiff zu finden. Die Schaggas blieben indeß Monate lang an dieser Stelle, da sie hier Palmen, Vieh und Oel in Menge vorfanden, was sie gleichwol nicht hinderte, ihre Mahlzeiten auch mit sehr beliebtem Menschenfleisch zu würzen. Der Zug ging westwärts längs dem Flusse Lango durch mehrere Provinzen; bereits waren 16 Monate verstrichen und noch sah Battel nicht das Ende seines Jammers.

Drei Tagereisen von Massangana, wo die Portugiesen ein Fort hatten, ergriff er die Flucht und war hoch erfreut über das Glück, bei seinen früheren Tyrannen freundliche Aufnahme zu finden. Wie er nach so vielen Abenteuern nach Europa zurückkam, ist nicht bekannt. Er beschreibt die Ländergebiete Engoi, Loango, Bengo, Kalonzo, Mayambo, Manikesoke und Matemba.

Der Bericht seiner achtzehnjährigen Abenteuer in Afrika erschien unter dem Titel „Reise nach Brasilien und Angola". Er enthält neben vielem Beachtenswerthen und Richtigen auch ein gut Theil Fabelhaftes und Wunderliches im Geiste seiner Zeit.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Schilderungen, welche Battel von seinen Reiseerlebnissen, von Land und Leuten giebt, manches Interessante enthalten. Auf jeden Fall sind seine Berichte weit werthvoller, als die seines Vorgängers Lopez. War dieser in seinen Darstellungen verwirrt und einseitig, so muß es dagegen Battel als Verdienst angerechnet werden, nicht nur einfach und schlicht, sondern, was hier die Hauptsache ist, getreu und wahr geschrieben zu haben. Daß dabei Vieles mit untergelaufen ist, was den thatsächlichen Verhältnissen widerspricht, kann in Anbetracht der äußerst mannichfachen Schicksale Battel's nicht überraschen.



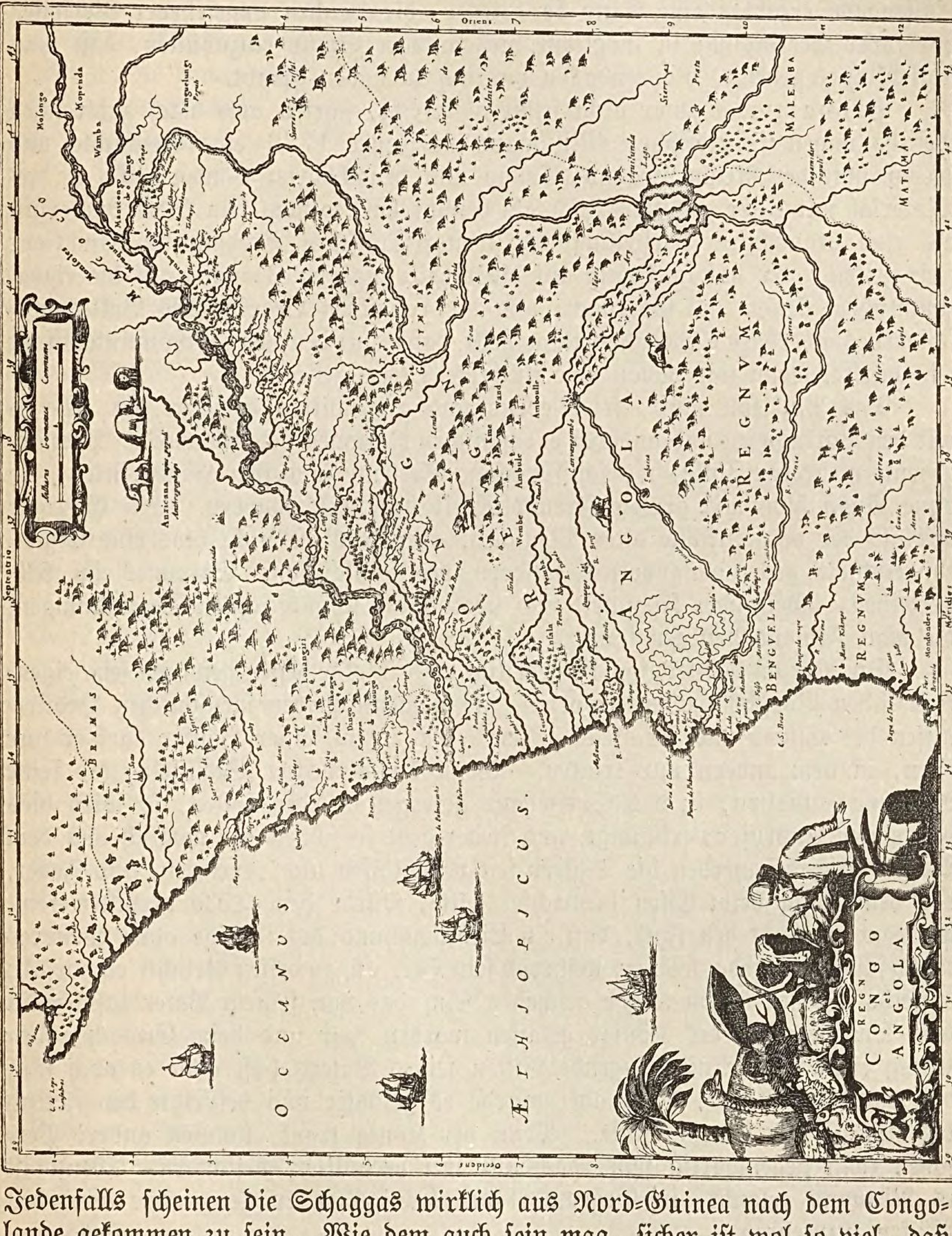
Die Negerstadt Loango. Nach Dapper's Afrika.

Bedenkt man nur, wie dieser Mann bald hierhin bald dorthin aus eigenem Freiheitstriebe oder durch die Eingriffe portugiesischer Herrschaft verschlagen wird, wie er sowol die Küste Loango's, als auch die Gebiete des Quanza (oder Kranza) und Cuvo erblickt hat, mehrmals weiter nach Osten zu in das gebirgige Innere Südwestafrika's vorgedrungen ist und dabei stets gegen die Eingeborenen kampfbereit oder auf der Flucht sich befindend für seine errungene Freiheit aus portugiesischen Fesseln bedacht sein mußte, so muß man immerhin gestehen, daß Battel gut beobachten konnte und wenigstens theilweise auch gut beobachtet hat.

Namentlich verdienen seine Schilderungen von den Schaggas Beachtung. Dieses Volk fiel um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Congo und Angola ein, störte die dort thätigen Missionäre ganz erheblich in ihrer Arbeit, verheerte die portugiesischen Kolonien, metzelte die Eingeborenen nieder und konnte nur nach langem Kampfe zurückgedrängt werden. Battel traf die Schaggas zuerst auf seiner zweiten Fahrt von Loanda nach der Bahia des Veccas, als sie in großen Scharen am nördlichen Ufer des Cuvo lagerten und nun ostwärts nach dem Lande Dongo vordringen wollten. Battel schloß sich ihnen an und begleitete sie auf ihrem weiteren Zuge nach dem Innern. Dabei hatte er vollkommen Gelegenheit, ihr Leben und Treiben, ihre Sitten und Bräuche näher kennen zu lernen. Aus seinen Erzählungen geht vor Allem hervor, daß dieses Volk sehr blutdürstig und grausam war. Einige Herrscher, selbst regierende Frauen, thaten sich hierin besonders hervor und wütheten als furchtbarste Despotinnen. Die Schaggaskönigin Dumba zerstampfte ihren Säugling in einem Mörser, bereitete eine Salbe daraus und bestrich ihre Krieger damit. Xinga, Königin von Angola, ermordete nach Zucchelli's Berichten ihre geheimen Liebhaber vor der Entdeckung mit eigenen Händen. Und das sind gewiß nicht die einzigen Beispiele dieser Art.

Von Frauen rühren auch abscheuliche Gesetze her, die gerade zur Zeit, als Battel unter ihnen lebte, in voller Giltigkeit standen und sich auch späterhin noch lange erhalten haben. Sie zeigen, daß dieses Volk nicht auf einer allzuniedrigen Stufe stand; dabei waren sie aber barbarisch genug. So mußten die Mütter ihre männlichen Kinder sogleich nach der Geburt ertränken, den wilden Thieren aussetzen oder erwürgen, jeder lebend gebliebene Knabe war ehrlos und aller Rechte bar. Um aber dem mit dieser Einrichtung nothwendig verknüpften Mangel an Männern vorzubeugen, erzog man die kräftigsten der auf den Raubzügen gefangenen Knaben, behandelte sie aber so lange als Sklaven, bis sie durch eine grausame Heldenthat sich als mannbare tüchtige Krieger gezeigt hatten. Sitten und Gebräuche der Schaggas sind kaum viel anders, als wir sie nach neueren Berichten bei den meisten afrikanischen Stämmen wiederfinden. Lärmende Festlichkeiten nach jedem erfolgreichen Kriegszuge und zu Ehren des jeweiligen Hauptherrschers, Menschenschlächtereien in großem Maßstabe, das Begraben der lebenden Frauen mit ihren verstorbenen Männern kennzeichnen die barbarischen Sitten dieses Volkes. Auch die Missionsberichte stellen die Schaggas als die ärgsten Kannibalen Afrika's hin. Die eingehenden Erzählungen Battel's enthalten ebenfalls eine Menge Daten, aus denen hervorgeht, daß ihre Hauptnahrung Menschenfleisch war, ja daß sie gerade dieses, trotz ihrer zahlreichen Herden, mit besonderem Wohlbehagen verzehrten.

In wie weit die Berichte Battel's über ihr Herkommen und ihre Wanderzüge sich bestätigt haben, läßt sich nicht so ohne Weiteres sicher entscheiden. Die Schwierigkeit liegt nämlich in den Fragen: wo kamen die Schaggas her? wo haben sie ihre Nachkommen heute? Battel erzählt uns, daß sie aus Sierra Leone gekommen seien. Das würde mit späteren Berichten übereinstimmen.



Karte von Congo, Angola und Benguela. Nach Dapper's Afrika (1676).

Jedenfalls scheinen die Schaggas wirklich aus Nord-Guinea nach dem Congolande gekommen zu sein. Wie dem auch sein mag, sicher ist wol so viel, daß die Schaggas nicht einen einzelnen Volksstamm repräsentirten, sondern daß sie vielmehr der Zweig einer großen Völkerfamilie waren, deren Reste nach neueren Reisenden heute in den verschiedensten Theilen Südafrika's leben, wie sie auch Livingstone und Cameron als solche anerkannt haben.

Nach Zucchelli haben bis zu Ende des 18. Jahrhunderts nur noch wenige Reisende die Südwestküste von Afrika besucht. Des Sklavenhandels wegen kamen Jacques Barbot und Jean Casseneuve nach Congo. Ihre Reisen haben der Erdkunde wenig Bereicherung gebracht, es sind nur einige Schilderungen der Sitten und Gebräuche dortiger Negerstämme zu erwähnen. Barbot und Casseneuve erzählen eine Sitte der Neger, die Leichen angesehener Personen vor ihrer Beerdigung in möglichst viel kostbare Stoffe einzuhüllen, daß man schließlich ungeheure Waarenballen vor sich zu haben glaubt.

Proyart war zwar nicht selbst in Afrika, schrieb aber nach zahlreichen Mittheilungen französischer Missionare im Jahre 1776 eine Geschichte und Geographie der Reiche Loango, Congo und benachbarter Länder. Da er das Material mit einer gewissen Auswahl benutzt hat, so mag sein Werk immerhin als eine brauchbare Darstellung der westafrikanischen Verhältnisse damaliger Zeit gelten. Er hat in Bezug auf die Regierung von Loango, auf die eigenthümlichen Sitten und Gebräuche und die religiösen Begriffe des Volkes verschiedene sonderbare Thatsachen mitgetheilt, daß es für den Leser nicht uninteressant sein dürfte, wenn wir davon eine flüchtige Skizze geben.

Das Volk soll sanft, friedliebend und großmüthig gewesen sein, ehe es mit den Portugiesen und anderen europäischen Nationen bekannt wurde. Proyart gedenkt mehrerer Fälle, wo schiffbrüchige Seeleute in dessen Hände fielen, die ohne Ausnahme mit großer Freundlichkeit behandelt wurden. Ein Geiziger gilt als der verächtlichste aller Menschen; aber dies ist nicht blos eine Eigenthümlichkeit des Loangovolkes, sondern des afrikanischen Stammes im Allgemeinen. Geiz oder Filzigkeit sind überall die schimpflichsten Bezeichnungen, die man Jemand beilegen kann.

Die Person des Königs ist geheiligt und infolge dessen gewissen sehr eigenthümlichen Vorschriften unterworfen, die namentlich den menschlichen Bedürfnissen des Essens und Trinkens gelten. In einem seiner Häuser darf er nur essen, in dem andern nur trinken. Wenn die verdeckten Schüsseln, die seine Nahrung enthalten, in das Speisehaus getragen werden sollen, so wird dies von einem Ausrufer verkündigt, und Jeder geht so schnell als möglich aus dem Wege. Hierauf werden die Thüren fest verschlossen und verriegelt, und Jeder, der den König beim Essen beobachtet hätte, würde dem Tode verfallen sein. Proyart erwähnt den Fall, daß ein Lieblingshund des Königs ohne Weiteres todtgeschlagen wurde, weil er, während sein Herr aß, zu dessen Gesichte emporsah; dasselbe soll mit einem Kinde geschehen sein, das von seinem Vater zufällig in dem Speisegemach des Königs gelassen worden war und beim Erwachen den König essen sah. Auf dringende Bitten seines Vaters ließ man es noch fünf bis sechs Tage leben, dann aber wurde es getödtet und bespritzte den Fetisch des Königs mit seinem Blute. Wenn der König trank, konnten andere Personen zwar gegenwärtig sein, doch nur mit verhüllten Gesichtern. Ebenso ist es Niemand erlaubt, in Gegenwart des Königs zu trinken, ohne ihm den Rücken zuzukehren.

Ein ähnlicher Gebrauch herrscht an der Pongoküste. Nie trinkt ein Häuptling in Gegenwart Anderer, ohne sich vor deren Blicken hinter einem Schirm oder einer Scheidewand zu verbergen. Der Zweck dieses Brauches ist ohne Zweifel kein anderer, als den Häuptling gegen die geheimen Anschläge

der Zauberei zu schützen; denn es ist allgemein verbreitete Meinung, daß man diesen Einflüssen beim Essen, Trinken oder Schlafen mehr unterworfen sei als unter anderen Umständen.

Reiner als irgend sonstwo hat sich hier noch die Form des Priesterkönigthums erhalten. Der Priesterkönig hat nicht nur die menschlichen Angelegenheiten zu regeln, sondern diese auch mit allen in der Natur waltenden Kräften in gutem Einvernehmen zu halten; wie gegen ihre irdischen Feinde, hat er die Pflicht, sie ebenso gegen die dämonischen, Krankheiten bringenden zu schützen; er hat den richtigen Umlauf der Gestirne zu regeln, den Ernten schönes Wetter zu senden und Regen, wenn die passende Zeit dazu gekommen ist.

Solch vielfache und wichtige Obliegenheiten geben ihm hohes Ansehen, machen aber seine Stellung zu einer schwierigen, wenn er den gehegten Erwartungen nicht entsprechen sollte. Eine zahlreiche und mächtige Hierarchie achtet darauf, daß der König gewissenhaft alle Vorschriften und Gebräuche erfüllt, die religiöser Aberglaube für nöthig hält, um nicht den Willen der Gottheit zu verletzen und deren Zorn auf das ganze Volk herabzurufen. So werden den Königen fast ohne Ausnahme die lästigsten und sinnlosesten Schranken auferlegt, die zu übertreten er nie wagen darf. Einige von den in unmittelbarer Nähe des Meeres wohnenden Fürsten dürfen z. B. nie die See sehen, andere nie einen weißen Mann erblicken u. s. w. Der Kukulu am Kap Padron ist an sein Haus gebannt, muß auf einem Stuhle sitzend schlafen, weil, wenn er sich niederlegen würde, die Natur in Unordnung, aus ihren Fugen gerathen und ein Losbrechen verderblicher Stürme bevorstehen würde.

Ein Monstrum von unsinnigem, aber durch die Religion geheiligtem Ceremoniell bilden die Vorbereitungen für die Krönung des Königs von Angoy, des einen der drei Königreiche auf der Loangoküste. Der Kandidat darf keinen Fehler, keinen gebrochenen oder gefeilten Zahn, keine Narbe von einer zugeheilten Wunde, keine vom Schröpfen gelassene Hautritze u. s. w. haben. „Er hat zuerst im Dorfe des Mambuk eine vorgeschriebene Zeit zu verweilen, dann in Umtenda zur Verehrung des Fetisch Kwiti-Kwitti, dann in Manafula, dann in der Waldeinsamkeit von Katte, wo die Ansprüche der dort herrschenden Prinzessin zu befriedigen sind, dann in Chisu, um mit dem Lunsunsi, dem dämonischen Fürsten der Küste, ein Abkommen zu treffen, dann in Mongokaiye, dann in Mongo-Tombe, dann in Chifolulu, um die Fetische Sunga und Umsinga zu beschenken, dann in Chingukotambungo, wo der Fürst Kavukete seine Bedingungen stellt, dann in M'tuntu, um die Fetische Zinzinbinganga, Umsinga und Longa zu sühnen, dann in Mangalumbe, einem Platz in Angoy, der die Königsgräber deckt. In jedem der elf Krondörfer muß der Krönungskandidat so lange verweilen, bis die von ihm gepflanzten Bananen genügend gereift sind, um eßbare Früchte zu liefern. Umschisu ist der letzte Platz, in dem er vor der Krönung zu verweilen hat. Wenn sich aber dort zufällig eine Fliege auf ihn setzt, so sind alle diese vorhergegangenen Ceremonien wirkungslos, und er müßte sie aufs Neue beginnen, wenn er doch noch König werden wollte." Kein Wunder, daß an der Congoküste die Königsthrone unbesetzt sind, da viele Prinzen diesen in ihrem Erfolg zweifelhaften Ceremonien sich nicht unterwerfen wollen.

Barbot gedenkt eines Königs von Loango, der nicht weniger als 6000 Weiber hatte. Dies mag nach der gewöhnlichen Redeweise des Landes seine

Richtigkeit haben, bedarf aber der Erklärung. Alle Männer dieses Landes, ob Häuptlinge oder nicht, erben die Weiber ihrer Väter, ihrer älteren Brüder und Oheime, ohne Rücksicht auf deren Alter, und diese gelten dann für ihre Weiber, obschon sie im Grunde nichts weiter sind als Untergebene oder Abhängige. Eines Mannes unverheirathete weibliche Verwandte und seine weiblichen Sklaven, obgleich diese ihre eigenen Männer haben, heißen dessen Weiber, ohne Zweifel um seine gesellschaftliche Bedeutung zu vergrößern.

In jedem Haushalte, zu welchem eine größere Anzahl von Frauen gehört, ist eine der älteren das anerkannte Oberhaupt der übrigen; sie führt in Loango den Ehrennamen Makonda. Ihre Stellung ist eine sehr angesehene und ihr Einfluß erstreckt sich nicht nur auf die Frauen und Kinder, sondern auch auf den Herrn des Hauses. Sie kann fast jedes Mitglied des Haushaltes bei dem Oberhaupte der Familie in Verdächtigung bringen oder dasselbe, wenn es ihr beliebt, gegen jede von anderer Seite erhobene Beschuldigung vertheidigen und in Schutz nehmen.

Alle im Lande geborenen Zwerge und Albinos werden als Eigenthum des Königs betrachtet; sie müssen seine Person umgeben und gelten für seine Schutzgeister. Zwerge sind nicht sehr häufig, Albinos findet man jedoch fast in jeder Gemeinde von Süd-Guinea. Ueberall betrachtet man sie gleichsam als heilig und unverletzlich. In ihren Gesichtszügen sind sie ihrer Rasse im Allgemeinen nicht unähnlich; ihre Farbe aber kommt einem reinen Weiß ziemlich nahe; ihr Haar ist von der gewöhnlichen Beschaffenheit, aber milchfarbig, während ihre Augen grau und in beständiger Bewegung sind. Sie können in der Dämmerung ganz gut sehen, am Tage aber nur sehr unvollkommen.

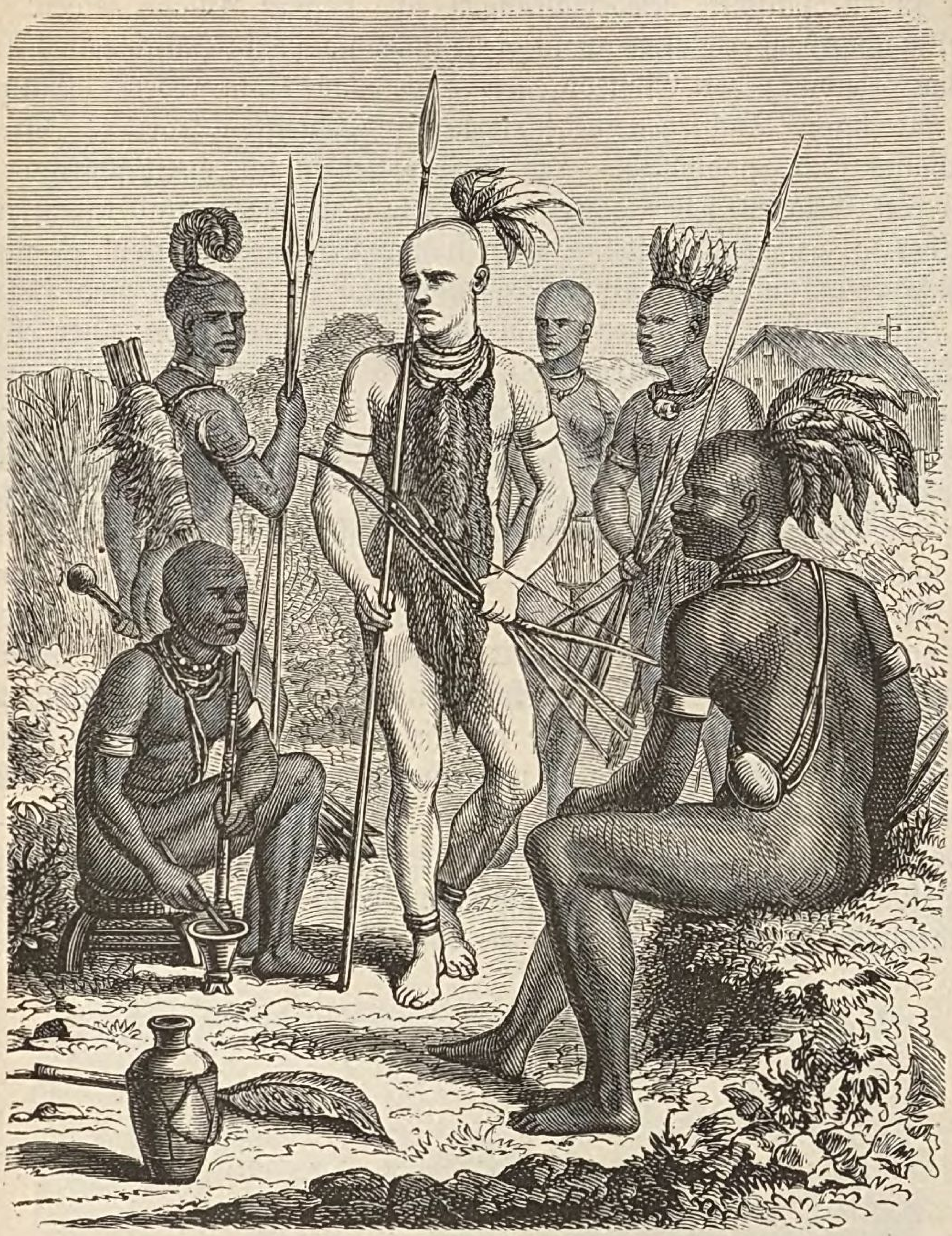
Werthvoll ist schließlich die Reisebeschreibung Jean de Grandpré's, der sich 1786 und 1787 als Negerhändler an dieser Küste aufhielt und dabei vollauf Gelegenheit hatte, eine Menge Beobachtungen zu machen. Seine Darstellung erweckt dadurch glaubwürdiges Vertrauen, daß er ohne Kenntniß seiner Vorgänger Merolla, Battel, Dapper Bekanntes meist als etwas Neues zu berichten meint.

Nach de Grandpré sind die Küstengegenden fruchtbar, wasserreich und kulturfähig. Es bietet sich die ganze Pflanzenfülle und Vegetationspracht des Tropenklimas dar; die Wälder strotzen von mancherlei Arten der nahrhaftesten Leckereien. Zuckerrohr von ungewöhnlicher Höhe und Dicke sowie außerordentlichem Saftreichthum giebt es in Ueberfluß. Mapu nennt de Grandpré einen ihm besonders merkwürdigen Baum mit dickem Stamm, ungenießbarer kürbisartiger Frucht und äußerst spärlichem Blattwerk. Es wird wahrscheinlich derselbe Baum gewesen sein, den andere Reisende als Baobab oder Affenbrotbaum benennen. Von Feldbau sind wenig Spuren vorhanden, doch würden viele europäische Küchengewächse dort gut gedeihen.

De Grandpré beschreibt eine ziemlich mannichfaltige Thierwelt. Bezüglich der Hausthiere, als Schafe, Rinder und Pferde, befindet er sich in dem irrigen Glauben, daß es solche, ebenso wie Strauße, nicht gebe; erzählt doch Falsonbridge, der Bekämpfer des afrikanischen Negerhandels, daß Schafe in Angola ziemlich wohlfeil seien. Mit besonderem Interesse berichtet de Grandpré von der großen Anzahl der Affen, deren guten und bösen Eigenschaften, dem erstaunlichen Scharfsinn mancher Arten.

Seine Behauptung, daß zahlreiche Erzvorkommnisse sich vorfinden, hat sich

bestätigt. Kupfererze, Gold- und Silberadern durchziehen das Gestein, nur bedauert er die Unkenntniß der Neger, den Kupferreichthum der Gebirge auszubeuten. Wenn auch nach neueren Berichten die Ausbeute nicht so leicht ist, so hat man aber doch erkannt, daß rationell betriebene Kupferbergwerke gute Ergebnisse liefern.



Ein Albino der Barineger.

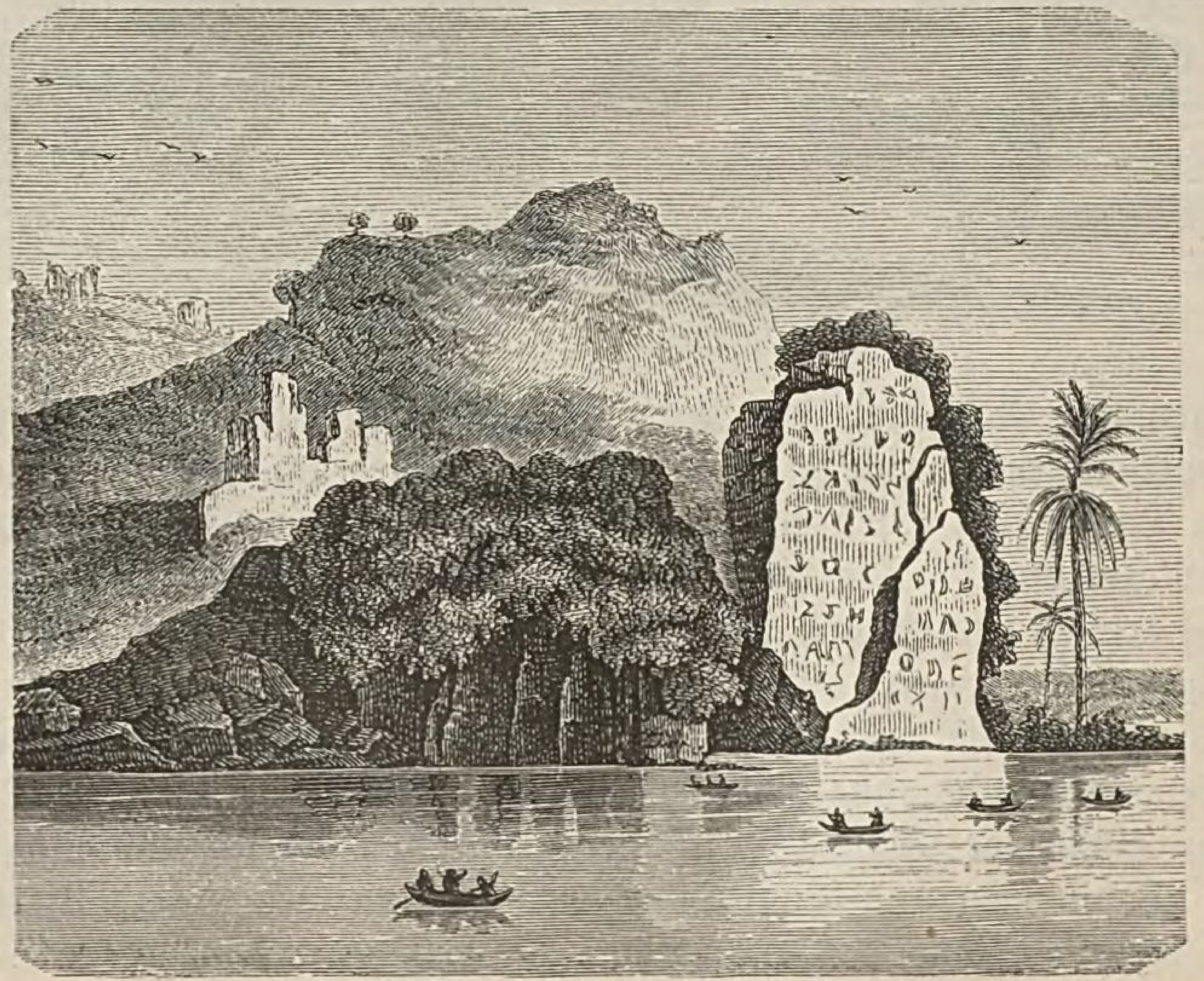
Sitten und Gebräuche der Neger an der Südwestküste Afrika's beschreibt de Grandpré allgemein richtig. Die Götzen verschiedener Gestalt lassen in ihrer plastischen Darstellung einen gewissen Kunstsinn erkennen, verrathen aber keinen Zug des Negertypus. Die Götzen sind Rachegötter, denen die merkwürdige Verehrung erwiesen wird, daß beim Essen auch ein gut Theil der Speisen ihnen ins Gesicht gespieen wird. Eine große Rolle spielen ferner Gift- und Feuerproben, denen sich die einer Schuld Angeklagten zu unterwerfen haben. Wer die genossene Giftrinde ohne tödliche Wirkung wieder von sich giebt oder dessen Hände von glühender Kohle keine Spur zurücklassen, der ist unschuldig.

Die Wohnungen sind Rohrhütten mit Dächern aus Palmblättern, deren jeder wohlhabende Mann mehrere besitzt. Sie bestehen aus mehreren Gemächern

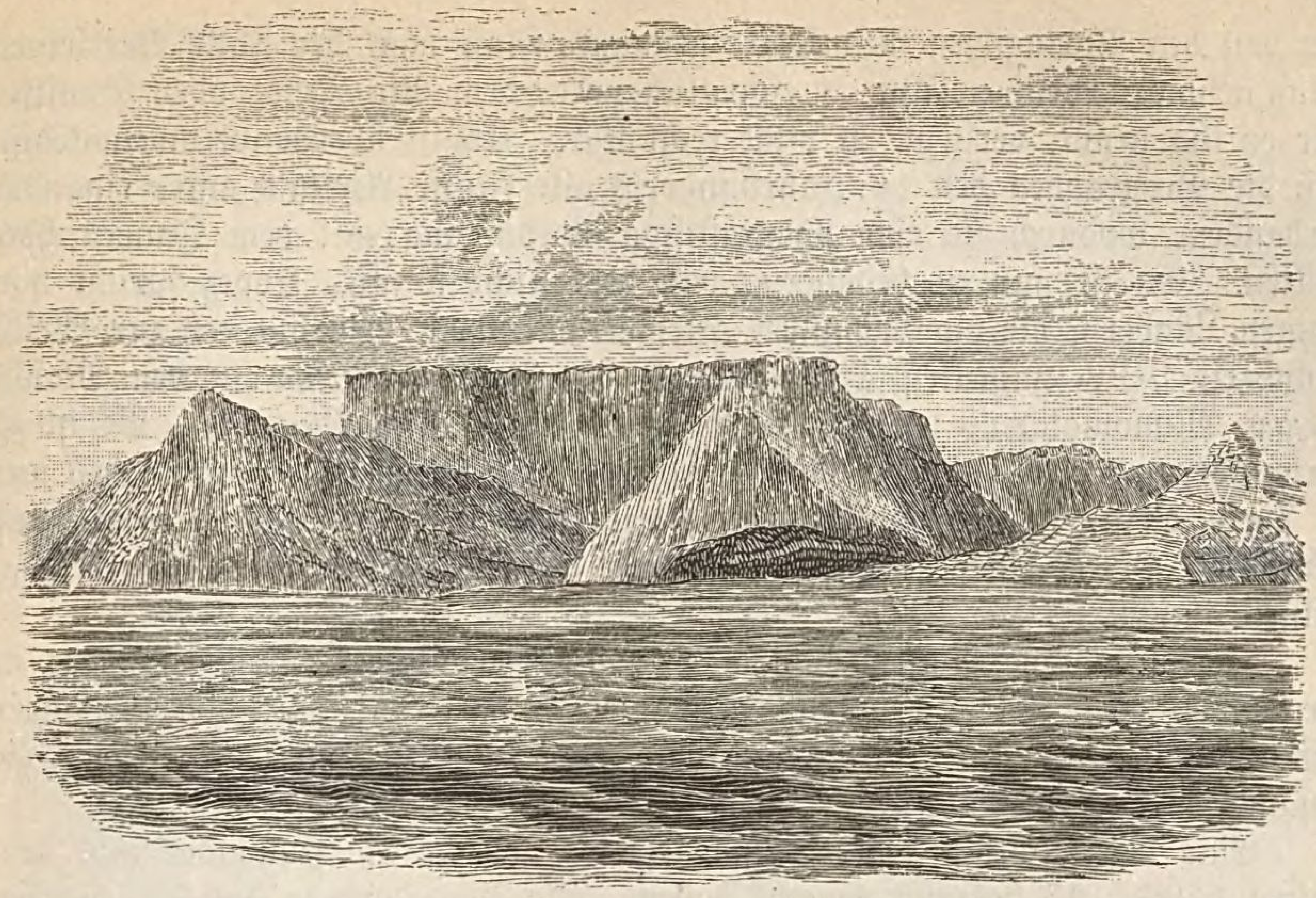
Der darumliegende Platz ist mit Rohr umzäunt, zu welcher Umfassung wiederum mit Rohr eingefaßte Wege führen. Vor der Hütte ist ein Schirmdach angebracht, unter dem der Neger seine Gäste empfängt. Die Negerstädte bestehen aus unordentlichen Haufen vorbeschriebener enger und unbequemer Wohnungen, die nur in europäischen Niederlassungen eine bessere Anlage zeigen. Ein sie gewöhnlich umgebender Palmenwald giebt ihnen noch ein ziemlich nettes Aussehen.

Von Kleidung der Eingeborenen kann man kaum reden. Einige Zierrathen und bunte Tuchfetzen bedecken den sonst nackten Körper. Armbänder und Schmuck sind gewöhnlich. Die Weiber kleiden sich meist schlechter als die Männer, die Sklaven gehen ganz nackt. Die Congoneger sind furchtsam, sanft und gutherzig, geizig und eitel. Nach späteren Reisenden giebt es auch grausame, habgierige und verschmitzte Negerstämme. Faulheit ist eine Haupteigenschaft. Vielweiberei ist allgemein üblich, nur darf ein von einer Prinzessin gewählter Mann bei Todesstrafe kein anderes Weib nehmen, nicht einmal ein solches nur ansehen. Die Neger bilden drei Klassen: Hofleute, Kaufleute und Knechte, von denen letztere die niedrigste Volksklasse bilden, während die Kaufleute die eigentlichen Sklavenagenten sind. — De Grandpré hält die Congovölker für feig und furchtsam. Ein Tapferer wird allgemein gefürchtet. Fischfang, Handel und Jagd sind die Beschäftigungen der Congoneger. Eigenthümlich ist, wie sie mit ihren Leichen verfahren. Der todte Körper wird nach vielen Ceremonien mit einer beizenden Flüssigkeit bestrichen, welche die Haut trocknet und weiß überzieht. Dann wird der Leichnam in eigenthümlicher Stellung über ein Feuer gebracht, bis die Eingeweide verschrumpfen und der ganze Körper wie Pergament wird. Endlich wird er mit einer Rinde von rother Erde überzogen und, wie schon vorbemerkt, in eine Unzahl Zeuge eingewickelt.

De Grandpré's Berichte stimmen im Großen und Ganzen mit denen früherer sowie späterer Reisender überein. Nach ihm giebt es bis Ende des 18. Jahrhunderts nur spärliche Kunde von Westafrika.



Fetischfelsen an der Mündung des Congo.



Der Tafelberg am Kap der Guten Hoffnung.

V.

Das Kapland und die Ostküste.

Das Kapland. Nichtbeachtung des Kaplandes. Lopez' Nachrichten. Nachrichten der Holländer von 1795—1797. Ribbek gründet 1652 die Kapstadt. Die Namaquas. Ten Rhyne. Kolbe, Louis de la Caille, Sparrmann. Thunberg. Patterson. Le Vaillant's Reisen und Schilderung von Land und Leuten. John Barrow. Lichtenstein. — **Die Ostküste.** Spärliche Nachrichten von der Ostküste Afrika's. Seetüchtigkeit der Araber gegen die Portugiesen. Störung des alten Verkehrs. Im Rothen Meer. Barreto's mißglückter Zug ins Innere nach Monomotapa, auch Vasco Homen sucht vergeblich nach Gold- und Silberminen in Sofala. Hamilton. Die ersten Engländer in der Algoabai. Berichte über die Ostküste und deren Bewohner. Pereira's Reise nach dem Reiche des Kazembe. Abessinien. — Schlußbetrachtung.

Das Kapland, obwol in der ersten Zeit nach der Entdeckung der wichtigste Punkt Afrika's, fand nur geringe Beachtung wegen der furchtbaren dort herrschenden Stürme. Man war froh, das Kap hinter sich zu haben. Daher die lange und gänzliche Unkenntniß des ganzen Südafrika, des sogenannten „Kafraria" oder Kafferland. Die Portugiesen begnügten sich, die entdeckten Küsten, Buchten, Baien, Flußmündungen und Vorgebirge zu benennen. Die Entdeckung des reichen Indien befriedigte alle ihre Anstrengungen.

Die ersten Nachrichten, welche einige Kenntniß des Innern von Südafrika oder dem Kaplande gaben, datiren von Lopez 1591. Derselbe kennt zwar den Namen Kafraria nicht, beschreibt aber das Land, welches zwischen Angola, dem Kap der Guten Hoffnung und dem Nil liegt. Lopez spricht von einem Königreich Klimbebe jenseit Angola, das bis zum Flusse Bavagal reicht, der ebenso wie der Nil mit dem Magnice in den Mondbergen in Verbindung stehe. In den Mondbergen, behauptet Lopez ferner, gebe es einen See Gale, aus dem

der von den Portugiesen Rio Dolce genannte Fluß nach der False Bai seinen Lauf nehme. Welchen Fluß er eigentlich unter dem Rio Dolce oder Kamissa, wie er ihn nennt, versteht, ist nicht recht klar. Es ist überhaupt merkwürdig, daß die Geographen des 16. Jahrhunderts alle Flüsse Afrika's unter einander verbanden, wodurch sie eine phantastische Verbindung mit dem Innern herstellten. Es ist nur zu bedauern, daß dem nicht so ist. Lopez spricht von einigen Ländern, die unabhängigen Fürsten unterthan, erwähnt des zur Weihnachtszeit 1498 entdeckten Tierra Natal, des Reiches Buttua an den Mondbergen, Monomatapa's und Sofala's jenseit des Flusses Magnice. Es ist zu verwundern, daß Lopez über die Bewohner dieses ungeheuren Landstriches nur zu sagen weiß, daß in so südlicher Breite noch Neger zu finden seien, eine Thatsache, die er einer größeren Intensität der Sonnenstrahlen zuschreiben zu müssen glaubt.

Obwol manche Reisende durch Umstände genöthigt waren, entweder in der Tafel- oder in der Saldanhabai Anker zu werfen, fingen die Seefahrer erst mit Ende des 16. Jahrhunderts an, sich mit der Umgegend dieser Orte genauer bekannt zu machen.

Eine der wichtigsten Nachrichten ist die, welche die Holländer aus dem Jahre 1595—97 bekannt gemacht haben. Die Eingeborenen des Kap werden darin also geschildert: sie sind sanft und dem Tauschhandel geneigt, mittlerer Statur, aber stark und lebendig; ihre Hautfarbe ist tiefbraun, ins Röthliche fallend; sie gehen nackt, in eine Ochsenhaut gehüllt, die nach Art eines Mantels rund geschnitten ist, und tragen einen Gürtel um die Lenden, dessen Ende ihre Scham deckt. Als Schmuck haben sie Armringe aus Elfenbein und rothem Kupfer, und Goldringe an den Fingern. Ihre Haut ist tätowirt und mit verschiedenen Zeichen geschmückt, mit Schmiere bedeckt, was ihnen einen sehr üblen Geruch giebt. Einige tragen Holzplatten statt der Schuhriemen. Sie verzehren mit Begierde unreine Lebensmittel und die Eingeweide der geschlachteten Thiere. Sie besitzen große Herden Ochsen und Schafe, welche letztere wegen ihrer besonderen Schönheit bemerkenswerth sind; sie haben Fettschwänze, aber statt Wolle Ziegenhaare. Die Holländer unterhalten lebhaften Handel mit den Eingeborenen und erhalten für den Werth eines Guldens an Eisen drei Ochsen oder fünf Schafe.

Die Engländer blieben zwar von diesen gewinnreichen Gegenden nicht lange fern, ohne aber eine Kolonie da zu gründen. Von ihren Seefahrern, welche das Kapland besuchten, ist nur Downton hervorzuheben, welcher, ein besserer Beobachter denn seine Vorgänger, eine ausführlichere Beschreibung des Landes, seiner Produkte und Bewohner gab. Erst den Holländern war es vorbehalten, hier eine Niederlassung zu gründen. Unter diesen Umständen blieb das Kapland bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts ziemlich vernachlässigt, und alle Reisende und Schriftsteller benutzten als Hauptquelle die Nachrichten des Lopez.

Die Holländer erkannten indeß die Wichtigkeit dieses Landes als einer auf halbem Wege nach Indien liegenden Station, suchten sich in den Besitz desselben zu setzen und gründeten 1652 die Kapstadt mit der Kapkolonie. Der Holländer van Ribbek gewann 1650 die Direktoren der Ostindischen Compagnie dafür, hier eine Kolonie zu gründen. Um 15,000 Gulden in Waaren wurde das Land erhandelt, welches unverzüglich befestigt wurde. Kolonisten wurden unter

lockenden Versprechungen in Menge herangezogen. In kurzer Zeit war die Kolonie so weit gediehen, daß man an Erweiterung denken mußte. Daher wurden 1669 von holländischen Soldaten die Saldanhabai und die Mosselbai in Besitz genommen, ferner wurde eine Reise in das Land der Namaquas unternommen, um sich von der Ergiebigkeit der Kupferminen zu überzeugen.

Ungleich wichtiger aber waren die Reisen Ten Rhyne's seit 1673. Er beschreibt das Kap, die Tafelbai, die dortigen Thiere und Pflanzen, das Klima, die Bewohner mit Sitten und Lebensweise und unterscheidet sieben Volksstämme, die er unter dem Namen der Hottentotten zusammenfaßt. Er ist der beste Schriftsteller über das Kapland und wurde erst von Kolbe in seiner Beschreibung übertroffen.



Der Weihnachtshafen (Port natal).

Kolbe hatte eine gute Erziehung genossen und auf deutschen Universitäten vortreffliche Studien gemacht. Daher wurde er seiner astronomischen Kenntnisse und Talente wegen von der Compagnie nach dem Kap geschickt mit dem gemessenen Befehle an die Behörden, ihm einen Platz zu einer Sternwarte zu ertheilen und seine wissenschaftlichen Arbeiten möglichst zu fördern. Im Juni 1705 ankerte er nach mancherlei Beschwerden vor der Kapstadt, von wo er nach Vollendung seiner Arbeiten im August 1713 in Amsterdam ans Land stieg. Kolbe's zuverlässige Nachrichten sind um so wichtiger, als sich seitdem die dortigen Verhältnisse gänzlich geändert haben und die nachmals entweder unterjochten oder zersprengten Hottentottenstämme damals größtentheils noch in ihrer wilden Eigenthümlichkeit und Unabhängigkeit lebten. Sie bildeten zu jener Zeit alle noch ein unter einem gemeinsamen erblichen Häuptling vereinigtes Volk, welches sich im Kriege tapfer und ausdauernd bewies, aber durch innere Zwietracht und durch Anrufung holländischer Hülfe von Seiten verschiedener Parteien seinen Untergang herbeiführte. Die Forschungen der zunächst auf

Kolbe folgenden Reisenden, des französischen Astronomen Louis de la Caille (1760) und des schwedischen Naturkundigen Andreas Sparrmann (1772 bis 1776) brachten der Wissenschaft manche wichtige Bereicherung, traten aber eben so schnell wieder in den Hintergrund als die Tagebücher Thunberg's (1772—1775), welcher sich zuerst über die Grenzen der Kolonie hinauswagte, und William Patterson's (1777—1778), der bereits bis zu den Schneebergen und in das Land der Buschmänner vorgedrungen war.



Hottentott.

Epochemachend aber war die Entdeckungsreise des Franzosen Le Vaillant. Geboren im Jahre 1753 in dem niederländischen Guyana, verlebte er seine Knabenjahre fast wie ein halber Wilder, indem er seine Eltern auf häufigen Reisen nach den entlegensten und unwirthlichsten Theilen des Landes begleitete und manche Unbequemlichkeiten und Entbehrungen zu ertragen lernen mußte. Die Gespräche und Bemerkungen seines Vaters, eines in den Naturwissenschaften bewanderten Mannes, welcher sich eine Sammlung der merkwürdigsten Thiere und Erzeugnisse Guyana's angelegt hatte, lenkte seine Aufmerksamkeit sehr früh auf die Natur und diese ward seine erste Lehrerin. Alsbald legte er sich selbst ein eigenes Naturalienkabinet an. Raupen, Schmetterlinge, Käfer, Vögel waren die ersten Gegenstände, denen er nachstellte; er erlangte in der Handhabung des indianischen Bogens eine außerordentliche Fertigkeit und ward ein vortrefflicher Jäger. — Im Jahre 1763 kam er nach Holland und 1777 durch Zufall nach Paris. Die Menge von Naturgegenständen aus allen Welttheilen, die hier in den Museen aufgehäuft waren, nahmen nicht nur drei volle Jahre seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, sondern machten in ihm auch den Wunsch rege, diese Thiere an dem Orte ihrer Heimat lebendig zu sehen und die Lebensweise und Eigenschaften derselben zu beobachten. Am meisten lockten ihn noch unbesuchte Theile der Erde, wo eine Menge neuer Beobachtungen zu machen und neue Kenntnisse zu gewinnen waren. Das Innere Afrika's schien ihm als eine noch jungfräuliche, unberührte Gegend vor allen übrigen Ländern den Vorzug zu verdienen und die reichste Ausbeute für die Naturgeschichte zu gewähren.

Diese Gedanken, die ihn Tag und Nacht nicht verließen, brachten in ihm allmählich den Entschluß zur Reise, selbst dieses Wagniß zu unternehmen. Nichts vermochte den einmal gefaßten Vorsatz zu erschüttern, und er verließ am 17. Juli 1780 Paris, ohne irgend Jemand seinen Plan mitzutheilen. Er reiste ohne Aufenthalt nach Holland, um daselbst die reichen Naturalienkabinete zu durchforschen und sich durch den Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in seinem Fache noch über manche Punkte genau zu unterrichten.



Buschmänner.

Er fand wohlwollende Aufnahme und einflußreiche Beamte billigten sein Vorhaben, erwirkten ihm auch die Erlaubniß freier Ueberfahrt nach dem Kap auf einem Compagnieschiffe und versahen ihn mit dem Nöthigsten jeder Art.

Am 19. September 1780 segelte Le Vaillant aus dem Texel und lief nach einer kurzen Fahrt am 29. März 1781 in die Tafelbai und bald darauf in die Saldanhabai ein. Sofort begann er seine Forschungen in das Innere, aber eben so schnell wurde das Schiff in der Saldanhabai von feindlichen Engländern zerstört, und er selbst verlor alle seine Habe. Er behielt nur seine Flinte, eine leichte Kleidung, die er am Leibe, und zehn Dukaten, die er in der Tasche trug. In der Kapstadt reich unterstützt, zog er wieder landeinwärts

auf Entdeckungen und Abenteuer. Fortwährend mit Jagen wilder Thiere und seltener Vögel beschäftigt, bewegte er sich langsam auf dem gewöhnlichen Wege über Swellendam durch das Gebiet der Kolonie und erreichte nach einem Marsche von anderthalb Monaten die Mosselbai, wo er auf das erste kleine Hottentottendorf stieß. Hier mußte er wegen der eingetretenen Regenzeit bis Ende April unthätig bleiben. Je weiter er später vorrückte, desto herrlicher erschien das Land; der Boden schien besser und fruchtbarer. Le Vaillant befand sich in dieser Gegend so ganz in seinem Elemente und scheute keine Gefahr, um seine leidenschaftliche Jagdlust zu befriedigen. Infolge dessen hatte er eine Reihe der verschiedensten Abenteuer zu bestehen und kam wenig dazu, genauere Beobachtungen über die Beschaffenheit des Landes anzustellen. Dagegen ist seine Schilderung der Hottentotten und ihrer Nachbarstämme äußerst anziehend und lebendig.

Die Hottentotten waren vor der Ansiedelung der Europäer die einzigen Bewohner Südafrika's. Durch Harmlosigkeit ausgezeichnet, konnten sie leicht zurückgedrängt und unterjocht werden. Ihre Hautfarbe ist gelbbraun, die Körperbildung, wenn auch nicht gerade schön, doch auch nicht häßlich zu nennen. Sie sind so groß wie die Europäer, gewöhnlich etwas fett, haben aber trotzdem einen gefälligen und leichten Gang und lassen sich im Schwimmen und Tauchen nicht so leicht übertreffen. Eigenthümlich ist ihre Gesichtsbildung. Die Augenknochen sind außerordentlich stark hervorragend, die Kinnbacken schmal, so daß das Gesicht oben sehr breit, unten aber sehr spitz ist. Ein großes, lebhaftes, etwas schief liegendes Auge, große Nasenlöcher in platter Nase, ein großer Mund, der Mangel eines Bartes verleihen dem Gesichte des Hottentotten ein ganz besonderes Gepräge. Das weibliche Geschlecht besitzt nur etwas feinere Züge, so daß man die Hottentottinnen in ihrer Jugend schön nennen könnte. Sie sind fast ausnahmslos wohlgebaut, haben kleine, zierliche Hände und Füße und wohlklingende Stimme. Uebrigens sind Körperbau und Gesichtszüge bei den einzelnen Stämmen sehr verschieden; den schlanksten Wuchs zeigen die Namaquas, die größte Häßlichkeit ihre kühnen, stolzen und gefürchteten Nachbarn, die Huswanas. Sanftmuth, Ruhe, Ehrlichkeit und Treue zeichnen die Hottentotten aus. Zank und Rachsucht ist ihnen nicht eigen, gegen Fremde sind sie dienstfertig und gastfrei.

Die auf einer niedrigen Kulturstufe stehenden Hottentotten bilden keinen einheitlichen Staat; jeder Stamm besteht für sich in demokratischem Verbande. Der Kampf wird nur als Nothwehr angesehen und Krieg unter einander nicht geführt. Bogen, Pfeile und Wurfstangen dienen als Waffen sowol im Kampfe als auch zur Jagd. Jagd ist Lieblingsbeschäftigung, weniger die Viehzucht, Wildpret, Wurzeln, Kräuter und Milch sind die Hauptnahrungsmittel. Die Ochsen dienen zum Fortbringen der Lasten und zum Reiten. Außer einem beschränkten Waarenaustausch mit den Kaffern und Europäern ist von Handel keine Rede. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen sind alle ohne Ausnahme die leidenschaftlichsten Tabakraucher. Vergnügungen mit Gesang und Tanz kommen sehr häufig, namentlich bei Hochzeiten vor. Der Hottentotte darf beliebig viele Weiber nehmen, doch begnügt er sich meist mit einem einzigen. Die Hottentottin erfüllt ihre Mutterpflicht so gut und vollständig, als man nur immer von einer Wilden erwarten kann.

Auf tieferer Stufe der Gesittung stehen die Buschmänner. Dieselben bewohnen einen äußerst unwirthbaren Landstrich, besitzen sehr häßliche Charakterzüge und leben nur der augenblicklichen Befriedigung des dringendsten thierischen Bedürfnisses und verlassen nach Laune die Familie. Die Knaben lernen namentlich die Handhabung von Pfeil und Bogen und die Anwendung von List. Die Buschmänner haben keine bleibenden Wohnstätten, sie ziehen stets von einem Ort zum andern, immer nur ihren Jagdgelüsten nachgehend. Ihre Lebensweise ist elend und infolge dessen ihre Körperbildung im Vergleich zu anderen Hottentottenstämmen sehr mangelhaft. Der Gesichtsausdruck des Buschmanns läßt List und Wollust, wie auch leicht erregbare Leidenschaften erkennen.



François Le Vaillant.

Le Vaillant brach am 4. Dezember 1782 mit seinem Zuge wieder auf und rückte in starken Tagemärschen nach Westen; am 3. Januar 1783 gewahrte er in nördlicher Richtung die langersehnten Berge, welche in den Klüften und in den nach den Spitzen hin ziehenden Vertiefungen noch mit Schnee bedeckt waren. Der Weg dahin führte durch eine öde, abschreckende Gegend, und als man endlich den dürren Sandboden hinter sich hatte, sah man sich auf allen Seiten von hohen Bergen umgeben, deren seltsame Gestaltung in Erstaunen setzte und deren Gipfel jeden Augenblick herabzufallen drohten; ein beständiger Winter schien auf ihnen zu lasten und der Sonne die Herrschaft über diesen Himmelsstrich streitig zu machen. Da es Le Vaillant's Absicht nicht war, mit seiner ganzen Karawane über dieses Gebirge zu ziehen, so schlug er sein Lager bei einem Kraale wilder Hottentotten auf, um mit seinen Jägern bei Tag die

Schluchten dieser Berge zu durchforschen, einige Gipfel zu ersteigen und dann Abends wieder zurückkehren. Auf dem höchsten Bergrücken bemerkte er mehrere kleine Kiesel- und Sandhügel, vergebens bemühte er sich aber, einige Muscheln oder Bruchstücke solcher aufzuspüren. Doch sah er nordwärts eine sich weit ausdehnende Hochebene, ging aber wieder nach dem Kap zurück und erreichte nach einer höchst beschwerlichen Reise, auf der er bald mit Hunger und Durst und bald mit seinen meuterischen Leuten zu kämpfen hatte, am Ende des Monats März die Kapstadt, wo er sich von den Beschwerden erholte.

Nicht lange darauf nahm er einen früheren Plan wieder auf, ganz Afrika von Süden nach Norden zu durchwandern. Schon im Juni 1783 brach er in dieser seiner zweiten Reise nach Norden auf. Dieselbe war mit weit größeren Mühseligkeiten verknüpft als die erste. Er verlor den größten Theil seines Zugviehes, mußte Leute und Gepäck am Orange River zurücklassen und nur mit einer kleinen Anzahl zuverlässiger und ergebener Hottentotten weiter ziehen. Es gelang ihm zwar, eine nicht unbedeutende Wegstrecke zurückzulegen, aber er überzeugte sich auch mit jedem Schritte immer mehr, daß sein Plan unausführbar sei.

Noch einmal glaubte er an die Verwirklichung desselben im Lande der Huswanas, des kühnsten aller Hottentottenstämme, dessen Namen schon die Nachbarvölker mit Schrecken erfüllte, bei welchem er aber eine freundliche Aufnahme und das Versprechen kräftiger Unterstützung fand. Doch auch diese Hoffnung mußte nach näherer Einsicht in die Verhältnisse alsbald schwinden und er kehrte, nachdem er mit den Huswanas einige Jagdzüge bis jenseit des Wendekreises des Steinbocks unternommen hatte, nach seinem Lager und von hier nach der Kapstadt zurück, wo er nach vielen Leiden und Gefahren nach einer Abwesenheit von sechzehn Monaten wieder eintraf.

Seine Reiselust war befriedigt, er schiffte sich im Juli 1784 nach Europa ein, landete wohlbehalten zu Vliessingen und kam im Jahre 1785 nach Paris. Hier beschäftigte er sich ausschließlich mit dem Ordnen der mitgebrachten reichen Sammlungen, mit der Abfassung seiner Reisetagebücher und mit der Zusammenstellung seiner Beobachtungen und Bemerkungen über die afrikanischen Vögel, denen er seine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. So ruhig und harmlos sein Verhalten war, so konnte er doch während der Schreckensherrschaft der Verfolgung, die er sich vielleicht durch eine unbedachtsame Aeußerung zuzog, nicht entgehen; er wurde im Jahre 1793 eingekerkert und verdankte seine Rettung nur dem Sturze Robespierre's. Er zog sich darauf auf ein kleines Landgut zurück und lebte fast noch 30 Jahre nur wissenschaftlichen Arbeiten und der Jagd. Er starb am 22. November 1824. Seine Reiseberichte erfreuten sich eines außerordentlichen Beifalls, den sie auch durch den Reichthum des Inhalts und noch mehr durch den Reiz und die Lebhaftigkeit der Darstellung verdienen. Man hat ihm häufig den Vorwurf der Unwahrheit und der Uebertreibung gemacht, aber mit Unrecht, denn seine Erzählung findet sich in der Hauptsache durch die glaubwürdigsten Reisenden, welche später das Land der Hottentotten und Kaffern besuchten, vollkommen bestätigt. Der Tadel des späteren britischen Reisenden John Barrow bezieht sich nur auf Nebensachen, worin sich Le Vaillant vielleicht geirrt haben kann, die aber auch sich leicht geändert haben können, da Barrow erst 1797 jene Gegenden besuchte. Immerhin bleibt

aber Le Vaillant das Verdienst, die erste zuverlässige und den Forderungen der Wissenschaft entsprechende Beschreibung des Kaplandes entworfen zu haben.

Noch wichtiger aber war die Reise des berühmten Engländers John Barrow im Jahre 1796. Dieser Mann, der durch die ungemeine Bildung seines Geistes unter den um die Erdkunde verdienten Männern in der vordersten Reihe prangt, hatte bereits früher einen Theil von Asien durchwandert und versuchte nun von Süden her in das Herz Afrika's vorzudringen. Er durchzog das ganze Gebiet der Kolonie bis an den Orangefluß. Nachdem er den Tafelberg überstiegen hatte, betrat er die Karroowüste, wo er neun Tage ohne Spur einer Menschenwohnung vorwärts drang. Mitten durch die Zwarte-, Very- und Nevwaldgebirge drang er nach fünf Tagen in ein Beinhaus der Natur, nach Graaf-Reynet vor. Hier schloß er sich, nachdem er die Algoabai und die Salzbecken besucht hatte, einer Gesandtschaft an den Kaffernkönig Gaica an, wo er zuvorkommend aufgenommen wurde. Seine Reise ging weiter nach den Schneebergen fort, um jenseits Kunde von unbekannten Ländern zu erhalten. Nach der Kapstadt zurückgekehrt, unternahm er eine zweite Wanderung in das Kaffernland, wo er mit den Buschmännern bekannt wurde und so über die ganze Südspitze Afrika's die erste genaue Kunde sammelte. Seine Reise hat die Geographie Südafrika's begründet. Wie denn überhaupt Barrow's Verdienste um die Erdkunde zu denen gehören, welche die Wissenschaft durch ihren schönsten Kranz zu belohnen pflegt.

Einen noch höheren Werth hat die Reise des deutschen Gelehrten Lichtenstein in den Jahren 1803 bis 1806. Er begleitete den Statthalter auf der Bereisung seiner Statthalterschaft, nahm später Dienste als Militärarzt bei einem Regimente an, erwirkte sich Schutz und Erlaubniß zur weiteren Reise und drang 1805 bis zu dem Volke der Betschuanen vor. Durch ihn lernt man zum ersten Male die Bodenbildung Südafrika's, der Karroo, als terassenförmig aufsteigendes Stufenland, sowie die Eigenthümlichkeit der hier heimischen Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt genauer kennen, durch ihn überzeugte man sich von der Möglichkeit, von hier aus Civilisation und Kultur in diesen Kontinent einzuführen. Lichtenstein war der erste, welcher aus dem Vergleich verschiedener südafrikanischer Vokabularien die feste Ueberzeugung gewann, daß alle Völkerstämme südlich von Quiloa und östlich von der Kapkolonie als eine große Nation gedacht werden müssen. Er erkannte somit zunächst die Zusammengehörigkeit aller südafrikanischen Völker, welche wir gegenwärtig als „Bantu" bezeichnen, und gab ihnen den Namen „Kaffern" nach dem damals bekanntesten Stamme dieser Völkergruppen. Lichtenstein, dem wir auch einige Ortsbestimmungen und eine verbesserte Gebirgskarte Südafrika's verdanken, wollte nach dem Muster Alexander v. Humboldt's „keine Reisebeschreibung, sondern eine Beschreibung der Länder" entwerfen, und wirklich gehört seine Schilderung der großen Karroo, der 3000 Fuß hohen Steppen Südafrika's, zu den Meisterstücken der Naturgemälde in unserer Sprache. —

Hören wir schließlich ihn selbst.

„Aus dem, was man bisher über die Karroo gelesen hat", schreibt er, „kommt man in Versuchung, sie für eine große, völlig ebene Fläche zu halten und sie mit den Steppen des südlichen Amerika und mittleren Asiens in Vergleichung zu stellen. Allein in ihrer Mitte erheben sich ganz bedeutende Thonschieferberge, die nur neben den kolossalen Gebirgen, die rings umher die

Karroo einschließen, als unbeträchtliche Höhen erscheinen und deshalb auf den Karten nicht hinlänglich herausgehoben werden können. Doch finden sich allerdings auch große, vollkommene Ebenen, zumal in dem westlichen und äußersten östlichen Theil der Karroo, von welchen einige dreißig bis vierzig Quadratmeilen an Flächenraum einnehmen. Der Boden besteht durchgängig aus Thon mit Sand gemischt und hält überall mehr oder weniger Eisentheile, daher dann durch die ganze Kolonie ockerfarbiges Thon- und Sandgemenge mit dem Namen Karroogrund belegt wird. Da dieses Erdreich ein bloßes Verwitterungsprodukt ist und aus dieser und den übrigen zusammenwirkenden Ursachen die Vegetation sehr ärmlich geblieben ist, so hat sich eben keine dicke Schicht davon erzeugen können, und man stößt überall, wo man einen Fuß tief gräbt, auf todtes Gestein. Im Sommer dörret die Sonne den Karrooboden fast zu der Härte eines gebrannten Ziegels. Alle Vegetation erstirbt, nur die Mesembryanthemen und andere Saftgewächse leben fort, und unter der oberen Rinde die Wurzeln der Gorterien, Berkheyen und Aster, wie die Zwiebeln der Liliengewächse, welche die vorsorgliche Natur hier mit zehnfachem elalastischen Netz holziger Fasern überzog und so vor dem Erdrücken des erhärteten Lehms schützte. Sobald in der kühleren Jahreszeit der Regen bis zu ihrem Lager durchdringt, saugen diese Fasern die Feuchtigkeit ein und dehnen quellend den zähen Thon aufwärts, indeß unter ihrem Schutze die junge Zwiebel sich bildet und bald ihren Keim entfaltet. Der nächste Regen findet das Erdreich schon aufgelockert, die Schafte zum Durchbruch bereit und in wenigen Tagen deckt sich die ganze unübersehbare Weite mit einem Teppich üppigen Grüns. Noch einige Tage, und man sieht tausend und tausend Blütentrauben und Büschel und Köpfchen und Glöckchen sich entfalten; der milden Mittagssonne öffnen die Mesembryanthemen und Gorterien ihre Strahlenkronen mit den glühenden Farben und überschienen wird fast das junge Grün von dem bunten Glanze der entfalteten Blüten. Erfüllt mit gewürzhaftem, fast betäubendem Wohlgeruch ist die ganze Luft, besonders dann, wenn nach einem stillen Tage die Sonne sich senkt und der warme Blütenhauch ruhig auf der Fläche gelagert bleibt.

In dieser Zeit belebt sich die ganze nun zu einer Flur umgeschaffenen Einöde. Von den Höhen herab kommen die Herden hochbeiniger Strauße und die Züge wandernder Antilopen, und der Kolonist verläßt die beschneiten Gebirge, um seine Rinder und Schafe in die gesunde und nahrhafte Frühlingsweide zu führen, die ihnen für einen ganzen mageren Sommer im voraus Kräfte giebt. In dem westlichen Theil der Karroo stoßen die Winterwohnungen der vom Süden herbeigezogenen Bokkevelds-Kolonisten an die der Bewohner des Roggevelds. Lang getrennte Freunde und Verwandte sehen sich hier wieder, werden für eine Zeit lang Nachbarn und durchleben zusammen eine Zeit der Ruhe und Lust. Denn leicht und bequem ist hier die Wartung der Herden, kein Schaf verliert sich in diesen Flächen von dem Trupp, kein Rind stürzt den jähen Abhang hinab, geschützt ist das Vieh vor den Angriffen des Löwen, des Tigers und der Hyäne, denn es fehlen die Schlupfwinkel, in welchen sich diese Raubthiere bergen; fremd sind diesen Triften die Seuchen, und ein wahres Heilmittel sind ihre Kräuter für jegliche Krankheit des Viehes. Alle Streitigkeiten fallen hier weg, denn das Feld ist groß und gemein, und reichlich nährt sich eine große Herde auf einem kleinen Gebiet der wohlbewachsenen Flur."

Lichtenstein's Beschreibung blieb lange die Hauptquelle für die Kunde Südafrika's und ist um so geeigneter, die Entdeckungsgeschichte dieses Theils von Afrika am Ende des 18. Jahrhunderts zu schließen, da bald darauf die Engländer 1814 vom Kaplande Besitz nehmen und nunmehr die neue Zeit der Entdeckungen und Civilisation dieses Erdstrichs beginnt.

Die Nachrichten von der Ostküste Afrika's, die von Arabern bewohnt und stark beeinflußt war, wurden nach den ersten Anfahrten der Portugiesen äußerst spärlich. Vasco de Gama besuchte nach der Umschiffung des Kaps im November 1497 die Ostküste bis zur Mündung des Zambesi und Mozambique.



Kaffern.

Hier nahm er zur Fortsetzung seiner Fahrt einen arabischen Lootsen an Bord, der ihn zwar nur bis Mombaza brachte, wo derselbe hinterlistig entsprang, aber schon in dem nahen Melinda durch einen zuverlässigen Steuermann ersetzt wurde, der ihn treu und glücklich nach Calicut führte. Genau genommen, hörten die Entdeckungen der Portugiesen hiermit auf, seitdem ein arabischer Pilot die Führung ihrer Flotte übernommen hatte. Ihre Ueberlegenheit bestand vorzugsweise in dem besseren Bau ihrer Schiffe und deren Segeltüchtigkeit, dagegen hatten die arabischen Seefahrer, was die Ortsbestimmung auf hoher See betraf, nichts von den Portugiesen, wol aber diese Manches von den Arabern zu lernen. Die arabischen Seeleute, sagt ein Begleiter Vasco de Gama's in seinem Schiffsbuch, führen Magnetnadeln, Quadranten und Seekarten an Bord.

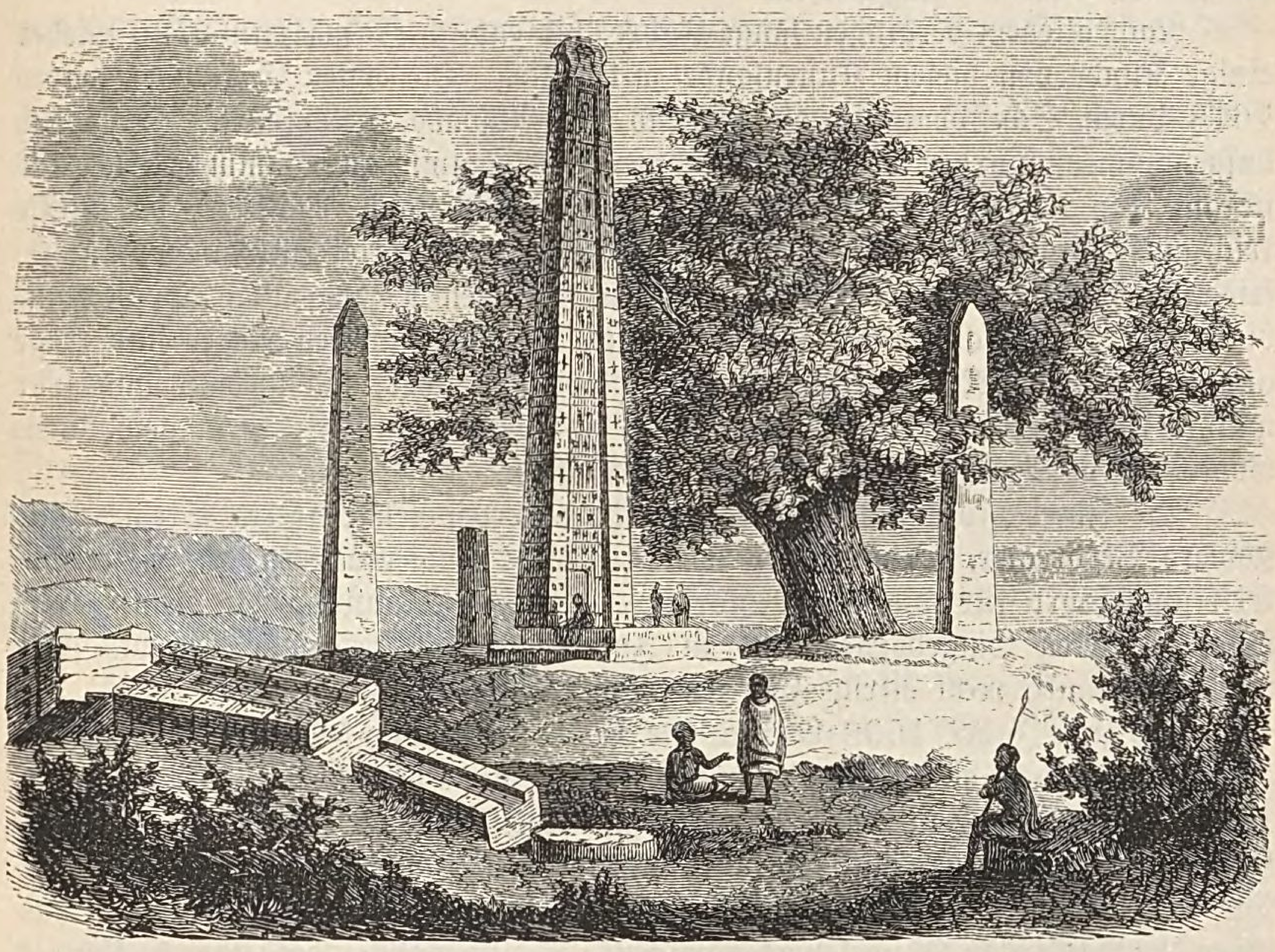
Auf der See aber wird immer Derjenige der Stärkere sein, dessen Schiffe sich am nächsten an den Wind legen können. Wenn sich die Portugiesen damit begnügten, etliche Küstenstellen zu befestigen, so konnten sie sich der Schlüssel des morgenländischen Seehandels leicht bemächtigen. Die ungelenken Fahrzeuge der Araber, Hindu und Chinesen waren an bestimmte Kurse gebunden und entfernten sich nicht gern vom Lande. Es genügte daher die Aufstellung weniger Fahrzeuge, um den alten Verkehr Malabars mit Alexandrien und Venedig völlig abzuschneiden und die Gewürzfrachten in die Hände der Portugiesen zu spielen. Als diese sich der indischen Gewässer bemeistert hatten, zwangen sie alle asiatischen Kauffahrer, portugiesische Schiffspässe zu lösen, wenn sie nicht ohne ein solches Sicherheitspapier wie eine Kriegsbeute aufgegriffen werden wollten. Frühzeitig versuchten sie auch das Rothe Meer zu schließen. Schon 1503 stellten sie am Osthorne Afrika's Schiffe auf, welche alle aus dem Bab el Mandeb auslaufenden arabischen Kauffahrer überfielen, und eine Zeit lang hielten sie auch die Insel Socotora besetzt. Im Rothen Meere selbst wagten sie sich Anfangs nur bis zur Höhe von Dschidda, welches als Hafenplatz und Pilgerthor für den Meß- und Wallfahrtsort Mekka einen hohen handelsgeschichtlichen Rang behauptete. Bis nach Suez hinauf drang 1541 Dom Estevan de Gama. Auf einer jener Fahrten zur Beängstigung arabischer Küstenstädte, unter denen auch das wichtige Aden in ihre Hände gefallen war, gelangten die Portugiesen am 16. April 1520 nach Massaua, dem Ausfuhrhafen der christlichen Abessinier. Dort erreichten sie also das ursprüngliche Ziel des Infanten Heinrich des Seefahrers, das Reich des afrikanischen Priesters Johannes. Statt einer mächtigen Herrschaft, wie sie erwartet hatten, fanden sie aber nur ein beschränktes, in ihren Augen ärmliches Gebiet, rohe Bewohner und ein verwahrlostes jakobitisches Christenthum.

Cabral, Gama's Spur verfolgend, besuchte ebenfalls Quiloa, welches er als die Hauptstadt eines ausgedehnten Königreichs und als den Sitz eines blühenden Handels schildert; aber auch ihm glückte es nicht eher, eine freundschaftliche Aufnahme und Beistand zu erhalten, als in Melinda.

Die Portugiesen, eine Zeit lang angezogen von den glänzenderen Produkten Indiens, nahmen in den afrikanischen Häfen blos Erfrischungen und Lootsen ein, ohne eine Eroberung zu versuchen. Als sich inzwischen ihre Herrschaft erweiterte, lieferte ihnen Rachsucht oder Ehrgeiz Beweggründe, jene Ansiedelungen eine nach der andern anzugreifen. Ueber die ihm zu Quiloa und Mombasa zutheil gewordene Aufnahme unwillig, landete Almeida im Jahre 1505 und nahm von diesen beiden Städten Besitz. Im Jahre 1508 wurde die Erlaubniß zur Errichtung eines Forts in Mozambique ertheilt, welches die Portugiesen bald in Stand setzte, die Araber zu vertreiben und sich der Stadt völlig zu bemeistern. Angelockt von der Nähe der Goldschachte, und weil dieser Platz zum Einnehmen von frischen Vorräthen für ihre Flotten sehr bequem lag, machten ihn die Portugiesen zum Hauptorte ihrer Besitzungen in Ostafrika. Auch Melinda, welches sich den Europäern seit langer Zeit so freundlich gezeigt hatte, wurde zuletzt wegen des anmaßenden Betragens der Araber ein unerträglicher Ort; es erhob sich ein Streit, und auch diese Stadt wurde den Besitzungen der Portugiesen einverleibt.

So wurden die Portugiesen Herren der ganzen Küste, ohne jedoch ihr Besitzthum landeinwärts zu erweitern.

Erst etwa im Jahre 1569 machten die Portugiesen unter Nuñez **Barreto** und Vasco **Fernandez** zwei nachdrückliche Versuche, in das Land hinter Mozambique einzudringen und zwar hauptsächlich in der Absicht, die Goldschachte zu erreichen, deren Ausbeute in beträchtlichen Quantitäten den Zambesi herab nach Sofala gebracht wurde. Sie verfolgten ihren Weg eine beträchtliche Strecke den Fluß hinauf, an dessen Ufern sie die Kastelle Sena und Tete errichteten. Den höher gelegenen Theil seines Bettes fanden sie von steilen, abschüssigen Klippen überragt, welche der Bergkette von Lupala angehören, die hier den Fluß durchschneidet.



Die Obelisken von Axum. Nach Rüppel.

Sie kamen bis Zimbar, der Hauptstadt von Quiteve oder Monomotapa, ja sogar zu den Goldgruben von Manica; allein, statt des gehofften Reichthums an diesem kostbaren Metall, sahen sie zu ihrem großen Verdruß, daß es, ebenso wie in anderen Theilen von Afrika, nur mit großer Mühe aus den fremdartigen Substanzen, worin es enthalten ist, gewonnen wurde.

Auf dieser Expedition gerieth Barreto oft mit den Eingebornen zusammen, die im offenen Felde stets den Kürzeren zogen; inzwischen waren die Europäer durch lange Märsche und Mangel an Lebensmitteln so mitgenommen worden, daß sie endlich in einem sehr erschöpften Zustande und ohne Erreichung ihres Zweckes, eine dauernde Herrschaft über jenes ungeheure Land zu begründen, nach ihrer Heimat zurückkehrten.

Erst in der allerneuesten Zeit, 1870, will **Karl Mauch** hier in den Ruinen von Zimbabye Spuren des biblischen Goldlandes Ophir gefunden haben. Siehe Bd. I. S. 356.

Mit der abnehmenden Macht der portugiesischen Regierung gerieth auch ihre Herrschaft über jene Kolonien in Verfall und wurde fortwährend auf engere Grenzen beschränkt. Im Jahre 1631 erhob sich die Bevölkerung von Mombasa, richtete ein allgemeines Blutbad unter den Europäern an, stellte ihre Unabhängigkeit wieder her und gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurden sie durch den Imam von Maskat, einen mächtigen arabischen Fürsten, aus Melinda vertrieben.

Noch ungünstiger verlief das Suchen nach Silberminen in Schikowa, dessen Bewohner sie irre führten und schließlich eine zurückgelassene Schar in den Hinterhalt lockten und niedermetzelten. Seitdem wurde nicht weiter versucht, die Minen Afrika's aufzusuchen.

Nach alledem vergingen lange Jahre, bis endlich Hamilton 1726 wieder einige Kunde von diesem Küstenlande mittheilte. Die ersten Engländer waren 1618 durch Schiffbruch in die Gegend der Algoabai gekommen. Freundlich aufgenommen, wurden die Schiffbrüchigen von Stamm zu Stamm geleitet, bis sie am Kap angekommen waren. Sie fanden das Land fruchtbar, die Flüsse reich an Fischen, Herden in Menge, die Wälder voll allerlei Wild und muntere, friedliche Bewohner. — Die Küste von Sena zwischen der Lagoabai und Mozambique ist voll Gefahren. Die zum großen Theil heidnischen Neger sind träge und haben keine Neigung zur Arbeit, obwol sie stark, wohlgebaut und sehr muthig sind. In dem Lande wird Gold in Körnern und Elfenbein gewonnen, womit ein vortheilhafter Handel getrieben wird.

Die Insel Mozambique ist wegen ihrer verpesteten Luft ein Strafort für schwere Verbrecher, während den portugiesischen Indienfahrern der Hafen als Erfrischungsort für die vom Skorbut befallenen Mannschaften dient. Die schönen starken Eingebornen sind in Indien als Sklaven sehr beliebt. Sie werden, getauft, recht eifrige Christen, sogar Priester.

Bis zum Jahre 1698 besaßen die Portugiesen auch die Insel Mombassa, deren sich jedoch die Araber von Maskat mit leichter Mühe bemächtigten. 100 Tonnen Elfenbein wurde ihre Siegesbeute. Auch Patta fiel in arabische Hände und gewährte gleichfalls viel Elfenbein und besonders starke Sklaven. Die Araber verdrängten darauf Engländer, Portugiesen und Holländer aus ihren vortheilhaften Handelsverbindungen. Die Bewohner des inneren Landes sind Heiden, während die an der Küste bis Kap Guardafui Mohammed verehren, ohne aber dem Götzendienst vollständig entsagt zu haben. An den Küsten von Zeila und Yemen werden die des dichten Nebels halber oft daselbst ankernden Schiffe von den schlanken, mageren, aber sehr wilden Bewohnern reichlich mit Eßwaaren und Vieh versorgt. Die Eingebornen sind von brauner Farbe, tragen eine Schürze aus grobem Tuch von Kameelhaar und Wolle, auf dem Kopfe einen Turban. Die großen weißen Schafe mit schwärzlichem kleinen Kopfe und Fettschwänzen bieten vortreffliches Fleisch.

Weiter nordwärts an den gefahrvollen Küsten vom Kap Guardafui bis Zeila wohnen feindselige Stämme, die schon manchem Schiff, das hier Wasser aufnehmen wollte, zum Verderben gereichten.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts fallen die Handelsreisen des jungen Pereira, Sohn eines unter den Eingebornen hoch geachteten Kaufmanns. Pereira begab sich 1796 mit einer Karawane von 500 Handelsleuten ins Innere. Unbehelligt von den räuberischen Maravis betraten die Reisenden das

Gebiet der Movizas, eines gewerbfleißigen, sanften, friedfertigen Volkes, das dem Kazembe tributpflichtig ist. Der Kazembe empfing die Fremden sehr gnädig, verlieh ihnen Titel und wies ihnen eine Maniokpflanzung zu ihrem Unterhalte an. Eine rühmenswerthe Eigenschaft des Fürsten sowie seiner Unterthanen ist Mäßigkeit. Das Militär ist mit kurzen, dolchartigen Messern bewaffnet und gut geübt. Die Vorhut ist mit Bogen ausgerüstet. In den Händen des Fürsten liegt das Monopol des Elfenbeinhandels wie der Bergwerke, in denen Eisen und Kupfer gewonnen wird. Pereira wurde ungern wieder entlassen und kehrte nur unter vielen Gefahren zurück.

Das sind alle unsere Nachrichten von der Ostküste Afrika's und den wenigen Versuchen, von hier aus in das Innere des Festlandes einzudringen.

Das interessanteste Gebiet dieser Gegend ist endlich im Norden das hohe Alpenland Abessinien. Es wird schon viele Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung in der Geschichte erwähnt, schon Königin Maketa von Scheba (d. i. Saba) stand in Verkehr mit König Salomo; auch das Christenthum war schon früh hier heimisch geworden und stand schon mit der katholischen Kirche in Rom in Verbindung. Aber trotz alledem ist das Land erst am Ende des 18. Jahrhunderts von einem wissenschaftlich gebildeten Europäer, von Bruce, zuerst betreten worden, als er die Quellen des blauen Nils aufsuchte (s. S. 291). Die nähere Kenntniß dieses wunderbaren Alpenlandes ist erst die Frucht der Reisen, Forschungen und kriegerischen Ereignisse unseres, des 19. Jahrhunderts, daher wir auch schon jetzt unsere Darstellung hier zu schließen haben. Doch können wir nicht umhin, wenigstens zwei kleine Stellen aus den Reiseberichten späterer Forscher hier aufzunehmen.

Noch heute, sagt Richard Andree, zeugen die Ruinen der einst mächtig blühenden Königsstadt Axum in der Provinz Tigrié von der alten Herrlichkeit. Sie sind, wenige andere zerstreute Reste abgerechnet, das Einzige, was an die alte Glanzzeit Abessiniens erinnert, und der Zielpunkt aller Reisenden, welche das äthiopische Hochland aufsuchen. Noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts, als der Portugiese Alvarez sich dort aufhielt, müssen manche merkwürdige Bauwerke daselbst vorhanden gewesen sein, die seitdem verschwunden sind. In einer alten deutschen Uebersetzung seines Reiseberichtes heißt es: „Chaxuma hat vieler schöner Wohnungen uff der Erde gebavet, da eine jede seinen springenden Brunnen hat, und das Wasser den Lewen zum Rachen herausspringet, welche aus gesprenkelten Marmelsteinen zierlich gemacht sind. . . . Man findet auch an den Häusern viel alter seltzamer Figuren, in gar reine und harte Steine gehawen, als Lewen, Hunde, Vogel u. s. w.“ Auch jetzt enthält Axum noch sehenswerthe Monumente, Obelisken, Stelen, Königsgräber, Opferaltäre.

Nicht minderes Interesse wecken die alten Felsenkirchen, von denen die meisten zur Zeit der mohammedanischen Invasion im 16. Jahrhundert zerstört worden sind, einzelne sich doch bis auf unsere Tage erhalten haben. Die seltsamste dürfte wol jene sein, welche der Missionar Isenberg im Jahre 1838 bei dem Dorfe Hanazién in der Provinz Tembién besuchte, als er gerade im Begriff war, das Land nach dem Scheitern seines Missionswerkes zu verlassen. „Obgleich ich aus leicht erklärlichen Gründen nicht aufgelegt war, die Kirche dieses Ortes zu untersuchen, so konnte ich doch nicht umhin, ihre äußere Form anzustaunen.

Sie scheint aus einem einzigen Granitblock zu bestehen, der zu dem Zwecke ausgehöhlt ist, kann aber, nach dem äußeren Umfange des Steines zu urtheilen, nur sehr wenig Raum im Innern haben. Auch die äußere Form des Steines ist sehr auffallend. Er ist kaum 20 Fuß hoch und in der mittleren Höhe, wo er am breitesten ist, da er die Form eines stehenden Kreuzes anstrebt, mag er auch etwa 20 Fuß breit sein; seine Tiefe aber von vorn nach hinten ist geringer. Er hat einen engen Eingang, in jedem Seitenflügel des Kreuzes und über der Thüre eine Fensteröffnung; Alles dieses in den Fels gehauen." Gewiß ist zu beklagen, daß Isenberg diese interessante Felsenkirche nicht auch im Innern untersucht hat, da, wie es scheint, er der einzige europäische Reisende war, welcher sie zu Gesicht bekam.

Schlußbetrachtung.

Uebersehen wir die Kenntniß von Afrika am Ende des 18. Jahrhunderts. In Aegypten war man nach allen Anstrengungen der Reisenden Thevenot, Norden, Pococke, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, nur bis zu den Nilkatarakten gelangt, Bruce war der Einzige, der bis zu den Quellen des blauen Nils und des Tsanasee gekommen. Die Nordküste westwärts war durch die arabisch-türkischen Raubstaaten unzugänglich; nur Shaw, Hebenstreit, Höst gaben in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige Nachrichten über dieselbe. Noch weniger war die Westküste bekannt geworden: Franzosen hatten am Senegal, Engländer am Gambia und der Guineaküste, der Große Kurfürst vorübergehend zu Friedrichsburg, Portugiesen am Zaire (Congo) im Westen, Holländer am Kap Handelsniederlassungen, und zwar zumeist für den Sklavenhandel, ohne tiefer in das Innere einzudringen. Die ganze Ostküste endlich war bis auf die Mündung des Zambezi fast unbesucht geblieben. — Unter solchen Umständen kann von einer wissenschaftlichen Erkenntniß Afrika's nicht die Rede sein und die Nachrichten, die hier und da über Timbuktu, Murzuk, Darfur, von der Verbindung des Niger mit dem Zaire waren nur märchenhaft, ohne bestimmten geographischen Werth. Ganz Innerafrika war bar alles zuverlässigen geographischen Inhalts.

Erinnern wir uns an die uralten Bestrebungen der Aegypter, Karthager, Römer, an die Invasionen der Araber, so drängt sich die Frage auf, wie kommt es, daß alle diese Anstrengungen und selbst die der modernen Portugiesen, Briten, Franzosen, Holländer in dieser zuletzt betrachteten dreihundertjährigen Periode nichts Erhebliches für eine bedeutsame und dauernde Erschließung des räthselhaften Erdtheils thun konnten? — Und da lautet die Antwort, weil Allen insgesammt jedes sittliche, wissenschaftliche Motiv gefehlt hat, weil sie nur von niedrigen, gewinnsüchtigen Handelsinteressen beseelt und geleitet worden waren.

Viertes Buch.

Entdeckungen in Amerika.



Cartier errichtet die ersten Kreuze am Lorenzstrome.

I.

Entdeckungen und Kolonisationsversuche der Franzosen in Nordamerika.

Amerika für alle Welt entdeckt. Erste Ansiedelungen im Süden und Norden. Verschiedenheit der Ansiedelung, der Natur Süd- und Nordamerika's, der romanischen und germanischen Einwanderer und ihres Einflusses auf die spätere Entwickelung der Kolonien. — Franzosen und der Stockfischfang bei Neufundland. Verrazano an der Küste Nordamerika's 1524. Cartier's Entdeckung des Lorenzstromes und Canada's 1534—1540. Seine Irrthümer und Uebertreibungen. — Fruchtlose Expeditionen Roberval's. Verfall der bisherigen Unternehmungen. Mißglückte Niederlassungen der Hugenotten. — Beginn des Pelzhandels. Champlain's Verdienste. Die Jesuitenmissionare Breboeuf, Masnard, Allouez, Dablon, Marquette im Gebiet der großen Seen. Vollendung der Entdeckung des Lorenzstromes und Canada's. Verlust desselben an die Briten 1761. Einst und jetzt.

Columbus hatte „Die Neue Welt“ nicht für „Castilien und Leon“ allein gefunden, wie es in seinem Wappenschilde heißt, sondern auch für alle andern Völker, welche die Macht und das Verständniß hatten, sich hier heimisch zu machen. So kam es, daß nicht nur die südliche Hälfte des Kontinents kaum 50 Jahre nach der ersten Entdeckung desselben vollständig umschifft und an vielen Stellen auch schon weit in dem Innern den Spaniern bekannt geworden war, sondern daß auch schon früh die Küsten der nördlichen Hälfte von verschiedenen Nationalitäten angefahren und wenn auch später besiedelt wurden.

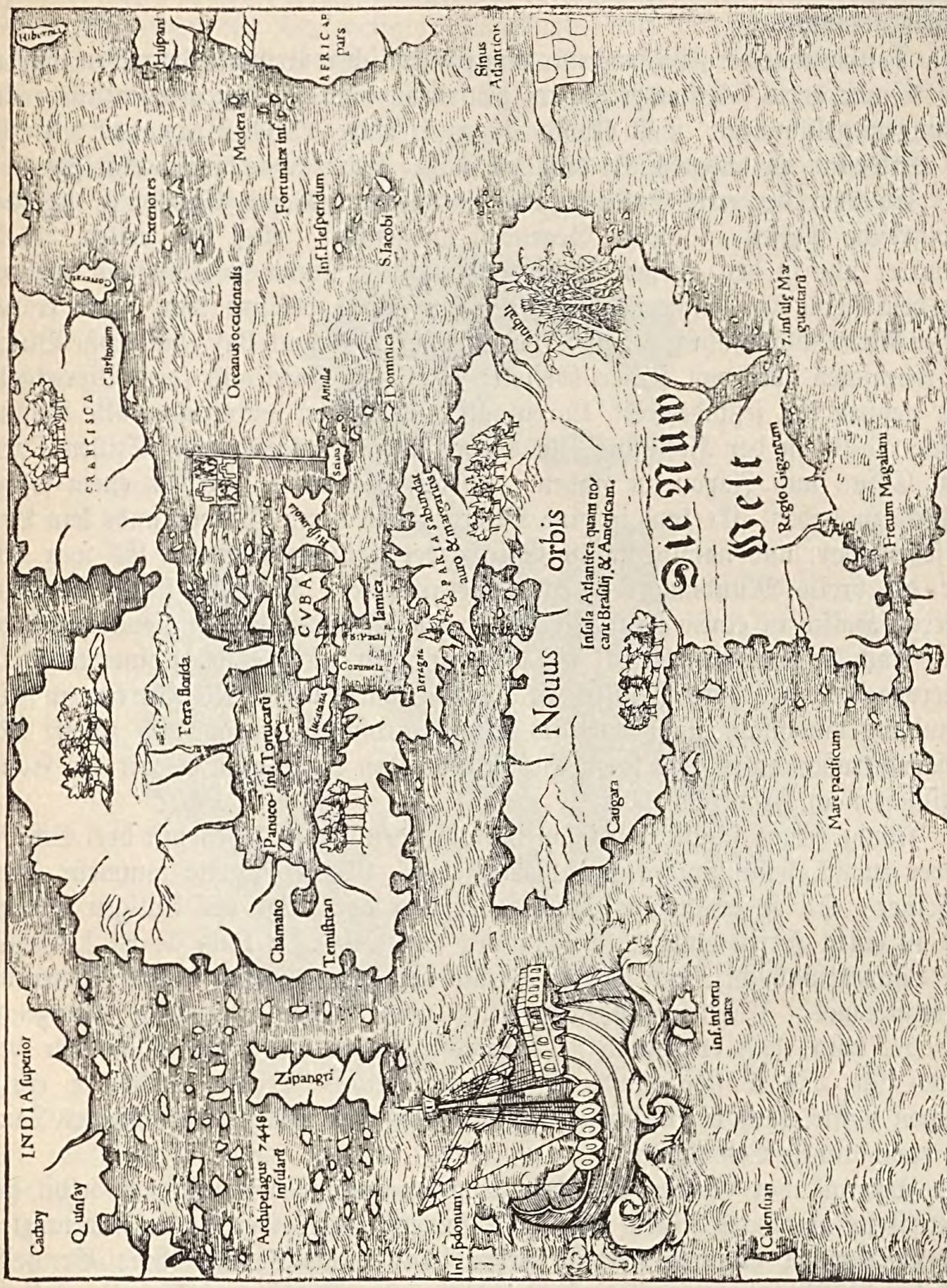
Nach Süd- und Mittelamerika waren Europäer romanischer Abstammung gegangen, Spanier und Portugiesen, nach Norden Völker meist germanischen Stammes. Diese nationale Verschiedenheit der neuen Ankömmlinge im Norden und Süden wurde für den Verlauf der Entdeckungen, wie für die Entwickelung der Niederlassungen und die Schicksale beider Kontinenthälften von maßgebendem charakteristischen Einfluß.

Die Kolonisation des Küstenlandes im Norden unterscheidet sich meist von den spanischen im Süden durch ihren späten und langsamen Verlauf, durch ihren sporadischen Charakter. Im Norden hatten sich meist flüchtige Ansiedler zerstreut an der Küste niedergelassen. Ihre Kolonien glichen Schwalbennestern an einem langen Gesimse. Noch mehr. Im Süden Amerikas erschien die ganze Macht eines gewaltigen Staates, im Norden nur vereinzelte privilegirte, flüchtige Gesellschaften unter dem zweifelhaften Schutz einer noch nicht starken Seemacht. Den Spaniern wurde ihre Ausbreitung dadurch erleichtert, daß sie schon Kulturstaaten von größerem Umfange, Mexico, Peru vorfanden, mit deren Herrschern diese selbst unterworfen wurden; die Engländer stießen nur auf kleine, vereinzelte, in keinem Verbande mit einander stehende Stämme sogenannter Wilden, deren verschiedene Sitten und Sprachen sie einzeln lernen und mit denen sie sich in kleinere Einzelkämpfe einlassen mußten. Die Spanier hatten im Süden am Orinoko-, Magdalenen- und La Platastrome große schiffbare Ströme gefunden, Wasserstraßen, die tief hinein in das innere Land führten. Die Engländer fanden im Norden Flüsse, deren Bett, meist von Katarakten unterbrochen, ein tieferes Vordringen wesentlich erschwerte. Die Spanier fanden im Süden große, herrliche Häfen, in denen ihre Macht sich konzentriren konnte, die Engländer im Norden nur kleine Baien und Buchten, die alle einander gleich waren, keine, wie es anfangs schien, mit besonderen Vorzügen zu etwas Großem prädestinirt. Die Spanier stießen im Süden auf unabsehbare, endlose Flächen, die Engländer im Norden auf kleinere, individualisirte Lokalitäten, gewissermaßen auf parzellirte republikanische Organismen, die, einzeln gegründet, sich einzeln entwickelten.

Nicht minder tritt die große Verschiedenheit zwischen Süd- und Nordamerika aus den Einflüssen hervor, welche beide Kontinenthälften von Außen her aufgenommen haben.

Südamerika wurde erobert, Nordamerika wurde kolonisirt; dort war Religion, hier Politik; dort Katholizismus, fanatische, verfolgungseifrige Orthodoxie, hier Protestantismus und unbeschränkte Glaubensfreiheit ein bestimmendes Element; dort war der bornirte, zelotische Eifer einer herrschenden, einseitigen Propaganda, hier der friedliche Wunsch nach freisinnigem Denken und Empfinden; dort war blinder Glaubenseifer zu christkatholischer Bekehrung, hier unbeschränkte Duldung jeder Glaubenslehre herrschender Grundsatz. Nach dem Süden gingen Iberier, nach dem Norden gingen meist Briten. Der amerikanische Spanier trägt das blutige Kainszeichen des grausamsten Völkermordes auf der stolzen Stirn, der amerikanische Brite ist meist ein fleißiger Landbebauer, ein betriebsamer Kaufmann. Pizarro und Penn sind die Repräsentanten beider. Die Spanier eroberten den Süden, um zu herrschen, und um das Mutterland durch Raub zu bereichern, die Briten kolonisirten den Norden, um dem Drucke im Mutterlande zu entfliehen. Das sind die von Europäern

in die Neue Welt gelegten eigenthümlichen Keime, die ihre eigenthümlichen Früchte trugen. Im angelsächsischen Nordamerika war der Freistaat eine Nothwendigkeit, alle Bedingungen zu seiner Entwickelung waren vorhanden; im spanischen Süd-amerika war die Idee des strengsten monarchischen Absolutismus unerschütterlich.



Die Nüw Welt. Nach Münster's Cosmographia.

Und so erklärt sich denn auch der langsame, sporadische Fortschritt der geographischen Entdeckungen durch Franzosen und Engländer der heutigen Vereinsstaaten.

Wir betrachten zunächst die Entdeckungen und Niederlassungen der Franzosen: Kaum hatte Cabot Neufundland entdeckt, als Franzosen, wettergehärtete Fischer

von der Normandie, Bretagne und Biscaya hier den Stockfischfang betrieben. Dieser und der ertragreiche Robbenschlag und Walfischfang führte auch in die Nähe von Canada, als die fliehenden Fische sich hierher in die westlichen Gewässer zurückzogen, und hier haben wir Veranlassung, Cartier's Verdienste als Entdecker ausführlicher hervorzuheben, als dies früher, S. 133, geschehen konnte.

Seither war der Fischfang nur von französischen Privaten betrieben worden, und Keiner hatte sich sonderlich um denselben, noch um ihre gelegentlichen Entdeckungen gekümmert. Erst König Franz I. hatte 1524 Verrazano hierher auf Entdeckungen ausgeschickt, dem 10 Jahre später Cartier nachfolgte.

Cartier, der erste Entdecker des Lorenzstromes und Canada's, hat drei erfolgreiche Reisen in diesen Gegenden ausgeführt. Auf der ersten, 1534, drang er nur in den großen Meeresgolf ein, der hinter Neufundland liegt und von dem schon den Fischern an den Bänken etwas bekannt war. Die französischen Neufundlandfahrer nannten ihn einfach: La Grand Bay (die große Bucht), die spanischen aber von seiner Gestalt: El Golfo Quadrado (den Viereckgolf). Wir nennen ihn jetzt den St. Lorenzgolf. — Cartier untersuchte alle Buchten dieses Golfs, in der Hoffnung, im Westen einen Ausgang zum Stillen Ozean nach China und Japan zu finden. Endlich glaubte er wirklich einen solchen entdeckt zu haben. Er kam in eine Meerenge, in deren Hintergrunde kein Land zu sehen war, und nannte sie die Straße des heiligen Petrus. Es war aber nur die breite Mündung des St. Lorenzstromes. Derselbe fließt in seiner unteren Hälfte in einem 150 Meilen langen Erdspalt, der in ziemlich gerader Linie nach Nordwesten gestreckt ist, und hat mehr das Aussehen einer kolossalen Meerenge als das eines Flusses, ist aber durchweg breit. Als Cartier in seine Mündung hineinsah, glaubte er, sie sei eine große Meerenge, eine zweite Magelhaensstraße, da es aber schon Herbst geworden war, eilte er mit der frohen Botschaft nach Frankreich heim.

König Franz schickte ihn schon im folgenden Jahre 1535 mit drei Schiffen wieder zurück, seine Entdeckungen fortzusetzen. Cartier segelte nunmehr direkt zu seiner „St. Petersstraße“ und da er hier am Tage des heiligen Laurentius in einen Hafen einlief, so nannte er denselben „La Baie de St. Laurent“ (die Laurentiusbucht), und so erhielt auch der ganze Strom diesen Namen des Lorenzstromes. Cartier fuhr den Fluß noch weiter aufwärts, überzeugte sich aber bald, daß er hier keine Meeresstraße vor sich habe. Die Ufer verengten sich, das Wasser wurde süß und statt eines Meeres, in das er einzudringen hoffte, fand er ein schönes, reich bewässertes und stark bevölkertes Land, mit freundlichen Bewohnern.

Ueberall war Cartier von den Eingeborenen gefeiert, und er selbst gab ihnen Feste am Bord seiner Schiffe. Männer und Weiber sangen und tanzten, und die Kaziken schlossen überall Freundschaftsbündnisse mit ihm. Er heilte Kranke und Verstümmelte, sprach ein Paternoster über sie und hing ihnen kleine kupferne Kreuze um, die sie küssen mußten, auch richtete er hier und da am Ufer des Stromes hölzerne Kreuze auf, um damit das ganze Land dem Christenthume zu weihen. Und an diese Kreuze schrieb er die Worte: „Dieses Land gehört Franz I., König von Frankreich“, Worte, welche von den Wilden als Zauberspruch angestaunt wurden.

Kanonenschüsse und Trompetenschall erfüllten oft die canadischen Wälder und setzten die Indianer in Furcht und Staunen. Die Flußufer waren romantisch, meistens hoch und bewaldet, oft fruchtbare Ebenen mit Maisfeldern.

Die Ortschaften waren zahlreich und hießen „Canada“, d. h. Dorf, Stadt, ein Name, der auf die ganze Gegend übertragen wurde. Die Indianer riethen ihm zwar von der weiteren Fahrt ab, aber er stationirte nur zwei Schiffe in einem Hafen unweit des jetzigen Quebec und fuhr selbst den Fluß weiter hinauf bis zu dem indianischen Dorfe „Hochelaga“. Kein Land ist so voll von schäumenden und wirbelnden Gewässern und von ruhig fließenden Wasserläufen, stagnirenden Seen und Sümpfen, die beständig mit einander abwechseln, wie Canada, unter ihnen der Niagara, der König aller Wasserfälle.



Jakob Cartier (geb. 31. Dez. 1494, gest. 1552).

Das Kataraktengebiet des großen canadischen Stromes, des St. Lorenz, fängt schon gleich da an, wo die Schiffahrt mit Seeschiffen aufhört, bei dem schon genannten Indianerdorfe Hochelaga. Von hier fließt er schäumend durch ein Labyrinth dunkler Felsen. Mitten in diesem Getümmel vereinigt sich der Ottawa mit dem St. Lorenz, sein größter Nebenfluß, und an beiden zieht sich dann eine Kette von Stromschnellen, Wirbeln, Sprüngen und Katarakten Hunderte von englischen Meilen weit hinauf. Es ist von da an keine andere Art der Beschiffung mehr möglich, als die mit den besonders für die Natur und Bedürfnisse des Landes üblichen Canoes aus Birkenrinde, die elastisch sich wie Fische um die Felsen herumschwingen. Hier, in dem späteren Hafen von Montreal, wurden die Waaren unmittelbar aus den besagten kleinen Canoes in

Seeschiffe verladen. Nach einem Berg mit wunderbar schöner Aussicht, Mont Royal, wurde auch die berühmte Stadt an seinem Fuße Montreal so genannt.

Es wäre hinreichend gewesen, wenn Cartier seinem Könige nichts weiter als die nackte Wahrheit gesagt hätte. Ein mächtiger, schiffbarer, bisher ganz unbekannter Strom, der die ergiebigsten Fischereien der Welt darbot und mit den fruchtbarsten Fluren an seiner Uferseite, — unabsehbare Urwaldgebiete, aus denen man mehr Bauholz herausholen könnte, als die französische Flotte je verbrauchte, — in den Wäldern eine Fülle von kostbaren Pelzthieren, welche die Aussicht auf einen sehr ergiebigen und ganz neuen Handelszweig eröffneten — das wäre eine hinreichend schöne Entdeckung für einen König gewesen. Allein hiermit begnügte sich damals die erhitzte Phantasie nicht, weder der Entdecker noch der König. Außer dem, was er wirklich selbst mit eigenen Augen gesehen hatte, hatte Cartier aus seinen Indianern, deren Sprache er nicht verstand, durch Mimik und Zeichen noch so vieles Andere über Gold und Silberminen und andere Schätze seines Canada herausexaminirt, daß das Land am Ende denn wirklich so aussah, wie damals eine Entdeckung in der Neuen Welt aussehen mußte.

Um die Illusionen Cartiers zu begreifen, muß man nicht vergessen, daß er sehr dunkle Begriffe davon hatte, welche Position sein Canada auf dem Globus eigentlich einnähme. Er glaubte ebenso wie Columbus, er sei in Asien gewesen, auf jedem Schritte, den er weiter nach Südwesten that, erwartete er, nach China oder Japan zu kommen, und das große Meer, von dem die Indianer berichteten, das in Wirklichkeit die großen canadischen Seen waren, hielt er für einen Golf der Südsee. Auch Franz I. proklamirte es wirklich in einem königlichen Edikte, daß sein Capitän Cartier „große Entdeckungen in Asien“ gemacht habe, und alle Reichthümer, die sich mit dem Namen Asien verknüpften, mußten auch in Canada wieder gefunden werden.

Hierzu kam, daß die Franzosen in den Schluchten des großen Flusses bei Quebec glänzende Quarzkrystalle entdeckten, die sie für Diamanten, und rothe und grüne Krystalle, die sie für Rubine, Smaragde und Türkise hielten. — Ein wahres Eldorado glaubte Cartier an den Quellen des von ihm entdeckten Flusses Saguenay gefunden zu haben. Aus den Indianern examinirte er heraus, daß an seiner Quelle das an Gold, Silber, Edelsteinen und allen andern schätzenswerthen Dingen reiche Königreich Saguenay liege, ein nördliches Peru. Daß zu diesem allen dann noch die wunderlichsten Märchen von Pygmäen, Riesen, einbeinigen und kopflosen Völkern hinzu kamen, versteht sich von selbst. Dergleichen Völker waren die gewöhnliche Zuthat aller von der Magelhaensstraße nordwärts bis nach Grönland gefundenen Länder.

Undankbar wie spanische und portugiesische Könige gegen ihre großen Entdecker, ernannte auch König Franz I. einen seiner Edelleute, den Seigneur de Roberval zum Vicekönige von Neufrankreich, wie man diese Länder Terre-Neuve, Baccallaos oder das Stockfischland nannte. La Nouvelle France ward der Name, unter dem man damals Alles, was Verrazano und Cartier entdeckt hatten, zusammenfaßte.

Und welchen Lohn erhielt Cartier?

Sechs Jahre waren vergangen, ehe auf seine Entdeckungen neue Unternehmungen folgten. Endlich sollte der neue Statthalter in seine Provinzen

gebracht werden und so wurde 1540 eine Flotte von 5 Schiffen hierzu ausgerüstet und Cartier ihr Obersteuermann. — — Am 23. Mai 1541 stach er von St. Malo in See und am 23. August erreichte er den alten Ankergrund im Lorenzstrome. Für die Erdkunde brachte dieses Unternehmen keine weiteren Früchte, als daß Cartier den Lorenzfluß ein weiteres Stück aufwärts von Montreal bis zu den Strömungen befuhr, während Roberval und sein Gefolge in dem hohen canadischen Norden verkamen. —



Gebrauch der Birkenrinden-Canoes bei den Katarakten.

Unter den folgenden Königen wurde Frankreich von inneren Unruhen, von Religions- und Bürgerkriegen zerrüttet, und die amerikanischen Unternehmungen kamen in Verfall.

Die französische Ansiedlung flüchtiger Hugenotten 1564 in Karolina, so genannt zu Ehren desselben Königs Karls IX., der bald darauf in der Bartholomäusnacht 1572 höchst eigenhändig aus den Schloßfenstern nach den Protestanten schoß, konnte sich ebenso wenig erhalten, als die ähnliche Kolonie in Südamerika an der Stelle von Rio de Janeiro.

Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts und zunächst in Virginien fanden sich die Vorbedingungen zur Gründung von Ackerbaukolonien.

Von den Expeditionen Robervals und Cartiers hatten die Franzosen auch kostbare Biberfelle heimgebracht. Die Fischer und Kaufleute von St. Malo, Cherbourg, Honfleur, La Rochelle u. s. w. setzten ihre Stockfischexpeditionen wie früher fort und dabei ließen sie auch die Walfische auf den von Cartier angezeigten Wegen bis zur Mündung des Stromes verfolgen. Ihre Leute kamen dabei auch oft wieder in den Strom hinein aufwärts und hatten an der Mündung des tiefen Saguenay ihr gewöhnliches Rendezvous und Sommerquartier, um ihren Walfischspeck auszukochen. Auf diesem Flusse selbst pflegten dann auch die Wilden in ihren Canoes herab zu kommen, die, wenn auch nicht mit Diamanten und Smaragden des Königreichs Saguenay, doch mit den Jagdprodukten und Pelzen der Jäger beladen waren. Dieser Pelzhandel und die Verfolgung der Pelzthiere, namentlich die Jagd auf Biber, hat die Franzosen zur Bereisung und Erforschung des ganzen Lorenzgebietes und eines großen Theils Nordamerikas veranlaßt und hat sie wie später ihre Nachfolger, die Engländer, westlich bis zum Stillen Ozean und nördlich bis zum Polarmeere geführt. — Bei diesem Verkehr bildete sich in Rouen eine Compagnie von Kaufleuten mit dem ausschließlichen Privilegium für den Pelzhandel in den Ländern zwischen dem jetzigen New York und Labrador. Der tüchtigste Leiter der Compagnie war Champlain. Er gründete 1608 ein festes Etablissement am Lorenzo, das heutige Quebec.

Das Meer im Westen, von dem Cartier irrthümlich berichtet hatte, belebte auch in Champlain wieder die alte Hoffnung, daß dort eine Passage zur Südsee und nach China gefunden werden könnte. Er gedachte Quebec zu einem Hauptstapelplatz aller Waaren aus der Südsee zum Atlantischen Ozean zu machen und es ungefähr zu dem zu erheben, was jetzt San Francisco in Californien geworden ist.

Wie ein abenteuernder Cavalier aus alten Zeiten, nur von einem treuen Stallmeister begleitet, zog Champlain längs des Saguenay und längs des Ottawa und anderer von Cartier noch nicht erforschter Flüsse hinauf und war überall der erste, der dort eine europäische Muskete knallen ließ. Man hat ihn den „irrenden Ritter von Canada“ genannt. Doch irrte und wanderte er mit Zweck, es beseelte ihn die Idee der Begründung eines neuen Staates. Das Interesse, welches später der Kardinal Richelieu an dieser Angelegenheit nahm und die vielen einflußreichen Leute, die sich nun mit ihm der Begünstigung des Unternehmens widmeten, krönten endlich Champlains Bestrebungen mit Erfolg. Er wurde schließlich zum Gouverneur von Canada ernannt und starb als solcher im Jahre 1635 in dem von ihm gegründeten Quebec. — Champlain hatte aber nicht blos Handelskolonien im Sinne, ihm lag auch die Ausbreitung des Christenthums und die Bekehrung der Heiden am Herzen. „Die Rettung einer Seele“, soll er gesagt haben, „sei mehr werth als die Eroberung eines Königreichs“, und in diesem Sinne hatte er schon 20 Jahre vor seinem Tode einige Bettelmönche und 10 Jahre später die Jesuiten zu Hülfe gerufen, und dieselben verbreiteten sich alsbald vom Lorenzo aus unter den Stämmen der Eingeborenen, indem sie theils den früheren Fußstapfen folgten, theils sich neue Bahnen brachen. Den Jesuitenmissionaren verdankt man größtentheils die weitere Verbreitung im Gebiete des Lorenzstromes. Sie leiteten fast alle späteren wichtigen Entdeckungen ein. Insbesondere aber haben sie die Natur, Gestalt

und Bedeutung der fünf wundervollen Wasserbassins, welche das westliche Canada erfüllen, zuerst erforscht.

Schon Cartier hatte von diesen Seen gehört, und nach ihm sehen wir auf allen Karten der Neuen Welt ein „Mare dulcium aquarum“ (ein Meer der süßen Wasser) figuriren, dem aber freilich sehr unbestimmte Umrisse gegeben wurden.

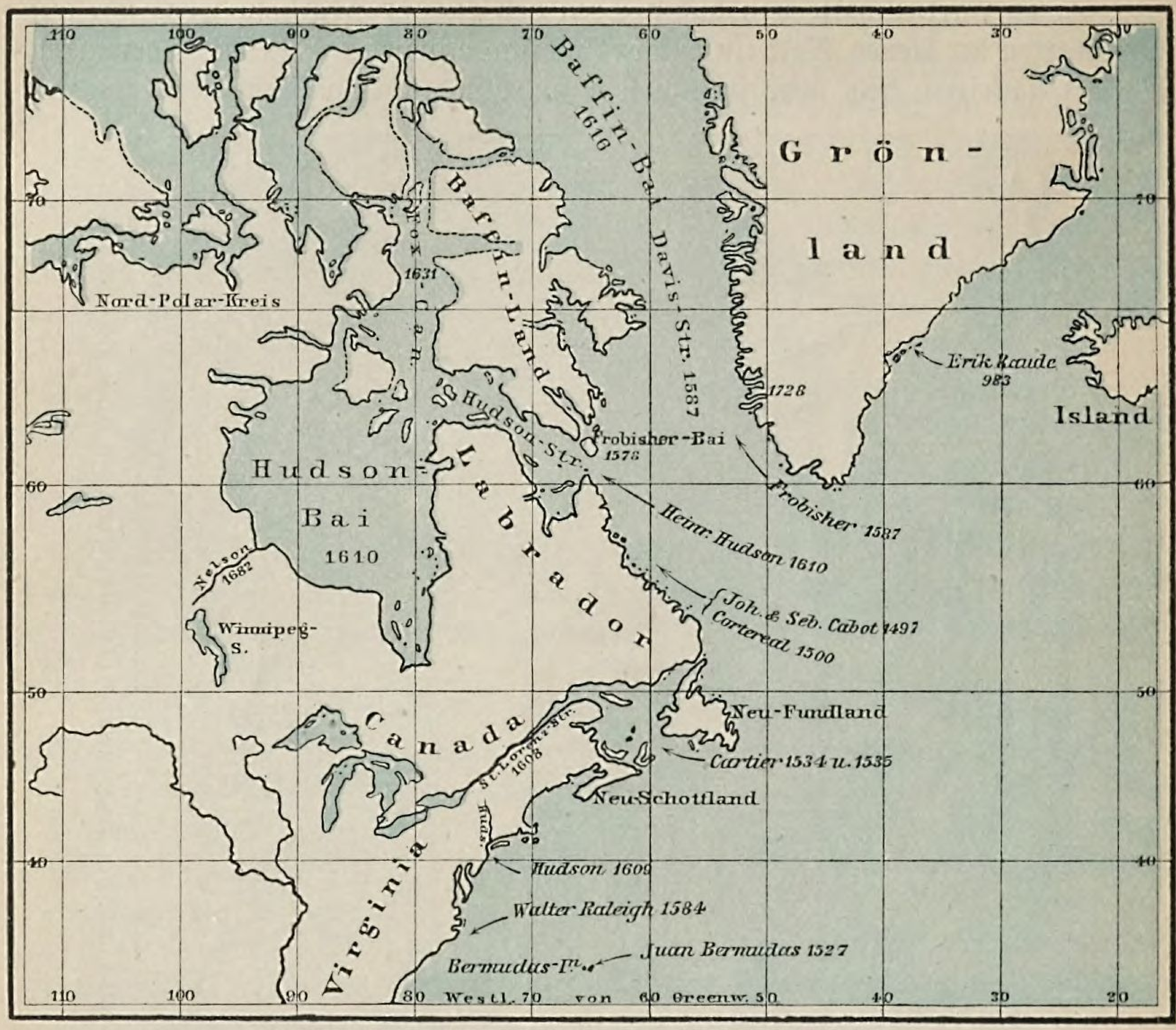


Cartier's Entdeckungsreise. Gefecht mit canadischen Eingeborenen. (Aus Champlain. Ausgabe von 1613.)

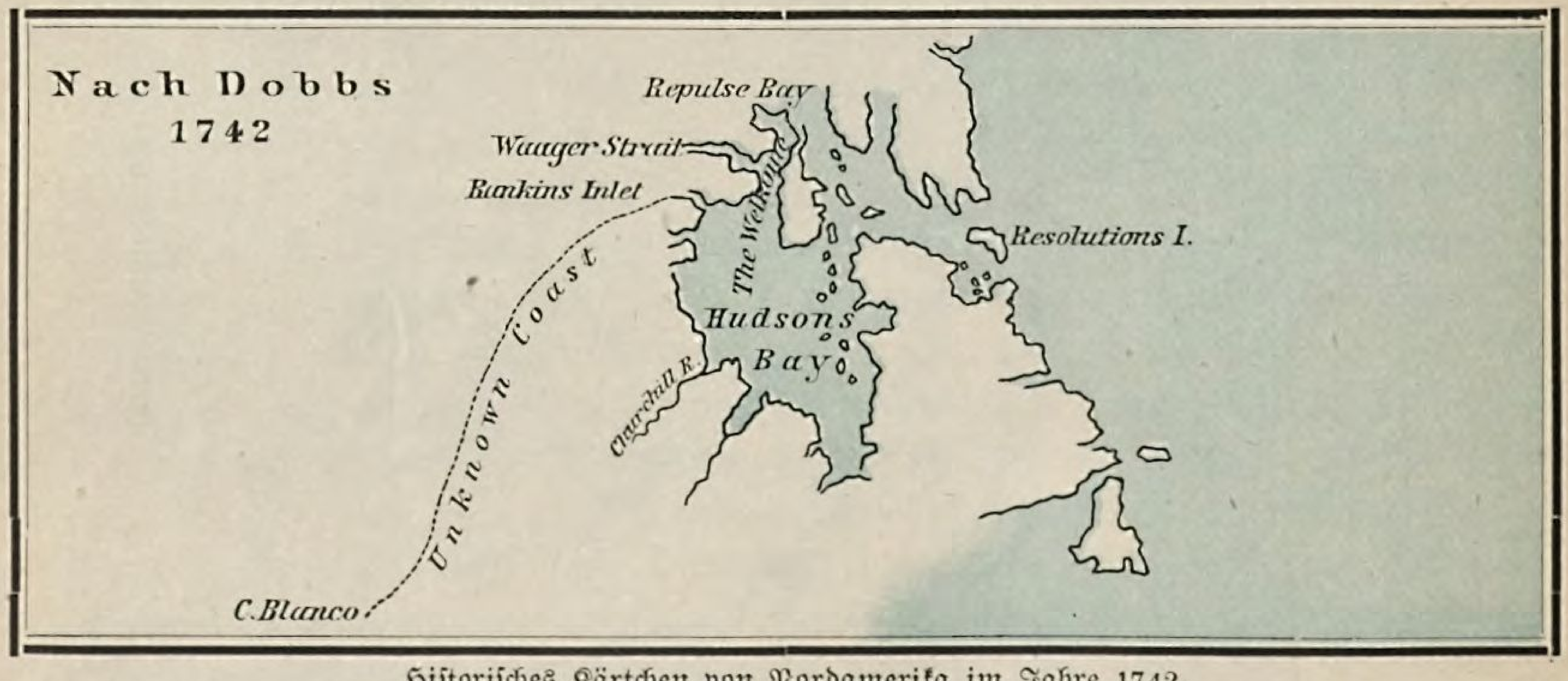
Einige Geographen verbanden es mit der Südsee, andere mit dem Arktischen Meere, wie einst auch die Kaspische See. Champlain wußte freilich schon etwas mehr von der Natur dieser Seen. Aber auch er glaubte noch, daß diese Seen mit der Südsee oder dem Großen Ozean zusammenhängen.

Die Jesuitenmissionare sollten diese geographischen Probleme klären und drangen auf zwei Wegen in jene Zone der Seen vor; auf einem südwestlichen

längs des Hauptstromes des St. Lorenz und auf einem nordwestlichen längs seines Nebenflusses, des Ottawa.



Historisches Kärtchen von Nordamerika im Jahre 1610.



Historisches Kärtchen von Nordamerika im Jahre 1742.

Der erste Weg war sehr beschwerlich und dornenvoll. Er führte in das den Einfällen der wilden Irokesen, eines sehr zahlreichen und mächtigen Volksstammes, ausgesetzte Gebiet, zu dem Ontario und dem Eriesee. Viele Missionare fanden hier den Märtyrertod. 1640 kam indeß der Vater Breboeuf

bis zu den Wasserfällen des Niagara, von dem er die erste begeisterte Schilderung entwarf, aber die frommen, todesmuthigen Anstrengungen der Missionare währten noch lange, bis der ganze Umfang des Ontario- und des Eriesees bekannt wurde.



Historisches Kärtchen von Nordamerika im Jahre 1630.

Der zweite Weg, der nordwestliche längs dem Ottawa, war minder schrecklich und gefahrvoll. Er führte durch das Land der weniger wilden Huronen und Algonkiner, die oft gern einen Missionar aufnahmen, freilich weniger aus frommer Sehnsucht nach dem Christenthum, wie die Missionare glaubten,

als in dem Aberglauben, daß das Gebet der Missionare das Jagdwild vermehre, und thatsächlich waren die Missionare auch die besten Vermittler des Pelzhandels.

So gelangte der Jesuitenmissionar Mesnard zu der oberen Gegend des Ottawa bis zu den nördlichen Küsten des Huronensees, den berühmten Kataraktenn der „Heiligen Maria", und wurde der Entdecker des großen Superiorsees, des entferntesten und größten aller canadischen Seen. — Noch erfolgreicher wirkte mit wahrhaft apostolischem Eifer Pater Allouez. Er erreichte 1666 die Marienkatarakte am Oberen See, reiste wie sein Vorgänger, zuerst am südlichen Ufer desselben, wohnte zwei Jahre lang bei jenen Apostelinseln, bei denen Mesnard verschwunden war, und baute daselbst eine kleine Kapelle. Sein Ruf verbreitete sich in der Umgegend. Aus Nähe und Ferne brachten ihm die Indianer ihre Kinder und Kranken und kamen zu seinem Gottesdienst und seinen Gebeten. Wir hören von ihm zum ersten Male die Namen vieler Indianerstämme, die noch jetzt bekannt und zum Theil als Namen von Städten des amerikanischen Bundes berühmt sind. So den Namen der „Illinois", deren Namen noch jetzt ein großer Fluß und ein Staat trägt, den der „Christinaux", die noch jetzt weit im Norden verbreitet sind.

Am merkwürdigsten waren die Erzählungen der Sioux. Ihr Land, sagten sie, reiche nordwärts bis ans Ende der bewohnbaren Welt. Westwärts gäbe es noch andere Völker, hinter denen aber das Land abgeschnitten sei und wo sich das „große stinkende Wasser" befinde. Sie schilderten die schönen weiten Prairien ihres eigenen Vaterlandes, auf denen zahllose Herden von Rindvieh weideten, den großen Fluß, an dem viele Biber lebten und der Messepi heiße. Im fernen Westen aber hause eine furchtbare Gattung Bären „grizzly bear". — Neue Missionare gingen um 1668 von Frankreich hinüber und eilten dem Vater Allouez nach; so Pater Dablon, Pater Marquette (der berühmte Entdecker des Mississippi), die an dem Wasserfalle von St. Maria postirt wurden.

Die Reisen der Missionare Allouez und Marquette schlossen die Entdeckung des Lorenzstromes ab und vollendeten die Kenntniß von Canada in den Hauptzügen. Im Jahre 1672 konnte Ludwig XIV. eine von Jesuiten angefertigte Karte überreicht werden, auf welcher alle canadischen Seen in ihrer Configuration und ihr Zusammenhang mit dem St. Lorenz ziemlich naturgetreu gezeichnet waren.

„Uebersieht man die Geschichte der Entdeckung Canada's im Großen und Ganzen", sagt Kohl, der gründliche Kenner der Entdeckungsgeschichte Amerika's, „so kann man sagen: — daß die Fische, namentlich die Walfische und die Kabeljau den Franzosen zuerst zu den Pforten dieses Landes den Weg gewiesen haben, — daß unter Franz I. Wundermärchen und Hoffnungen auf Eldorados sie in diese Thore hineinführten, — daß unter Heinrich IV. die Kunde von dem Süßwassermeer und die darauf gebaute Hoffnung, die Südsee und China erreichen zu können, sie ins Innere lockte, — daß unter Ludwig XIV. der Bekehrungseifer sie zu den Enden des großen Stromgebietes brachte — und daß die Pelzthiere, die Biber und ihre Verfolger endlich den Rest gethan haben."

Die Franzosen kamen in Canada, das sie in der Hauptsache nur mit Mönchen und Abenteurern anfüllten, fast gar nicht über diese Pelzjagd, welche

doch die roheste Weise der Benutzung eines Landes ist, und über jene Jagd auf Seelen, die bei allem aufgewandten Eifer doch wenig bleibende Folgen hatte, hinaus.

Erst seitdem sie das Land an die Briten verloren, d. h. seit 1761, hat die europäische Menschheit es in vollem Sinne gewonnen. Erst seitdem sind alle seine Hülfsmittel entdeckt und seine den Franzosen verborgen gebliebenen inneren Schätze erschlossen.



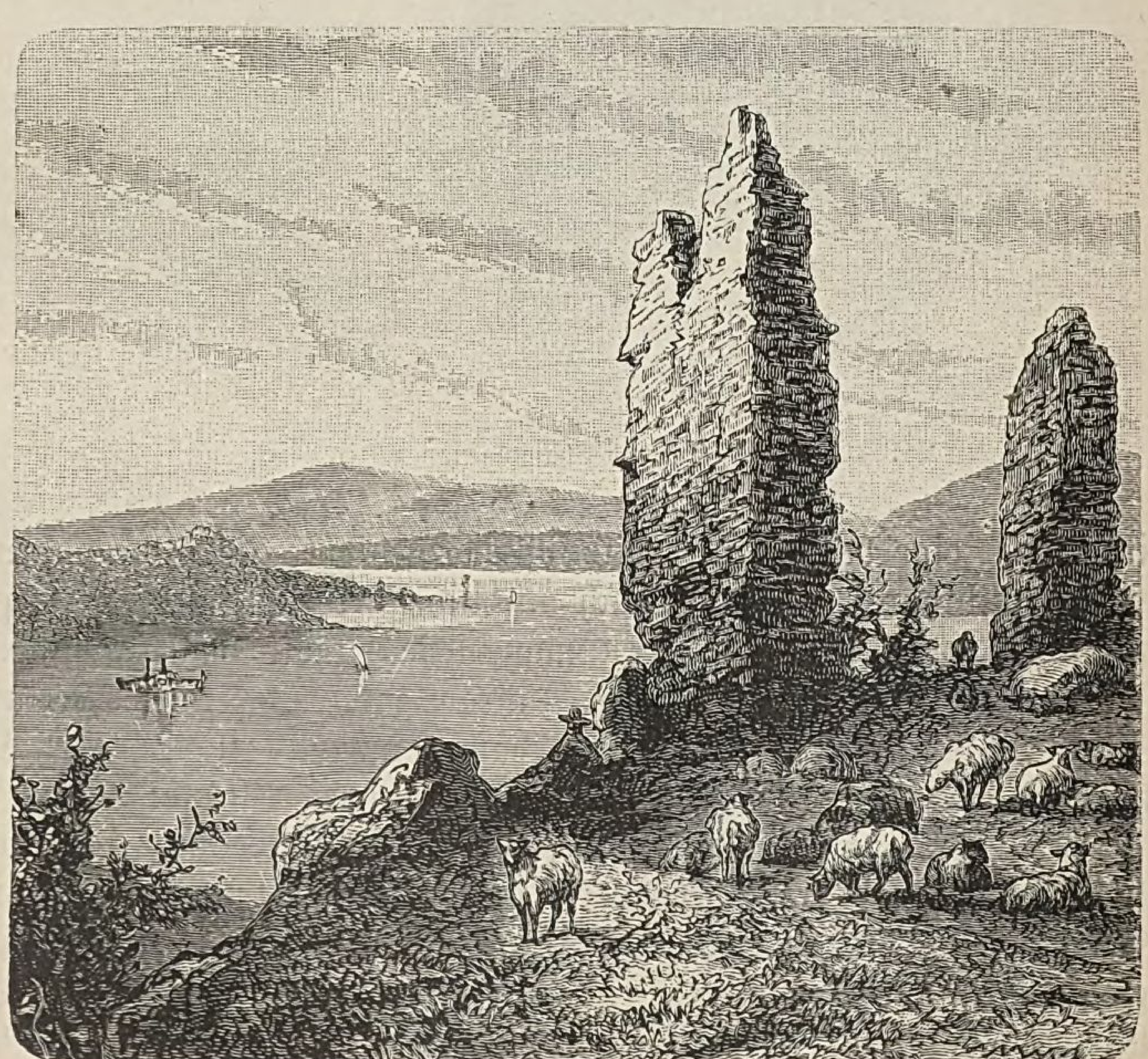
Samuel de Champlain.

Seitdem hat eine ganz andere und viel ergiebigere Jagd begonnen, das Spüren nach fruchtbaren Aeckern, nach nützlichen Metallen, nach bequemen Häfen und nach Lokalitäten, in denen man neue Städte bauen könnte. Die Höflinge Ludwigs XV. spöttelten im Jahre 1761 über den Verlust des Landes, für welches ihre Cartiers, ihre Champlains und ihre großen Könige geschwärmt und gestrebt hatten, mit der leichtsinnigen Phrase: „Was haben wir am Ende in Canada sonst eingebüßt, als ein Paar Schneefelder weniger oder mehr“. Aber diese „Schneefelder“ haben den Hochmuth jener wahnwitzigen Höflinge eines schwachen Königs auf eine schmachvolle Weise bloßgestellt. Denn diese „Schneefelder“ bringen ein jährliches Einkommen von mehr als 200 Millionen Thaler und ernähren eine Bevölkerung von über 5 Millionen Christen. Die Blockhausstationen der Pelzjäger haben sich in große Handelsstädte

verwandelt, die kleinen Indianerdörfer, in denen ein Jesuit sein niedriges Waldkirchlein gezimmert hatte, sind zu einem Kranze prachtvoller Städte, die sich in den klaren Seen spiegeln, emporgewachsen, und auf diesen Seen, auf denen einst dann und wann ein betender Missionar oder ein abenteuernder Coureur des Bois im Rindencanoe flüchtig dahin glitt, rauschen jetzt ganze Flotten von dampfbeflügelten Schiffspalästen und vermitteln Verkehr, Handel und Wohlstand.

Die großen canadischen Seen (der Obere, der Huron-, der Michigan-, der Erie-, der Ontariosee) bilden die größte Süßwasser-Ansammlung auf Erden; denn der Kaspische See in Asien hat zwar einen größeren Flächenraum, enthält aber salziges Wasser. Man nannte daher die canadischen Seen mit Recht ein Süßwassermeer, das bei Stürmen eben so hohe Wellen schlägt, wie der Atlantische Ozean. Der Obere See hat eine Tiefe von 900—1200 Fuß bei durchsichtigem, krystallklarem Wasser. Unter etwa 40 kleineren Flüssen, die sich in ihn ergießen, ist der St. Louis der größte von etwa 70 Stunden Länge. Am Südostende fließt er durch die schmale St. Marystraße in den Huronsee.

Selbst in den entferntesten Winkeln des Oberen Sees, in seinen alten Buchten und Häfen hat der Verkehr bereits ein Nestchen gebaut und einen Keim gelegt, aus dem ein neues Städtchen wie ein neue Blüte hervorbricht. Weder die alten Kabeljaufänger von Honfleurs noch der von den Goldminen und den einbeinigen Völkern des Königreichs Saguenay schwärmende Cartier von St. Malo, noch der auf China erpichte Samuel de Champlain haben es geahnt, daß sie durch ihre Unternehmungen eine so segensreiche Zukunft — einleiten würden.



Champlainsee.



Indianer bieten Rauchwaaren feil.

II.

Der Mississippi und die Jesuiten.

Offiziere Garay's entdecken die Mündung des Mississippi, in der Narvaez untergeht. Cabeza de Vaca irrt neun Jahre in den Ländern südwestlich vom Mississippi umher und ermuthigt in Spanien zu neuen Unternehmungen. — De Soto zieht durch Florida, entdeckt und beschifft den untern Mississippi, erliegt endlich den Beschwerden. Auch Moscoso kommt auf dem Rückzuge nur mit großen Verlusten zur Küste von Mexiko. — Pater Marquette fährt mit Joillet in Canoes fast den ganzen Mississippi herab bis zum Arkansas. Rückfahrt bis zum Michigansee. — De la Salle betreibt in Montreal und am Ontariosee den Pelzhandel und nimmt Louisiana an der mexikanischen Küste für Frankreich in Besitz. — Gedeihen Louisiana's. Die Waldläufer.

Der „Vater der Gewässer", der Mississippi, bildet die Hauptpulsader für sein weites Stromsystem zwischen den Alleghanies und dem Felsengebirge. Seine Mündung wurde (s. B. I. S. 336) schon 1519 von Pineda gesehen, der ihn den Heiligengeiststrom, Rio del Espiritu Santo, nannte. Pineda führte zwei Expeditionen, die Garay, der reiche Gouverneur von Jamaica, ausgerüstet hatte, zur Erforschung der unbekannten Nordküste des mexikanischen Meerbusens, wo er vergebens ein zweites Mexiko zu finden hoffte. — Auch die Hoffnung eines anderen Glücksritters, Narvaez, im Norden der Küste von Florida ein neues Mexiko zu

finden, verlief höchst unglücklich. Was von seiner Schar nicht von den tapfern Indianern in Jahre langem Kampfe erschlagen wurde, das ging in einem Sturme unter, als man sich auf gebrechlichen Fahrzeugen übers Meer retten wollte.

Nur ein einziger rettete sich, der durch seine Abenteuer berühmte Cabeza de Vaca (der Kuhkopf), der sich bei den wilden Völkerstämmen im Norden des mexikanischen Meerbusens bald als ihr erfindungsreicher Gehülfe und Sklave, bald als industriöser Handelsmann, bald wieder als Arzt oder Rathgeber, kurz als ein weißer Wundermensch in Respekt zu setzen wußte, daß er erst nach neun Jahren bei seinen spanischen Landsleuten — und auch bei ihnen als ein Wundermensch — wieder erschien. — Dieser Cabeza de Vaca berichtete dem Kaiser Karl V. von den schönen Thälern, den mächtigen Strömen, den metallreichen Gebirgen, von dem Lande der Kuhhirten und überschwenglich vielen begehrenswerthen Dingen und Wundern, und entzündete die seit Narvaez erloschene Phantasie der Spanier von Neuem.

Fernando de Soto war der rechte Mann für diese neue Bewegung.



De Soto.

Er war einer derjenigen Gefährten Pizarros, die den letzten König von Peru gefangen genommen, und von der zu Caxamarca gemachten Beute hunderttausend Dukaten als Antheil empfangen hatte, war reich und berühmt nach Spanien zurückgekehrt, wo Kaiser Karl ihn zum Statthalter von Cuba ernannte und ihm gern die Bewilligung ertheilte, Florida auf eigene Kosten zu erobern. Soto wählte aus der Blüte der spanischen Jugend sechshundert Krieger aus, verstärkte auf Cuba seine Mannschaft, und landete am 25. Mai 1539 in der Heiligengeistbai (Hillsboroughbai) an der Spitze eines stattlichen, selbst prunkhaft ausgerüsteten Heerhaufens. Kaum ist jemals ein mehr abenteuerlicher Zug unternommen worden als dieser de Soto's.

Von zwölf Priestern begleitet, welche die Heiden in spanischer Weise zum Christenthum bekehren sollten, durchzog er das unbekannte Land, erreichte im Sommer das Gebiet der Apalachiten und zog im folgenden Jahre immer im Kampfe mit den Eingeborenen und überall Spuren der Grausamkeit hinterlassend, durch das heutige Georgien und durch das Land der Tschirokis, ohne Gold zu finden. Dem Stromlaufe des Tombighbee nach Süden folgend, erreichte er, auch jetzt unaufhörlich von den Indianern bedrängt, welche rottenweise von den europäischen stahlgepanzerten Reitern niedergehauen wurden, die Mobilebai, von wo er mit seinem nun durch Entbehrungen und Gefechte von tausend Streitern auf etwa sechshundert Mann zusammengeschmolzenen Haufen 1541 wieder nordwärts zog. Während des Winters lagerte er sich im Gebiete der Tschikasahs, im oberern Theile des heutigen Staates Mississippi, drang durch Wälder und Sümpfe nach Westen vor und gelangte endlich an den Mississippi, dessen Anblick ihn und seine Mannschaft mit Staunen erfüllte.

Als eine nach Norden ausgesandte Schar auch in dieser Einöde kein Gold und keine blühenden Städte fand, schlugen die Abenteurer eine nordwestliche Richtung ein. Nachdem sie auf das westliche Ufer des Mississippi hinüber gegangen waren, durchzogen sie Arkansas, wo im Winter tiefer Schnee fiel, sahen auch hier keine edlen Metalle oder Diamanten, kehrten um und befanden sich im Mai 1542 in einer indianischen Ortschaft, Guaychoya, am Mississippi, etwa zehn Stunden unterhalb der Mündung des Arkansas.

Hier wollte de Soto einige Brigantinen bauen, die nach Mexiko segeln und Lebensmittel und Verstärkung an Mannschaft holen sollten.

Zunächst kam Alles darauf an, mit den Indianern in gutem Einvernehmen zu stehen. Soto suchte zu diesem Zwecke mit dem Kaziken eines die Sonne verehrenden Stammes, auf dem gegenüberliegenden östlichen Ufer des Stromes, Freundschaft zu schließen, und ließ ihm sagen, er und seine Spanier seien „Kinder der Sonne" und er wünsche von jenem, als einem Bruder, besucht zu werden.



De Soto's Bestattung im Mississippi.

Aber der Häuptling entgegnete stolz und zornig dem spanischen Abgesandten: „Sag ihm, er möge den Strom austrocknen, wenn er ein Sohn der Sonne sei; dann will ich hinüberkommen und ihm huldigen."

Das Mißgeschick, welches Soto während seines mehr als dreijährigen Zuges in der Einöde erfahren, der Verlust an Menschen, welchen er erlitten, die getäuschten Erwartungen, die körperlichen Anstrengungen und der Einfluß des Klimas, hatten den kühnen Helden endlich auf das Siechbett geworfen; er fühlte, daß seine letzte Stunde herannahe, verordnete seinen letzten Willen, und ernannte Don Luis Moscoso zu seinem Nachfolger.

Was nach Soto's Tode geschah, ist bezeichnend für das ganze Wesen der spanischen Abenteurer. Es betrübte sie, daß sie ihren Feldherrn in keiner glänzenden Weise zur Erde bestatten durften; denn sie mußten besorgen, daß die Amerikaner den Leichnam ihres gehaßten und grausamen Feindes ausgraben und schänden würden. Ueberall hatten die weißen Krieger Spuren von Mord

und Brand zurückgelassen, und der oben erwähnte Kazike des Landes hatte, außer jener stolzen Antwort, dem Gesandten noch ausdrücklich die Versicherung gegeben: „er wolle die Spanier von der Erde vertilgen, sie seien lediglich Landläufer und Räuber, und er schwöre bei der Sonne und dem Monde, daß er sie an die höchsten Bäume, den Vögeln zum Fraß, aufhängen lassen wolle, niemals aber mit einem so verabscheuungswürdigen Volke ein Bündniß schließen werde.“ Die Indianer hielten Wort, indem sie die Leichen mancher Spanier henkten, andere viertheilten und die Stücke in die Bäume hingen. Deshalb wurde beschlossen, den Feldherrn bei nächtlicher Weile der Erde zu übergeben. Sie bestatteten ihn in einem Grabe, nachdem sie, um die Indianer irre zu führen, das Gerücht ausgesprengt hatten, mit de Soto's Gesundheit bessere es sich. Die Offiziere und Reiter stiegen zu Pferde und tummelten ihre Rosse auch über dem Grabe, um alle Spuren zu verwischen. Aber dennoch wußten die Indianer, was geschehen war. Die Spanier gruben daher die Leiche wieder aus, fällten eine große Eiche, höhlten ein Stück von der Länge des menschlichen Körpers aus, legten die Leiche in den eichenen Sarg, darauf nagelten sie einen Deckel und ließen sie in der Stille der Nacht in den Strom hinab. So wurde der Mississippi das Grab de Soto's!

So haben einst die Westgothen ihren König Alarich in den Fluten des Busento versenkt.

Die noch übrigen Spanier unter Moscosos Führung beschlossen die Eroberung Floridas aufzugeben und nicht am Strome bis zu seiner Mündung hinabzugehen, was Soto's Absicht gewesen war, sondern Mexiko auf dem Landwege zu erreichen. Um die Mitte des Juni 1542 traten sie diesen Zug an, ohne zu wissen, unter welcher Breite sie sich befanden. Sie wußten nur, daß Mexiko gegen Abend lag. Nachdem sie etwa drei Monate in der Irre umhergezogen waren, gelangten sie in den Einöden des nördlichen Texas, häufig von Eingeborenen hart bedrängt, an den Red River. Die Späher, welche sie von dort zur Erforschung der umliegenden Gegend aussandten, fanden in derselben nicht, wie am Mississippi, in Dörfern ansässige Indianer, sondern umherschweifende Jägerhorden. Man beschloß an den Mississippi zurückzukehren, und sie erreichten in der That nach unglaublichen Mühseligkeiten diesen Strom unweit der Mündung des Arkansas. Dort nahmen die Abenteurer Besitz von einer befestigten indianischen Ortschaft, in welcher sie überwintern und Schiffe bauen wollten, um im Frühjahre den Mississippi hinab nach Westindien oder Mexiko zu steuern. Von den tausend Kriegern, mit welchen Soto seine Expedition unternahm, waren jetzt noch ungefähr 350 Mann am Leben.

Moscoso begann sieben Brigantinen zu bauen. Unter seiner Mannschaft hatte er noch einen Schiffszimmermann und einige andere Handwerker. Die Soldaten fällten Holz, alles irgend entbehrliche Metall, selbst die Läufe der durch Mangel an Pulver längst überflüssig gewordenen Musketen und die eisernen Steigbügel wurden zu Nägeln verarbeitet; sogar die Ketten, mit welchen die gefangenen Indianer gefesselt waren, schmiedete man um, bereitete Taue aus Gras und Bast und mischte Baumharz und Fett, um die Schiffe kalfatern zu können. Mit den Indianern lebten sie in Frieden, aber die Stämme auf der östlichen Seite des Stromes, welche schon gegen Soto ihre Feindseligkeit offen gezeigt hatten, beschlossen die Schiffe anzugreifen und die Spanier zu vernichten.

Im Juni 1543 kamen Abgeordnete der verbündeten Kaziken; sie wollten Moscoso Geschenke überreichen, ihn sicher machen und über die Lage der Spanier Kundschaft einziehen. Moscoso ließ sie als Spione gefangen nehmen und dreißig Indianern die rechte Hand abhauen. Dieselben litten diese Strafe mit staunenswerther Standhaftigkeit, ehe noch dem einen die Hand vom Arme geschlagen wurde, legte schon ein anderer die seinige auf den Block.



Indianische Palissadenstadt (Sasquesahanok). Nach Dapper's Amerika (1673).

Nachdem die Brigantinen nothdürftig mit Lebensmitteln versehen waren, ließ man sie am Johannistage 1543 in den Strom hinab. Sie waren offene Barken armseliger Art; um die Mannschaft gegen die Pfeile der Indianer zu schützen, hatte man Bretter und Häute über die Schiffe gedeckt, und die auf Barken gebrachten Pferde in ähnlicher Weise geschützt. Von 800 indianischen Gefangenen, welche Moscoso auf seinem Zuge nach Westen mit sich geführt, waren nur noch 30 vorhanden, welchen jetzt die Freiheit geschenkt wurde. Am Abend des Peter- und Paulstages traten die sieben Brigantinen ihre Fahrt an, von einer zahlreichen Flotte der feindlichen Kaziken unablässig verfolgt. Nachdem sie der sehr geschickt geführten Piroguenflotte eine wahre Schlacht geliefert, durch Tollkühnheit 49 Mann verloren hatten, und als von den noch übrigen 300 kaum ein Mann in den ununterbrochenen Scharmützeln unverwundet blieb, die Pferde bis auf 8 getödtet worden waren, wurden sie endlich, nachdem beinahe 3 Wochen unter steten Kämpfen auf dem Wasser verflossen, von den Indianern nicht weiter verfolgt und erreichten die Mündung des Mississippi. Von hier steuerten sie ohne Kenntniß des Meeres, auf welchem sie nun schwammen,

ohne Kompaß und Karte nach Westen, der Küste von Texas entlang. Nach einer Meeresfahrt von 50 Tagen, oft heimgesucht von Stürmen, gelangten sie endlich in die Mündung des Panuco und zu der gleichnamigen Stadt, wo sie bei Spaniern und Indianern freundliche Aufnahme fanden.

Solchen Ausgang hatte die stolze Expedition Ferdinand de Soto's. Die 300 und etlichen Ueberlebenden befanden sich alle in einem sehr traurigen Zustande, ihre Haut war schwarz, ihr Körper ausgetrocknet, ihre Glieder waren von den ausgestandenen Beschwerden steif, und ihre Kleidung bestand aus Häuten oder Fellen wilder Thiere, so daß sie selbst mehr Thieren als Menschen ähnlich sahen. Aber noch jetzt war ihre Kühnheit nicht gewichen, noch weniger ihre Habgier. Zu Panuco geriethen viele von ihnen in Wuth darüber, daß sie Florida, „ein fruchtbares Land, wo sie die schönsten Wälder und treffliches Pelzwerk gesehen, verlassen hätten. Als sie aber an die Menge Perlen dachten, welche sie allein in den Tempeln daselbst erblickt, und überlegten, daß ein jeder von ihnen vielleicht Herr einer großen Provinz hätte werden können, da verwünschten sie ihr Betragen und schalten sich selbst Niederträchtige und Feiglinge, daß sie nicht in jenem vortrefflichen Lande sich niedergelassen, sondern nach Panuco gekommen wären, um schimpflich von Almosen zu leben.“ Die, welche zum Rückzuge und zur Räumung Floridas gerathen hatten, wurden von den übrigen mit Spott, Hohn, ja mit blanker Waffe verfolgt, und beide Theile kamen oft in blutige Handgemenge. Nach Verlauf einiger Wochen ließ der Vizekönig Mendoza sie alle nach der Hauptstadt Mexiko entbieten, wo sie hoch geehrt wurden und sich zu verschiedenen Abenteuern zerstreuten.

Seit Moscoso's abenteuerlicher Fahrt verflossen 130 Jahre, bevor wieder ein Europäer und zwar ein Franzose den Mississippi beschiffte; die Spanier hatten ihn völlig vergessen. Französische Ansiedler von Neufrankreich begannen um das Jahr 1664 sich auf der Südseite des St. Lorenzstromes auszubreiten und Festungen anzulegen. Pater Allouez, welcher den algonkinischen Stämmen am Oberen See die Lehre des Evangeliums predigte, hatte unter den Potawatomies und Sahks und Fuchsindianern wunderbare Sagen über einen großen Strom im Westen vernommen, den kein Mann befahren könne, weil Ungeheuer jeden Nachen verschlängen und ein böser Geist dem verwegenen Schiffer unfehlbaren Untergang bereite. Nichts desto weniger fanden in Quebec französische Abenteurer sich veranlaßt, diesen Strom aufzusuchen, der möglicher Weise einen Weg zum Stillen Ozean und nach China eröffnete.

Ein jüngst aus Europa eingetroffener Missionar, Pater Marquette, brannte vor Drang, die Lehre des Heilands im fernen Westen zu verkünden und den sagenreichen Meschasseba, d. h. den „Vater der Gewässer“, den großen Strom zu entdecken.

Hatten ja auch französische Jesuitenpatres, wie bereits S. 359 erzählt worden, den westlichsten Winkel der großen canadischen Seen und des Lorenzflusses erforscht und dort von dem großen Strome des Missepi, Metschasepi oder Mississippi d. h. „dem Vater der Gewässer“ erfahren. Der Ruhm dieses Stroms war namentlich am Michigansee (oder wie er damals hieß Lac des Illinois) verbreitet, und schon seit uralten Zeiten her waren die Indianer gewohnt gewesen, bei ihren Jagd- und Kriegszügen ihre Rindencanoes aus den Nebenflüssen jenes Sees in die des Mississippi durch das Gebiet des jetzigen

Staates von Wisconsin hinüber zu tragen. Diese historischen Vorgänge bezeichneten den Weg der französischen Entdecker.

Das letzte d. h. das nördlichste von den Jesuitenmissionaren gepflanzte Kreuz stand damals an der Grenze der Wasserscheide der beiden großen Stromsysteme des Lorenzo und des Mississippi. Jenseits des Kreuzes floß der „Mescousin" zum Mississippi hinab, und hier begann der Missionar Marquette 1673 die Herrschaft des Kreuzes weiter auszubreiten und die Völker am Vater der Flüsse zu bekehren.

Pater Marquette fuhr mit Sieur Joillet, einem Bürger aus Quebec, und fünf französischen Pelzjägern in zwei Rindencanoes den Wisconsinfluß hinab.



Pater Marquette und Sieur Joillet unter den Indianern.

Die Landschaft, die sie durchwanderten, gleicht einem reizenden, von der Natur angelegten Park. So lieblich das Land, so sehr abschreckend aber waren die Nachrichten, welche Marquette über den Westen von den Eingeborenen erhielt. Sie warnten vor der Beschiffung des großen Stromes; er sei voll von Ungeheuern, welche Menschen und Rindencanoes verschlängen. An einer Stelle sogar gäbe es einen riesigen Geist, dessen Gebrüll man schon von weitem vernähme und der alle in einen Abgrund stürze, wahrscheinlich die St. Antoniuskatarakte des oberen Mississippi; das ganze Land umher sei voll streifender Kriegerbanden, von denen das Schlimmste zu befürchten wäre. Pater Marquette antwortete, er habe eine höchst wichtige Angelegenheit dort zu besorgen,

die Verbreitung der Erkenntniß des wahren Gottes. Wenn es nöthig sei, würde er dafür mit Freuden sterben. — Die Reise ging glücklich von statten, und etwa fünf Wochen nach ihrer Einschiffung am Michigansee liefen sie aus dem Wisconsin hinaus und in den großen Vater der Gewässer, den Mississippi, ein, der seine hier sehr klaren Fluten durch reichgeschmückte Ufer nach Süden führt. Pater Marquette bestimmte mehrere geographische Breitepunkte ziemlich genau und überließ sich der hier sehr sanft fließenden Strömung, die ihn dem Süden zuführte.

Er fuhr 60 Lieues auf dem Fluß hinab, ohne etwas Anderes zu erblicken als große Herden von Büffeln und Scharen von verschiedenen anderen Thieren und Vögeln, weitgestreckte Wiesen auf dem einen Ufer, buntgestaltete Berg- oder Hügelreihen auf dem anderen. Hier und da ging er ans Land. Erst nach achttägiger Fahrt fand man Bewohner vom Stamme der Illinois, denen die Franzosen dem Rufe nach schon ebenso bekannt waren, wie der Mississippi es seit einiger Zeit den Franzosen gewesen war. Er fand auf dem Ostufer des Mississippi französische Kleider und Eisengeräthe, sogar europäische Gewehre in Gebrauch, welche durch Vermittelung der zwischenwohnenden Stämme hierher gekommen waren.

Marquette erkundigte sich nach der Natur und dem Laufe des großen Stromes und hörte, daß er weit im Norden aus mehreren kleinen Seen entspringe. Aber in welches Meer ergießt er sich?

Marquette schwankte zwischen drei Meeren. Er dachte, der Fluß gehe westwärts zur Südsee. Dann meinte er, er könne ostwärts gehen zur Küste von Virginien. Endlich drittens dachte er, er möge wie bisher nach Süden fließen und sich in den Golf von Mexiko ergießen. Bis Ende Juni blieb er bei den Illinois, dann ging's auf dem Mississippi immer südwärts, bis zur Einmündung eines stürmisch fließenden schmutzigen Stromes, der Bäume, Gesträuche, ganze schwimmende Inseln herabführte. Es war der wilde Missouri. Marquette hörte von den Indianern, daß es hinter den Quellen desselben noch einen andern Fluß gäbe, der nach Westen fließe und sich in das westliche Meer ergieße. Dies hielt er für die Südsee, setzte aber seine Südfahrt auf dem Mississippi fort bis zur Mündung eines anderen großen Nebenflusses, der aus Osten kam, des Ohio, d. h. der schöne Fluß.

Auch unterhalb des Ohio fand Marquette überall die Anwohner des linken Stromufers mit eisernen Werkzeugen, Beilen, Messern und sogar mit Gewehren, Pulver und Blei versehen, obwol nach de Soto's Zeiten kein Europäer wieder bei ihnen gewesen war. Sie versicherten ihm, sie bekämen diese Dinge aus dem Osten durch die Vermittelung dort wohnender Europäer, also der Engländer in Virginien, die damals selbst zwar noch nicht die Alleghanischen Gebirge überstiegen hatten, deren Waaren aber als Vorläufer schon bis zum Mississippi gelangt waren. Von der anderen Seite aus Westen und Südwesten schienen auch schon ähnliche Vorläufer der Europäer aus Mexiko ebenfalls bis an den Mississippi gekommen zu sein. Pater Marquette spricht von Nationen, welche Pferde hätten, wol die verwilderten Pferderacen der Spanier von Mexiko. So stießen die Waaren sowol der Spanier als auch der Angelsachsen am Mississippi schon lange vorher zusammen, ehe ihre Interessen und Waffen sich selber hier kreuzten.

Marquette und die Seinen führten noch immer das „Calumet", die Friedenspfeife bei sich, mit welcher sie die Illinoisindianer beschenkt hatten, und hielten sie überall zum Zeichen, daß sie in guter Absicht kämen, den Flußanwohnern entgegen, wenn diese mit einem feindlichen Angriffe drohten. Zuweilen kamen sie in sehr gefährliche Lagen, aber am Ende halfen doch immer das Calumet und das Breviarium, ihre frommen Gesänge und ihr ganzer friedlicher Aufzug, mit dem sie den Strom hinabglitten, und der im großen Kontraste zu der kriegerischen Erscheinung stand, mit welcher einst Ritter de Soto denselben Strom hinaufgezogen war. — Noch südlicher erreichten sie wieder einen großen Fluß, welcher „Akamsa" hieß, der später verstümmelte und umgemodelte Name Arkansas.



Indianerhäuptlinge vom Arkansas, Illinois, Ohio und Mississippi.

Die Arkansasindianer waren sehr dienstfertig, freundlich und überall war Ackerbau bei ihnen verbreitet und sehr viele Felder mit Mais bestellt, wie es auch Soto einst am Mississippi gefunden hatte, von dem aber Marquette hier nichts hörte.

Nur noch zehn Tagereisen, sagten die Arkansasleute, sei es bis ans Meer und der Fluß laufe dahin wie bisher stets südlich fort. Marquette glaubte nun entschieden, der Mississippi fließe in den mexikanischen Golf, von dem er nur noch $1\frac{1}{2}$ Grad entfernt sei.

Aber bis an diese Küste vorzudringen, schien Marquette bedenklich, nicht sowol der feindlichen Indianer, als vielmehr der dort herrschenden Europäer, der Spanier, wegen, welche seit alten Zeiten alle Länder im Norden des Golfs als ihnen gehörig betrachteten; und bei der gegen fremde Entdeckungsreisende äußerst feindlichen Politik der Spanier drohte Marquette ein trauriges Schicksal, der Verlust der ganzen Frucht seiner Entdeckung. Begruben ja die Spanier

sogar ihre eigenen Entdeckungen in Verborgenheit vor der Welt, wie viel mehr die von Fremden.

Bei der Mündung des Arkansas beschlossen daher die Franzosen, wieder nach dem Norden zurück zu kehren. Am 17. Juli begann die gefährliche und mühevolle Reise gegen die Strömungen des Mississippi hinauf mit ihren kleinen Canoes, und auch der Fluß Illinois ward entdeckt und bis an die Südufer des Michigansees befahren, in deren Nähe der Illinois seine Quelle hat.

Marquette war demnach auch der erste Europäer, der die schönen, weiten und fruchtbaren Fluren des großen Staates Illinois ihrer ganzen Ausdehnung nach bereiste und auch beschrieb. „Nie", sagt er, „habe ich etwas gesehen, was diese Gegenden an Güte des Terrains, der Wiesen, der Rehe, der Hirsche, der Vögel, der Schwäne, der Enten und selbst der Biber überträfe." — In der Nähe der jetzigen großen und blühenden Handels- und Hafenstadt Chicago kam er mit seinem Gefährten Joillet im Herbste 1673 zum Michigansee hinüber, von dem er im Frühling ausgegangen war. Hier trennten sich Joillet und Marquette. Ersterer ging über den Eriesee nach Quebec, um dorthin die Nachricht von der wichtigen Entdeckung zu bringen. Marquette kehrte zu seiner Mission bei den Huronen zurück, während man in Quebec ein Te Deum anstimmte, weil man glaubte, daß er den westlichen Weg nach China gefunden habe.

Die französische Regierung hatte indeß die Entdeckung Marquette's, der den Mississippi von Canada aus entdeckt hatte, damals, 1673, eben so wenig zu würdigen verstanden, wie früher die spanische Regierung die Entdeckung Pineda's und Soto's, und Marquette selbst erlitt nicht lange darauf in seinem Missionsberufe unter den Schlägen der Tomahawks den Märtyrertod. Seine irdischen Reste wurden, wie die de Soto's, in einem Eichenstamm in dem mittleren Flußgebiete des von ihm befahrenen Mississippi versenkt.

Der nächste Nachfolger Marquette's war der Ritter de la Salle, ein Jesuit, für den indeß die Pelze und Häute der Canadier mehr Reiz hatten als die Bewahrung ihrer Seelen und der zu Montreal einen gewinnreichen Pelzhandel trieb. Wie Marquette glaubte auch er, daß der große Strom den Weg zur Südsee und nach China abkürze, faßte jedoch zugleich praktische Ziele ins Auge, den außerordentlich fruchtbaren Landestheil zu kolonisiren. Er ging deswegen sofort nach Paris und fand beim Könige, wenn auch nicht Unterstützung in Geld, doch ehrende Aufmunterung. Der König ernannte ihn zum Befehlshaber des Fort Frontenac am Ontariosee, wo jetzt Kingstown liegt, und gab ihm ein Monopol zum Betriebe des Pelzhandels in den neuentdeckten Gegenden. Im Jahre 1678 ging la Salle in Verbindung mit einem kühnen Italiener Tonti und dreißig Franzosen wieder nach Quebec. Vom September an durchzog er als glücklicher Pelzhändler das weite Gebiet des oberen und mittleren Mississippi, gründete mehrere Forts, knüpfte freundschaftliche Verbindungen mit einzelnen Indianerstämmen an, erreichte am 7. April 1682 den mexikanischen Busen und nahm für den König von Frankreich feierlichst Besitz von der Küste, die er zur Ehre desselben Louisiana nannte.

La Salle's glückliche Erfolge fanden in Frankreich unter Colbert Unterstützung zu neuen Unternehmungen, aber auch gefährliche Neider. Das neue Unternehmen um die Mitte des Jahres 1684 wird von der Regierung mit

vier Schiffen und 280 Personen, Handwerkern, Ackerbauern, Geistlichen unterstützt, aber die Eifersucht des beschränkten Befehlshabers dieses Geschwaders, Stürme und Krankheiten führen den Untergang eines großen Theiles desselben noch vor der Landung herbei, während ein andrer nach Europa zurückkehrt. Nur la Salle bleibt mit wenig Getreuen zurück und gründet das Fort St. Louis am Colorado. Aus dieser Ansiedelung leitete Frankreich seine Ansprüche auf das westliche Louisiana, d. i. Texas bis zum Rio del Norte, her. Vergebens sucht la Salle zum Mississippi zu kommen. Vom Colorado wird endlich der Marsch zu Fuß nach dem Illinois angetreten, um von hier Canada zu erreichen.



Landschaft am Rio del Norte.

Nach unsäglichen Beschwerden und Meutereien wird er im Frühjahr 1687 an dem Trinidadflusse von einem seiner Neider meuchlings ermordet. Seine Mörder entkleideten ihn und ließen den Helden nackt liegen, eine Beute der Bestien und Raubvögel. Der kleine Rest der Mannschaft erreichte etwa sieben Monate nach la Salle's Ermordung im Oktober 1687 Quebec.

Nach la Salle's unglücklichem Ende kümmerte sich Frankreich nicht weiter um diese sporadischen Niederlassungen. Erst 1699 landete Lemoine d'Iberville in der Mündung des Mississippi. Noch 1702 fanden sich im südlichen Louisiana nur 30 Ansiedlerfamilien. Aber die Dauphin-Insel war eine vortreffliche Schiffsstation; die Landstrecken der heutigen Staaten Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas wurden von französischen Pelzhändlern näher erforscht. 1711 wurde Louisiana, das bisher von Neufrankreich, d. h. von Canada abhing, eine selbständige Provinz und 1718 Neu-Orleans als Hauptstadt gegründet.

Die Einwanderungen, namentlich der Schweizer und Deutschen, nahmen zu, 1732 betrug die Bevölkerung von Louisiana 5000 Weiße und halb so viel Neger; doch gewährten Handelsmonopole und die berüchtigte Law'sche Spekulation der „Mississippi-Compagnie" dem weiten Gebiete nicht die gehofften Vortheile.

Gleichwol wurde das ganze weite Stromgebiet des Mississippi und des Lorenzo, von den Ufern der Hudsonsbai bis zu den Küsten des mexikanischen Golfes, von den Alleghanies im Osten bis zu den unbegrenzten Fluren gegen das Felsengebirge im Westen, kurz der mittlere Theil von Nordamerika in seiner ganzen Breite, geraume Zeit von den Franzosen behauptet. Neue Ansiedelungen fanden wenig Hindernisse und die Franzosen benutzten die nächste lange Friedenszeit, um eine lange Kette von Festungswerken anzulegen, durch welche sie sich den Besitz ihrer Kolonien sichern und die Engländer der noch wenig ausgedehnten Küstenkolonien von dem Gebiete im Westen der Alleghanies, vom ganzen Stromthale des Mississippi ausschließen wollten. Solche befestigte französische Plätze waren am Kap Breton, in Montreal und Quebec, in Crown-Point am Champlainsee, am Ausflusse des Ontariosee, am Niagara und zu Michillimackinack. Im Süden waren es Neu-Orleans und mehrere Posten am Mississippi, Fort Crevecoeur am Illinois und viele andere. Einzelne Niederlassungen am Illinois und im unteren Louisiana werden als heitere, freundliche Genrebilder gepriesen, während in Kaskaskia, St. Louis, St. Vincent am Wabasch, Natchitoches am Redriver das Leben in leichter Weise genommen wurde.

Und so haben wir nur noch der eigenthümlichen Klasse geographischer Entdecker zu erwähnen, die von Franzosen „Coureurs des Bois", von Engländern „Backwoodsmen", von Deutschen „Busch- und Waldläufer", „Hinterwäldler" genannt werden. Es waren Leute, die, unzufrieden mit dem geringen von den Privilegirten ihnen überlassenen Verdienste, mit der Büchse und dem Pulverhorn einzeln auf gut Glück mit den Indianern in Verkehr traten. Es waren Menschen mit Sehnen und Muskeln von Stahl, fest gegen Wetter und Anstrengung. Sie handhabten Ruder und Nachen mit derselben Gewandtheit und mit größerer Ausdauer wie die Indianer, verstanden eben so gut Fallen zu stellen wie diese und schossen dem springenden Eichhörnchen nach Belieben ins rechte oder linke Auge. Sie kannten jeden Weg im Walde, jede Stromschnelle und Untiefe in den Flüssen, jede Bucht in den Seen. — Auch die Künste der Missionare verstanden sie vortrefflich. Sie beteten über Kranken, bekreuzten die Sterbenden, erzählten biblische und allerlei Geschichten, machten Amulette, thaten zur Noth auch Wunder, je nach der Zahl der Biber- und Bärenfelle, die sie dafür bekamen, und wurden endlich die einzigen Vermittler des Pelzhandels.

Diese abgehärteten, mit der Natur des Landes und der Sitte des Indianers am meisten vertrauten Waldläufer haben im Kleinen die Werke der genannten Entdecker und Missionare fast bis zur Vollendung ausgeführt. Sie sind überall hingedrungen, wo ein Bär oder Biber hausen kann; von den canadischen Seen bis in den fernsten Nordwesten haben sie die Lokalitäten benannt und von ihnen Kunde unter die Menschen gebracht. Die französischen, englischen und amerikanischen Waldläufer haben endlich die Felsengebirge, die Rocky Mountains, durchbrochen und — den Großen Ozean erreicht.



Plan Neuenglands mit dem Porträt John Smith's.

III.

Entdeckungen und Kolonisationen der Engländer und Deutschen in Nordamerika.

Früheste Entdeckungen und private Unternehmungen. Gilbert und Raleigh 1583—1602 in Virginien und Nordcarolina. Hariot's Beschreibung von Nordamerika. Gosnold's schnelle Fahrt 1603. Stiftung verschiedener Compagnien 1606. Summers und Hakluyt. Erste Auswanderung. Gründung von Jamestown. John Smith besiedelt die Chesapeakbai 1616. Neuschweden 1638 und Neuniederland 1655. Gründung von Neu-Amsterdam, seit 1669 New-York genannt. Oglethorpe kolonisirt Georgien. Feudale und freie Organisation. Lord Baltimore in Maryland. Penn gründet Pennsylvanien mit der Hauptstadt Philadelphia. Deutsche Auswanderung. Germantown. Erhebung und Unabhängigkeitserklärung der Kolonien.

Gleichzeitig mit den Franzosen waren auch die Engländer an die Nordostküste Amerika's gekommen. Sie hatten nicht vergessen, daß die Cabot, Vater und Sohn, schon 1497 mit englischen Schiffen das Festland von Nordamerika erreicht hatten. Was diese und ihre Nachfolger: Verazzano, Cartier, Roberval, Frobisher, Davis, Hudson, Bylot, Fox, Grosselier für die Entdeckung und nähere Kenntniß der nördlichen Küsten und Meere gethan haben, ist schon S. 133 ff. mitgetheilt worden. Die ertragreichen Fischgründe hatten auch englische Privatleute hierher gelockt, die für eigne Rechnung und Gefahr hier die Fischerei und die weiteren Entdeckungen betrieben.

Denn Geldmangel und vielseitige innere Angelegenheiten hatten zeither die englischen Monarchen abgehalten, in der Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen eine Rolle zu spielen. Auch Elisabeth war noch keine meerbeherrschende Thetis, sie ließ sich auf die kühnen Seeunternehmungen ihrer Unterthanen nur mit großer Vorsicht ein. Erst als Frobisher von den Küsten nördlich von Labrador sogenanntes Katzengold mitbrachte, das von den weisen Goldschmieden von London für echtes Gold gehalten wurde, entschloß sie sich zur Theilnahme an einer Unternehmung, während die nordwestliche Durchfahrt und alle reellen Handelsvortheile eine Zeitlang einer Art Wahnsinn, der Goldsucherei, geopfert wurden. Wir lächeln jetzt über den Gedanken, Gold und Edelsteine unter den Eskimos zu suchen; aber so arg verwirrt hatten die Erfolge in Mexiko, Peru, Indien, die Vorstellungen von Schätzen mit den von neuen Entdeckungen im Geiste des 16. Jahrhunderts, daß mehr als zwei bis drei Menschenalter vergehen mußten, ehe dieser Irrwahn schwand. Erst dreißig Jahre nach Frobisher wendeten sich die Menschen besserer, fruchtbringender Arbeit zu.

Der Krieg mit Spanien, der Sieg über die große spanische Armada 1588 schwellte den Muth und die Segel Britanniens; Spanien war nicht mehr die erste Seemacht, und England entschied auch die Zukunft von Nordamerika.

Die beiden Halbbrüder Sir Humphry Gilbert und Walter Raleigh erhielten um diese Zeit von der Königin Elisabeth ein sehr ausgedehntes Privilegium zu Entdeckungen und Kolonisationen in Nordamerika. Raleigh wurde unbeschränkter Herr des schönsten Theiles der heutigen Vereinsstaaten und nannte ihn zu Ehren der jungfräulichen Königin Virginien. Obgleich Raleigh sein ganzes namhaftes Vermögen in drei Kolonisirungsversuchen aufgeopfert, erfreute er sich des Gedeihens seiner Pläne nicht, und kam, durch Neid, Intriguen zum Tode verurtheilt, durch königliche Gnade in den Tower. Nach zwölfjähriger Gefangenschaft und nach dem Tode der Königin Elisabeth 1603 begnadigte ihn König Jakob unter der Bedingung, daß er auf eigene Kosten eine Expedition ausrüste, um das damals von Spaniern und den deutschen Welsern in Südamerika am Orinoco und in Guyana gesuchte Eldorado aufzufinden. Die Entdeckung gelang natürlich nicht und König Jakob ließ 1618 an ihm das Todesurtheil vollstrecken.

Raleigh's Versuche in Virginien waren mißglückt, und im Anfange des 17. Jahrhunderts gab es in ganz Amerika noch keine einzige englische Niederlassung. Seine Kolonisirungsgedanken waren indeß von Anderen wieder aufgenommen worden.

Im letzten Jahre der Königin Elisabeth segelte Bartholomäus Gosnold in einer kleinen Barke auf geradem Wege nach Nordamerika. Diese Fahrt war bei weitem kürzer als die seiner Vorgänger, welche Alle erst nach Westindien und von da nordwärts segelten. Er entdeckte die Massachusetsbai, ferner zwei Inseln, Marthas Weinberg und die Elisabeth-Inseln, sodann besuchte er das Festland und wurde von dem Anblick desselben so entzückt, daß ihn nur Mangel an Proviant abhielt, mit seinen Gefährten sogleich hier zu bleiben. Er kehrte nach England zurück. Seine Reise hatte nur vier Monate gedauert und war unstreitig die erste, welche in so kurzer Zeit vollbracht wurde. Sie war für die Folge von großer Wichtigkeit, da sein Bericht zu weiteren Unternehmungen

ermunterte. Er machte eine überaus vortheilhafte Schilderung von der Schönheit des Landes und lenkte die Aufmerksamkeit der Engländer auf die Fruchtbarkeit des Bodens, als die wahre Goldquelle der Kolonien. Zugleich machte er auf die vortheilhaften Einbuchten aufmerksam und zeigte, daß das Mißlingen früherer Niederlassungen der unzweckmäßigen Wahl des Platzes zugeschrieben werden müsse.

Nun fing man an, ernstlich auf Anlegung von Kolonien zu denken. Es vereinigten sich nun besonders auf Antrieb des Geographen Hakluyt mehrere wohlhabende Bürger und Edelleute, um in Amerika Kolonien anzulegen.



Sir Walter Raleigh.

Der König Jakob theilte 1606 Nordamerika zwischen dem 34. und 45. ° der Breite in zwei Theile, wovon er den südlichen Theil die Südkolonie von Virginien, den andern die Nordkolonie nannte. Die Südkolonie schenkte er einer Gesellschaft von Edelleuten, an deren Spitze Summers und Hakluyt standen. Ihr Recht dehnte sich auf einen Küstenstrich von 50 Meilen gegen Norden und Süden ihrer Niederlassung aus; 100 Meilen sollten sie in das Innere des Landes greifen dürfen. Den nördlichen Theil überließ er unter denselben Bedingungen verschiedenen Edelleuten und Kaufleuten zu Bristol. Man ahnte schwerlich, daß nach 180 Jahren sich hier die größte Republik der Erde zu einem so schnell steigenden Wohlstande erheben würde.

Nunmehr begannen die Auswanderungen aus England nach Nordamerika. Schon im Jahre 1606 wurden die ersten Kolonien in Virginien gegründet. Kapitän Neuport segelte mit 105 Auswanderern, unter denen viele vornehme Personen waren, aus. Man entdeckte mit Entzücken die prachtvolle Chesapeakbai, steuerte gerade in sie hinein, segelte den Jamesfluß hinauf und legte an demselben in einer anmuthigen Umgebung den ersten Pflanzort an, Jamestown. Mancherlei Trübsal und Kämpfe mit den Eingeborenen brachten die Kolonie an den Rand des Verderbens. Ein kühner Abenteurer, John Smith, ward der Retter der Kolonie. — Er war in England geboren, trat in holländische Kriegsdienste, durchreiste Frankreich und Italien und focht unter des deutschen Kaisers Fahnen in Ungarn gegen die Türken, wurde gefangen und als Sklave in Konstantinopel an einen Tataren der Krim verkauft. Er erschlug den Käufer und kam dann nach Rußland, über die Nordküste von Afrika nach England, wo man sich eben mit dem Plane zu einer Ansiedelung in Virginien trug, welchen Smith mit großer Wärme erfaßte. Er führte 1616 die ersten Auswanderer an den Jamesfluß. Es zeugt für seine Einsicht, daß er der Compagnie rieth, mehr Handwerker und Arbeiter zu schicken, Zimmerleute, Schmiede, Maurer, kurz Leute, welche Wurzeln auszugraben verständen, denn hier sei nur durch Müh' und Arbeit etwas zu gewinnen.

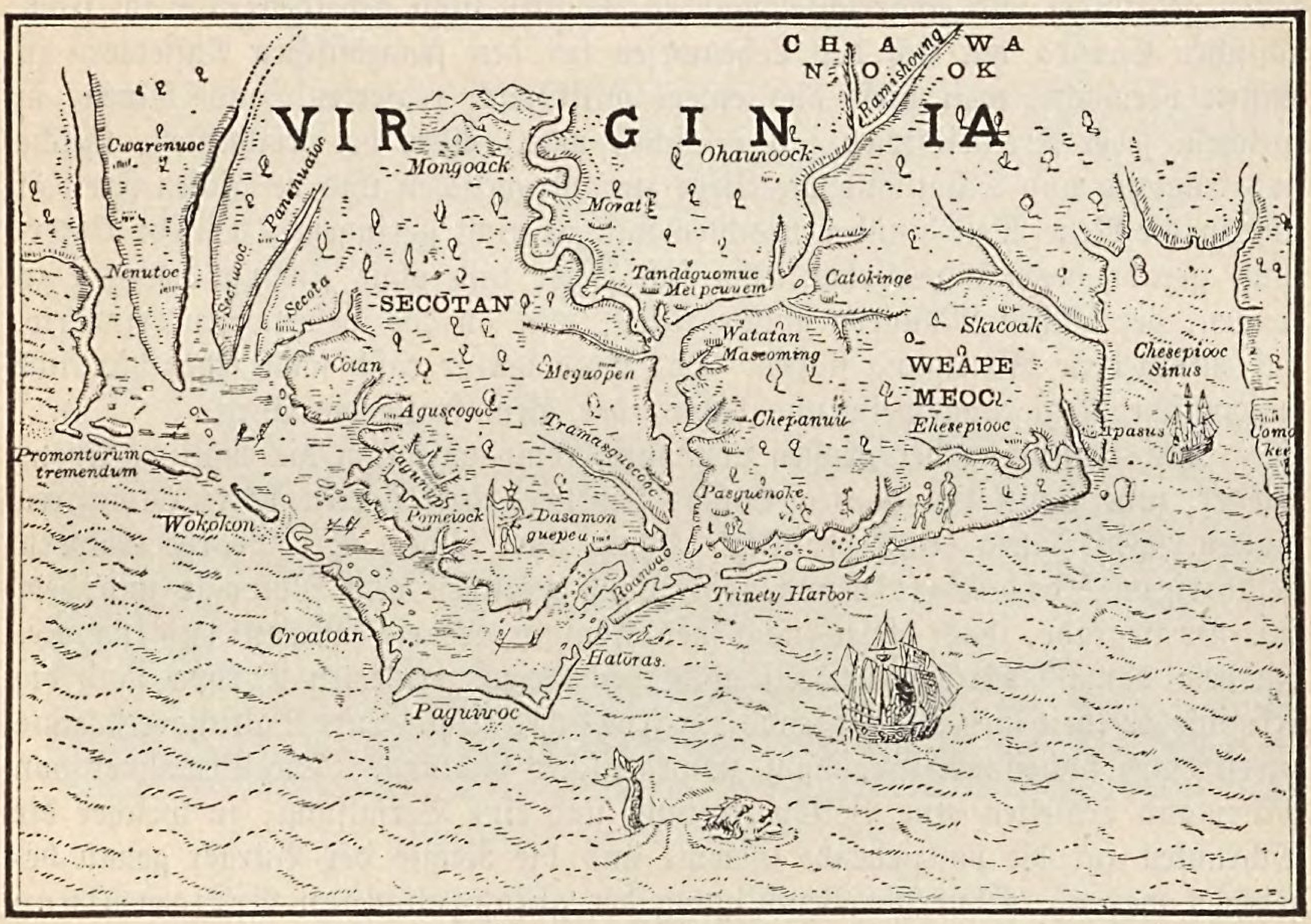
Diejenige Abtheilung der großen Londoner Compagnie, welche die nördlichen Gegenden zu kolonisiren beabsichtigte, verzichtete auf ihre Rechte und König Jacob verlieh das Land, das er im Freibriefe als Neuengland bezeichnete, einer andern, der sogenannten Plymouth-Compagnie. Dieselbe überließ aber ihre Rechte wieder an Andere, und 1639 erlosch ihr Freibrief. Das von ihr noch nicht vertheilte Land, welches das nachherige Pensylvanien, New-York und New-Jersey, sammt dem ganzen Westen bis zum Stillen Ocean umfaßte, fiel der Krone wieder anheim.

Damals wollte Gustav Adolf, König von Schweden zum Nutzen aller unterdrückten Christen und des schwedischen Handels eine Ansiedelung in Amerika gründen. Sein Plan wurde durch eine Handelscompagnie ausgeführt, welche 1638 eine Anzahl Kolonisten nach der Delawarebai sandte. Sie kaufte von den Eingebornen Land am westlichen Ufer des Delaware, vom Meere bis zu den Wasserfällen bei Trenton, und nannte dasselbe Neuschweden. Es begriff den heutigen Staat Delaware und einen Theil des südöstlichen Pensylvanien. Die Ansiedler, meist Deutsche, waren fleißig und fromm. Aber die Compagnie, welche ihre Hoffnung auf reichen Handelsgewinn nicht verwirklicht sah, ließ Neuschweden 1655 in die Hände der Holländer fallen, welche es mit ihrer Kolonie Neuniederland vereinigten.

Die Holländer leiteten ihr Anspruchsrecht auf das Land am Delaware und am Hudsonstrome von den Entdeckungen ab, welche einst Hudson in jenen Gewässern im Dienste Hollands gemacht hatte. Damals 1612 gründeten die Holländer hier ein Fort, das sie Fort Orange nannten, während der Ort dabei den Namen Neu-Amsterdam erhielt, der 1664 den Briten überlassen, seitdem New-York genannt wurde, das heute eine der größten und reichsten Städte der Welt ist. Ein Rückblick auf die Stadt, wie dieselbe 45 Jahre nach ihrer Gründung aussah, gewährt einen eigenthümlichen Reiz und wir erkennen sie aus dem Abbilde S. 377, welches einem Navigationsatlas des Jansonius von 1657

nachgebildet ist. Damals führte die Stadt noch ihren alten Namen Neu-Amsterdam und lag in „Neuniederland", wie die heutigen Neuengland-Staaten hießen.

Die Holländer ertheilen 1621 der Holländisch-westindischen Compagnie ein Privilegium, Kolonien an der Küste Amerika's von Grönland bis Kap Horn zu gründen. Diese Compagnie war in Amerika völlig souverän. Sie ertheilte Jedem, welcher eine aus fünfzig Personen bestehende Niederlassung anlegte, einen Landstrich von etwa sechszehn bis zwanzig Quadratmeilen erb- und eigenthümlich; er wurde „Patron" desselben und hatte das Recht, seine Ländereien gegen Erbzins und andere Leistungen nach Gutdünken Anderen zu überlassen.



Virginien. Nach Jansonius.

Da aber der Gouverneur sich weigerte, den Ansiedlern politische Freiheiten zu gewähren, wie in Massachusetts und Virginien, und die Engländer den Mißvergnügten dieselben versprachen, so schlossen sich dieselben an England an und erhielten 1664 eine der virginischen nachgebildete Verfassung.

Der letzte Kolonisirungsversuch von Seiten einer ausländischen Korporation fand in Georgien statt. Aber diesmal war keine Gewinnsucht, kein Eigennutz im Spiele, sondern Nächstenliebe und christliche Theilnahme. König Georg der Zweite verlieh einem Vereine, an dessen Spitze der würdige Oglethorpe stand, das Recht, eine Kolonie zwischen den Flüssen Savannah und Altamaha zu gründen. Sie sollte namentlich verarmten Schuldnern und anderen Bedrängten als Zufluchtsstätte dienen und zugleich für die nördlicher liegenden Kolonien eine Art von Bollwerk gegen die Spanier bilden, in deren Besitz Florida sich befand. Allein aus den englischen Gefängnissen kamen wohl bedrängte Gemüther, doch keine tüchtigen, schweren Anstrengungen gewachsene Arbeiter. Man sah sich deshalb genöthigt, Einwanderer ganz anderen Schlages zur Niederlassung nach Georgien einzuladen. Es gelang, fleißige Deutsche,

methodistische Engländer und Hochschotten zu gewinnen. Durch sie kam das neue Land rasch zur Blüthe, und Oglethorpe, welcher die Einführung von Negersklaven verbot, konnte den Angriffen der Spanier wie der Indianer mit Erfolg Widerstand leisten. Der Eifer der Londoner Compagnie erkaltete indessen nach und nach und 1752 gab sie ihren Freibrief der Krone zurück, welche der Kolonie sogleich Volksvertretung und Verfassung bewilligte.

So waren alle Bemühungen durch Handelsvereine Kolonien zu gründen und dauernd zu verwalten nach einander gescheitert.

Auch jene Niederlassungen, welche in Amerika nach feudalistischen Grundsätzen gegründet und eingerichtet wurden, konnten nicht gedeihen; nur im französischen Canada hat sich das Lehenwesen bei den französischen Ansiedlern zu fristen vermocht, weil diese aus einem willkürlich regierten Lande kamen, in welchem jeder Freiheitstrieb fast erloschen war. Aber bei Kolonisten, welche aus England und Schottland die Liebe zur bürgerlichen und religiösen Freiheit mit in die Neue Welt hinüber brachten und zu nicht geringem Theil ihr Vaterland gerade deshalb verließen, um sich freier und ohne Zwang bewegen zu können, bei solchen Männern mußte Alles, was an das Lehenwesen erinnerte, auf entschiedene Abneigung stoßen. Das Land verlor rasch seine eigenthümliche europäische Regierungsweise und bahnte der Demokratie die Wege.

Nach Auflösung der großen Londoner Compagnie kam die englische Krone wieder zum Besitz des ganzen Landes, welches der Verein hatte kolonisiren wollen. Im Jahre 1632 bewilligte König Karl I. dem Sir George Calvert, nachherigem Lord Baltimore, das Land zwischen dem Potomac und dem 40. Breitegrade, das dieser nach der Königin Marie Maryland nannte. In dem damals durch den Dreißigjährigen Krieg zerrütteten Europa fand die religiöse Freiheit hier fast nirgends ein friedliches Asyl. Lord Baltimore brachte zuerst einen politischen Grundsatz zu praktischer Geltung. Die Bewohner von Maryland erhielten eine Volksvertretung und eine Verfassung, in welcher die Schranken für die vollziehende Gewalt und die Rechte der Bürger genau bezeichnet waren. Ohne die Bewilligung der gesetzgebenden Versammlung durfte keine Steuer aufgelegt, ohne ihre Zustimmung kein Gesetz erlassen werden. Der edle Lord oder sein Bevollmächtigter sollte das Amt des Statthalters ausüben, und ein von dem Letztern aus der Zahl der Kolonisten ernannter Rath eine Art von Oberhaus bilden. Maryland gedieh. Der Feudalismus schwächte sich in Maryland nach und nach ab, der innere Frieden wurde nur durch die barsche und unduldsame Strenge der eingewanderten Puritaner und durch die Anmaßungen der dem Lande aufgedrungenen bischöflichen Kirche vorübergehend gestört.

Ein zweiter Versuch, eine Kolonie auf feudalistischer Grundlage zu errichten, wurde in den heutigen Staaten New-Jersey und New-York gemacht, dem Neuniederland der Holländer, welches der König von England seinem Bruder, dem Herzoge von York, nachmaligem Jakob II., von dem auch Neu-Amsterdam den Namen New-York erhielt, zu Lehen gab. Der neue Gebieter behielt New-York sich selber vor; mit dem Lande zwischen Hudson und Delaware belehnte er zwei Edelleute, Lord Berkeley und Sir George Carteret. Der Letztere, früher Statthalter der Insel Jersey im Kanal, nannte deshalb seine Kolonie New-Jersey. Somit war Neuniederland getheilt. Der eine Theil, New-Jersey bekam eine freisinnige Verfassung; allen christlichen Sekten wurde

Gewissensfreiheit gewährleistet, das Volk war durch eine von ihm gewählte gesetzgebende Versammlung vertreten. Ansiedler strömten in Menge herbei: Puritaner aus Neuengland, Quäker aus Altengland, Calvinisten aus Holland, Republikaner aus Schottland.

Die Ansiedelungen wuchsen empor und der Frieden blieb ungetrübt.

Der westliche Theil von New-Jersey wurde 1681 von dem Quäker William Penn erworben und mit Leuten kolonisirt, die religiöse und politische Bedrängniß aus der europäischen Heimat getrieben hatte und welche hier eine neue friedliche Heimstätte fanden; und Pennsylvanien, d. h. Penns-Waldland, war von Anfang an die Kolonie, welche am demokratischsten regiert wurde.



Neu-Amsterdam (das heutige New-York).

Kein Wunder, daß nach diesem Asyl der Gerechtigkeit und Freiheit, mit so großen natürlichen Vorzügen in Lage und Boden, die Einwanderung in ungewöhnlicher Stärke sich ergoß. Das protestantische Deutschland in erster Linie, daneben England, Schottland und Irland sandten Auswandererscharen, welche Pennsylvanien bald zu der bevölkertsten unter den nördlichen Kolonien machten. Philadelphia war schon in dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts die volkreichste Stadt im eigentlichen Nordamerika. Den deutschen Kolonisten fällt ein großer Theil des Verdienstes dafür zu.

Wir sind nunmehr an den Zeitpunkt angekommen, wo die deutsche Auswanderung nach Amerika hohe Bedeutsamkeit gewann, und die daher für unsere deutschen Leser eine ausführlichere Erwähnung rechtfertigt.

Am 6. Oktober 1683 betrat die erste Auswanderergesellschaft die amerikanische Küste. Es war ein bescheidenes Häuflein von 13 Familien oder höchstens 40 Personen, welches am 24. Juli 1683 aus Crefeld ausgezogen und nach 45tägiger Fahrt im Delaware eingelaufen war. Seitdem sind Millionen unserer Landsleute jenen schlichten Leinewebern vom Rheine gefolgt, und jede deutsche Landschaft hat dazu beigetragen, das ursprünglich so unscheinbare Rinnsal deutscher Auswanderung zu einem mächtigen Strome anzuschwellen.

Der Führer dieser Auswanderer war Franz Daniel Pastorius. Derselbe, am 26. September 1651 in Sommerhausen geboren, studirte die Rechte, ging dann als Hofmeister eines Junkers auf Reisen, wurde, nach Deutschland zurückgekehrt, mit den von Penn in Deutschland, namentlich in Frankfurt und Crefeld, für seine amerikanischen Besitzungen gewonnenen Mennoniten und Quäkern bekannt und entschloß sich, in Gesellschaft dieser „Gott fürchtenden" Menschen nach „der neuerdings erfundenen Provinz Pennsylvania, an denen Endgrenzen Americae in der Westwelt gelegen" überzusiedeln, dort eine Stadt Germantown anzulegen (sie bildet jetzt den 22. Stadtbezirk von Philadelphia) und daselbst, „überdrüssig der gesehenen und gekosteten europäischen Eitelkeiten, nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen."

Die Zustände in Deutschland waren nicht der Art, die Landeskinder an den heimischen Boden zu fesseln.



Das erste Farmhaus in Germantown.

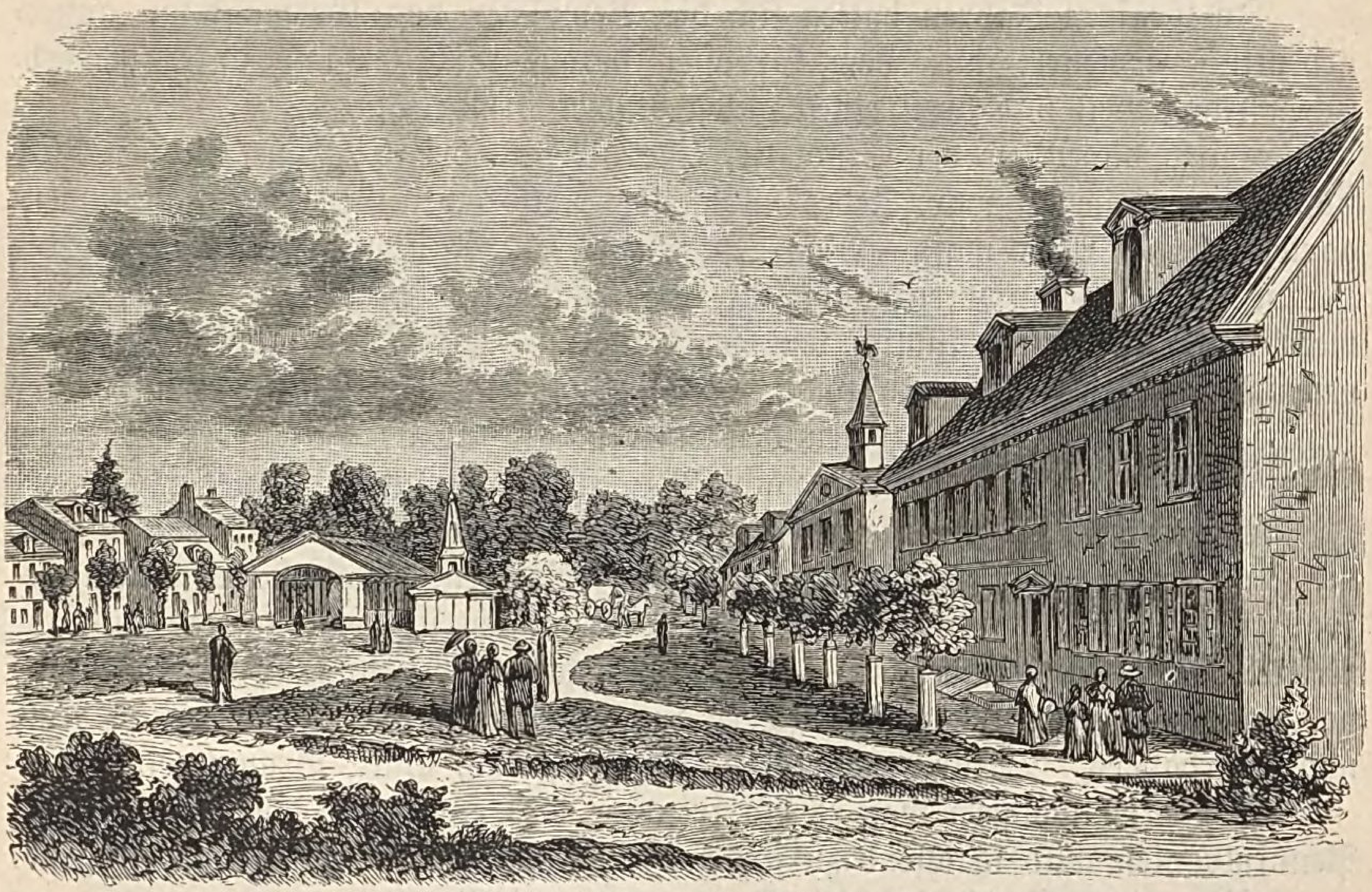
Von Südosten drohten die Türken, von Nordosten die Schweden, von Westen die Franzosen, von Süden die Jesuiten und die Spanier, welche den letzten Funken der Gewissensfreiheit auszulöschen strebten. Das „Heidelberga deleta" und das „Brûler le Palatinat" waren die heroischen Acte, deren sich der „allerchristlichste" König von Frankreich in offiziellen Aktenstücken und auf Denkmünzen berühmte. Die Schweden schlossen uns von der Ostsee, die Holländer und die Spanier von der Nordsee aus. Die alten Handelsstraßen waren durch den Krieg verödet. Der Reichthum der freien Reichsstädte, wie Ulm, Nürnberg, Augsburg, war verschwunden. Die Bürger und Bauern waren zu Heloten herabgesunken. Die Reichsfürsten, namentlich die geistlichen, buhlten mit dem Auslande und verkauften ihm die Interessen Deutschlands. — Die Regierungen „verstaatlichten" und monopolisirten alle wichtigeren Zweige wirthschaftlicher Produktion. Sie thaten es, um Geld zu gewinnen für „eine hochfürstliche Kammer-Cassa".

Am schlimmsten war es auf kirchlichem Gebiete, wo Katholiken und

Protestanten, Lutheraner und Reformirte wider einander wütheten, und es nicht einmal erlaubt war, sich in irgend einen stillen Winkel der Neutralität zurückzuziehen; denn es war anerkannten Rechtens, „wem das Land gehört, dem gehört auch das Gewissen“ (Cuius regio, ejus religio); und infolge dessen mußte jeder Unterthan alltäglich und allstündlich bereit sein, seinen Glauben zu wechseln, sobald dies dem Landesherrn einfiel.

Das trieb die Besten über den Ocean; und das Erste, was Pastorius in seinem Germantown in Pennsylvanien that, war, daß er William Penn veranlaßte, mit Zuthun der Allgemeinen Versammlung festzusetzen:

„Damit sich keine Sect über die andere erhebe, so soll ein jeder der Freiheit des Gewissens geniessen, und soll niemand gezwungen werden einigen öffentlichen Übungen des Gottesdienstes beyzuwohnen, und soll keiner in seinem Glauben oder Religion verunruhiget werden.“



Die erste lutherische Kirche am Marktplatz in Germantown.

Die Crefelder, 13 an der Zahl, kamen etwas verspätet in Gravesend an und fuhren am 24. Juli mit dem in London von einem Quäker und ihrem Reisegefährten gecharterten Schiff „Concord“ nach Pennsylvanien ab. Auch sie suchten in ihrer Flucht aus dem heimischen Elend das, was sie zu Hause nicht gefunden hatten, Gewissensfreiheit und eine Heimstätte, welche sie durch eigene Arbeit aufbauen und verschönern konnten.

Den 13 Crefeldern schlossen sich noch einige andere an, die zusammen mit den Auswanderern aus Frankfurt a. M. 48,350 Acker von Penn zum Preise von einem Schilling (= 1 Mark) den Acker kauften.

Mit der Besitznahme des Landes und der Anlage der ersten Wohnstätte von Germantown wurde nicht lange gezögert. Am 24. Oktober fand die Vermessung statt, am 25. verlosten sie die Baustellen und fingen an, die Keller auszugraben. Noch vor Eintritt der kalten Jahreszeit waren die „Hütten“ fertig, worinnen sie den Winter „nicht ohne Beschwerlichkeit zubrachten.“

Es war eine Zeit schwerer Prüfung. Es fehlte an Allem, was das Leben erträglich macht, vornehmlich an Lebensmitteln. In einem Anflug von Galgenhumor schlugen Einige vor, die neue Stadt nicht Germantown, sondern Armentown zu nennen. Am Ende siegte Beharrlichkeit über alle Hindernisse. Pastorius bemerkte über diese Zeit: „Und mag weder genug beschrieben noch von denen vermöglichern Nachkömmlingen geglaubt werden, in was Mangel und Armuth, anbey mit welch einer Christlichen Vergnüglichkeit und unermüdlichem Fleiß diese Germantownship begunnen sey."

Im Winter von 1683 bis 1684 waren also die ersten Heimstätten der Deutschen unter mancherlei Noth und Beschwerde hergestellt werden. Es verging seitdem kein Jahr, ohne daß neue Ankömmlinge die kleine Niederlassung verstärkten, sie kamen aus Crefeld, aus Mülheim und Krisheim (Kriegsheim bei Worms), aus weiteren Kreisen des westlichen Deutschlands und aus Holland.

In wenigen Jahren hatten sich die Bewohner von Germantown außerordentlich vermehrt, aus dem Gröbsten herausgearbeitet und durch gewerblichen Fleiß weit und breit einen guten Namen erworben.

Durch die Mitte der Stadt lief eine 60 Fuß breite Straße, die mit Pfirsichbäumen eingefaßt war. Jedes Wohnhaus hatte einen Gemüse- und Blumengarten, der 3 Acker maß. Eine Querstraße, 40 Fuß breit, durchschnitt die Hauptstraße und am Kreuzungspunkte befand sich der Marktplatz. Die Feldmark lag nördlich und südlich von der Stadt. — Einzelne Abbildungen der ersten Wohnstätten in Germantown, wie das erste Farmhaus, die erste lutherische Kirche, die erste Mühle, zeigen den eigenthümlichen Charakter der deutschen Heimat und heimeln noch heute nach 200 Jahren anmuthend an.

Bald waren die Früchte, welche das ergiebige Erdreich lieferte, hinreichend, die geringen Bedürfnisse der Bewoher zu befriedigen. Was sie von dem gezogenen Getreide nicht selbst verzehrten, vertauschten sie gegen andere nützliche Artikel. Selbst ein Handel mit dem Auslande kam schon sehr früh in den Gang; das von Indianern gekaufte Pelzwerk ging nach England, Getreide und Vieh nach Barbadoes. Dafür erhielt man Zucker, Sirup, Salz, Branntwein.

Den Rheinländern war es ein freudige Ueberraschung, die Weinranke in Pennsylvanien wild wachsend zu finden, die Bäume des Waldes umschlingend.

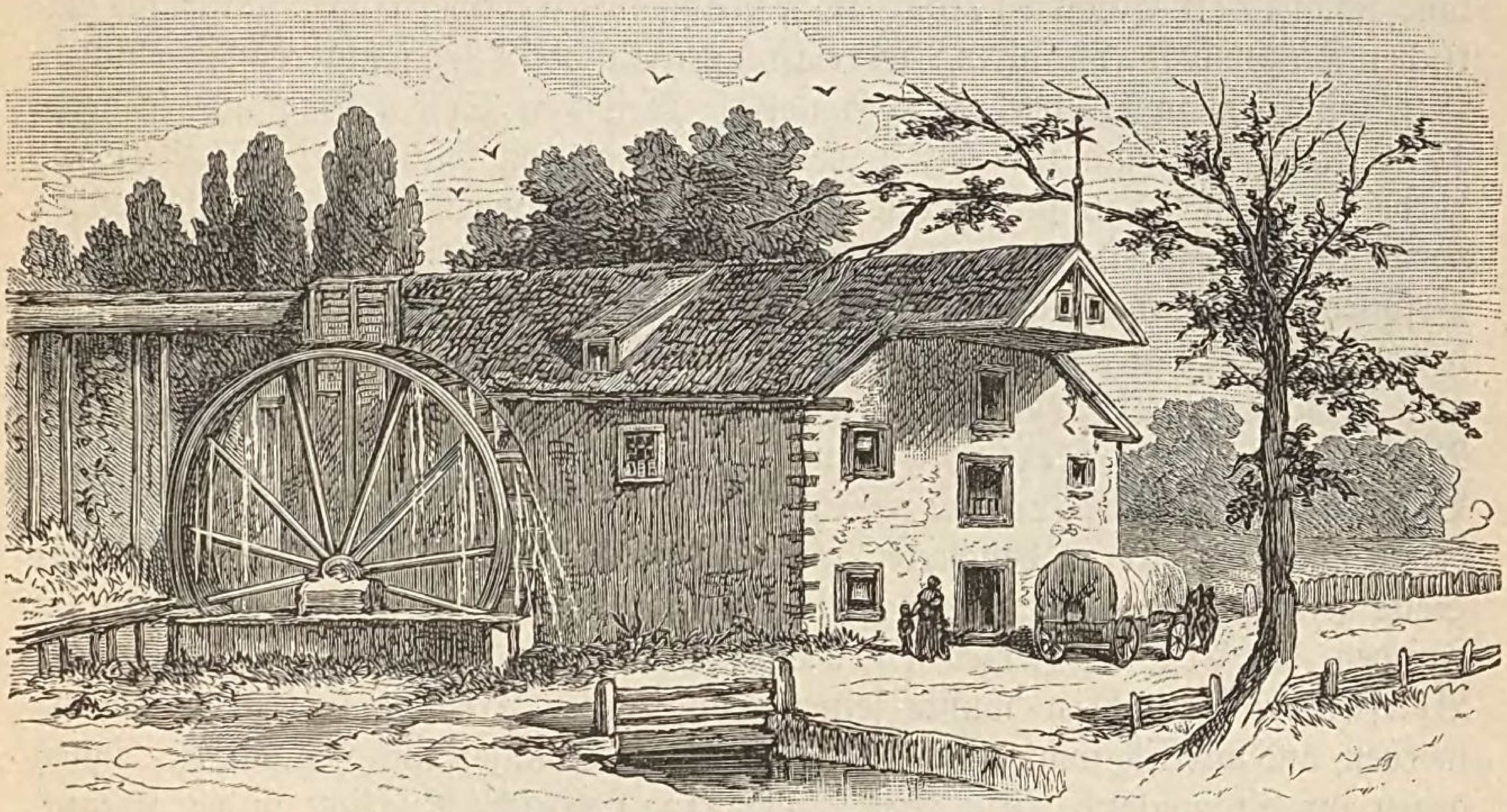
Ein anderes Gewächs, das in Germantown mit Vorliebe gezogen wurde, war der Flachs, woran sich die Bearbeitung desselben durch Spinnen und Weben schloß. Daher gab auch Pastorius der Stadt ein dreiblättriges Kleeblatt als Stadtwappen; auf dem einen Blättchen ist eine Weintraube, auf dem andern ein Flachsrocken und auf dem dritten eine Weberspule mit der Umschrift: „Vinum, Linum et Textrinum" (Wein, Flachs und Weberei), um anzuzeigen, daß man sich dies Orts mit Weinbau, Flachsbau und Handwerk mit Gott und Ehren ernähren wolle."

„Die Inwohner dieser Stadt", sagt Passorius, „sind meistentheils Handwerksleute, als Zeug-, Barchent- und Leineweber, Schneider, Schuster, Schlosser, Zimmerleute, die aber alle zumahl auch mit Ackerbau und Viehzucht versehen sind."

Bald verbreitete sich der Ruf der guten gewobenen Stoffe von Germantown und die Nachfrage war reichlich. Bemerkenswert ist es noch, daß diese kleine Ansiedlung das Verdienst hat, die erste Papiermühle in den Kolonien errichtet zu haben. Aus Holland wanderte nämlich Wilhelm Rettinghuysen (Rittenhouse), dessen Vorfahren schon in Arnheim die Papierfabrikation betrieben

hatten, mit seinen zwei Söhnen Claus und Gerhard ein und legte an einem Bache, der in den Wissahickon fließt, eine Papiermühle an. Das Papier war von vorzüglicher Güte und das Geschäft erhielt einen bedeutenden Aufschwung.

So waren die deutschen Einwanderer in kurzer Zeit dahin gelangt, an dem Platze, den sie sich zur Heimat erkoren und eingerichtet, die gewohnte Werkthätigkeit des Vaterlandes ins Leben zu rufen und sich der jungen Kolonie William Penn's als nützliche und geachtete Glieder einzureihen. Das Saatfeld hatte den Wald gelichtet, Einfriedigungen durchschnitten als Wehr und Grenzscheide die Feldmark, freundliche Wohnungen, mit Sitzbänken zu beiden Seiten der Thür, umschlossen Familien, bei denen Frohsinn wieder eingekehrt war, in den Gärten mischte sich der Duft deutscher Blumen, aus mitgebrachten Sämereien entsprossen, mit dem der einheimischen; Weinrebe und Bienenstock verhießen die Würze, deren sich die Altväter erfreut hatten.



Die erste Mühle in Germantown.

Wo wenige Jahre zuvor noch des Waldes Schweigen geherrscht, da schwirrte das Weberschifflein, da pochte der Hammer, da summte der friedliche Lärm der Werkstatt, da ertönte das deutsche Wort zwischen Alten und Jungen, da jauchzten blauäugige Kinder, die während ihrer unerhört langen Ferien den Eltern bei der Arbeit gern halfen. — Und über hundert Jahre blieb Germantown, was sein Name besagt, eine deutsche Stadt.

Die Geschichte der Entdeckung ließ sich bisher nur bruchstückweise an der Geschichte der einzelnen Kolonisationen verfolgen. Letztere tritt aber sehr oft naturgemäß aus dem Rahmen unserer eigentlichen Aufgabe, es ist daher eine gedrängte Rekapitulation und Uebersicht des Verlaufs ihrer weiteren Entwickelung geboten.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts war fast der ganze 900 Meilen lange Küstensaum von Engländern in Besitz genommen, und nach Gründung von Georgien die Reihe der dreizehn Kolonien (der alten Staaten) geschlossen. Die zunehmenden Einwanderungen aus Europa im 18. Jahrhundert drängten die Indianer immer mehr über das Gebirge zurück und gründeten einzelne Niederlassungen auch an den Zuflüssen des Mississippi.

Auch hatten andere europäische Nationen Kolonien in Nordamerika gegründet, welche lange Zeit die englischen überflügelten. Dies gilt weniger von dem spanischen Florida, als von den französischen Besitzungen. An der Mündung des Mississippi gründeten Franzosen das ihrem König Louis XIV. zu Ehren genannte Louisiana, am St. Lorenz wurde Canada eine blühende Provinz; die Halbinsel rechts von der Mündung des St. Lorenz, Acadien genannt, die Insel Neufundland (Terre neuve), das Alles gehörte zu den Besitzungen Ludwigs XIV. Als nun in Europa im 18. Jahrhundert Frankreich und England einander feindselig gegenüberstanden, begann auch in den amerikanischen Kolonien zwischen ihnen der Kampf. So wurde der Spanische Erbfolgekrieg 1700—1713, der Siebenjährige Krieg 1756—1763 zugleich auch in den Thälern der Alleghanies und an den canadischen Seen ausgefochten. Am Ende verlor Frankreich alle Kolonien um den St. Lorenz an England. Acadien und Neufundland schon 1713, Canada 1763. Doch für die neuen Erwerbungen sollten die britischen Sieger bald ihre alten Niederlassungen auf der Alleghanyterrasse einbüßen.

Eingriffe in die verbriefte Handelsfreiheit von Seiten Englands führten 1773 einen Aufstand zunächst in der Hauptstadt von Massachusetts, Boston, herbei, der seit 1775 sich in den allgemeinen nordamerikanischen Freiheitskrieg verwandelte. Zuerst hatte es sich nur um Aufrechterhaltung von Rechten und Privilegien gehandelt; am 4. Juli 1776 erfolgte, was eine Partei von Anfang her angestrebt hatte, die feierliche Unabhängigkeitserklärung der dreizehn Kolonien New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut, New-York, New-Jersey, Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgien. Nun galt es, den kühnen Schritt zu behaupten und durchzuführen. Auf nordamerikanischer Seite zeichnete sich George Washington, „der Erste im Kriege, der Erste im Frieden, der Erste im Herzen seiner Landsleute", als umsichtiger Feldherr aus; Benjamin Franklin wußte seinen Landsleuten Freunde in Europa zu erwerben, und wirklich fochten am Ende Frankreich, Spanien und Holland mit ihnen gegen ihr Stammland. Die drei Staaten zog politische Rücksicht in den Kampf, die französische Nation begeisterte Enthusiasmus für die Theorien der neuen Philosophie und Freiheit, die hier zuerst einer ersehnten Verwirklichung entgegenschritten. Männer wie Lafayette und Kosciusko, denen sich auch der deutsche Baron von Steuben zugesellte, fochten für die Idee der Freiheit mit. Nach lange unentschieden hin und her schwankendem Kampfe erkannte England im Frieden 1782 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika an. Und hiermit ist auch der Abschnitt und Schluß unserer Darstellung gegeben.



Stadtwappen von Germantown.



Tropischer Urwald.

IV.

Spanisches Südamerika.

Stillstand aller Entdeckungen. Verheimlichung alles Wissenswerthen. Ausschließung aller Fremden. Grundsätze spanischer Kolonialverwaltung. Hojeda's Musterproklamation. Erlöschen jedes Eifers für Entdeckung und Erforschung. In 300 Jahren kaum sechs wissenschaftliche Reisen. Forschungen vor Humboldt. Gonzalez Pizarro und Orellana's Fahrt auf dem Marañon und seine fabelhaften Nachrichten von El Dorado und dem Amazonenland. Pizarro's Rückzug nach Quito. — de Ursua's Expedition, Guzman's und d'Aguirre's Treulosigkeit. Texeira's Strom- und Landreise von Para nach Quito und zurück. D'Acuna's Bericht. — Condamine's Gradmessung in Quito und Heimfahrt auf dem Amazonenstrom. Resultate seiner Arbeiten.

Seit der Entdeckung der Antillen, Guatemala's, Brasiliens, der Magellanstraße, der Eroberung Mexiko's, Peru's, Neugranada's oder Venezuela's war die Entdeckung Südamerika's im Großen und Ganzen so ziemlich vollendet, d. h. man wußte, daß die genannten Länder wirklich vorhanden seien, viel mehr aber wußte man auch nicht. — Man besuchte Südamerika nach der Entdeckung und Eroberung Mexiko's und Peru's, nicht mehr um neue Länder zu entdecken oder um die bereits entdeckten genauer zu erforschen, sondern um Schätze heimzuführen. Nur jene Gegenden, wo edle Metalle ohne große Mühe gefunden werden konnten, wurden der Aufmerksamkeit gewürdigt, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß

wir über den größten Theil der von den Spaniern entdeckten und besetzten Länder bis über das 18. Jahrhundert hinaus in großer Unkenntniß geblieben waren. Zwar machten die Spanier seit der ersten Entdeckung zahlreiche Reisen nach Amerika, aber diese Reisen hatten für die Wissenschaft wenig oder gar keinen Gewinn, denn sie brachten nur Verwaltungsberichte oder wenn auch Nachrichten über die Beschaffenheit der Länder, so bewahrte doch die spanische Regierung Alles geheimnißvoll in den Archiven, und vollends seit dem Tode Karl's V., als die Krone Spaniens von der deutschen getrennt wurde, wurden die Nachrichten über die amerikanischen Besitzungen mit der größten Eifersucht verheimlicht.

Die Verwaltung, nur das wußte man, bestand in der unumschränkten Militärherrschaft, zu deren Stütze, wunderbar genug, eine Militärmacht von nur 2000 Mann genügte. Das Handelssystem war ein im höchsten Grade drückendes Monopolwesen. Die gesammten Ein- und Ausfuhren waren auf nur zweimal jährlich hin- und herfahrende Seekarawanen, auf zwei bis drei Häfen, Cadix und Sevilla, und auf wenige Märkte beschränkt. Für den Handelsverkehr eines Spaniers mit Fremden bestimmte das Gesetz Vermögenskonfiskation, sogar selbst Todesstrafe. Wer statistische Notizen, Verwaltungsnachrichten sammelte oder gar verbreitete, hatte lebenslängliches Gefängniß zu erwarten. Für Fremde war der Zugang zu den Kolonien hermetisch verschlossen. Bedarf es mehr, dieses Mißtrauen zu kennzeichnen, so erinnere man sich, daß es den englischen Astronomen noch 1769, im Geburtsjahre Alexander von Humboldt's, nicht erlaubt war, den Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe an der Küste des damals noch spanischen Kaliforniens beobachten zu dürfen.

Es ist hier der Ort, die Grundsätze des spanischen Regiments bei der Eroberung wie in der Verwaltung der weiten Ländergebiete etwas ausführlicher zu beleuchten.

Da nach der päpstlichen Schenkung ganz Amerika den Spaniern zugehörte, so betrachteten sie die Indianer als Depossedirte und behandelten sie schon bei ihrem ersten Auftreten als ihre Unterthanen, und wenn sie sich widersetzten, nicht als ehrliche Feinde und Vertheidiger ihres Heimatslandes, sondern als Rebellen, straften die Gefangenen nicht als Kriegsgefangene, sondern als Hochverräther an Staat und Kirche, und nannten sich selbst nicht „Eroberer", sondern „Pacificatoren" der Länder.

Der spanische Geschichtschreiber Herrera hat die Proklamation aufbewahrt, welche der wilde Ritter Alfons de Hojeda den Indianern verkündete, als er 1510 von der Küste Neugranada's aus in das Innere von Südamerika eindrang.

Diese Proklamation athmet den giftigen Ingrimm, mit dem der bluttriefende Herzog Alba die empörten Niederländer pacificirte. Und da dieselbe nicht ohne Beihülfe von spanischen Theologen und Hofpredigern abgefaßt worden war und den Indianern auch einige kräftige Heilslehren beibringen sollte, so erkennt man aus derselben den ganzen finstern und selbstsüchtigen Geist der damaligen spanischen Kulturträger. — Die Proklamation aber lautet:

„Ich, Alonso de Hojeda, Diener der Allerhöchsten und Allermächtigsten Könige von Castilien und Leon, der Bezwinger der barbarischen Nationen, ihr Botschafter und Feldherr, thue euch hiermit kund und zu wissen, wie folgt:

„Gott, unser Herr, der Einzige und Ewige, schuf Himmel und Erde, einen Mann und ein Weib, von denen wir und auch ihr und alle Menschen in der Welt abstammen. Da aber von jenen beiden Menschen seit 5000 und etlichen Jahren, seit welcher Zeit die Erde besteht, eine gewaltige Anzahl von Geschlechtern gekommen sind, so wurde es nothwendig, daß ihre Nachkommen sich durch viele Länder, Reiche und Provinzen vertheilten. Ueber alle diese Völker und Reiche gab nun Gott die Oberaufsicht an Einen. Der hieß Sanct Peter, und dieser Sanct Peter wurde von allen Menschen der Herr, dem Alle gehorchen sollten, und er wurde das Oberhaupt des gesammten Menschengeschlechts, und Gott gab ihm die ganze Welt in seine Knechtschaft und in seine Jurisdiction, und er befahl ihm, seinen Sitz in der Stadt Rom zu nehmen, als dem geeignetsten Orte, um von da aus die Erde zu regieren und allen Völkern, Christen, Mohren, Juden, Heiden und von welcher Sekte und von welchem Glauben sie immer sein möchten, und auch euch! das Recht zu sprechen.

Und man nannte diesen Sanct Peter: „Papa", den Papst, welches so viel heißen will, als das anbetungswürdige Oberhaupt, oder Vater und Hirte, denn er ist der Vater, Hirte und Regierer aller Menschen. Diesem Sanct Peter gehorchten alle Die, welche damaliger Zeit lebten, und so hat man es auch mit Denen gehalten, welche seitdem zum Pontificate erhoben sind, und es soll so immer gehalten werden, bis ans Ende der Welt!

Einer dieser besagten Päpste nun schenkte als Herr der Welt diese Inseln und Festländer des Ozeans an die katholischen Könige von Castilien, welche damals Don Fernando und Donna Isabella, glorreichen Andenkens, waren und an ihre Nachfolger mit Allem und Jeglichen, was darin enthalten ist.

Diese besagte Schenkung ist in gewissen Schriften enthalten und zwischen beiden Parteien aufgesetzt, und diese Schriften könnt ihr einsehen, wenn ihr es verlangt.

Da nunmehr infolge dessen Seine Majestät, unser großmächtigster König, Herr von allen diesen Ländern ist, so haben ihm auch als solchem beinahe alle Inseln, denen das verkündet wurde, gehuldigt, Cuba, Haiti und andere, und sie gehorchen ihm, wie Unterthanen dem König gehorchen müssen, und eure Brüder auf den Inseln haben dies gleich mit gutem Willen und ohne allen Widerstand gethan, sobald sie von dem oben Besagten unterrichtet wurden, und sie haben den frommen Männern, welche der König ihnen sandte, um ihnen unsern heiligen Glauben zu lehren, gehorcht, und haben sich alle freiwillig zu Christen gemacht und sind es noch. Und Seine Majestät hat darauf befohlen, sie wie seine anderen Vasallen zu behandeln. Und ihr nun, ihr seid, wie ihr seht, gehalten und verpflichtet, dasselbe zu thun.

Demgemäß bitte und fordere ich euch auf, so gut als ich kann, daß ihr Alles, was ich euch gesagt habe, wohl in Ueberlegung ziehen möget, und daß ihr die christliche Kirche als eure Herrin und als das Oberhaupt des ganzen Universums anerkennen wollt und in ihrem Namen den obersten Pontifex, genannt Papa, und in dessen Statt Seine Majestät als königlichen Herrn dieser Inseln und Festländer, in Kraft jener rechtmäßig gemachten Schenkung, und daß ihr darin ohne Verzug einwilligt und erlaubt, daß die frommen Väter, die ich mitbringe, euch dies Alles des Weiteren erklären und euch darüber predigen.

Wenn ihr dies thun werdet, so werdet ihr wohl thun und das thun, was ihr zu thun verpflichtet seid, und dann werden Seine Majestät und in seinem

Namen ich euch aufnehmen mit aller Güte und Liebe, und ich werde euch, eure Weiber und Kinder und euer Vermögen in aller Freiheit belassen und euch darüber schalten und walten lassen, wie es euch gut dünkt, und außerdem wird euch Seine Majestät viele Privilegien und Rechte geben und noch sonst hohe Gnaden erweisen.

Wenn ihr es aber nicht thun solltet, oder wenn ihr boshafter Weise damit ungebührlich lange zögern solltet, so versichere ich euch, daß ich mit der Hülfe des Himmels gewaltsam einschreiten und mit Heeresmacht in euer Land rücken werde und euch von allen Seiten und auf alle nur mögliche Weise mit Krieg überziehen werde, und daß ich euch mit Gewalt unter das Joch bringen will und in den Gehorsam der Kirche und Seiner Majestät. Und dann werde ich euch, eure Weiber und eure Kinder nehmen und sie zu Sklaven machen, und als solche werde ich sie verkaufen, und ich werde euch eure Güter nehmen und euch auch überhaupt alles Uebel anthun, welches ich nur kann, wie man es ungehorsamen Vasallen anzuthun gewohnt ist, die ihrem Herrn widerstehen.

Und hiermit lege ich feierlichen Protest ein, daß alles vergossene Blut und alle Schäden, die daraus entstehen werden, auf euer schuldiges Haupt fallen und nicht Seiner Majestät oder mir, oder den edlen Rittern, die mit mir gekommen sind, zur Last gelegt werden.

Und darüber, daß ich also gesprochen und euch also ermahnt und gewarnt habe, ersuche ich den gegenwärtigen königlichen Notarius, mir ein unterzeichnetes Testimonium auszustellen." —

Herrera sagt ferner, dieses Dokument habe bei allen anderen Gelegenheiten in Indien zum Muster und Formular gedient, und mit Aufrufen dieser Art wurde so zu sagen fast ganz Amerika von den Spaniern überschüttet. Auch an die Kaiser von Mexiko und die Inka's von Peru wurden später ähnliche Erlasse gerichtet.

Die in ihnen herrschende Logik ist, wie man sieht, ganz eigenthümlicher Art. Dem Verstande der armen Indianer mußten sie ohne Zweifel besonders unfaßlich vorkommen.

Indeß muß man nicht glauben, daß solche Ermahnungen auch wirklich in allen Fällen thatsächlich zu den Ohren der Amerikaner gelangt wären. Hatte man gerade Dollmetscher zur Hand, so wurden sie zwar wol einigen Kaziken übersetzt, die sich dann den Kopf mit Nachdenken anstrengen mochten. Waren indeß keine Dollmetscher zum Uebersetzen und auch keine Indianer zum Anhören da, so genügte es, daß jene Verwarnungen in spanischer Sprache in den Wäldern vorgelesen oder angeheftet wurden, wo sie kein anderes Publikum fanden als die Affen und Papageien, und daß der königliche Notar nur sein probatum est darunter gesetzt hatte.

Diese furchtbaren Landsleute und Zeitgenossen des Ritters von La Mancha glaubten dann, nach solchen Vorkehrungen und Protestationen ihr Gewissen völlig beruhigt zu haben und ließen kaltblütig alle Furien des Krieges gegen die allein rechtmäßigen Herren und Besitzer des neuen Landes los.

Aber auch für die spanischen Kommandeure und Feldherren unter einander war das Entdeckerrecht zuweilen von nicht geringer Bedeutung.

Schon Columbus hatte sich in seinen Verträgen ausbedungen, daß Alles, was er jenseit des Ozeans entdecken würde, ihm als ein erbliches Gouvernement

zufallen, und daß auch nur er allein das Recht haben solle, diese von ihm angefangene Entdeckung weiter zu verfolgen und selbst zu Ende zu führen.

Unter solchen Umständen, während eines solchen Zeitgeistes war der Eifer, der Sinn für Arbeiten im Interesse der Wissenschaft, für geographische Entdeckungen zur sachlichen Erweiterung der Länder-, Völker-, Naturkunde vollständig erloschen.

In einem Zeitraume von drei Jahrhunderten sind kaum sechs Reisen im Interesse der Wissenschaft zu nennen, die von Spaniern oder von Fremden, mit Erlaubniß der spanischen Regierung, in den Kolonien unternommen wurden. Sie hatten im Wesentlichen nur den Zweck astronomischer Beobachtungen zu Ortsbestimmungen und Verbesserung der Küstenkarten, bestenfalls brachten sie auch den Herbarien einiges „Heu" bisher unbeschriebener Pflanzen und den Museen getrocknete Thierhäute und Vogelbälge mit. So die Reise von Francisco Dominguez 1577, von Feuillée 1705, von Frezier 1712. Selbst die französischen Akademiker La Condamine, Bouguer und Godin, die spanischen Geometer Jorge Juan und Antonio Ulloa haben mit ihren gepriesenen geodätischen Arbeiten in Quito und Peru, mit La Condamine's Thalfahrt auf dem Amazonenstrome und Azara's spätere Arbeiten in den La Plata-Gebieten zur Kenntniß Südamerika's im weiteren Sinne doch nur sehr Mäßiges beigetragen. Fügt man alsdann noch Solano's mißglückte Reise am oberen Orinoco und Rio Meta 1754, auf der von 325 Personen nur 13 am Leben blieben, Requena's resultatlose Wanderungen zum Rio Napo und Amazonenstrome, Löffling's Herbarisationen an der Küste von Cumana 1751, Pater Gili's fabulosen „Orenoco illustrato", Gaulin's „Historia corographica de la nueva Andalusia" und Dobrizhofer's „Geschichte der Abipomer" hinzu, so hat man wol ziemlich Alles aufgezählt, was bei dem eifersüchtigen Mißtrauen der spanischen Regierung vor Humboldt zur wissenschaftlichen Erforschung von Südamerika geleistet worden war.

Es erübrigt nunmehr, nur Einzelnes ausführlicher zu erwähnen.

Zunächst gedenken wir Orellana's verwegener Fahrten auf dem Marañon. Franzesco Pizarro hatte seinen Bruder Gonzales zu einem Raubzuge am östlichen Abhange der Cordilleren ausgerüstet, als die Indianer von Gewürzen und Zimmt berichtet hatten, die hier in großer Menge vorhanden wären. Gonzales gab keinem seiner Brüder an Muth und Entschlossenheit etwas nach, und freute sich, eine Gelegenheit zu erlangen, diese Eigenschaften an den Tag zu legen. Er nahm daher 340 Soldaten, die zur Hälfte beritten waren, zu sich, und zog, von 4000 indianischen Trägern mit Lebensmitteln begleitet, von Quito aus. Der Zug dieser kühnen Menschen über den steilen Ostabhang und durch die Schluchten der Andes war ebenso gefahrvoll als beschwerlich. Die meisten unglücklichen Indianer kamen theils vor Kälte, theils vor Beschwerde und Mühseligkeiten, deren sie ungewohnt waren, um. Die Spanier selbst litten außerordentlich viel und verloren eine Menge Leute. Sie kamen zwar endlich in die feuchtwarmen Waldebenen des Marañonstromes, fanden aber hier kein Peru zu plündern. Der Marañon erschien ihnen so außerordentlich groß, daß sie ihn für das Meer hielten, daher auch der Name „mar an non". Das Land wurde von den rohesten und indolentesten Stämmen Amerika's bewohnt. Es war ein undurchdringlicher Sumpfwald, der es noch ist; Mangel an Lebensmitteln

trat ein, jeder Schritt vorwärts mußte mit unsäglicher Mühe gebahnt werden, da man den Weg durch die dicksten Sumpfgebüsche durchhauen mußte.

Alle diese entsetzlichen Schwierigkeiten konnten den standhaften Muth der Spanier nicht ermüden. Mit einer Ausdauer, welche die Grenzen menschlicher Kraft erschöpft, rangen die kühnen Abenteurer, von Golddurst gelockt, bis an den Rio Napo vor. Hier wurde mit unsäglicher Mühe eine Barke gebaut, mit 50 Spaniern bemannt und ihre Führung dem Franz Orellana anvertraut. Man erwartete, daß diese Barke die wichtigsten Dienste leisten sollte, da man mittels derselben über Ströme setzen und so das Land erforschen wollte. Die damalige Zeit war jedoch eine Zeit der Abenteuer und märchenhaften Unternehmungen. Orellana sah sich nicht so bald auf dem Strome schwimmen, als er seine Pflicht vergaß, seinen Anführer treulos verließ und, hingerissen von der Begierde nach außerordentlichen Leistungen, den Marañon hinabfuhr. Mit einer Waghalsigkeit ohnegleichen und einem verbrecherischen Muthe schiffte er, ohne Proviant, ohne Kompaß, ohne einen Lootsen, in einem rohgearbeiteten Fahrzeuge, auf dem 2000 Seemeilen langen Riesenstrome hinab. Er fand nichts als Wildniß. Seinen Unterhalt mußte er, bald rechts, bald links landend, bald erbetteln, bald rauben. Nach einer langen Reihe von Beschwerden und Gefahren, seitdem er sich auf dem Rio Napo Anfangs Februar desselben Jahres eingeschifft, erreichte er am 26. August 1541 die Mündung des Marañon. Das Weltmeer bot neue Gefahren dar. Orellana überwand auch diese und gelangte, die Orinokomündung vorbei, nach Kubagua, wo er sich nach Spanien einschiffte. Theils sein Verbrechen zu bedecken, theils seinen Ruhm zu erhöhen, schmückte er seine Reisebeschreibung mit einer Menge Fabeln aus. Er gab vor, Nationen entdeckt zu haben, deren Reichthum so ungeheuer wäre, daß sie die Dächer ihrer Tempel mit Gold bedeckten und ihre Häuser mit diesem edlen Metalle schmückten. Dadurch entstand die Sage von El Dorado, welches bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von spanischen und deutschen Abenteurern gesucht wurde und von dem das nächste Kapitel ausführlicher berichtet. Ein anderes Märchen war das, welches Orellana von einer Amazonenrepublik, aus lauter Weibern bestehend, erzählt. Auch diese Amazonenrepublik wurde nachmals wie das Eldorado oft gesucht und verwandelte den Namen des Marañon in den des Amazonenstroms. Die Märchen haben zwar ihren Kredit verloren, aber Orellana bleibt demungeachtet derjenige, welcher den Amazonenstrom zuerst hinabfuhr.

Wer schildert jedoch das Entsetzen des Gonzales Pizarro, als er an der Mündung des Rio Napo anlangte und Orellana nicht antraf. An eine so grausame Treulosigkeit konnte er unmöglich glauben. Er meinte daher, entweder sei Orellana ein Unglück zugestoßen, oder irgend ein anderer Zufall habe ihn verhindert, seine Pflicht zu erfüllen. Pizarro drang daher eine Zeit lang die Ufer des Marañon hinab, und hoffte immer die Barke mit Lebensmitteln beladen zu finden. Ein Offizier Orellana's, von diesem ausgesetzt, damit er in der Wüste verschmachtete, weil er sich seiner Treulosigkeit widersetzt hatte, wurde endlich aufgefunden, und benahm Pizarro jede Hoffnung eines günstigen Erfolges. Die Lage war verzweifelt. Die ganze Mannschaft wollte zurückgeführt werden, und Pizarro konnte sich nicht widersetzen. Dieser Rückzug war furchtbarer als das Vordringen. Sie aßen Wurzeln,

verzehrten ihre Pferde, ihre Hunde, endlich alles Lebendige, dessen sie habhaft werden konnten; zuletzt sogar ihre Degengehänge und jedes Gewürme und Geschmeiß, das ihnen vorkam. Zwei Jahre nach ihrem Auszuge aus Quito langten von den 4000 Indianern und 340 Spaniern 80 Gespenster, ausgehungert und nackt, in Quito an. Man war in das Innere Südamerika's vorgedrungen, hatte bedeutende Entdeckungen gemacht, aber alles, bis auf Haut und Knochen, verloren.

Der Amazonenfluß nahm seit Orellana's kühner und abenteuerlicher Fahrt die Aufmerksamkeit der entdeckungslustigen Europäer um so mehr in Anspruch, als eines Theils dieser eine natürliche Straße, um in das Innere des Kontinents einzudringen, darbot, anderseits Orellana durch seine Berichte und Fabeln eine Lockspeise hingestellt hatte, nach der die Europäer zu lüstern waren, um nicht angezogen zu werden. Im Jahre 1560 finden wir einen navaresischen Edelmann, Namens Pedro de Ursua, der sich dem Marquis de Canete, Vizekönig von Peru, zu einer Reise auf dem Marañon anbietet. Dieses Anerbieten wurde angenommen, und da Ursua's Persönlichkeit Zutrauen einflößte, so fanden sich auch gar bald eine Menge Abenteurer zu ihm, so daß er bald ein Corps von 700 alten Soldaten mit hinlänglichen Pferden und Provisionen um sich versammelt sah. Seine genaue Kenntniß des Landes erleichterte ihm die Unternehmung, und er ging gerade nach dem Flusse Moyabamba, um sich auf demselben nach dem Amazonenstrome einzuschiffen. Ursua wurde auf dieser Reise von seiner Gattin begleitet, und dieses war sein Unglück. Zwei Abenteurer seines Corps, Ferdinand de Guzman und Lopez d'Aguirre, faßten für dieselbe eine heftige Leidenschaft. Diese zu befriedigen, zettelten sie eine Meuterei unter den Truppen an, und ermordeten de Ursua. Diese Rotte erwählte nun Guzman zu ihrem Oberhaupt; aber er erfuhr nach wenigen Tagen schon das Schicksal seines gemordeten Herrn. Lopez d'Aguirre maßte sich nun die Königswürde an, und regierte unter seinen Abenteurern mit einer Furie und Gewalt, die seinen Namen zum Kinderschreck unter den Spaniern Amerika's bis auf den heutigen Tag gemacht hat. Er faßte keinen geringeren Entschluß, als den Amazonenstrom hinab zu schiffen, sich in Guayana niederzulassen, und von da aus Peru und Neugranada zu erobern. Er versprach seinen Soldaten alle Schätze seiner Widersacher, und es ist noch ein Brief vorhanden voll Drohungen, in welchem er Philipp II. seinen Gehorsam sehr förmlich aufkündigt. Mit einem abenteuerlichen Muthe schifften diese Empörer den Amazonenstrom hinab, erreichten mit einem wunderbaren Glücke dessen Mündungen, fuhren in das Atlantische Meer und landeten auf der Insel Margarita, wo der Hafen noch heutzutage der Hafen des Tyrannen heißt. Hier wurde der Gouverneur Andrada nebst mehreren angesehenen Personen gemordet, die Insel geplündert und mit unerhörten Grausamkeiten befleckt. Endlich verließ man die Insel, und nun erfuhr Cumana, die Küste von Caracas und Venezuela bis St. Martha dasselbe Schicksal. Von hier aus drangen diese Räuber nach Neugranada ein und marschirten auf Quito los, in der Absicht, sich Peru's zu bemächtigen. Da kamen ihnen aber spanische Truppen entgegen, sie wurden geschlagen und mußten die Flucht ergreifen. Seine einzige Tochter hatte Aguirre auf allen seinen Zügen begleitet. Jetzt, wo ihm jede Hoffnung schwand, stellte er ihr vor, wie sein Wille gewesen sei.

sie auf einen Thron zu setzen. Da aber das Glück ihn verlassen, so sei es für die Tochter eines so großen Mannes schicklicher, von der Hand des Vaters zu sterben, als mit dem Namen einer Tyrannen- und Verräthertochter unter Feinden zu leben. Er hatte diese Tochter überaus lieb, ermordete sie aber mit eigener Hand, wurde bald darauf gefangen, nach Trinidad abgeführt und daselbst hingerichtet. Seine Unternehmungen und Reisen waren in der That eben so gewaltig als seine Verbrechen.

Die nächstfolgenden Reisen von Peru aus in das Gebiet des Amazonenstromes haben die Entdeckungen wenig bereichert, doch veranlaßten sie den portugiesischen Gouverneur von Para zur Ausrüstung einer Expedition unter Texeira.

Am 28. Oktober 1637 ging Texeira mit 47 Kanots unter Segel. Man fuhr in die Mündungen des Stromes ein, hatte aber bei der starken Strömung eine sehr schwere Fahrt, indem man bald nach dem südlichen, bald nach dem nördlichen Ufer getrieben wurde. Dabei verringerten sich die Lebensmittel, und erst nach über ein Jahr dauernder Strom- und Landreise kam man nach Quito und die Indianer entliefen. Das Erscheinen der Portugiesen erregte daselbst das größte Erstaunen; man hielt jetzt das Binnenland für geöffnet und beschloß, die rückreisenden kühnen Portugiesen von einigen Spaniern aus Peru begleiten zu lassen.

Unter den Begleitern waren Christoph d'Acuna und Andrea d'Artieda, die nach Spanien gehen und dem Könige über diese Reise berichten sollten.

Am 26. Januar 1639 ging die ganze Reisegesellschaft von Quito ab, stieg das Hochgebirge hinab, an dessen Fuße der Marañon seine Fluten wälzt. Dem Pater d'Acuna verdanken wir die interessante Beschreibung dieser Reise. „Der Amazonenstrom, sagt d'Acuna, durchfließt ausgedehnte Königreiche und erweist ihnen mehr Wohlthaten als der Ganges, Euphrat oder Nil den anliegenden Ländern. Er nährt eine unzählige Menge von Völkerschaften und führt seine süßen Gewässer in das weit entlegene Meer, indem er bei weitem mehr Flüsse aufnimmt. Wenn die Ufer des Ganges mit goldhaltigem Sande bedeckt sind, so enthält der Amazonenstrom dagegen reinen Goldsand, und da seine Gewässer aus goldreichen Gegenden kommen, so öffnen sie beständig neue Minen, deren Metall sie in sich bergen. Endlich ist das Land, welches der Strom durchfließt, ein irdisches Paradies, und wenn die Anwohner der Natur nur ein wenig zu Hülfe kämen, so würden die Ufer dieses großen Stromes sich in einen unermeßlichen Garten verwandeln. Die Ablagerungen des Stromes allein würden das Land, ohne anderes Zuthun, befruchten. Ueberdies finden sich alle Naturreichthümer in den umliegenden Ländern in unermeßlicher Fülle. Der Strom wimmelt von Fischen; in den Wäldern leben die mannichfaltigsten Thiere, und eine unzählige Menge verschiedener Vögel. Die Bäume sind mit Früchten beladen, und der Boden birgt edle Gesteine und reiche Metallschätze. An dem Strome findet man nur starke und wohlgebaute Anwohner, voll Scharfsinn für Alles, was ihnen als Bedürfniß erscheint." Der gelehrte Jesuit schildert alle Einzelheiten des Landes, alle Zuflüsse des Stromes, die Bewohner, ihre Sitten, ihre Religion und Gebräuche mit allen ihm vorkommenden Naturgegenständen so ausführlich und richtig, daß die Beschreibung lange für eine der besten gelten konnte und nur in Bezug auf wissenschaftliche Genauigkeit von der späteren Beschreibung des Condamine übertroffen wurde.



Insel Mantiqueira. Aus der Palmenregion des Amazonenstroms. Nach Marcoy.

Texeira kam glücklich zu der Stelle zurück, wo er auf der Hinreise sein Lager aufgeschlagen, ein kleines Fort erbaut und eine Besatzung zurückgelassen hatte. Leider fand man diese zurückgelassenen Leute erschlagen. Pater Acuna rechtfertigt die Eingeborenen und vertheidigt sie gegen den Vorwurf der Grausamkeit und des Kannibalismus. Von den Kaupanas und Kurinas rühmt er ihre Geschicklichkeit in allerlei Schnitzwerk. Sie bilden mit den rohesten Werkzeugen Thiere und Menschengestalten sowie eine Menge anderer Schnitzwerke von bewundernswerther Schönheit. Dieses würde die auf dem Felsen am Orinoco eingegrabenen Bildwerke erklären. Eben so merkwürdig ist sein Bericht, daß er bei dem Volke der Karaguanas eiserne Waffen fand. Auf die Frage, woher sie dieselben hätten, erklärten sie, daß sie dieselben von den Stämmen erhielten, die an den Küsten Guyana's wohnten. Sie wurden wahrscheinlich durch Holländer an die Bewohner Guyana's gebracht und gelangten durch Tausch bis in das Innere des Kontinents.

Am 12. Oktober 1640 befand sich die Flotte in den Mündungen des Rio Negro. Nach mancherlei Abenteuern gelangte die ganze Flotte glücklich nach Para zurück. Die Reise hatte nach Quito und zurück über drei Jahre gedauert. Der materielle Gewinn war den Anstrengungen keineswegs angemessen; aber die Kenntniß Amerika's erhielt einen Zuwachs, den nicht leicht eine andere Reise jener Zeit aufzuweisen hat.

Seitdem vergingen über 100 Jahre, ohne daß ein namhafter Fortschritt in der Kenntniß des Landes durch eine Reise zu verzeichnen wäre.

Eine wissenschaftliche Frage endlich über die Gestalt der Erde gab 1736 Veranlassung zu der hochinteressanten geographischen Entdeckungs- und Forschungsreise de la Condamine's zur großen geographischen Messung in Quito. Die Gestalt und Größe der Erde hatte man schon früher durch Gradmessungen zu bestimmen gesucht, so Fresnel 1525, Snellius 1615, Picard 1669, die beiden Cassini 1680—1718. Ueber die Richtigkeit der Resultate dieser letztern war zwischen ihrem Anhänger und denen Newton's und Huyghens' ein Streit ausgebrochen, und Frankreichs damals mächtiger Einfluß unter Ludwig XIV. vermittelte die bisher unerklärte Erlaubniß, in dem spanischen Peru unter dem Aequator einen Meridiangrad messen zu lassen. Condamine leitete die Unternehmung im Verein mit den Mathematikern Bouguer, Coublet und Godin, während der spanische Offizier d'Ulloa sich ihnen anschloß und Jussieu sie als Botaniker begleitete.

Die Expedition schiffte sich am 16. Mai 1735 in Rochelle ein und erreichte über Hayti Karthagena, Panama. Hier beschäftigte man sich sechs Wochen mit astronomischen Beobachtungen und geodätischen Aufnahmen, während Jussieu hier seine botanischen Ideen begründete.

Am 22. Februar 1736 segelte man von Panama ab, passirte am 8. März die Linie und erreichte am 10. die Küsten von Quito. Hier beobachteten die Akademiker nach einer neuen Methode die Länge ihres Landungspunktes und unternahmen eine Menge ihren Zwecken angemessene Arbeiten. Auch bestimmte Condamine genau den Punkt, welchen der Aequator schneidet, und bezeichnete denselben mit einer Inschrift. Zu Manta trennten sich Condamine und Bouguer, indem Ersterer sich nach Quito, Letzterer aber mit den spanischen Offizieren nach Guayaquil begab. Condamine langte am 4. Juni in Quito an, und am

10. desselben Monats waren auch seine Gefährten daselbst eingetroffen. Endlich konnten die Arbeiten begonnen werden; sie dauerten bis in das Jahr 1742. Dieser lange Aufenthalt, der von den spanischen Behörden nicht ohne einiges Mißtrauen betrachtet wurde, gab den Akademikern Gelegenheit zu den interessantesten Beobachtungen über diese Länder. Durch ihre Berichte wurde man erst mit den Wundern der Kordilleren bekannt. Die von ihnen gelieferte Beschreibung von Peru enthüllt uns die Wunder einer neuen Welt und muß als das Motiv betrachtet werden, welches später andere Gelehrte, namentlich Humboldt, nach diesen Theilen der Erde hinzog.

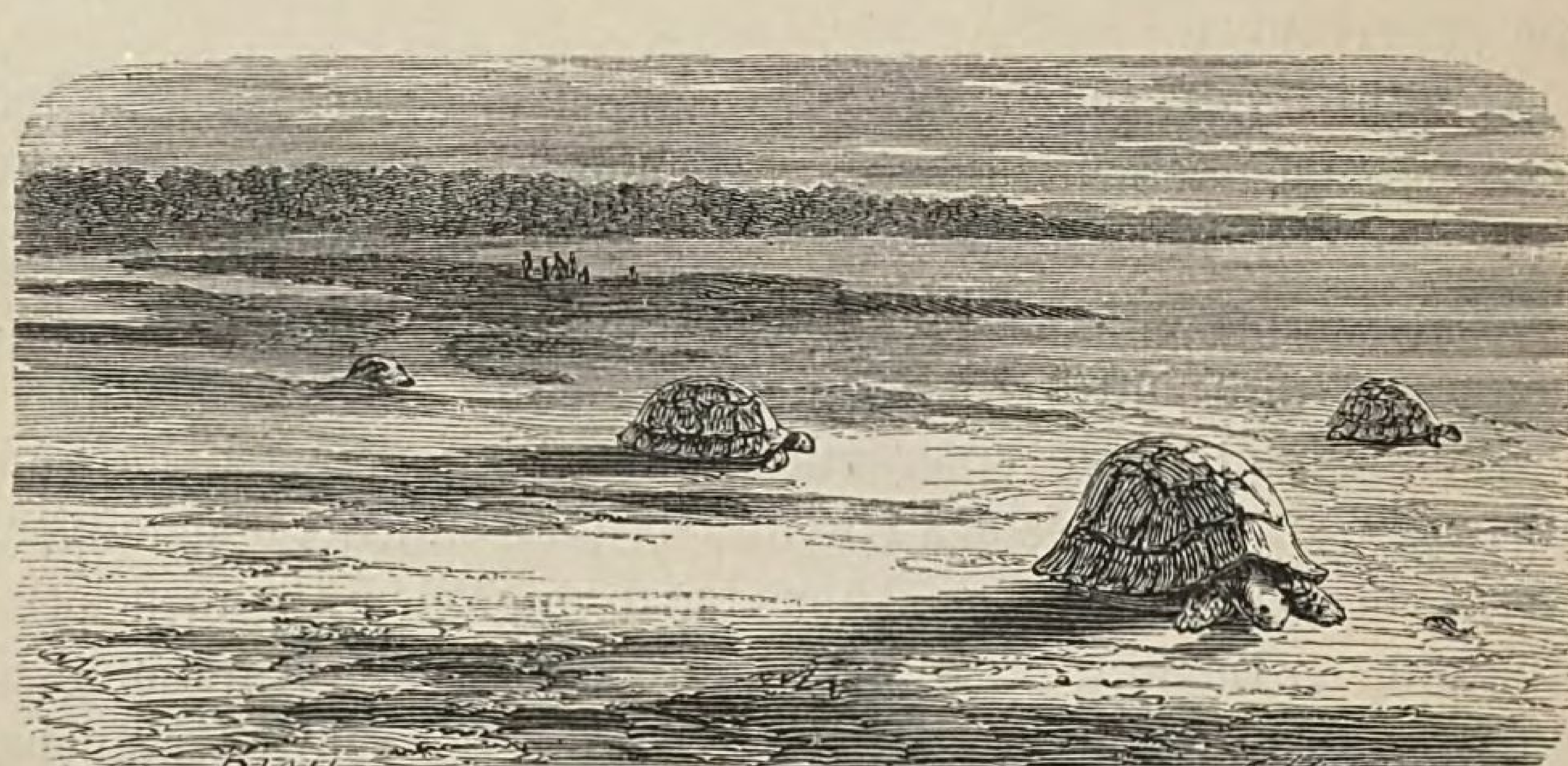
Nachdem die Gradmessung vollendet war, wurden Denksäulen errichtet und mit einer Inschrift versehen, welche der Nachwelt dieses Ereigniß sammt dem Resultate überliefern sollte. Ueber diese merkwürdige Expedition wurden auch nach der Rückkehr der Gelehrten mehrere Reisebeschreibungen herausgegeben, unter denen sich das ausführliche Werk des Spaniers Ulloa und das Journal Condamine's auszeichnen.

Einen eben so großen Ruhm als durch die Gradmessung hat sich Condamine durch die Beschiffung des Marañon erworben. Er fand sich nämlich mit Godin und Bouguer im März 1743 zu Tarqui bei Cuenca zusammen. Hier wurde der Plan verabredet, auf verschiedenen Wegen nach Europa zurückzukehren. Condamine wählte auch hier wieder den beschwerlichsten, nämlich die Beschiffung des Amazonenstromes. Man hatte von diesem Strome bis dahin noch keine bessere Karte als die des Pater Fritz, welche noch überdies nur von wenig Bemerkungen über das anliegende Land begleitet war. Schon während der Arbeiten an der Gradmessung hatte Condamine Alles gethan, um die Quellen zu erforschen, und die Arme, aus denen er sich bildet, bis Jaen de Brakamoros zu erkunden.

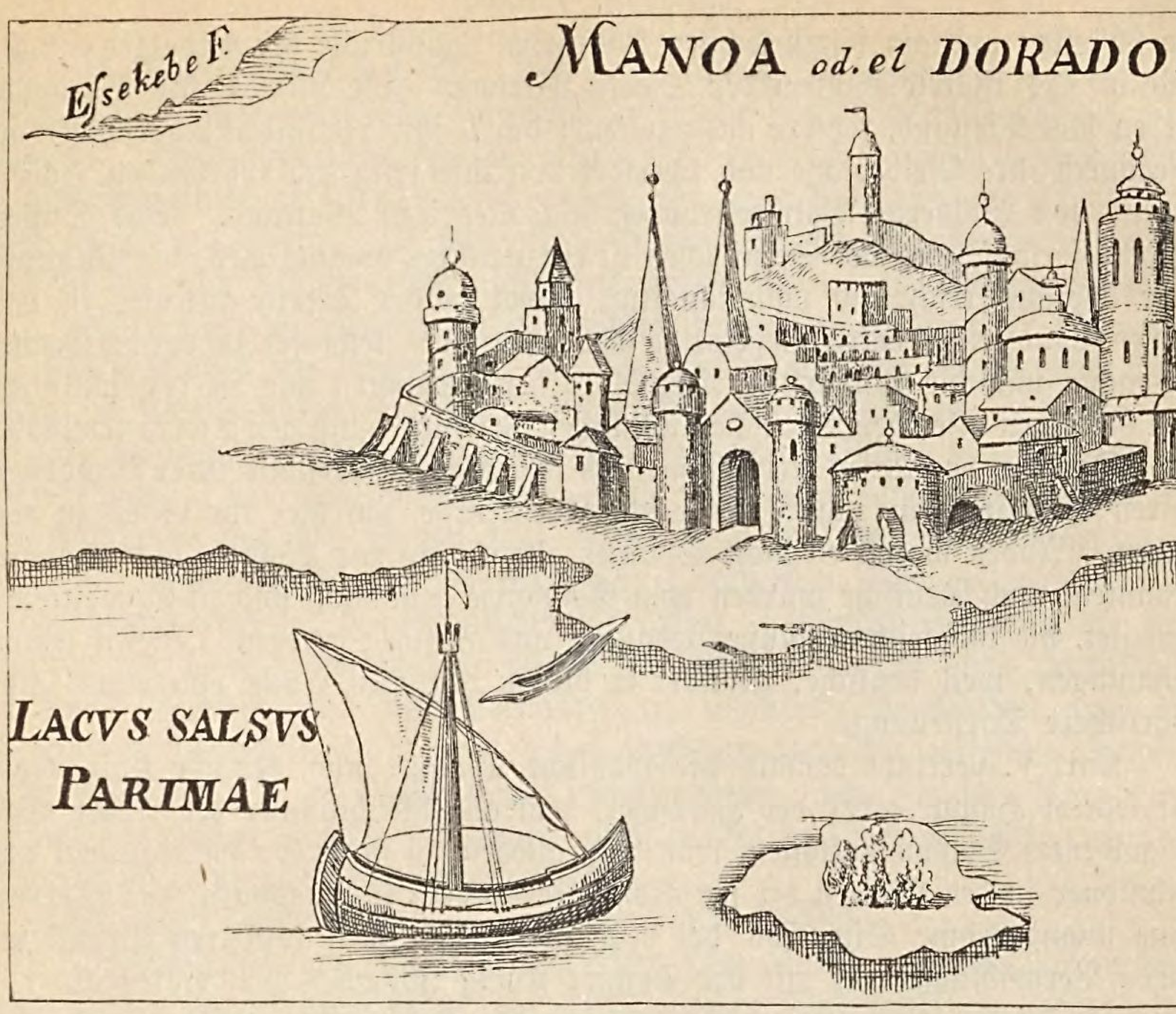
Am 11. Mai 1743 wurde die Reise angetreten; Condamine wählte, um nach Loxa zu gelangen, einen bisher ungewöhnlichen Weg über Zaruma. Die hohen Berge wurden überstiegen, gemessen und astronomisch bestimmt. Er fand Loxa tiefer gelegen als Quito, und darum auch das Klima milder. Am 3. Juni machte er sich durch die Quinquinnawälder von Loxa auf den Weg nach Jaen und gelangte nach einer mühevollen Reise an den Marañon. Am 4. Juli schiffte er sich auf demselben ein und begann nun seine gefahrvolle Fahrt. Freilich hatten die Ufer des Marañon durch die Bemühungen der Jesuiten eine etwas veränderte Gestalt, als zur Zeit Orellana's. Er traf von Zeit zu Zeit auf Missionen und konnte sowol Ruhepunkte als Lebensmittel einnehmen. So schiffte er von einer Flußmündung zur andern, von einer Mission zur andern, überstand eine Gefahr nach der andern und gelangte endlich nach Pevas, der letzten spanischen Mission, ungefähr 12 Meilen unterhalb der Mündung des Rio Napo. Er hatte unterwegs Gelegenheit, die Wildnisse des Amazonenstromes mit seinen wilden Völkern zu erforschen. Er sah die ersten Keime der Civilisation, und freute sich der Mannichfaltigkeit im Natur- und Menschenleben, welche sich hier seiner Beobachtung darbot. Glücklich gelangte er nach sieben Tagereisen von Pevas in die erste portugiesische Mission St. Paul. Auf diesem ganzen Zwischenraume hatte er keine menschliche Wohnung gesehen. Die Inseln des Flusses, welche früher von den Omaguas bewohnt wurden, waren bereits entvölkert, und besonders wird den Portugiesen der Sklavenraub Schuld gegeben.

Der Fluß ist hier außerordentlich breit, mitunter durch Inseln in mehrere Arme getheilt, deren jeder nicht selten 8—900 Toisen breit ist. Diese außerordentliche Wasserfläche ist, wie die See, Stürmen unterworfen, und die Wellen gehen alsdann eben so hoch. Eine der größten Gefahren für die Schiffer auf dem Amazonenstrome sind aber die Baumstämme, welche von den Ufern losgerissen, sich durch ihre Äste verschlingen und natürliche Flöße bilden, die wie schwimmende Inseln auf dem Strome daher treiben und leichten Fahrzeugen Verderben drohen. Von der Mission St. Paul kam Condamine glücklich nach Para und nach Oyapok, wo eine französische Niederlassung sich befand und von wo aus er über Cayenne nach Europa zurückkehrte.

Der Erfolg dieser höchst beschwerlichen und gefahrvollen Reise hat den Amazonenstrom im eigentlichen Sinne für die Geographie gewonnen. Condamine war der Erste, der mit den besten Instrumenten jener Zeit den ungeheuern Strom hinabschiffte, so oft er wollte, landete und astronomische Beobachtungen anstellte. Mit der skrupulösesten Genauigkeit untersuchte er die Ufer und gab seiner Karte die möglichste Vollendung. Indessen ist die Aufnahme des Amazonenstromes nicht sein einziges Verdienst um diesen Theil der Erdoberfläche. Seine Beobachtungen über die Natur des Landes und die Völker, welche es bewohnen, und die alle mit einem hohen Sinne für die eigentliche Erdkunde aufgefaßt sind, legen Zeugniß ab für die Verdienste des Mannes, der unter den Entdeckern Amerika's unstreitig eine der ausgezeichnetsten Stellen einnimmt, bis endlich mit Alexander von Humboldt die neue Zeit wissenschaftlicher Reisen und Forschungen begann.



Südamerikanische Flußschildkröten.



Stadt Manoa oder el Dorado. Nach einer Zeichnung vom Jahre 1599.

V.

Die Welser und das Dorado.

Entdeckung und Natur der Küste Venezuela's. Der Ruf ihres Reichthums lockt zur Eroberung. Karl V. belehnt die Welser in bedenklichem Vertrage. Wanderung der Kariben. Dalfinger's Raubzüge zum Maracaibo und in das südliche Gebirge. — Speier und Federmann erneuern erfolglos die Raubzüge. Philipp v. Hutten im Verein mit Speier. Hutten alleiniger Kriegsherr. Bastidas Civilgouverneur. Hutten's neuer Zug ins Innere. Unerhörte Beschwerden. Rückmarsch nach Coro. Erneuerter Zug zum Guaviare, dem Kaziken von Makadoa. Hauptstadt der Omega's. Kampf der 39 unter Limpias gegen 15000. Rückzug nach Coro. Carvajal wird Statthalter. Verrath gegen Hutten. Hutten ermordet. Sein Charakter. Ende der deutschen Unternehmungen. — Züge der Spanier zum Dorado: Diego de Ortaz, Alonzo de Herrera, Quesada, Orellana, Ursua, Aguirre, de Verrio, Raleigh, Pater Fritz. — Richard Schomburgk. — Entstehung und Verbreitung der Doradomythe.

Hojeda, de la Cosa, Amerigo Vespucci hatten bereits 1799 die ganze Küste des Landes vom Rio Essequebo bis zum Cabo de la Veda entdeckt. Das sehr ausgedehnte Land war eine vortreffliche Provinz, in deren Mitte der große Maracaibosee einen der größten und prächtigsten Meerbusen bildet.

Die Bodenfläche der heutigen Republik Venezuela ist theils Hoch-, theils Tiefland. Das erstere zerfällt wiederum in die drei Systeme der von Neugranada nach Osten auslaufenden Cordilleren, deren höchste Erhebung das Schneegebirge von Merida ist, in das Küstengebirge von Venezuela, welches

die schönsten und am vorzüglichsten kultivirten Landstriche der Republik enthält, und in das isolirte System der Sierra Parime. Die Llanos und Savannen bilden das Tiefland, letztere ausgezeichnet durch ihre trefflichen Ackerflächen sowie durch ihre Weideplätze und übersäet von inselartig sich erhebenden Höhenzügen, von Wäldern, Palmengruppen und niedrigen Plateaus. Das System der Wasserläufe und der Seenflächen ist ein geradezu vorzügliches, die Pflanzenwelt überaus reich und mannichfaltig, sowol in der Tierra caliente, in dem heißen Landstrich, deren Vegetation die wichtigsten technisch zu verwerthenden Gewächse und die kostbarsten Nutzhölzer hervorbringt, wie in der köstlichen, dem Gedeihen aller dem Menschen nützlichen Produkte günstigen Tierra templada.

Der Ruf von ihrem Reichthum, dem schwachen Widerstand ihrer Bewohner, waren Lockmittel für zahllose spanische Abenteurer, um hier ihr Glück zu versuchen. Indeß waren es nicht Spanier allein, die vor Länder- und Geldgier brannten, auch Deutsche wurden vom Golddurst entflammt und zu Expeditionen verleitet, die in gleichem Maße Bedauern und Abscheu erregen. Diesen Unternehmungen, weil deutsche, gebührt in diesem deutschen Buche eine etwas ausführlichere Darstellung.

Karl V. vereinte damals die spanische Königs- und deutsche Kaiserkrone auf seinem Haupte, aber der Herrscher, dem alle Reichthümer der Neuen Welt in goldenem Strome zuflossen, war trotz alledem in steter Geldverlegenheit und Schuldner in den Händen der fürstlichen Kaufherren in Augsburg, der Welser. Eine unangenehme Situation bei dem unvermeidlichem kostbaren Prunk zur nahen Vermählungsfeier mit der Tochter König Johann's von Portugal.

Da schaffte Ambrosius Alfinger oder Dalfinger, wie ihn die Spanier nannten, 1529 bis 1532 der Agent des Hauses der Welser am spanischen Hofe, Hülfe in der Noth. Er hatte nämlich erfahren, daß im Osten der südamerikanischen Provinz Santa Martha ein reicher Landstrich sei, der viel Gewinn verspreche, und diesen beschloß er von dem deutschen Kaiser und König von Spanien gegen eine namhafte Summe Goldes in den Besitz seines Hauses zu bringen.

Der Plan gelang. Der Kaiser erhielt das Gold, das er bedurfte, fünf, nach Anderen sogar zwölf Tonnen, und die Welser das Land, das sie wünschten. Mit Uebergehung einzelner unwesentlicher Bedingungen wurde im Jahre 1527 folgender Vertrag geschlossen:

„Die Welser verpflichten sich, vier Schiffe mit dreihundert Mann und Lebensmitteln auf die Zeit eines Jahres auszurüsten, und zwar auf eigene Kosten, um den der Provinz St. Martha zunächst liegenden Landstrich, besonders die Küste vom Cabo de la Vela bis zum Cabo de Maracapana, der Krone Spanien zu unterwerfen. Auf den Küsten und den diesen benachbarten Inseln Venezuela's sollen sie oder für sie die Ulmer Herren Dalfinger und Georg Ehinger berechtigt sein, Ansiedelungen zu gründen, doch müssen die Welser binnen zwei Jahren nach ihrem Eintreffen deren wenigstens zwei sowie drei Festungen angelegt haben, während dieses Zeitraums für die indischen Länder fünfzig deutsche Bergleute und bis zu einem gewissen Termine 4000 Negersklaven liefern. Der König giebt dem Statthalter des Landes auf Lebenszeit 200,000, dem General-Kapitän 100,000 und dem Leutenant jährlich 75,000 Maravedi, d. h. 754 bis 283 Gulden. Für ewig erhalten die Welser die Würde des Oberrichters

und das Recht, den Statthalter aus ihrer Mitte zu erwählen. Von dem ganzen, der Krone zufallenden Gewinne sollen sie vier Prozent beziehen. Die aus- und eingehenden Lebensmittel erhalten sie zollfrei; außerdem wird ihnen in den Magazinen zu Sevilla Platz angewiesen, ihre Vorräthe dort sechs Jahre lang lagern zu lassen. Als Eigenthum dürfen sie alle Eingeborenen, welche sich auf die erste Aufforderung nicht unterwerfen wollen, zu Sklaven machen."

Dieser Vertrag erscheint indeß ziemlich bedenklich. Denn der Audiencia des hohen Rathes von Indien, der als Obergerichtshof aller überseeischen Provinzen in Sevilla seinen Sitz hatte, ist mit keiner Silbe gedacht, wahrscheinlich in der zweifelhaften Voraussetzung, daß man ihren Willen dem des Königs unterordnete. Der Statthalter war sonach thatsächlich abhängig vom König, der Audiencia und den Augsburger Chefs und kam dadurch in eine schiefe Stellung. Kompetenzkonflikte waren nicht zu vermeiden, und man lag in fortwährendem Streit mit den königlichen Behörden. — Ferner erscheinen die vom Gewinn der Unternehmung verheißenen vier Prozent außer allem Verhältniß bei einem Wagniß, das stete Lebensgefahr, unaufhörliche Mühen und eine Menge von Menschen erforderte. Indeß ängstliche Gewissenhaftigkeit inkommodirte Niemand, am wenigsten die Conquistadoren, und vor den Augen des Kaisers, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, war es, wenn er nach Amerika sah, nur zu oft Nacht.

Wie aber stand es in dem begehrten Lande selbst?

Die Europäer, die zuerst die amerikanischen Küsten betraten, begegneten einer großen Umwälzung unter den amerikanischen Völkerschaften. Sie haben nur beschleunigt, was auch ohne sie unausbleiblich war, sie trafen eine aussterbende Rasse. Die großen Kulturstaaten am See von Mexiko sowie am Westabhang der Anden in Peru, welche die höchste Blüte des amerikanischen Menschenstammes repräsentiren, waren im Untergange begriffen. Alle jene Stämme, welche die westindischen Inseln und die Küsten der See bewohnten, wurden von einer kleinen, kräftigen Rasse vergewaltigt, die wie in einer Völkerwanderung aus dem Norden kam, von den menschenfressenden Kariben oder Karaiben. Weithin ging die Furcht vor ihnen über die Inseln, und als die Schiffe des Columbus auf den Antillen landeten, wurden die Spanier allgemein für Kariben gehalten.

Die Kariben hatten sich auch über die Küste und des Innern von Venezuela verbreitet, und sie waren es hauptsächlich, die sich hier der spanischen Invasion wie den vordringenden Deutschen entgegensetzten. — So war die Lage der Dinge an jenen Küsten, als die Schiffe Alfinger's auf der Höhe von Coro erschienen.

Die Welser hatten ihre Unternehmung kräftig angegriffen. Sie hatten 400 Fußknechte und 80 Reiter, lauter Deutsche, bestens ausgerüstet.

Alfinger wurde Oberhaupt der ganzen Schar, Sailer sein Leutnant.

Im Anfang des Jahres 1529 langte die Expedition wohlbehalten zu Coro an, das, weil es wie Venedig auf Pfählen erbaut war, Klein-Venedig oder Venezuela genannt wurde. Der bisherige spanische Statthalter trat von seinem Amte zurück.

Mit Alfinger's erstem Entdeckungs- oder Raubzuge begann nun eine Zeit der abscheulichsten Grausamkeiten. Vor Allem ging er darauf aus, Geld zu bekommen, und die unglücklichen Indianer wurden durch die Folter gezwungen,

es herbeizuschaffen. Alfinger zog zunächst zum Maracaibo in das Land der Araguer, plünderte und mordete blutdürstig Alle, die sich ihm widersetzten, und verkaufte Tausende in die Sklaverei. Sodann zog er mit seinem geschmolzenen Trupp zu den Pokabujern, westlich vom Maracaibo, und in das benachbarte Land der Alkoholader, denen er viel Gold mit der ersinnlichsten Grausamkeit abzwang und das ganze blutgedüngte Land verwüstete.

Unglücklicherweise hatte sich das Gerücht verbreitet, daß im Innern des Festlandes, weit vom Meere, ein goldreiches Land an einem See liege, wo Gold und Silber statt gemeiner Metalle gebraucht und die Häuser ganz aus Gold gebaut würden. Doch seien die Bewohner desselben, die Omegas, sehr kriegerisch. — Wir werden später auf diese Sage vom Dorado ausführlich zurückkommen und fahren hier fort in der Erzählung von den unglückseligen vermeinten Entdeckungs- und wirklichen Raubzügen der Deutschen.

Alfinger's Goldgier wurde durch diese Sage noch mehr entflammt, er wollte nach diesem Goldlande vordringen, rüstete sich zu einem weitern Zuge, sammelte viele Vorräthe, zu deren Transport er Tausende von Indianern zusammentreiben ließ. Der größte Theil dieser Unglücklichen kam vor Entkräftung um. Sank einer von ihnen unter der Last nieder, so hielt man sich nicht damit auf, ihm die Kette vom Halse zu nehmen, man schlug ihm einfach den Kopf ab. Aber alle Anstrengungen waren vergebens, das Goldland ließ sich nicht erblicken. Kämpfe und Klima brachten schwere Verluste, und wenn die Welser nicht fortwährend neue Rekruten nachgeschickt hätten, der ganze Haufen wäre sehr bald vernichtet worden.

Drei Jahre hatte bereits diese Schauderwirthschaft gedauert und noch war kein Ort gebaut, kein Heide getauft, weil die Deutschen, der neuen lutherischen Lehre zugewendet, sich wenig um die katholischen Missionszwecke kümmerten.

Auch ein neuer Zug in ein südliches hohes Gebirgsland, auf dem ihm Nikolaus Federmann zur Hülfe nachgeschickt worden war, war gleich beschwerlich, gleich grausam und gleich erfolglos. Alfinger kam krank nach Coro zurück und starb, und nicht lange darauf starb auch Sailer, sein Nachfolger im Amt.

Der inzwischen eingesetzte interimistische spanische Verwalter Carvajal verwüstete vollends das Land bis die Welser 1534 einen neuen Statthalter schickten, Georg von Speier, 1535—1538, dem Nikolaus Federmann 1536—38 zu Hülfe beigegeben wurde. Die Nachricht von dem Goldlande entflammte auch sie, die noch verwegener als die Spanier alle Anstalten trafen, dasselbe auszuplündern.

Mit 400 Mann traten Jörg von Speier und Federmann einen Raubzug in das Innere des Landes an, von dem uns nur wenige Nachrichten erhalten sind, obgleich er 5 Jahre lang dauerte, sich weit erstreckte und an Abenteuern aller Art reich war; nur ein trauriger Rest von 80 Mann kehrte aus demselben zurück. Nikolaus Federmann hatte sich von Speier getrennt und bestand seine Abenteuer auf eigene Hand, denn Keiner von ihnen wollte sich dem Andern unterordnen und so war des Haders zwischen ihnen kein Ende. Federmann hat die Geschichte seiner Reise drucken lassen. „Indianische Historia; eine schöne kurzweilige Historia Nicolaus Federmann's des Jüngern von Ulm erster raise, so er von Hispania und Andalosia aus in Indias des Ozeanischen Mörs gethan hat, und was ihm allda begegnet bis auf seine Wiederkunft in Hispanien, aufs kurzest beschrieben, ganz lustig zu lesen. 1557.“

Inzwischen war Philipp von Hutten, von den Spaniern Uten, Utre auch Urre genannt, 1535 mit seinem Leutnant Bartholomäus Welser und 130 Mann nach Amerika gegangen. Er landete in Coro, wo er mit Georg von Speier sich vereinigte, der gleich nachher einen zweiten großen Zug antrat. Hutten machte den ganzen gefahrvollen und überaus mühseligen Zug mit, der nach Süden gerichtet war und den Zweck hatte, das Goldland, den großen See und das Volk der Omegas aufzufinden. Er war hierbei dem Georg von Speier untergeordnet.



Federmann's Zug nach Bariquicemeto.

Der Zug ging weit in das Land hinein und verbreitete viel Jammer und Elend. Man schlug sich unablässig mit den Indianern, war in dem wilden unwirthbaren Lande auf steten Märschen, nährte sich nur von wilden Früchten und dem spärlichen Ertrage der Jagd, hatte mit Krankheiten und dem Ungemach der Witterung zu kämpfen, besonders während der langen Regenzeit, verlor viele Menschen und gewann wenig Gold, denn das gepriesene Eldorado, von dem alle Indianer Amerika's zu erzählen wußten, glich der Sage von der goldenen Zeit; alle Völker sprachen davon, aber Niemand wußte, wann sie vorhanden gewesen sei.

Mit unerschrockenem Muthe, großer Tapferkeit und einer Beharrlichkeit, die eines besseren Zweckes und Erfolges werth gewesen wäre, hatten Georg von Speier, Ritter Philipp von Hutten und deren Leute die ungeheuersten Mühseligkeiten, Beschwerlichkeiten und Gefahren vier Jahre lang ertragen, die 400 mitgenommenen Deutschen waren bis auf 80 geschmolzen; da war man genöthigt, das Suchen nach dem Goldlande aufzugeben und nach Coro zurückzukehren. Im Jahre 1539 kamen sie mit ihrem kleinen Häuflein dort an; Georg von Speier ging im nächsten Jahre 1540 nach St. Domingo, wo er bald nachher starb.

Nunmehr war unser Hutten der natürliche Nachfolger seines Vorgängers im Oberkommando, ja er hätte nach den stipulirten Bedingungen den Titel und die Würde des Statthalters erhalten müssen. Statt dessen aber ernannte zu Aller Erstaunen die Audiencia von St. Domingo den Bischof von Coro, Namens Bastidas, zum Civilgouverneur von Venezuela und ließ dem Philipp von Hutten nur die Würde eines Militärgouverneurs.

Ritter von Hutten scheint mit seiner Lage wenig zufrieden gewesen zu sein. Auf seinem Zuge schrieb er am 16. Januar 1540 in sein Tagebuch: „Ich habe jetzt länger denn fünf Jahr im Land unnutzlich verzehrt. Weiß Gott, kein Geiz Gelds hat mich bewegt, diese Reise zu thun!“ Auch konnte er mit der ihm angewiesenen Stellung nicht zufrieden sein, denn der Bischof Bastidas in Coro hatte die Regierung usurpirt und arbeitete ihm entgegen.

Indessen glaubte Hutten seiner Pflicht als Capitano generale gegen die Welser Genüge leisten zu müssen und trat 1541 an die Spitze eines neuen Zuges. Er hatte erfahren, daß Quesada von Santa Fé aus mit 250 Mann und einer Anzahl Reiter auf die Entdeckung und Eroberung vom Eldorado ausgezogen sei. Diese Nachricht entflammte von Neuem seinen Unternehmungsgeist. Nach vielen Mühseligkeiten und Beschwerden kam man nach etwa 8 Monaten zu Indianern, wo er von dem Kaziken erfuhr, daß er sich in der Landschaft Papamene befinde, und daß der von ihm eingeschlagene Weg nur durch wüste und unbewohnte Gegenden führe, in denen er mit den Seinigen nothwendig vor Hunger umkommen müßte; doch wollte er ihn in ein Land führen, in welchem Gold und Silber im größten Ueberfluß vorhanden wären. Man brauche nur immer östlich bis zum Flusse Guaguave (Guaviare) zu gehen, so erreiche man das Land.

Hutten mißtraute dem Indianer und seinem Berichte. Es schien ihm rathsamer, auf dem bisher betretenen Wege den Spuren des Quesada zu folgen, und er nahm den Indianer nur als Führer auf diesem Wege mit. Nachdem man auf demselben wieder acht Tagereisen unter großen Entbehrungen und Mühen zurückgelegt hatte, und der Führer gewahr wurde, daß keine Beschwerlichkeiten und keine Noth den Hutten von dem einmal gefaßten Vorsatz abbringen konnte, entwich er in der dunklen Nacht und kehrte zu den Seinen zurück.

Die Entweichung des Wegweisers, die immer beschwerlicher werdenden Wege und der steigende Mangel schlugen den Muth der Truppe völlig nieder. Alle Soldaten bedauerten, dem Rathe des Führers nicht gefolgt zu sein, sie murrten laut, bestanden auf Umkehr, und es drohte eine Meuterei auszubrechen. Allein Hutten verlor, obgleich im wilden fremden Lande auf sich selbst beschränkt, weder den Muth, noch seine Entschlossenheit. Mit eisernem Sinn und großer Festigkeit beharrte er bei seinem Beschluß, und die Soldaten fügten sich seinen Anordnungen.

Mehrere Tage nachher erblickten sie in der Ferne einen Berg, welcher ganz dem ähnlich zu sein schien, an dessen Fuße nach allen Nachrichten die Stadt El Dorado liegen sollte. Eine große Freude bemächtigte sich der Deutschen, und wie einst die Kreuzfahrer sehnsuchtsvoll und hocherfreut die Zinnen der heiligen Stadt erblickten, so malte sich Freude und Vergnügen in den Gesichtern unserer Krieger, die man wol auch Kreuzfahrer nennen konnte, denn Kreuz und Elend wartete ihrer genug. Man eilte, den Berg zu erreichen, man mühte sich, ihn zu ersteigen, aber als man oben war, fand man sich in den Hoffnungen betrogen. Es war die Spitze, welche später Los Pardaos genannt wurde. Unglücklicherweise begann mit der Ersteigung des Berges die Regenzeit, welche in diesen Gegenden mit geringer Unterbrechung sechs Monate lang, vom Juni bis November, dauert, und bekanntlich schütten die tropischen Regen eine unermeßliche Menge Wasser herab. Während dieser Zeit war an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken, unser Ritter mußte mit seinen Leuten die Regenzeit dort abwarten, wo er sich befand, und alle Qualen des schrecklichsten Hungers erdulden. Ameisen und Schlangen waren diese Zeit hindurch ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel. Sehr viele von den Leuten starben eines elendes Todes, die Uebrigen verloren die Haare, die Nägel und die Augenbrauen.

Als die Regenzeit ihrem Ende nahete und die Leute sich einigermaßen wieder erholt hatten, machte sich Ritter Philipp auf den Rückweg nach Coro, denn der Rest seiner Leute bedurfte einer gründlichen Erholung. Er kam aber nicht dahin, sondern verweilte in dem Dorfe Nuestra Señora de le Fagoa, bis die Regenzeit vollends vorüber war.

Während nun seine Leute von den überstandenen Mühseligkeiten und Leiden ausruhten und sich dem Gedanken überließen, bald in Coro dafür entschädigt zu werden, dachte Ritter Philipp, den alle diese Schwierigkeiten nur noch mehr aufgereizt hatten, auf neue Versuche, sein Ziel zu erreichen und das gesuchte Glück endlich zu erjagen. Durch unablässiges Nachforschen bei den Indianern brachte er endlich so viel heraus, daß der indianische Häuptling ihm die Wahrheit gesagt habe, und alle Nachrichten stimmten darin überein, daß im Inneren von Südamerika ein Land von den Omegas bewohnt werde, welches das reichste von allen Ländern wäre.

Dies genügte, um den Muth unseres Abenteurers aufs Höchste zu entflammen und seine Begierde aufzustacheln, dies Land zu erreichen. Die Gefahren, die Mühen und Entbehrungen kamen gar nicht in Anschlag; war doch Aussicht vorhanden, das Alles reichlich zu vergüten. Sobald es thunlich war, nahm er seine Leute zusammen und brach mit ihnen nach der Gegend auf, welche der einzige Gegenstand aller seiner Wünsche und Hoffnungen geworden war. Die Zahl seiner Leute war bis auf 40 Mann geschmolzen, und gewiß gehörte ein tollkühner Muth dazu, um mit einer solchen Handvoll Menschen Gegenden und Länder zu bekriegen, die sehr bevölkert und, wie die Sage wenigstens berichtete, von kriegerischen und grimmigen Stämmen bewohnt waren.

Hutten trat seinen Zug an; Indianer boten sich ihm zu Wegweisern an und hielten ehrlich Wort, denn sie führten ihn an den Fluß Guaguave. Ueberhaupt zeigt sich, daß er ihre Freundschaft zu erwerben wußte, ein Beweis, daß er sie menschlich behandelte, was ihm zu großer Ehre gereicht. Auf ziemlich bequemen Wegen kam er bei dem Flusse an und zog dann seine Erkundigungen

ein. Die Eingeborenen berichteten ihm, daß er durch den auf der anderen Seite des Flusses gelegenen Ort Makatoa hindurch müsse, aber ohne Kahn nicht hinüber kommen könne. Er gab daher einem von den Indianern den Auftrag, über den Fluß zu setzen und den Einwohnern des Orts anzuzeigen, er sei hier mit 40 Mann in der Absicht, in entfernte Länder zu ziehen; er bäte um freien Durchzug und um ihre Freundschaft, wogegen er ihnen die seinige anbieten lasse.

Der Indianer entsprach dem in ihn gesetzten Vertrauen vollkommen, und schon am andern Morgen kam der Sohn des dortigen Kaziken mit der erforderlichen Anzahl von Kähnen, um Philipp mit seinen Leuten über den Fluß zu holen. Ihnen wurde ebenfalls Freundschaft, Gastfreiheit und Unterstützung angeboten und von ihnen dankbar angenommen. Philipp begab sich mit den Seinigen zu dem Kaziken von Makatoa. Sie wurden von diesem Volke auf das Freundschaftlichste aufgenommen und behandelt und es kam zwischen ihnen zu einer innigen Verbindung. Als der sehr gutmüthige Kazike von dem Zwecke der Reise seiner europäischen Gäste Kenntniß erhielt, versicherte er ihnen, daß das Land der Omegaer wirklich sehr reich an Gold und Silber sei, daß es aber auch sehr stark, und zwar von einem so kriegerischen Volke bewohnt wäre, daß es ein unkluges, tolles, ganz unausführbares Unternehmen sei, mit so wenigen Leuten einen Versuch gegen dasselbe zu wagen. Unser Hutten ließ sich durch diese Vorstellungen nicht schrecken. Eine Schwierigkeit war ihm nichts als eine Aufforderung sie zu besiegen. Er war von seinem Vorsatze nicht abzubringen und bestand auf der Ausführung desselben. Als der Kazike ihn unbeweglich fand und seine Vorstellungen als vergeblich erkannte, gab er ihm Wegweiser mit, um ihn zu dem nächsten, von Makatoa neun Tagereisen entfernten Dorfe zu geleiten; und Empfehlungen an den Kaziken desselben, der sein Freund war. Man legte den Marsch ohne viel Beschwerlichkeiten zurück, da die Wege ziemlich gut waren.

Der Kazike, zu welchem unsere Abenteurer jetzt gelangten, empfing sie mit allen Beweisen von Leutseligkeit und Vergnügen und bezeugte ihnen das größte Wohlwollen. Aber auch er suchte dem Philipp die Tollkühnheit seines Unternehmens begreiflich zu machen. Auch er bestätigte, daß Alles wahr sei, was man ihm von den Omegas, ihrem Reichthum und ihrer Macht erzählt habe. Aber er meinte, man habe ihm wahrscheinlich die Stärke, die höhere Geistesbildung und die großen Einsichten dieses Volkes verschwiegen, welches noch nie von einem anderen Volke mit irgend einem Erfolge angegriffen worden wäre, folglich sei es lächerlich und gegen den gesunden Menschenverstand, es nur für möglich zu halten, daß man mit 40 Mann, und wenn sie auch wahre Löwen wären, ein Land erobern könne, das von Leuten vertheidigt werde, welche sowohl durch ihre große Zahl, als auch durch ihre Kriegskunst furchtbar seien. Auch diese Vorstellungen machten auf Ritter Philipp keinen Eindruck. Zu fest stand in ihm der Entschluß, es koste, was es wolle, dem Ziele nachzustreben. Da der Kazike seine unbeugsame Halsstarrigkeit sah, so berichtete er ihm weiter, daß das Land, welches aufzusuchen sein Unstern ihn verleite, fünf Tagereisen von dem Dorfe entfernt sei, und daß er verspreche, ihn selbst dahin zu führen und ihn nicht eher zu verlassen, als bis er ihm das Land gezeigt hätte. Er versicherte sogar, er würde selbst jede Gefahr mit ihm theilen, wenn er nicht wüßte, daß er dadurch die Sicherheit und die Existenz seines eigenen Volkes

auf das Spiel setzte. Aber er bat zugleich den Anführer und seine Gefährten inständig, im Falle eines unglücklichen Ausganges, und wenn Einer oder der Andere von ihnen der unvermeidlichen Todesgefahr entränne, sich wohl zu erinnern, wie dringend er sie vor einer Unternehmung gewarnt habe, bei welcher sie, wie er fest überzeugt sei, dem gewissen Untergange entgegen gingen. Man hörte seine Vorstellungen gleichgiltig an und sprach nur von der Abreise; der wohlmeinende Kazike wurde als Wegweiser mitgenommen.

Nachdem man fünf Tagemärsche gemacht hatte, kam man an den Abhang eines Berges, von welchem man 4 bis 5 einzelne Hütten erblickte, die mit großen Strecken gut angebauter Felder umgeben waren. Weiterhin in einem reizenden Thale lag eine so unermeßlich große Stadt, daß man sie nicht ganz übersehen konnte. Die Straßen schienen vollkommen gerade, die Häuser dicht neben einander zu stehen und gut gebaut zu sein. „Jetzt", sagte der Kazike, „habe ich mein Versprechen erfüllt, euch die Hauptstadt der Omegaer zu zeigen. Du siehst hier das berühmte Land vor dir, nach dessen Reichthümern die Deutschen so lüstern sind. Das große Gebäude, welches in der Mitte der Stadt hervorragt, ist die Wohnung des Oberhauptes und der Tempel vieler Götter. Die Volksmenge dieser Stadt ist unermeßlich groß und die darin herrschende Ordnung bewundernswürdig. Die einzelnen rings um die Stadt zerstreuten Häuser sind die Wohnungen derjenigen Omegaer, welche auf Befehl des Oberhauptes Lebensmittel für die Stadt bauen müssen, während die Uebrigen sich ganz allein mit dem Kriegswesen beschäftigen und sich beständig in den Waffen üben. Du siehst mit eigenen Augen, wie mächtig das Land ist, dessen Eroberung du dir vorgenommen hast, und du kannst dich selbst von der Verwegenheit eures Vorhabens überzeugen. Bestehst du aber dennoch darauf, den Versuch zu wagen, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als nach Hause zurückzukehren und die Götter anzuflehen, euch in Schutz zu nehmen, so vergeblich dies auch sein wird." — Auch diese Rede des Kaziken machte keinen Eindruck; sie nahmen von ihm Abschied und marschirten auf die Stadt los.

Als unsere Deutschen sich den Landhäusern näherten, welche sie vom Berg aus gesehen hatten, begegneten sie einigen von den Indianern, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigten, und die bei dem Anblick der weißen, bärtigen und fremdartig bekleideten Europäer heftig erschraken und davonliefen. Hutten erhaschte einen von ihnen zu seinem Unglück; denn als sich der Indianer überzeugte, daß er nicht mehr entrinnen könne, suchte er sich durch einen Lanzenwurf von seinem Gegner zu befreien, der diesen sehr schwer zwischen den Rippen verwundete. Ehe noch eine Stunde verfloß, hörte man schon in der Stadt von allen Seiten einen gewaltigen Lärm von Trommeln und ein heftiges Getöse von anderen Kriegswerkzeugen, zugleich aber ein fürchterliches Geschrei. Zum Glück für die Deutschen brach die Nacht rasch ein, die dort nur durch kurze Dämmerung vermittelt wird, und begünstigte den Rückzug. Sie brachten die Nacht auf dem Gipfel des Berges zu, wohin Philipp von Hutten in einer Hängematte getragen wurde.

Bei dem Anbruche des folgenden Tages erschien eine Armee von 15,000 Omegaern, welche aus der Stadt zog, um die Deutschen anzugreifen. Diese, obgleich ihrer nur noch 39 waren, welche die Waffen führen konnten, weil Philipp von Hutten verwundet dalag, rüsteten sich unter dem Befehl des Obersten

Limpias zum Gefechte. Vielleicht war nie ein Kampf in Bezug auf die Stärke der beiden Parteien ungleicher als dieser, und nie war einer so wenig nachtheilig für die geringere Zahl. Die Deutschen entwickelten eine Tapferkeit, die über alle Vorstellung ging. Keiner von ihnen wurde getödtet, sie schlugen die Omegaer siegreich zurück, und das Schlachtfeld war mit den Leichen derselben ganz bedeckt.

Es muß fabelhaft erscheinen, daß 39 Europäer 15,000 Indianer geschlagen haben sollen, und man könnte wol glauben, durch diese alten Nachrichten würden manche neueren Siegesberichte noch weit übertroffen. Dennoch aber ist es gewiß, daß eine Handvoll Europäer die mächtigsten amerikanischen Reiche erobert hat. Eine Anzahl von 120 Mann, die auf drei unbedeutenden Fahrzeugen aus Europa nach dem noch gänzlich unbekannten Amerika absegelte und auf der von 1,500,000 Karaiben bewohnten Insel St. Domingo landete, nahm dieselbe im Namen des Königs von Spanien in Besitz, legte Festungswerke darauf an und unterwarf nicht nur die ganze Insel, sondern rottete auch die Ureinwohner derselben ganz aus. Cortez wagte mit 508 Soldaten und 109 Matrosen und Handwerksleuten, wovon in Allem nur 45 Mann mit Schießgewehren bewaffnet waren, ein Land anzugreifen, das von 6 Millionen kultivirter und kriegerischer Einwohner vertheidigt ward, und es gelang ihm, dasselbe unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Pizarro eroberte das ganze unermeßliche Reich Peru mit 180 Spaniern. Dies sind historisch vollkommen beglaubigte Thatsachen und lassen den Bericht von dem Treffen mit den Omega's weniger unglaubwürdig erscheinen. Begreiflicher wird die Sache, wenn man bedenkt, daß die Amerikaner sich ohne alle Schußwaffen nackt und bloß ihren schwer bewaffneten Feinden gegenüberstellen mußten, daß sie weder Eisen noch Stahl kannten, kein Feuergewehr besaßen und mit allen taktischen Vortheilen unbekannt waren. Lanzen, Bogen und Pfeil waren ihre einzigen Waffen, mit denen sie europäischer Kriegskunst nur im allergeringsten Maße widerstehen konnten.

Ungeachtet unsere Deutschen einen glänzenden Sieg erfochten hatten, sahen sie doch ein, daß die Eroberung dieses Landes nur durch eine weit stärkere Anzahl von Truppen möglich sein würde. Sie gaben daher für jetzt weitere Versuche auf und kehrten zu dem Kaziken zurück, der ihnen zum Wegweiser gedient hatte, und der seinen Augen kaum traute, als er sie wieder sah. Hier hielten sie sich so lange auf, bis Philipp von Hutten von seiner Wunde ganz genesen war. Dieser zog inzwischen von dem Kaziken die genaueste Erkundigung ein, wie eine zweite Unternehmung der Art schneller und glücklicher ausgeführt werden könnte. Hierauf trat er mit den Seinen den Rückweg nach Coro an; denn dort wollte er Anstalten zu einem neuen nachdrücklicheren Kriegszuge gegen die Omegas treffen.

Inzwischen hatte der Oberrichter der Audiencia den bedrängten Deutschen nicht die geringste Hülfe zu Theil werden lassen.

Ja er ging so weit, daß er ohne Rücksicht auf das Recht der Welser, ohne Rücksicht auf Hutten's Amt und Leben im Jahre 1543 einen Beamten, Don Juan de Carvajal, zum Statthalter von Venezuela ernannte.

Tragisch genug gestaltete sich jetzt das Ende der deutschen Expedition nach Venezuela, deren Anfänge so viel versprechend gewesen waren.



Schauplatz der Welserzüge.

Carvajal war ein Tyrann gemeinen Schlages; er lockte Philipp von Hutten und Bartholmäus Welser in die von ihm angelegte Stadt Tokuyo zu freundschaftlichem Mahle. Ein Streit begann, im Nu packten sich Hutten und Carvajal. Ihre Leute treten dazwischen. Hutten und Welser werfen sich auf die Rosse und jagen davon. Carvajal mit den Seinen ihnen nach; da wendet sich der junge Welser und versetzt dem Carvajal mehrere Lanzenstöße. Derselbe weicht aus dem Handgemenge und die Leute zerstreuen sich. Aber um Mitternacht, im tiefsten Schlaf, vollendete sich das Geschick der Deutschen. Die ganze Truppe ward von den Spaniern überfallen und gefangen, Philipp von Hutten und Bartholomäus Welser wurden ermordet. Das geschah in der Charwoche 1546.

Philipp von Hutten war ein ehrlicher Mann, aber es fehlte ihm nicht weniger als Alles, um seine Stellung auszufüllen. Die hinterlistige Schlauheit der Spanier ahnte er wohl, aber er durchschaute sie nicht. Er war muthig, aber ohne strategisches Talent. Sein Kopf brannte von Plänen. Vier große Ansiedelungen wollte er anlegen. Auch das romantische Element, das in den Spaniern pulsirte, lag ihm nicht fern. Er wollte die Amazonen aufsuchen, die an den Ufern des Marañon ein großes Reich beherrschen sollten. Bei ihm allein von den Welserischen Statthaltern tritt die Goldgier nicht in ihrer Nacktheit hervor. Ruhm und Abenteuer waren es, die ihn lockten, ein echter Sohn Hutten'schen Blutes.

Was nunmehr folgte, ist nicht klar und hat für unsere Darstellung kein Interesse. Die Streitigkeiten wuchsen zu einem heikeln Prozeß an, der in Madrid 1558 zu Ungunsten der Welser entschieden, ihnen die Herrschaft und den Antheil an Venezuela absprach.

Das war das wahrhaft beklagenswerthe Ende der deutschen Kolonisationsunternehmung in Venezuela.

So dunkel die Vorgänge sind, die der südamerikanischen Periode der Welser ein Ende machten, über die inneren Gründe, die das Unternehmen nicht gedeihen ließen, kann kein Zweifel sein. Die Hindernisse lagen in den Fehlern der Verwaltung und in den äußeren Verhältnissen, dem Mangel reeller Macht.

Siebenzehn volle Jahre hatten die Deutschen mit großen Anstrengungen von Geld- und Menschenopfern, mit leidigen Kriegszügen in Venezuela zugebracht. Hutten allein hat sich sechs Jahre an ihnen betheiligt, um in das Dorado, das Land der Omegas und des Goldkönigs, einzudringen, aber durch keine einzige der Welser-Expeditionen ist die Wissenschaft bereichert, durch keine derselben das Goldland aufgefunden worden.

Noch ungleich länger dauerten die Züge der Spanier nach dem Lande oder zum Könige Dorado. Dieselben sind für die Kenntniß des Inneren von Südamerika so wichtig geworden, daß eine kurze zusammenhängende Uebersicht derselben nicht unzweckmäßig erscheint.

Diego de Ortaz, von Kaiser Karl V. mit dem Lande zwischen Brasilien und Venezuela beliehen, begann seinen Entdeckungszug von der Mündung des Marañon aus. Dort sah er in den Händen der Landeseingeborenen häufig große grüne Steine, die er für Smaragde hielt, die aber wahrscheinlich Goldspath waren. Die Indianer gaben ihm die Versicherung, er würde, wenn er noch einige Tage stromaufwärts führe, ein großes Felsstück von grünem Steine finden. Allein ehe er noch diesen großen Smaragd erreicht hatte, machte ein

Schiffbruch allen ferneren Entdeckungen ein Ende. Mit Mühe vermochten die Spanier sich auf zwei kleinen Fahrzeugen zu retten und durch den reißenden Strom längs der Küste nach Para hin zu gelangen. Weil dies der Ausmündung des Orinoco sehr nahe gelegen ist, so faßte Ortaz den Entschluß, eine Unternehmung auf diesem großen Flusse zu versuchen. Er überwand die Klippen am Ausfluß des Meta, wurde aber durch die Wasserfälle von Tabaje an weiterem Vordringen verhindert. Er zuerst vernahm die Sage von dem einäugigen Goldkönig. — Im Jahre 1533 ward Alonzo de Herrera, der Schatzmeister des Ortaz'schen Kriegszuges, von dem Statthalter Geronimo de Ortal zur Fortsetzung der Entdeckung des Orinoco und des Meta abgeordnet. Er verwandte 13 Monate auf den Bau flacher Fahrzeuge und auf die unentbehrlichen Zurüstungen für eine lange Reise. Nur mit Erstaunen kann man die Erzählung von diesen kühnen Unternehmungen lesen, bei denen 3—400 Pferde eingeschifft wurden, um jedesmal, wo die Reiterei an dem einen oder an dem andern Ufer gebraucht werden konnte, dieselbe zu landen. Er fuhr aber an dem Einfluß des Meta in diesen Fluß ein und verfolgte seinen Lauf aufwärts, bis er durch einen vergifteten Pfeil getödtet wurde. Sterbend ernannte er den Alvaro de Ortaz zu seinem Nachfolger. Dieser brachte 1535 die Ueberreste des Kriegerzuges in die Feste von Para zurück, nachdem er auch die wenigen Pferde, welche einen achtzehnmonatlichen Feldzug überlebt, noch verloren hatte. Schwankende Sagen und Gerüchte von den Reichthümern, welche bei den am Meta und anderen vom östlichen Abhang der Cordilleren von Neugranada kommenden Zuflüssen des Orinoco wohnenden Völkerschaften gefunden werden sollten, veranlaßten in den Jahren 1535 bis 1536 die erwähnten Entdeckungsreisen der Deutschen.

Hernan Perez de Quesada suchte 1539 in dem Gebirge nordöstlich von Bogota den Sonnentempel auf, wovon Geronimo de Ortal 1536 an den Ufern des Meta erzählen gehört hatte. Der Sonnendienst veranlaßte schwankende Gerüchte von Tempeln und Götzenbildern aus massivem Golde; allein auf Bergen wie in der Ebene glaubte man sich allezeit weit davon entfernt, weil die Wirklichkeit den chimärischen Hoffnungen nicht entsprach. Nicht glücklicher waren der ebenfalls schon erwähnte Orellana, der 1540 den Amazonenstrom herabfuhr, Hernan de Quesada auf seinem zweiten Zuge, bei dem er 1541 die Cordilleren von Cundinamarca überstieg, und 1560 Pedro de Ursua, der den Casueta herab fuhr, um in den Amazonenstrom zu gelangen.

Ueber diesen letzten Zug meldet ein merkwürdiger Brief des ebenfalls schon erwähnten Rebellen Aguirre an König Philipp II.: „Im Jahre 1559 sandte der Markgraf von Canjete den Pedro de Ursua (Orsay?), einen Navarresen oder vielmehr Franzosen, an den Amazonenfluß; nach einer langen Schiffahrt auf den größten peruanischen Flüssen gelangten wir endlich in eine Süßwasserbucht. Wir hatten bereits 300 Meilen zurückgelegt, als wir diesen schlimmen und ehrsüchtigen Anführer umbrachten. Zum König wählten wir einen Ritter aus Sevilla, Fernando de Guzman, und schwuren ihm Treue. Ich ward zu seinem Feldzeugmeister ernannt; weil ich aber nach seinem Willen nicht zu leben geneigt war, sollte ich umgebracht werden. Ich aber tödtete den neuen König, den Hauptmann seiner Wache, seinen Generalleutnant, seinen Kaplan, eine Frau, einen Ritter von der Insel Rhodus, zwei Fahnenträger

und fünf oder sechs Bediente des vorgeblichen Königs. Von da an war ich entschlossen, deine Beamten und Richter zu bestrafen. Ich ernannte Hauptleute; sie wollten mich abermals umbringen, aber ich ließ sie alle aufhängen. Während dieser Abenteuer dauerte unsere Schiffahrt elf Monate bis zur Ausmündung des Flusses. Wir legten über 1500 Meilen zurück. Gott weiß, wie wir diese großen Wassermassen überstanden haben. Bei der Ausfahrt aus dem Amazonenstrom landeten wir auf dem Margaretheneiland. Hier erhielten wir aus Spanien die Nachricht von der ausgedehnten Verbindung und den Anschlägen der Lutheraner. Sie erschreckte uns nicht wenig; es fand sich unter den Unsrigen ein dieser Verbindung Zugehöriger mit Namen Monteverdo; ich ließ ihn sogleich umbringen, von Rechtswegen."

Infolge dieser vergeblichen Nachforschungen, nach welchen eine Pause von etwa drei Jahren eintrat, verlegte man das Dorado immer weiter östlich zwischen die Quellen des Essequebo und des Brancoflusses. Dieser Umstand hat den wesentlichsten Einfluß auf den Zustand der Erdbeschreibung dieser Gegenden gehabt. Antonio de Berrio überstieg 1591 die Cordilleren ostwärts von Tunja (nördlich von Santa Fé de Bogota) und fuhr auf dem Casaquiare, dem Meta und Orinoco nach Trinidad. Im Jahre 1595 rüstete Berrio eine größere Unternehmung von 2000 Mann aus, um den Orinoco aufwärts zu fahren und das Dorado zu erobern, welches man damals anfing, das Land de la Manoa zu nennen. Reiche Landeigenthümer verkauften ihre Grundstücke, um an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen, welchem zwölf Franziskaner und zehn Weltgeistliche beigeordnet wurden. Ein Abenteurer, Juan Martin de Albujar, welcher während der Expedition des Pedro de Solva 1570 den Karaiben vom Unter-Orinoco in die Hände gerathen war, eine indianische Frau geheirathet hatte und selbst fast zum Wilden geworden, dann aber nach mehreren Jahren vom Heimweh befallen, durch den Essequebofluß auf die Insel Trinidad gelangt war, hatte die Phantasie Berrio's erhitzt, so daß man in seinen Erzählungen kaum unterscheiden kann, was er selbst bei seinem Herabfahren auf dem Orinoco beobachtet und was er aus den Mittheilungen Albujar's geschöpft.

Man sieht daraus, daß zu jener Zeit in Betreff des neuen Festlandes überhaupt die nämlichen Vorstellungen geherrscht haben, wie wir sie lange Zeit über Afrika hegten. Man bildete sich ein, tiefer landeinwärts mehr Civilisation zu finden als an den Küsten. Schon Juan Gonzales, welchen Diego de Ortaz 1531 zur Erforschung der Gestade des Orinoco ausgesandt hatte, versicherte, je weiter man stromaufwärts komme, desto bedeutender werde die Bevölkerung. Einen Beweis für diese höhere Kultur lieferten in den Augen des Berrio die kleinen goldenen Götzenbilder, welche er am Meta bei den Eingebornen fand. Wirklich ist zu Ende des 18. Jahrhunderts in dieser Gegend ein Goldgeschiebe entdeckt worden; aber da diese öfters überschwemmten Landschaften, welche also einen leichten Verkehr zu Wasser darboten, von jeher durch handeltreibende Karaibenstämme bewohnt waren, so ist es wahrscheinlich, daß diese Goldbilder durch Handel eingebracht wurden. Weil das Gold bei den Eingeborenen des Küstenlandes nicht nur zu Amuletten und Schmuckgegenständen verwendet wurde, sondern auch als Tauschmittel diente, so ist es natürlich, daß es im Inneren in größern Mengen vorgefunden wurde. Die unabhängig gebliebenen Eingeborenen sind heutzutage gar viel elender, träger und versunkener,

als sie vor der Eroberung waren. Der Kazike von Marequito besuchte im Jahre 1594 Cumana, um eine große Menge goldener Bilder gegen Eisengeräthe und europäische Waaren zu vertauschen. Diese unerwartete Erscheinung vermehrte den Ruf der Reichthümer des Orinoco.

Mit jenem ausgedehnten Binnenhandel unbekannt, vermuthete man, das Dorado müsse in der Nähe des Kaziken von Marequito (zwischen Santa Thomas de Angostura und dem Caronyflusse) liegen. Berrio's Expedition, die sich während des Aufenthalts der Schiffe in Cumana, auf der Margarethen- und Dreifaltigkeitsinsel beträchtlich verstärkt hatte, nahm ihren Weg durch Marequito gegen den Paraguayfluß, der in den Carony strömt.

Allein Krankheiten, die Wildheit der Landeseingeborenen und Mangel an Lebensmitteln setzten dem Zuge der Spanier unüberwindliche Hindernisse entgegen. Mit Ausnahme von etwa 30, die im traurigsten Zustande nach Santa Thomas de Angostura zurückkehrten, waren die Uebrigen alle umgekommen.

Der Führer des erwähnten Entdeckungszuges, Antonio de Berrio, gerieth in die Gefangenschaft von Sir Walter Raleigh während des Streifzuges, den dieser Seefahrer 1595 an das Küstenland von Venezuela und zu den Ausmündungen des Orinoco unternommen hatte. Durch Berrio und andere Gefangene, die der Kapitän Preston bei der Einnahme von Caracas machte, konnte Raleigh alle damals bekannten Nachrichten einziehen. Er glaubte an die von Juan de Albujar erfundenen Märchen und bezweifelte weder das Dasein der zwei Seen Cassipa und Rapunuvini, noch dasjenige des großen Inkareiches, welches die nach dem Tode des Atahualpa flüchtig gewordenen Fürsten nahe bei den Quellen des Essequeboflusses gegründet haben sollten. Während Raleigh auf Trinidad verweilte, ließ er durch seine Begleiter die Mündungen des Orinoco untersuchen und flache Schiffe ausrüsten, mit denen er durch die Guarapichemündung den Orinoco etwa 40 Meilen weit hinauffuhr, bis Wasserfälle seinem weiteren Vordringen ein Ziel setzten. In seinen Berichten über diese Fahrt paßte er Alles seinen vorgefaßten Meinungen an. Gewiß war er selbst getäuscht; aber wo es sich darum handelte, die Phantasie der Königin Elisabeth zu entflammen und die Pläne ihrer ehrgeizigen Politik auszuführen, da sparte er auch keine Schmeichelkünste. Er schildert der Königin das Entzücken dieser barbarischen Völker beim Anblick ihres Bildes; er will, daß der Name der erlauchten Jungfrau, welche Reiche zu erobern weiß, bis in die Länder der kriegerischen Weiber am Orinoco und Amazonenstrom gelange. Er versichert, man habe zur Zeit, als die Spanier den Thron Cuzco's zerstörten, eine alte Weissagung gefunden, welcher zufolge das Reich des Inkas einst durch Großbritannien wiederhergestellt werden solle; er schlägt vor, unter dem Vorwande, das Land gegen fremde Feinde zu schützen, Besatzungen von 3—4000 Engländern in die Städte des Inka zu legen und dieselben tributpflichtig zu machen u. s. w. Raleigh's vier Reisen an den Orinoco fallen zwischen 1595 und 1617.

Nach so vielen vergeblichen Anstrengungen verlor sich der Eifer, das Dorado zu suchen, und die Nachrichten des Pater Fritz (1637), des Hildesheimer Arztes Hortsmann (1740), wie die erneuerten Versuche des Statthalters von San Thomas de Angostura, Centurion, das Dorado zu finden, wurden nur als Curiosa betrachtet und bald vergessen. Doch fand noch Alexander v. Humboldt zu Cuenza in Quito Männer, welche von ihrem Bischof ausgesandt waren, um

auf der Ostseite der Cordilleren die Ruinen der Stadt Logronjo aufzusuchen, von der man glaubte, sie liege in einem goldreichen Lande.

Endlich gelangte der deutsche Reisende Richard Schomburgk auf seiner 1840 bis 44 ausgeführten Erforschungsreise von Britisch-Guyana im Sommer 1843 nach dem Dorado; er fand statt des 200 Meilen langen Wasserbeckens einen kleinen Binnensee, der indeß in der Regenzeit bedeutend größer wird; statt der größten Stadt der Welt ein ärmliches Indianerdorf aus Rohrhütten, Pirara genannt. Schomburgk sagt darüber (Reisen in Britisch-Guyana. Leipzig 1847. I. 392): „Ich stand hier auf einem sagenreichen Boden, zu meinen Füßen das Mar de aguas blancas, das Mar del Dorado, den See mit goldreichen Ufern und der goldstrahlenden Stadt Manoa, nach welcher die kühnsten Abenteurer Spaniens, Portugals und Englands seit dem 16. Jahrhundert ihre Irrfahrten unternahmen, für welche der große unglückliche Walter Raleigh von 1595—1617 vier Expeditionen antrat, für welche er die Phantasie sowie den Ehrgeiz der Königin Elisabeth in so hohem Grade zu entflammen wußte. Der kleine Binnensee Amusu, dessen Existenz als ausgedehntes Binnenmeer, in welchem die großen Ströme Südamerika's: der Essequebo, Orinoco und Amazon ihr Quellgebiet haben sollten, schon A. v. Humboldt am Anfange dieses Jahrhunderts vermöge seines wahrhaft prophetischen Geistes als bloßes Phantom darstellte, das Spanier, Portugiesen, Engländer und Deutsche ewig zu fliehen und dennoch ewig anzulocken schien, und welches dennoch bis auf die neueste Zeit nicht von den Karten vertrieben werden konnte, lag vor mir. — Vergebens aber spähte ich nach seinen goldreichen Ufern, nach der goldstrahlenden Kaiserstadt Manoa; das Auge haftete nur auf den dunkeln Binsen und Riesengräsern, die seine sumpfigen Ufer und seine unbedeutende Wasserfläche umsäumten."

Schließlich erübrigt nur noch ein kurzes Wort über das Entstehen und die Verbreitung der Mythe.

„Allen Mythen", sagt Humboldt, „liegt etwas Wirkliches zu Grunde; das vom Dorado gleicht den Mythen des Alterthums, die bei ihrer Wanderung von Land zu Land immer den verschiedenen Oertlichkeiten angepaßt wurden."

Der Mythos entstand auf dem Ostabhange der Anden und setzte sich zuerst im Südosten vom Rio Negro fest. Der Namen El Dorado ist eigentlich weder der Name einer Stadt, noch einer Gegend, sondern der eines dort wohnenden Königs, eines einäugigen Indiers, der ganz mit Gold bedeckt sein sollte, und kommt zuerst 1536 vor. Der Goldmann wurde zuerst in den Anden von Neugranada gesucht und wanderte allmählich 300 Stunden weiter östlich. Oviedo (1478—1557) berichtet, Pizarro habe einen großen Fürsten aufgesucht, „der in diesen Gegenden sehr berühmt und allezeit mit Goldstaub bedeckt ist, so daß er von Kopf bis zu den Füßen einer von einem trefflichen Goldschmied gearbeiteten Goldfigur gleicht." Auch Walther Raleigh, dem es darum zu thun war, die Aufmerksamkeit der Königin Elisabeth auf das große Reich Guyana zu lenken, das England nach seinem Plane erobern sollte, beschrieb die Morgentoilette des Königs (el Dorado), wie ihn seine Kammerherren alltäglich morgens mit wohlriechendem Harze balsamiren und ihm dann den Goldstaub mit langen Blaseröhren auf den Leib blasen und befestigen. Da ihn indeß diese Goldtoilette im Schlafe hindern würde, so wird ihm allabendlich der Goldstaub abgewaschen und er jeden Morgen neu vergoldet.



Ein Champan auf dem Magdalenenstrome.

VI.

Portugiesisches Amerika. Brasilien.

Brasilien, weil goldarm, wenig beachtet, wurde an Hofleute vertheilt. De Souza landet in Rio Janeiro und gründet, wie seine Nachfolger, Ackerbaukolonien. De Solis und Cabot auf dem La Plata. Mendoza gründet Buenos Ayres und kämpft mit den Stämmen im Innern. Ayola befährt den Parana, Paraguay und gründet Assuncion. Erkenntniß vom Werth Brasiliens. Erhebung zum Königreich. Thomas de Souza. Ankunft der Jesuiten. Paulisten. Villegagnon's französische Niederlassung. Selbstregierung der Krone. De Sa gründet neuen Wohlstand. Die Paulisten entdecken im Innern des Landes die Provinzen Minas Geraez und Goyaz. Uebersiedelung des Hofes nach Rio Janeiro.

Die ersten Entdecker Brasiliens hatten ihre Schiffe mit Farbehölzern beladen, welche in Europa ein vortrefflicher Einfuhrartikel wurden. Man sandte mehrere Schiffe danach aus und entdeckte bei dieser Gelegenheit die Küste von Pernambuko. Dieses Holz, von den Portugiesen wegen seiner schönen, einer glühenden Kohle ähnlichen Farbe Braza genannt, gab dem Lande seinen Namen Brazil. Portugal wußte mit Brasilien Anfangs nichts Besseres zu thun, als daß es seine Verbrecher, statt an den Galgen zu hängen, dahin sandte, um Holz zu fällen. Auch beschäftigte es Ostindien zu sehr, und das Mutterland war zu klein, als daß man sich viel um die goldlose Wüste bekümmert hätte. Man vertheilte das Land mit der größten Sorglosigkeit, schenkte ganze Strecken an

Abenteurer, und erst unter Johann III. (1521—1557) fing man an, auf das schöne Land aufmerksam zu werden und es in Provinzen einzutheilen.

Es wurden nun mehreren portugiesischen Hofleuten und einzelnen thatendurstigen Kavalieren Strecken von 30—40 Leguas längs der Küste und landeinwärts, so viel sie wollten, zu Lehen verliehen. Sie sollten sich diese Güter erobern, sie mit vollem grundherrlichen Rechte besitzen und nur kein Recht über das Leben der Ureinwohner haben. Der Erste, welcher von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, war Don Alonzo de Souza. Er sammelte Kolonisten, rüstete ein Geschwader aus und segelte nach Brasilien ab. Er landete in der Bai von Ganabra und gab ihr den Namen der Bai von Rio de Janeiro. Er sah die Vortheile dieses Hafens nicht ein, setzte seine Reise bis zum 14.° südlicher Breite fort und gründete dort auf einer Insel, die er St. Vincent nannte, eine Kolonie.

Bald legten mehrere Portugiesen auf der gegenüberliegenden Küste des Festlandes Ansiedelungen an. Unter den Eingeborenen, mit denen man bald in Krieg gerieth, wüthete das Schwert. Doch war es für die Portugiesen günstig, daß ihnen der Goldreichthum Brasiliens noch länger verborgen blieb; denn dadurch waren sie gezwungen, Ackerbaukolonien zu gründen, wodurch der sichere Grund zum künftigen Wohlstande gelegt wurde. Es wurden Zuckerrohr sowie europäische Hausthiere eingeführt, der Boden urbar gemacht und diese Grundsätze der Kolonisirung auch von den Nachfolgern de Souza's beobachtet.

Der Laplatastrom ward zuerst 1514 von Diaz de Solis entdeckt, als er eine Durchfahrt nach Ostindien suchte. Als er aber nach seiner Landung in einem Hinterhalte der Indianer umkam, bekümmerte man sich um die Entdeckung bis 1525 nicht weiter. Damals ließ die Regierung ein Schiff unter einem Portugiesen, Diego Garcia, zur Verfolgung der Entdeckung ausrüsten, welcher in einem brasilischen Hafen mit Cabot zusammentraf, der von Spanien aus abgesandt war, um die Fahrt Magellan's durch die nach diesem benannte Straße nach Ostindien hin zu wiederholen. Cabot hatte an der brasilischen Küste verschiedene versprengte Spanier gefunden, die ihm von den Metallreichthümern des Landes große Dinge erzählten; er gab deshalb die Ausführung seines Auftrages auf, fuhr in den südlichsten Arm des Laplata, wo er das Fort Espiritu Santo anlegte, und dann den Parana und Paraguay bis zum Rio Vermejo hinauffuhr, bis er durch Ermordung eines Theiles seiner Leute zur Umkehr bewogen wurde. Auf derselben traf er Garcia, mit dem er sich vereinigte und nach S. Espiritu zurückfuhr, von wo er an Karl V. einen Bericht mit Gold und Silber einsandte; aber die Krone verwandte auf eine Eroberungsausrüstung keinen Maravedi.

Die weitere Verfolgung der Entdeckung fiel einem reichen Privatmann, Don Pedro de Mendoza anheim, der eine bisher unerhörte Ausrüstung zu Stande brachte. Dieselbe bestand aus 14 großen Schiffen, 2500 Spaniern, 150 Deutschen aus dem südlichen Reich, Holländern und einigen Sachsen. Ehe dieselbe aber anlangte, war Espiritu Santo schon untergegangen; Indier hatten die Besatzung getödtet.

Mendoza, der im August 1524 von Sevilla absegelte, gründete 1525 nach seiner Landung die Stadt Buenos Ayres in einer für die erste Kolonisation

nicht günstigen Lage. Mit den Indiern war kein freundschaftlicher Handel zu treiben; sie überfielen alle Vereinzelten, obgleich diese alle feindlichen Berührungen vermieden; das tropische Klima in den sumpfigen Niederungen lichtete täglich ihre Reihen; der Hunger ward so heftig, daß sie mit der ekelhaftesten Nahrung und mit Leder ihr Leben fristen mußten. Vergeblich sandte Mendoza eine Expedition den Fluß hinauf; alle Völkerschaften der Guaranis mußten sich vereint haben, die Fremden zu vertreiben; sie verbrannten ihre Dörfer, flüchteten ins Innere, und als die Expedition ohne Erfolg zurückgekehrt war, griffen die Indier in Masse Buenos Ayres an und steckten die Blockhäuser und einige Schiffe in Brand. Mendoza übertrug nunmehr dem Juan de Ayola den Oberbefehl und kehrte mit zwei Schiffen von vier noch übrigen nach Spanien zurück.

Ayola fuhr den Parana und den Paraguay hinauf und gründete das stark befestigte Fort Assuncion, die Hauptstadt von Paraguay.

Wir übergehen die häufigen Kämpfe mit Indiern nebst den Entdeckungszügen und bemerken nur: schon Ayola soll nach Oberperu gelangt sein. Irala brach 1548 mit 350 Spaniern und einer Menge Guaranis auf, mit denen er nach vielen Mühen, Kämpfen und Entbehrungen durch Choco nach Cochabamba gelangte.

Assuncion ward gleich Anfangs zur Kolonie für Ackerbau und Viehzucht und erreichte darin schnell eine große Bedeutung nebst Handel nach außen.

So weit war die Entdeckung und Kolonisirung durch die Portugiesen gediehen, als endlich im Jahre 1549 die Regierung von Lissabon, nachdem ihre Macht in Indien bereits zu wanken anfing, diese Besitzungen im Westen näher ins Auge faßte. Man sah die Kolonien Brasiliens gedeihen; die Unternehmer wurden reich und mächtig und die Verbrecher sahen eine Absendung nach Brasilien als Begnadigung an. Inzwischen kamen aber auch Klagen nach Europa. Die Kapitäne mißbrauchten ihre Gewalt gegen die Eingeborenen, führten unaufhörliche Kriege mit ihnen und rotteten sie aus.

Theils diesen Mißbräuchen vorzubeugen, theils auch um den Handel mit den Produkten Brasiliens, der bedeutend zu werden anfing, zu fördern und zu ordnen, beschloß Portugal, eine Hauptstadt in Brasilien zu gründen und das ganze Land unter dem Titel eines Königreichs seiner Krone förmlich einzuverleiben. Es wurden daher unter dem Oberbefehle Thomas de Souza fünf Schiffe mit 600 Freiwilligen und 1500 Verbrechern dahin abgesandt. Souza erhielt den Titel eines Generalstatthalters über alle bisher entdeckten Provinzen Brasiliens und die, welche noch entdeckt würden; ferner ausgedehnte Vollmachten, die Privilegien der Kapitäne zu untersuchen und zu beschränken und überall die königliche Autorität herzustellen.

Auf de Souza folgte Duarde da Costa. Er brachte sieben Jesuiten mit. Die Politik dieser Männer war aber eine ganz andere als die der Statthalter; letztere suchten auszurotten, jene zu erhalten. Die Jesuiten blieben daher nicht zu Bahia, sondern begaben sich lieber an den südlichen Theil Brasiliens, wo sie ungestört von dem Jammer der Eingeborenen ihrem Beruf leben konnten. Sie wählten, von vielen Auswanderern begleitet, die hochgelegenen Ebenen von Piratiminga und gründeten daselbst die Mission St. Paulo. Diese später in der Geschichte Brasiliens und der Entdeckung so merkwürdige

Mission blühte unter der eben so klugen als väterlichen Leitung schnell und kräftig im Verborgenen auf. Sie erwarb sich bald ein so hohes Ansehen und eine so große Achtung in Brasilien, daß der Name Paulisten beinahe auf der ganzen Erde als Empfehlung galt. Heute noch werden die Paulisten für die ehrenhaftesten, kräftigsten, aufgeklärtesten und schönsten Männer in Brasilien gehalten. Der reichste und angesehenste Brasilianer ist stolz darauf, eine Frau von St. Paulo zu besitzen.

So standen die Sachen, als Frankreich in Brasilien Kolonien zu gründen versuchte. Die Religionskriege hatten das französische Volk entzweit. Die Protestanten waren der schwächere Theil und gingen gern dahin, wo sie nach ihrer Weise Gott verehren konnten. Unter Vizeadmiral Durand de Villegagnon fuhren daher einige Schiffe mit Protestanten nach Brasilien. Glücklich erreichte er die Bai von Rio Janeiro und gründete hier die erste Niederlassung, indem er das Fort Coligny erbaute.

Die günstigen Berichte der Kolonien lockten zahlreichere Auswanderer, namentlich auch Genfer unter Calvin, zur Auswanderung hierher.

Die Niederlassung des Villegagnon empfing die Ankömmlinge mit Freuden, und dieselben vergaßen alle Beschwerden der Reise, als sie nach ihrer Meinung das Land des Friedens betraten. Die Niederlassung blühte fröhlich auf, und es ist kein Zweifel, daß sich hier ein mächtiger Staat entwickelt haben würde, wenn Villegagnon nicht die Fackel des Fanatismus zerstörend in sein eigenes Werk geschleudert hätte. Die Protestanten sahen sich auch hier verfolgt; die französische Niederlassung, von den Portugiesen bedrängt, verfiel, und die Franzosen mußten Brasilien gänzlich verlassen.

Portugal hatte indessen seinen Einfluß in Ostindien beinahe ganz verloren und begünstigte nun desto mehr die Kolonisation Brasiliens; Salvador de Sa erbaute Rio de Janeiro und Salema beförderte den Ackerbau und legte den Grund zu dem Wohlstande des südlichen Brasiliens.

Alle die bisher angelegten Kolonien und gemachten Entdeckungen in Brasilien lagen an der Küste. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte noch kein Europäer das Innere des Landes betreten, um Kunde nach Europa zu bringen. Erst die Kolonie St. Paulo entwickelte ein kühnes Geschlecht und bildete eine Republik, von welcher die gleichzeitigen Schriftsteller berichten: „Es ist eine Art Republik, ursprünglich aus Menschen ohne Religion und Gesetz zusammengesetzt, welche die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung eine Regierungsform anzunehmen gezwungen hat. Man findet hier Flüchtlinge jeder Art und jedes Volkes: Priester, Mönche, Soldaten, Künstler, Portugiesen, Kreolen und Farbige jeder Abstufung.“ Diese Bevölkerung, welche Anfangs aus kaum 100 Personen bestand, hatte sich innerhalb 20 Jahren außerordentlich vervielfacht und zeichnete sich durch Kühnheit, Unternehmungsgeist und Hang nach Abenteuern aus. Ohne die Paulisten würde die Kunde des inneren Brasilien sammt den Metallschätzen des Landes noch lange ein Geheimniß geblieben sein. Die heute so berühmte Provinz Minas Geraez ist die von Tourinho entdeckte Landschaft. Er brachte damals so bedeutende Proben von Gold und Edelsteinen mit nach St. Paulo, daß sich die Paulisten dadurch noch mehr aufgemuntert fühlten, ihre Streifereien in das Innere des Landes fortzusetzen.

Jahrelang blühte Brasilien im Stillen fort, bis Portugal selbst (1580 bis 1640) eine Kolonie von Spanien wurde und somit alle Feinde Spaniens, namentlich die Holländer, die Feinde Brasiliens wurden. Die Geschichte der Kriege zwischen Brasilien und Holland ist die einzige Quelle geographischer Kenntniß dieser unermeßlichen Länder.



Goldwäscherei in Brasilien.

Keine anderen Reisen wurden damals nach Brasilien unternommen als solche, um zu plündern und Schätze zu sammeln; an wissenschaftliche Entdeckungsreisen dachte Niemand. Inzwischen hatten sich die Paulisten außerordentlich vermehrt; ganze Banden rüstiger Männer zogen zu ihnen und organisirten wahrhafte Raubzüge nach allen Weltgegenden gegen die Urbewohner. Hierbei entdeckten sie das ganze südliche Brasilien, wurden mit dem Inneren des Landes vertraut und lernten seine bisher unbekannten Schätze kennen. Die Paulisten entdeckten

zuerst die Goldminen von Jaragua und andere. Sie gründeten die Stadt Villa Rica 1710 und ihr Reichthum erregte bald die Eifersucht und Habsucht der Kolonisten an der Küste. Von diesen zog ein Theil gegen die Paulisten und bekriegte sie. Der zu Hülfe gerufene Statthalter pacificirte die Streitenden, indem er Alles für sich in Anspruch nahm und Villa Rica zur Hauptstadt der Provinz Minas Geraez machte.

Eine zweite Schar von Paulisten drang in anderer Richtung in das Innere des Landes, bekämpfte die Eingebornen, fand reiche Goldminen und machte Goyaz zu einer neuen Provinz mit gleichnamiger Hauptstadt.

Je reicher die Schätze waren, die in Brasilien zu Tage traten, desto größer wurde im Mutterlande die Sorgfalt, dieselben den Fremden eifersüchtig zu verschließen und Brasilien selbst gewissermaßen den Fremden in Vergessenheit zu bringen und es nur als ein Land zu betrachten, aus dem man nur Farbeholz holen könnte.

So fiel es denn auch Niemand ein, in Brasilien Entdeckungen zu machen, und die Jesuitenmissionare hatten ebenfalls vollen Grund, ihr Wirken den Augen und dem Einflusse der Europäer zu entziehen. So blieb denn Brasilien dem Auge der Entdecker und Forscher entzogen, selbst nachdem Marquis Pombal, der Generalstatthalter von Brasilien, im Jahre 1752 seinen Sitz von Bahia nach Rio de Janeiro verlegt, das er zur Hauptstadt von ganz Brasilien ernannt hatte, blieb noch Langenstedt's, eines hannöverschen Predigers, Beschreibung von Brasilien das einzige Buch, welches bis zum Ende des 18. Jahrhunderts über Brasilien bekannt geworden war.

Mit der Uebersiedelung des Hofes von Portugal nach Brasilien im Jahre 1807 begannen die Tage einer besseren Zeit, deren Darstellung aber hier nicht mehr unsere Aufgabe ist.

Schluß.

Der letzte Abschnitt unserer „Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen" ist kürzer als die vorhergehenden, umfaßt keine volle drei Jahrhunderte und die Unternehmungen wurden überdies durch langdauernde Kriege, wie der Dreißigjährige, der Nordische, der Spanische Erbfolgekrieg, die Schlesischen Kriege, die Nordamerikanischen Freiheitskriege, vielfach beeinträchtigt. Aber dennoch waren während dieser Zeit in allen Erd- und Meerestheilen so viele und so bedeutsame Entdeckungen gemacht worden, daß man sagen möchte, mit Cook's Reisen seien die geographischen Entdeckungen im Großen abgeschlossen worden. — Das ist indeß nur in gewissem Sinne richtig. Es ist wahr, daß Cook die ozeanische, die arktische und antarktische Welt erforscht, daß er Australien oder Neuholland kennen gelehrt, wie Keiner vor ihm, und daß nach ihm ein Erdtheil zu entdecken nicht mehr übrig geblieben war; ferner daß er in der

Kunst der Seefahrt, der Nautik im umfassendsten Sinne neue Bahnen gebrochen. Aber alle seine Länderentdeckungen waren, genau genommen, doch nur periphersche, mehr extensive als intensive Erweiterung der Erdkunde; er sah oder besuchte in den meisten Fällen nur die Küsten des entdeckten Landes, und hatte daher keine oder doch nur wenig Gelegenheit, das Innere desselben, Land, Leute und Natur kennen zu lernen. Was indeß dem Seefahrer Cook unmöglich war, das wurde von einzelnen seiner landreisenden Zeitgenossen an anderen Erdstellen in einer Weise geleistet, daß auch sie als die bahnbrechenden Forscher einer neuen geographischen Zeit angesehen werden müssen. Wir erinnern nur in Asien an Seetzen, Burckhardt — in Afrika an Bruce, Volney, Le Vaillant, Mungo Park und vor Allen an Banks African Association, welche seit 1788 die Entdeckungen in Afrika auf die wirksamste Weise gefördert hat. Ferner waren die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten, Bonaparte's Feldzug nach Aegypten, die Besitznahme der Briten vom Kap und die Gründung ihrer Macht in Ostindien Ereignisse, die auf die geographischen Entdeckungen in allen Himmelsrichtungen den unauslöschlichen Feuereifer zu heroischen, opferreichen Unternehmungen und wissenschaftlichen Forschungen entzündet haben.

Und zu Alledem kam noch, daß die beiden letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts wie in den politischen Ereignissen, so auch in der Geschichte der geistigen Kultur, in allen Zweigen des menschlichen Wissens die bisherigen Ueberzeugungen und Ansichten aufgehoben hatten. Die durch die französische Revolution erzeugten Ideen, die Kant'sche Philosophie, die Arbeiten Herschel's in der Astronomie, die völlige Umwandlung der Physik und Chemie, die geognostische Theorie Werner's und Hutton's, Linné's, Büffon's, Blumenbach's, Cuvier's fruchtreiche Gedanken und Forschungen, Reinhold Forster's physikalische Beobachtungen auf der Reise mit Cook, Georg Forster's Beschreibung derselben, und namentlich seine verschiedenen naturhistorischen Schriften, alles dies und noch viele andere Vorgänge des höheren Geisteslebens hatten sich in wenig Jahren zusammengedrängt und den Gesichtskreis des Menschen nach den verschiedensten Seiten auf das Ueberraschendste erweitert. Auf den Höhen, auf die er gehoben wurde, übersah er einen viel weiteren Horizont als zuvor, voll neuer Probleme, schwieriger, aber unwiderstehlich anziehender Räthsel.

Solche Ansichten waren auch, namentlich bei Entdeckungsreisenden, zu lebendigem Bewußtsein gekommen. „Als ich", sagt Humboldt in der Einleitung zu seinen Reisen in den Aequinoktialgegenden, „die Menge von Reisen, die einen so wichtigen Theil der neueren Literatur ausmachen, zu lesen anfing, bemerkte ich mit Bedauern, daß Reisende, die in einzelnen Fächern der Naturgeschichte so vortrefflich bewandert waren, doch nur selten mannichfaltige Kenntnisse genug besessen hatten, um alle Vortheile zu benutzen, die ihre Lage ihnen darbot. Es schien mir, daß die Wichtigkeit der bis jetzt erhaltenen Resultate keineswegs den ungeheuren Fortschritten entspräche, die in mehreren Wissenschaften, und namentlich in der Geologie, in den meteorologischen Erscheinungen, in der Physiologie der Thiere und Pflanzen, zu Ende des 18. Jahrhunderts gemacht worden waren. Ich mußte mir mit einem unangenehmen Gefühle gestehen, und alle Gelehrten theilten dies mit mir, daß, während sich die

Anzahl genauer Instrumente vermehrt, uns doch die Höhen so vieler Gebirge und Gebirgsebenen, die periodischen Schwingungen des Luftmeers, die Schneelinie unter dem Polarkreise und an den Rändern der heißen Zone, die abwechselnde Intensität der magnetischen Kraft und so viele andere gleich wichtige Erscheinungen noch völlig unbekannt geblieben sind."

Aber man hatte doch schon angefangen, das Einzelne im Zusammenhange mit dem Ganzen aufzufassen. „Ein Reisender", sagt schon Georg Forster in der Vorrede zu seiner Reise, „der alle Erwartungen erfüllen wollte, müßte Rechtschaffenheit genug haben, einzelne Gegenstände richtig und in ihrem wahren Lichte zu beobachten, aber auch Scharfsinn genug, dieselben zu verbinden, allgemeine Folgerungen daraus zu ziehen und dadurch sich und seinen Lesern den Weg zu neuen Entdeckungen und künftigen Untersuchungen zu bahnen."

Alexander von Humboldt hat diese Ansichten seines „berühmten Lehrers und Freundes" musterhaft und mit bewundernswerthen Erfolgen zur Geltung gebracht. Daher macht auch Oskar Peschel, der unübertreffliche Meister geographischer Darstellung, in seiner Geschichte der Erdkunde in Bezug auf Alexander von Humboldt als Reisenden die Bemerkung: „Darin besteht das Geheimniß seiner Größe, daß er alle im 18. Jahrhundert gewonnenen Erkenntnisse sich angeeignet und zuerst sie als reisender Beobachter angewendet hat." In der That, Alexander von Humboldt ist das geniale Muster eines wissenschaftlichen Reisenden. Der Charakter der Reisen hört auf ein epischer zu sein, er wird vielmehr ein didaktischer, naturwissenschaftlichen Inhalts. — Das ist das Ziel, die Aufgabe der Entdeckungsreisen seit Cook, Forster und Humboldt, das die Signatur der geographischen Entdeckungsreisen und Forschungen des 19. Jahrhunderts, zu dem unser Werk nur die Vorhalle sein soll.



Tabellarische Uebersicht der geographischen Entdeckungen.

I. Geographische Entdeckungen im Alterthum bis Ptolemäus.

1500. Moses, Biblische Tradition.

1400—1200. Züge der ägyptischen Könige nach Abessinien, Arabien, Phönikien, Syrien.

1000. Phönikier befahren zuerst das offene Meer, im Süden nach Ophir (Indien), im Westen nach Gades und Britannien (Kassiteriden).
Argonautenfahrt nach Kolchis; Entdeckung des Schwarzen Meeres.
Griechische Kolonisten in Italien.
Trojanischer Krieg, Irrfahrten des Odysseus. **Homer's** Erdscheibe.
Kolonisation der Phönikier am Mittelmeer bis über die Säulen des Herkules.

750 ff. Griechische Kolonien am Schwarzen und Mittelmeer, besonders in Italien (Grossgriechenland). Erweiterung der griechischen Entdeckungen bis nach Spanien, Zug des Kolaeos von Samos nach Tartessus am Atlantischen Ozean. Allmähliche Verdrängung der Phönikier aus den Kolonien des Mittelmeers durch die Griechen und Erschliessung dieser Gebiete für die Erdkunde.

600. Necho von Aegypten lässt Afrika durch Phönikier vom Rothen Meere aus umsegeln.

550. Thales wirft die Frage nach der Kugelgestalt der Erde auf. Anaximander von Milet bestimmt die Grösse der Erde, verfertigt die erste Landkarte, Hekatäos von Milet verbessert sie durch Reiserouten.

500. Himilko aus Karthago erreicht Albion und Jerne (Irland), Hanno an Afrika entlang Kap Palmas. Zug des Dareios gegen die Skythen.

450. **Herodot** besucht Aegypten, Nordafrika, Skythien, Vorderasien und beschreibt die Länder aus Anschauung und Erkundigungen. Er unterscheidet zuerst drei Erdtheile: Asien, Libyen (Afrika) und Europa; bezweifelt die Möglichkeit, Afrika zu umsegeln. Die Erde ist nach ihm eine ovale, vom Meer umgebene Scheibe.

400. Rückzug der 10,000 Griechen unter Xenophon vom Euphrat her durch Kurdistan, Armenien und die Pontusländer.

350. Skylax sammelt Reiseberichte über den Westen Europa's und Nordwesten Afrika's.

330. Pytheas von Massilia bereist die nördlichen Küsten Europa's, Britannien, die Nordsee, Skandinavien, Bernsteinküste, Thule. — Eudoxus von Knidos schreibt über den Umfang der Erde.

329—25. **Alexander's des Grossen** Feldzug erschliesst den Griechen Aegypten, Iran, Turan, Indien bis zum Oxus und Indus; sein Feldherr Nearchos befährt das Persische Meer. Die Diadochen erweitern die Kenntniss von Syrien, Arabien und Aegypten. Ktesias' Indica.
Aristoteles giebt verschiedene Beweise für die Kugelgestalt der Erde.
Dikäarchos von Messana entwirft eine neue Erdkarte.

290. Die Ptolemäer veranlassen Entdeckungsreisen im Innern Afrika's zur Entdeckung der Nilquellen und des Seengebietes. — Aristarch lehrt die Bewegung der Erde um die Sonne, Archimedes die Kugelgestalt der Erde. — **Eratosthenes** über die Grösse der Erde, erstes Lehrbuch der allgemeinen Erdkunde.

220. Eudoxus von Cyzikus fährt wiederholt von Aegypten nach Indien und versucht Afrika von Gades aus im Westen zu umsegeln. — Jambulus kommt von Arabien nach Aethiopien, erreicht Indien und die grossen Inseln Asiens, kommt über Persien nach Griechenland zurück. — Megasthenes' Nachrichten über Indien.

150. Hipparchos' Erdmessung.
130. Polybios bereist die Alpen, Gallien, Spanien, die afrikanischen Provinzen, geht mit einer römischen Flotte in den Atlantischen Ozean.
58—52. **Cäsar** in Gallien, Germanien und Britannien.
30 n. Chr. Erweiterung der Erdkunde durch die Römer über den orbis terrarum. Vermessung des Reiches durch Agrippa. **Strabo's** geographisches Werk. Pomponius Mela.
60—80. Nero's Expeditionen durch Deutschland und Aegypten. Plinius. Tacitus' Germania.
150. Marinus von Tyrus, Erdmessung. **Ptolemäus'** Weltsystem: er legt den ersten Meridian über die Canarischen Inseln. Pausanias.
230. Die Peutingersche Tafel; Itinerarien des römischen Reichs.

II. Entdeckungsreisen im Mittelalter bis Magellan.

550. Cosmas Indicopleustes bereist Aethiopien. Christliche Topographie.
639 ff. Eroberungszüge der Araber durch Asien, Afrika und Europa.
850 ff. Züge der Normannen nach Russland, den Faröerinseln (861), Island (865); Other's Fahrt um das Nordkap, Wulfstan's nach den Ostseeküsten, nach den Shetlands-Inseln (964), Erik Raude's nach Grönland (983), Leif's nach Winland (1001).
970 ff. Arabische Reisende in Asien und Afrika: Chordadbeh (870) berichtet über die verschiedenen Handelswege; Massudi (950) in seinen „Goldenen Wiesen" beschreibt Völker und Länder des Abend- und Morgenlandes.
1095 ff. Die **Kreuzzüge** vermitteln einen lebhaften Verkehr zwischen Europa und Asien.
1154. Edrisi verfertigt für König Roger von Sizilien einen silbernen Globus, den er in den „Geographischen Ergötzungen" ausführlich beschreibt; dazu eine Weltkarte über alle Theile der bekannten Erde.
1245. Ascelin in Chiwa. Carpini in Centralasien.
1253. Rubruquis (Ruisbroek) in Karakorum, giebt Nachrichten über Katai.
1270—95. Reisen des **Marco Polo** in Centralasien, China, Indien und Persien.
1308. Montecorvino in Peking als Erzbischof.
1318. Oderich von Portenau geht über Persien nach Vorderindien, Ceylon und China.
1320. **Abulfeda's** allgemeine Geographie, beschreibt Asien und Afrika.
1325. **Ibn Batuta**, der bedeutendste Reisende, besucht die ganze mohammedanische Welt, Afrika's Ostküste bis Quiliu, Indien, China, Centralasien und Südrussland.
1327. Mandeville in Aegypten, Syrien, Persien, Indien, Südchina.
1390 ff. Reisen der Gebrüder Zeni nach den Faröer und Shetlands-Inseln.
1395. Schiltberger's Kriegszüge in Chorasan, der Mongolei, in Persien; kommt nach Sibirien und bis zu den Kurilen.
1402. Bethencourt auf den Canarischen Inseln.
1436—1459. Andrea Bianco's (1436) und Fra Mauro's (1459) Erdkarten.
1415—60. Prinz **Heinrich der Seefahrer** veranlasst die portugiesischen Entdeckungsreisen. 1419 Madeira entdeckt, 1432 die Azoren besiedelt, 1433 Kap Bojador umfahren, 1460 die Guineaküste erreicht. 1485 die Congomündung erreicht (Cam und Behaim); 1487 Bartolomeo Diaz umsegelt das Kap der guten Hoffnung; 1492 **Martin Behaim's** Erdglobus.
1492 ff. **Chr. Columbus** entdeckt Amerika. Kleinere Reisen des Hojeda, Nicuesa, Niño, Bastidas, Pinzon, de Solis, de la Cosa, Vespucci nach den Küsten von Nord- und Südamerika.
1498. **Vasco de Gama** entdeckt den Seeweg nach Ostindien.
1500. Cabral entdeckt Brasilien.
1506 ff. Almeida und Albuquerque erobern Ostindien.
1513. Balboa entdeckt den Grossen Ozean.
1519. Cortez erobert Mexiko. **Magellan's** Erdumsegelung (1519—22).
1532. Pizarro erobert Peru.

III. Entdeckungsreisen in der Neuzeit bis Cook.

1. Erdumsegelungen und Australien.	2. Asien.	3. Afrika.	4. Amerika.
			1497 f. Reisen der **Cabots** um Neufundland, Labrador und die Westküste Nordamerika's.
1525. Loaysa und Cano umsegeln die Erde. 1527. Sayavedra entdeckt Neuguinea.	1510. Leo Africanus, Reisen in den Euphrat- und Tigrisländern.	1515. Leo Africanus, Reisen in dem nördlichen Afrika und Beschreibung desselben. 1529. Ribera's Karte von Afrika.	1516. Cabot an der Hudsonstrasse. 1525. Mendoza am La Plata. 1526. Seb. Cabot in Paraguay. 1527—58. Alfinger und Ph. v. Hutten suchen für die Welser zu Augsburg das Dorado in Venezuela. 1534—36. Cartier entdeckt Neufundland und Canada sowie den Lorenzstrom. Erforschung des Seengebietes.
	1540. Mascarenhas in China.		1540. **Orellana** auf dem Amazonenstrom.
1542. Villalobos kommt nach den Karolineninseln.	1541 ff. **Xaverius** führt in China das Christenthum ein. 1549. Xaverius führt das Christenthum in Japan ein. 1553. Willoughby entdeckt Spitzbergen. 1556. Burrough entdeckt Nowaja-Semlja und die Waigatschstrasse.		1542. De Soto in Florida, Georgien, am Mississippi. 1558. Ladrilleros untersucht die Küsten Chile's.
1567. Mendaña entdeckt die Salomonsinseln. 1577. Mendaña entdeckt die Markesasinseln od. Mendaña-Archipel. 1577. **Fr. Drake's** Erdumsegelung durch die Magellanstrasse nach der Südsee bis Kalifornien, Heimkehr über die Ladronen und Molukken um das Kap der guten Hoffnung.	1565. Legaspi auf den Philippinen. 1573—76. Rauwolf's Reise im Orient. 1578—87. **Jermak Timofejef** erobert Sibirien.	1569. Barreto an der Ostküste Afrika's. 1577. Paez in Abessinien.	1572—78. Frobisher's Reisen nach der Meta incognita durch die Hudsonstrasse. 1573. Marquette entdeckt den Mississippi, Missouri, Ohio, Illinois und Arkansas. 1583—1602. Gilbert und Raleigh in Virginien und Nordcarolina. — Harriot's Beschreibung von Nordamerika.
1586. Cavendish's Erdumsegelung auf dem Wege Drake's. Beobachtungen über Windrichtungen, Gezeiten und Meeresströmungen. 1598. Van Noort's Erdumsegelung.	1594. Barentz auf Nowaja-Semlja. 1595—98. Houtmann in Ostindien. 1601. Pyrard in Indien und auf den Malediven. 1604. Bernier's Reisen in Ostindien.	1589 ff. Battel's Wanderungen in Afrika. 1591. Lopez' Beschreibung von Südafrika.	1583. Franz Drake in Westindien. Einführung der Kartoffel und des Tabaks. 1585—87. **Davis'** drei Reisen, Entdeckung der Davisstrasse.
1605. **De Quiros** und **de Torres** entdecken die Niedrigen-, Gesellschafts-, Schiffer- und Heiligengeist-Inseln; Torres findet die Torresstrasse. 1615—17. Lemaire und Schouten entdecken Staatenland, die Lemairestrasse, Fahrt über die Niedrigen, die Schiffer-, Fidschi- und Admiralitätsinseln; Untersuchung der Nordküste von Neuguinea.	1605. Goës in China. 1606. Matelief auf den Molukken, Hainan, in Canton und Macao. 1617—26. Pietro della Valle bereist Persien, Indien, Arabien, Palästina und Syrien. 1618. Bontekoe in Ostindien. 1622. Semedo in China. 1622. Methold in Indien. 1622—29. Rhodes in Indien, Persien, Kleinasien.	1618. Pietro della Valle in Aegypten.	1607—16. Hudson's Fahrten auf der Hudson- und Baffinsbai. 1616. J. Smith an der Chesapeakbai. 1616. Bylot's und **Baffin's** Fahrten zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt an der Ostküste Grönlands, Baffinsland, in der Baffinstrasse und Baffinsbai.
1623—26. L'Hermite und Schapenham untersuchen Feuerland, entdecken Lobos, die Ladrilleros und andere Inseln. Umsegelung der Erde.	1624. Andrada in China und Kaschmir. 1630. Neitzschitz in Palästina.		1631 ff. Fox und James in der Jamesbai.
	1638. Mandelsloh in Persien und Indien. 1653. Rhodes in China. 1655. Martini, Novus Atlas Sinensis. 1658—65. Schouten in Hinter- und Vorderindien, Ceylon, Malabar und Bengalen. 1661. Gruber und d'Orville in China, Gruber geht nach Tibet und Nepal. 1664. Tavernier in Persien und Indien. 1668. Graaf besucht Bengalen und das Gangesland.	1652. Thevenot bereist Aegypten.	1632. Baltimore in Maryland. 1637. Texeira in Brasilien.

(Fortsetzung umstehend.)

III. Entdeckungsreisen in der Neuzeit bis Cook.

(Fortsetzung.)

1. Erdumsegelungen und Australien.	2. Asien.	3. Afrika.	4. Amerika.
	1669—70. Chardin's Reisen in Indien und Persien. 1670. De la Haye in Indien.	1670. Dapper's Beschreibung von Afrika. 1673. Ten Rhyne im Kapland.	
	1679—91. Dampier's Reise in die Südsee, nach Magindanao, den Baschi-Inseln und Sumatra. 1690. **Kämpfer's** Reisen in Japan. 1690. Owington in Ostindien.	1680. Brandenburgische Kolonie Grossfriedrichsburg an der Goldküste.	1681. Penn in Pennsylvanien. 1682. De la Salle in Louisiana. 1683 ff. Pastorius gründet mit deutschen Auswanderern aus Crefeld und Frankfurt a. M. die Kolonie Germantown, einen Theil des heutigen New-York.
1699. Dampier entdeckt den Dampier-Archipel, einen Theil der Ostküste Neuhollands; Fahrt über Timor, die Molukken, Neuguinea und die Georgsinsel; dringt durch den Kanal zwischen Neuguinea und Neubritannien.	1690. Entdeckung Kamtschatka's. 1700. Tournefort bereist Kleinasien, Arabien, Persien. 1700. Kenntniss des Altai und seiner Bodenschätze. 1713. Desideri in Indien, Lahore, Baltistan, Butan, Tibet und Kaschmir. 1715—36. Lange's Reisen in China.	1698. Poncet in Nubien. 1705—13. Kolbe im Kapland.	
	1717. Neue Karte von China durch die Jesuiten.	1720. Shaw in Nordafrika	
1721—23. J. Roggeween's Erdumsegelung; er besucht die Maluinen oder Falklandsinseln, die Oster-, Niedrigen- und Schifferinseln.	1725. Bering, Spangenberg, Steller in Kamtschatka. 1729—35. Van de Putte in China. 1733. Gmelin und Müller in Sibirien.	1726. Hamilton an der Nordküste Afrika's. 1733. Hebenstreit in Algier, Tunis, Tripolis.	
	1736. Spangenberg besucht die Kurilen, Jeso und Nipon. 1737. Pococke in Arabien, Syrien, Palästina. 1747—52. Hasselquist's Reise in Palästina und Syrien.	1737. Norden bereist Aegypten bis zu den Katarakten. 1737. Pococke in Aegypten. 1760. De la Caille im Kapland, Höst in Marokko.	1736. **La Condamine** und **Bouguer** in Quito und Brasilien. Gradmessung.
1764. Byron's Erdumsegelung. 1766—68. **Wallis'** Erdumsegelung; er erreicht durch die Magellanstrasse die Niedrigen, Pfingst- und Charlotteninseln, Taiti, die Saunders-, Howes-, Scilly-, Boskawen-, Keppel- und Wallisinseln. — Erste Längenbestimmung nach Mondabständen auf einem Schiffe. 1766—69. **Carteret's** Erdumsegelung. Entdeckung zahlreicher Inseln und der Carteretstrasse. 1766. Bougainville's Erdumsegelung; Entdeckung der Louisiaden- und Bougainville-Insel. 1768. **J. Cook's** erste Erdumsegelung. Fahrt über Taiti, Umschiffung Neuseelands, Aufnahme der Ostküste Neuhollands, Entdeckung der Endeavourstrasse, der Botanybai.	1762 ff. **Niebuhr** bereist Kleinasien, Persien und Arabien.	1762. Niebuhr in Aegypten. 1768—90. **Bruce** in Aegypten, Abessinien und Nubien.	
1772—75. J. Cook's zweite Erdumsegelung mit den beiden **Forster**; er beweist die Nichtexistenz eines grossen Südpolarlandes, entdeckt den ganzen Archipel der Neuen Hebriden, Neukaledonien, die Sandwichinseln. 1776—79. J. Cook's dritte Erdumsegelung. Erforschung von Kerguelen's- und Vandiemensland, der Weihnachts- und Sandwichinseln, der Nordostküste Amerika's. Auf Hawai 17. Februar 1779 erschlagen. — Clarke's vergeblicher Versuch, durch die Beringstrasse zu dringen.	1770 ff. **Pallas** in Sibirien. 1774—76. Forrest bereist die Molukken, Philippinen, Mindanao. 1774. Bogle's Gesandtschaftsreise in Tibet. 1775. Thunberg in Japan. 1783. Turner's Gesandtschaftsreise in Tibet. 1783. Volney im Orient. 1784. Sonnerat in Ostindien. 1784. Chapman und Makintosh in Ostindien. 1786 ff. Lapérouse an der Küste von Korea und Japan, entdeckt die Lapérousestrasse. 1790. Lemonnier in Annam. 1793. Siewers in der Dsungarei. 1793. Ollivier in Kleinasien, Persien, Arabien. 1795. Symes in Birma und Awa. 1797. Brown's Reise nach Syrien und Palästina.	1772. Sparrmann und Thunberg in Südafrika. 1776. Proyart, Beschreibung von Loango und Congo. 1777. Patterson im Kapland. 1780. Le Vaillant im Kapland. 1786. Grandpré in Westafrika. 1788. **Banks** stiftet die African Association. 1793. Ollivier in Aegypten. 1795—1804. Mungo Park's Reise bis Segu am Dscholiba. 1796. Pereira an der Ostküste Afrika's. 1796. Barrow im Kapland. 1803—6. Lichtenstein im Kapland.	1770. Hearne am Kupferminenfluss. 1789—93. Mackenzie am Eismeer.

Namenerklärendes Register.

Abessinien, Habesch, arab. habascha = das Land; s. Aethiopien.

Abiad, Bahr el, arab. Weißer Fluß, wegen seiner kalkmilchartigen Farbe; der größere linke Quellstrom des Nils.

Adamsbrücke, die Untiefen und Klippen zwischen Ceylon und Vorderindien, auf denen nach arabischer Sage Adam von Ceylon, seinem Wohnsitze, nach der Vertreibung aus dem Paradiese (auf dem Adamspic) nach dem Festlande hinübergegangen ist.

Admiralitätsgruppe, 1767 von Carteret entdeckt und zu Ehren der britischen Admiralität benannt.

Aegäisches Meer, angeblich nach Aegeus, dem Vater des Theseus, benannt; wahrscheinlich vom griech. aiges = Springwellen.

Aegypten, griech., aus dem Phönikischen Ai Kaphthor = Insel Kaphthor. Der alte ägyptische Name war Chemi = das Schwarze Land, hebr. Mizraim (nach der alten Hauptstadt Misra), arab. Misr.

Aethiopien, griech. = das Land der Sonnverbrannten, Mohrenland. Die Abessinier selbst nennen sich nach dem griech. Namen Aethiopen.

Afghanistan, Land der Afghanen, nach ihrem Stammvater Afghana, einem Zeitgenossen Nebukadnezar's. Die Bewohner nennen sich selbst Pachte, griech. Paktyes.

Afrika, lat. Name für das alte Libyen, ursprünglich die Umgebung von Carthago als römische Provinz, dann auf den ganzen Erdtheil übertragen; die Benennung stammt von dem Volk der Afri; vergl. Berberei.

Ainos = Menschen nennen sich die Bewohner von Jeso.

Akko, hebr. = heiß, Hafenstadt am Mittelmeer, von dem flachen sandigen Boden. Später Ake, dann Ptolemais, in den Kreuzzügen St.-Jean-d'Acre, heute Akka.

Alexandria, griech. = Alexanderstadt, Name vieler von Alexander dem Großen gegründeten Städte, darunter A. in Aegypten am berühmtesten.

Algier, arab. el Dschesâir = die kriegerische; daher der Landesname Algerien.

Algonkins, franz., verderbter Name aus dem indianischen Adirondak = Blattesser, Name eines Indianerstammes in Canada.

Alleghany, indianisch = endloses Gebirge; Gebirge in Nordamerika.

Alpen, Hochgebirge Europa's, dann auf andere Centralgebirge übertragen; wahrscheinlich abgeleitet vom keltischen Wort alp = hoch, Berg.

Altai, mongol. Altai aliu = Goldgebirge, wegen seines Goldreichthums.

Amarapuram, Amarapura, sanskritisch = Stadt der Unsterblichen, Stadt in Maissur (Mysore).

Amazonenstrom, portug. Rio das Amazonas, nach den sagenhaften Amazonen benannt, weil man die langhaarigen Indianer für A. ansah. Nur der Unterlauf bis zur Mündung des Rio Negro trägt diesen Namen, während der Mittellauf Solimões, der Oberlauf Maranhon heißt. Der indianische Name ist Paranaaçu = Großer Fluß.

Amerika, Terra Americi wurde der von Columbus entdeckte neue Erdtheil nach dem ersten Beschreiber desselben, Amerigo Vespucci, durch Waltzemüller benannt, der Name seitdem beibehalten.

Amur, eigentlich Tamur, tamulisch = der große Fluß, bei den Mandschu Sachalian-Ula = Schwarzer Strom, chinesisch Che-long-kiang = Fluß des schwarzen Drachen, wegen seiner schwarzen Farbe.

Anahuac, aztek. = am Wasser, die Hochebene von Mexiko, die Bewohner hießen Anahuatlacs = Uferbewohner, wegen der Seen auf dem Plateau.

aber nannte es Cabo da boa Esperança = Kap der guten Hoffnung.

Cadix, phönik. Kolonie in Südspanien' phönik. Gadir = Mauer, ummauerter Ort; griech. Gadeira, lat. Gades.

Calcutta, sanskr. Kalikata = Wohnung der Kali (Gemahlin Siwa's).

Calicut, sanskr. Kaligandsch = Kali's Markt; s. Calcutta.

Californien, verdorben aus dem indian. Namen einer Bucht am Südostende, 1530 von Ximenes benannt, später auf die Halbinsel (C. Baja = Nieder-C.) und die nördlichen Küstengebiete (C. Alta = Ober-C.) übertragen.

Cambalu, vom mongol. Chah-balik = Kaiserstadt, nannte Marco Polo die von Chubilai gegründete Hauptstadt des chinesischen Reiches Pe-king, chines. = Nordresidenz; der heutige Name erst seit 1421 gebräuchlich im Gegensatz zu Nan-king = Südresidenz.

Canada, wol vom indian. canata = eine Anzahl Wohnungen; von den ersten französischen Ansiedlern wurde das Land Neu-Frankreich genannt.

Canarien, Inselgruppe nahe der afrikan. Nordwestküste, deren Name Canariae lat. Hundeinseln bedeuten soll, wegen der vielen Hunde, welche die Spanier 1402 bei der Wiederentdeckung hier fanden; eine Insel heißt noch heute Gran Canaria.

Cariben, fälschlich Caraiben, indian. von carib = Held, Name der indianischen Stämme auf den Antillen.

Carolina, Küstenstrich Nordamerika's, 1663 zu Ehren König Karl's II. von England benannt, unter dem das Land ordentlich kolonisirt wurde.

Carpentaria, nordaustralischer Meerbusen, 1606 von den Holländern entdeckt, nach dem Kapitän Carpenter benannt, welcher 1628 die Küste genauer untersuchte.

Carteretstraße, 1767 von dem Kapitän Carteret befahren, vorher von Dampier (1700) besucht und St. George's Bai benannt; gewöhnlich wird die Straße St. Georgskanal genannt.

Carthago, syrisch-phönik. Kolonie an der Nordküste Afrika's, um 814 v. Chr. gegründet und Keret Kadeschet = Neustadt benannt; daraus bildete sich die Form Karthada, griech. Karchedon, lat. Carthago. Eine ältere sidonische, aber verfallene Kolonie an derselben Stelle hieß Boßra oder Byrsa = Burg.

Caspisee, nach dem alten Volke der Kaspier benannt, welches am Westufer des Sees wohnte; später auch Hyrkanisches Meer, bei den Persern heute Dariâ Chazr = Meer der Chazaren.

Castel Elmina, Fort an der Goldküste von Oberguinea, 1471 von den Portugiesen angelegt, nach den reichen Goldgruben (Mina) genannt, vollständig São Jorge da Mina, falsch El Mina od. la Mina genannt.

Catoche (Cabo de), Nordostspitze von Yukatan, 1517 durch Hernandez de Cordoba entdeckt, nach der Einladung des Häuptlings „Con escotoch" (kommt in mein Haus!) benannt.

Caxamarca, alte Inkastadt in Peru, ursprünglich Kassamarca = Freudenstadt.

Ceylon, verstümmelt aus sanskr. Sinhala dwipa = Löweninsel; die Eingeborenen heißen daher Singhalesen. Der alte griech. Name Taprobane aus sanskr. Tamrapani = Kupferland.

Ceuta, afrikanische Hafenstadt, Gibraltar gegenüber, arab. Sebta = Sieben (lat. Septem fratres = Sieben Brüder).

Champlainsee, nach dem Entdecker der canadischen Seegebiete (1608), dem franz. Seefahrer S. Champlain, benannt.

China, nach der Dynastie Thsin benannt, bei Ptolemäus schon Sina, bei Marco Polo Catai. Bei den Chinesen heißt das Land Ta shin = Reich von großer Herrlichkeit, Tschung kue = Reich der Mitte, oder Kiung hoa = Garten der Mitte.

Colorado, Fluß in Nordamerika, mündet in den Californischen Meerbusen, span. = Rother Fluß.

Comorin s. Kumari.

Congo, Fluß in Afrika, eigentlich Zaire, nach dem angrenzenden Negerreich Congo genannt.

Connecticut; indian. Quonectucut = langer Fluß, Fluß in Nordamerika, 1614 von den Holländern entdeckt; der Name später auf einen der nordamerikanischen Freistaaten übertragen.

Corrientes, Cap (span.), eigentlich Cabo das Correntes, portug. = Cap der Strömungen, an der Ostküste Afrika's, dessen Strömungen der Sage nach die Schiffe an der Rückfahrt hinderten.

Costa Rica, span. = Reiche Küste, die goldreiche Küste Mittelamerika's, 1502 von Columbus entdeckt und benannt.

Cozumel, eigentlich Acusamil, indian. = Schwalbeninsel, an der Ostküste Yukatans, 1518 entdeckt von Grijalva und Santa Cruz = Heiligenkreuz, benannt.

Cruz, Santa, span. = Heiligenkreuz (-Inseln), 1595 vom Spanier Mendaña entdeckte Inselgruppe Australiens, heute gewöhnlich „Königin Charlotte-Inseln"

genannt, nach Carteret 1767, zu Ehren der damaligen Königin von England.

Cruz, Vera, vollständig Villa rica de la Vera Cruz, span. = Reiche Stadt vom wahren Kreuz, von Cortez 1519 auf der von ihm erreichten Küste Mexiko's gegründet und wegen der erwarteten Reichthümer benannt, später zweimal verlegt.

Cumberlandinseln, vor der Repulsebai, 1770 von Cook entdeckt und zu Ehren des Herzogs von Cumberland benannt.

Cuzko, Hauptstadt von Peru, indian. = Nabel des Reiches.

Damaskus, griech. Jorta, aus hebr. Dammeschek = Betriebsamkeit, arab. Dimmeschk.

Davisstraße, Kanal zwischen Grönland und Labrador, 1585 zuerst von J. Davis befahren und nach ihm benannt.

Delaware, Fluß und Staat in Nordamerika, benannt nach dem englischen Lord De la Ware, einem der ersten Ansiedler Virginiens (1610 f.).

Desima, japan. = Vorinsel, Insel vor dem Hafen von Nagasaki.

Diu, indisch = Insel.

Domingo, San, span. = der heilige Sonntag, Stadt an der Südküste von Hayti, 1496 von Barthol. Colon gegründet; später der Name auf die Insel übertragen.

Dominico, span. = Sonntagsinsel, von Columbus benannt, weil er 3. Nov. 1493 an einem Sonntag hier landete.

Dsaisan Noor, kalmük. = der edle See, wegen seines Reichthums an Fischen.

Dschungarei, Hohe Tatarei oder Hoch-Turkestan, centralasiatisches Hochland (chines. Thian-schan = Nordweg), nach den mongolischen Dsungaren, kalmük. Soongarr = linker Hand, nach der Lage benannt.

Duskybai, engl. = Dämmerungsbucht, an der Südwestküste von Neuseeland, von Cook 1770 am Abend entdeckt und benannt.

Egmontinsel, Hauptinsel der Königin Charlotte-Inseln, von Carteret 1767 zu Ehren des Earl von Egmont benannt.

Elisabeths Island, Insel in der Magalhaesstraße, 1670 als Insel erkannt und nach der Königin Elisabeth von England benannt.

Endeavourfluß an der Ostküste Neuhollands, 1770 von Cook nach seinem Schiff E. benannt, welches hier ausgebessert wurde.

Endeavourstraße, der Theil der Torresstraße zwischen Possession Isle und Cape York, 1770 von Cook nach seinem Schiff E. benannt.

Euphrat, Fluß Asiens, in den Keilinschriften U-fratus = sehr breit, griech. Euphrates, altpers. Frata = breit, bei den Hebräern Phrat; die Aramäer nannten ihn Ephrat = süßes Wasser, wegen seines Wohlgeschmackes.

Europa, wahrscheinlich abzuleiten vom semit. ereb = dunkel, Abend, also das Abendland, im Gegensatz zum Morgenland, d. i. Asien.

Falklandsinseln im Südatlantischen Ozean, östlich von Patagonien 1592 von Davis gefunden, danach Davis' Land benannt; Franzosen aus St. Malo besuchten sie 1708 f. und benannten sie Maluinen; 1765 von den Briten besetzt und nach Lord Falkland benannt.

Feuerland, portug. Tierra del Fuego, Inseln südlich von Südamerika, von F. Magelhaes 1520 bei seiner Erdumsegelung nach den nächtlichen Feuern benannt, welche man öfters beobachtete.

Florida, nordamerikanische Halbinsel 1512 durch Ponce de Leon entdeckt und wegen ihres Blumenreichthums benannt (die Blumige).

Funchal, Hauptstadt von Madeira, vom portug. funcho = Fenchel, welcher hier sehr viel wächst.

Galapagos, Islas de los, span. = Schildkröteninseln, nannten die Spanier 1694 eine Inselgruppe westlich von Südamerika wegen des Reichthums an Schildkröten.

Ganges, sanskr. Ganga = Strom, Fluß Indiens.

Georgien, nordamerikanischer Freistaat, durch König Georg II. 1732 von Carolina abgetrennt und nach ihm benannt.

Gesellschaftsinseln, engl. Society Islands, australische Inselgruppe, von Cook 1769 nach dem geselligen Wesen ihrer Bewohner benannt.

Ghat, indisch = Pässe, Randgebirge Ostindiens.

Gibraltar, arab. Dschebel al Tarik, Fels des Tarik, nach dem arabischen Feldherrn benannt, der hier 711 Europa betrat; im Alterthum Calpe genannt und als eine der Säulen des Herkules bezeichnet.

Giganteninsel, westindische Insel 1499 entdeckt von Hojeda und nach der Körpergröße ihrer Bewohner benannt, später Curaçao.

Glocesterinsel, eine der Niedrigen Inseln, 1767 von Kapitän Wallis entdeckt und zu Ehren des Herzogs von Gl. benannt.
Goa, indisch Goe moat = frisches Land; Stadt Ostindiens.
Gobi, mongol. = Wüste, chines. Schamo = Sandmeer. Mongolenwüste Asiens.
Grönland = Grünes Land, 983 von Isländern entdeckt und wegen seines reichen Pflanzenwuchses so benannt.
Guanchen, verstümmelt aus dem berber. guan Chinerfe = Leute des (Häuptlings) Chinerfe, nannten die Spanier die berberischen Urbewohner Tenerifa's und der ganzen Inselgruppe.

Haidarabad, pers.-arab. = Stadt Haidars (des Löwen); Name zweier Städte Vorderindiens.
Haiti, Hayti, indian. = das rauhe Land, von Columbus Española = Kleinspanien genannt, später auch San Domingo.
Heiligengeistinseln, 1606 vom Spanier Quiros-Torres entdeckt; 1774 von Cook wieder gefunden und Neue Hebriden genannt wegen ihrer felsigen zerrissenen Küsten; australische Inselgruppe.
Himalaja, sanskr. von hima und alaja = Schneesitz, Schneegebirge.
Hindu, sanskr. sindhu = Anwohner des Indus; Hindustan, Hindostan = Land der Hindu, Hindukuh oder Hindukusch = Indischer Berg oder Hindutödter.
Hoang-ho, chines. = Gelber Fluß, Strom China's.
Honduras = die Tiefen, vom span. hondo = tief; atlantisches Küstengebiet Mittelamerika's, wegen des tiefen Ankergrundes.
Honkong, chines. = wohlriechendes Wasser, Name einer Stadt Ostchina's.
Hoorn, Kap (nicht Horn), Südkap von Feuerland, 1616 von dem Holländer W. Schouten umfahren und zu Ehren seiner Vaterstadt Hoorn benannt.
Hottentotten, südafrikanischer Volksstamm; der Name ist von den holländ. Boers selbständig gebildet; das Volk nennt sich Khoi-Khoin = Mensch der Menschen oder Ama Khoen = Wahre Menschen.
Hudson, Meerbusen, Meerenge und Fluß Nordamerika's, von dem Engländer Hudson 1600 f. entdeckt und nach ihm benannt.
Hugli, Nebenarm des Ganges, nach einem Rohrkolbengewächs hugla benannt.
Huronen, Volksstamm in Nordamerika, von den französischen Kolonisten nach der Haartracht „hurons" = Wildschweinchen, genannt.

Jamaica, indian. Chaimaca = Quelleninsel.
Janeiro, Rio de, Januarfluß, nannte die Expedition Vespucci's 1501 die für eine Flußmündung gehaltene Meeresbucht, an welcher später die gleichnamige Hauptstadt Brasiliens (vollständig Sao Sebastiao do Rio Janeiro) erbaut wurde.
Japan s. Nipon.
Java, indisch Java diu = Gersteninsel.
Jerusalem, hebr. Jeruschalaim = Wohnung des Friedens.
Illinois, indian. = des Mannes Fluß, Nebenfluß des Mississippi; dann auf den Staat übertragen.
Indus, sanskr. sindh = Fluß.
Irawadi, Irawaddy, sanskr. Airawati = der Wasserhabende, Wasserreiche.
Issyk-kul, turkmen. = warmer See, See Centralasiens.
Istaccihuatl, aztek. = die weiße Frau, Schneegipfel von Anahuac (Mexiko).
Italien, vom lat. vitulus = Kalb, also Kälberland, wegen der bedeutenden Rindviehzucht in ältester Zeit.

Siehe auch C.

Kaffern, Kafern, arab. Kafir, gebr = Ketzer; Volksstamm in Südafrika.
Kairo, arab. el Kahirâ = die Siegreiche, bei den Einwohnern Misr; Hauptstadt Aegyptens.
Kalmüken, mongol. Ekâlimack = die Zurückgebliebenen; mongolischer Volksstamm Nordasiens.
Kandahar, verdorben aus Alexandria, eine Kolonie Alexander's des Großen in Persien.
Karroo, hottentott. = hart, Steppenplateau in Südafrika.
Kaschmir, sanskr. kasyapa-mar — Wohnung Kasyapa's, des Heiligen, welcher den Abfluß des Thalsees bewirkte; Bergthal des oberen Indus in Asien.
Kaukasus, älterer Name Graucasus vom sanskr. gravan = Fels und kas = glänzen, also = Glanzberg.
Kirgisen, mongol. kir = Wüste und gis = durchziehend, also Wüstenbewohner, Beduinen.
König Georgsinseln, Gruppe der Niedrigen Inseln, 1765 von Byron entdeckt und zu Ehren König Georg's III. von England benannt.
Koromandel, Küste Ostindiens, statt Tscholomandel = Land der Dynastie Tschola; ältere portug. Form Choromandel.
Kuku-Noor, mongol. = blauer See; See Centralasiens.

Kumari, Kap Comorin, sanskr. Kanja Kumari = Jungfrau Kumari, Südkap Vorderindiens.

Ladronen, portug. = Diebsinseln, 1521 von Magalhães entdeckt, von den Matrosen wegen der Spitzbüberei der Bewohner so genannt; seit 1668 zu Ehren Maria's von Oesterreich Marianen benannt; australische Inselgruppe.

Lahoxe, Lahor, sanskr. = Stadt Lawa's (Sohn Rama's), Stadt im Pandschab.

Lapérousestraße, Meerenge zwischen Sagalin und Jeso 1787 von Lapérouse zuerst befahren.

Lassa, Lhassa, tibetanisch = Götterland, Hauptstadt von Osttibet, Sitz des Dalai Lama.

Long Island, engl. = lange Insel, Insel des chines. Meeres, 1767 von Wallis entdeckt und nach ihrer Gestalt benannt.

St. Lorenzfluß, vom Franzosen Cartier am Lorenztage 1535 entdeckt und danach benannt.

Louisiana, Staat in Nordamerika, 1682 durch Robert la Salle bereist und zu Ehren Ludwig's XIV. von Frankreich benannt.

Madagaskar bei M. Polo Malagasch oder Magaskar; bei den Einheimischen Nossi Dambo = Wildschwein-Insel.

Madeira, Waldinsel, von dem Reichthum an Wäldern.

Magalhaesstraße, 1520 von M. entdeckt und befahren, von ihm selbst Allerheiligen- oder Patagonenstraße genannt.

Magindanao, Mindanao, malaisch = Seenland, eine der Philippinen.

Malabar, indisch Malayawara = Bergland; ein Theil der Westküste Vorderindiens.

Malakka, Stadt der Malakkabäume, dann auf die Halbinsel übertragen.

Malediven, entweder hindustan. = Malé = Inseln, oder malabarisch mal diva = 1000 Inseln.

Mansarowar, Mansaraur, sanskr. = der aus dem Geist Geschaffene; ein tibetanischer See.

Margarita, Insel = Perle, 1498 von Columbus entdeckt und nach den Perlenbänken daselbst benannt.

Markesasinsel s. Mendaña-Archipel.

Marokko, arab. Maghrib el Aksa = der äußerste Westen, nach der Hauptstadt Marakesch = die Geschmückte benannt.

Massaua, eigentlich Medsaua, vom äthiop. dsaua, rufen = Rufweite, Hafenstadt am Rothen Meer.

Masulipatam, tamul. = Fischstadt; Stadt Vorderindiens.

Matotschkin Schar s. Nowaja Semlja.

Medinah, arab. = Stadt, vollständig M. al Nabi = Stadt des Propheten, seit 622 (Hedschra), früher Jatrib.

Mendaña-Archipel, 1595 vom Spanier Mendaña entdeckt, nach dem Marquez de Mendoza benannt Marques as de Mendoza, später mit Mendaña's Namen belegt.

Mesopotamien, vom griech. Mesos potamos = Zwischenstromland, früher Aram, heute el Dschesirah = die Insel.

Mexiko, die Stadt des Mexitli, der daselbst seinen Tempel hatte.

Michigan, indian. mitschaw sagiegan = Großer See, Name eines canadischen Sees.

Mississippi, indian. mithe sepe = großer Fluß.

Missouri, indian. = Schlammfluß.

Molukken, malaisch molok = die Hauptsache, also die bedeutendsten Inseln jener Gegend.

Mulgrave-Archipel, umfaßt die Marshalls- und Gilbertsinseln, 1788 von Marshall und Mulgrave entdeckt und nach Lord Mulgrave benannt.

Natal, Costa de, portug. = Weihnachtsküste, portugiesische Kolonie in Ostafrika, Weihnachten 1498 von Vasco de Gama entdeckt.

New-York, von Holländern 1612 gegründet, hieß ursprünglich Neu-Amsterdam, als aber das Land 1664 an England kam, wurde der Ort zu Ehren des Herzogs von York New-York genannt.

Niagara, indian. = Donner der Gewässer.

Niger, vom berber. ghir (N-eghirren) = Fluß, heißt bei den Tombanegern kuara (Quorra) = Fluß, bei den Mandingo: Dscholiba = großer Strom, bei den Fulbe: Mayo, bei den Sonrhay: Issa oder Ssai, beides = Fluß, in der Haussasprache endlich Farin-rua = Weißwasser, wegen seiner undurchsichtig weißen Farbe.

Nil, vielleicht semit. Nahal = Fluß; bei den Hebräern Jeor, vom altägyptischen Aur, kopt. Jarô = Fluß.

Nipon, japan. = Sonnenland, Morgenland; daraus ist von den Portugiesen der Name Japan modificirt nach dem chines. Ge-puen.

Non, Cabo, vollständig: Non plus ultra = bis hierher und nicht weiter, Kap an der Westküste Afrika's, über dessen brandende See die Portugiesen im 15. Jahrhundert sich nicht weiter hinauswagten.

Nowaja Semlja, russ. = Neuland, Inselland des Nördlichen Eismeeres, im 16. Jahrhundert von russischen Seefahrern entdeckt und benannt.

Ohio, indian. = der schöne Strom.

Ontario, indian. = der schöne See; canadischer See.

Orinoco, indian. Orinucu = Fluß.

Ostjaken, tatar. Üschtäk = Fremdländer, Wilder, westsibirische Völkergruppe.

Paascheninsel, holländ. = Osterinsel, australische Insel, 1686 von Davis entdeckt, 1722 von Roggeween am Ostermontag wieder gesehen.

Pacific, der Stille, der Friedliche (Ozean), von Magalhaes 1520 f. ohne Sturm durchfahren und danach benannt; Fleurieu nannte ihn 1768 zuerst den Großen Ozean, so gewöhnlich in Deutschland.

Palästina, griech., verderbte Form aus Philistäa = Philisterland.

Palk (Strom), singhalesisch = Strudel, Meerenge zwischen Ceylon und der Koromandelküste.

Palmyra, griech. = Palmenstadt, früher Tadmor, mit derselben Bedeutung, Oasenstadt Salomo's

Pampas, indian. = Ebene, Name der Steppen im Gebiet des Rio de la Plata.

Panamà, indian. = Schmetterling; zuerst Name eines Indianerdorfes an der Pacificküste, dann auf die Landenge übertragen.

Pandschab, **Pendschab**, pers. = Fünfströme, Fünfstromland, Name einer ostindischen Landschaft, welche von fünf Strömen durchflossen wird.

Papua, bei den Einheimischen Pua pua = dunkelbraun, Name der Völkerstämme auf Neuguinea und den anliegenden Gebieten; später Negritos = negerartige Menschen, heute meist Melanesier = Bewohner der Inseln der Schwarzen genannt.

Para, indian. = Fluß, in Südamerika.

Parahiba, **Paranahiba**, indian. = schlechter Fluß, im Gegensatz zu Paracuha = guter Fluß; Flüsse in Brasilien, nach der Nutzbarkeit für die Schiffahrt benannt.

Parime, indian. = Wasser, Nebenfluß des Rio Negro. Sein Quellengebiet die Sierra Parime.

Patagonien, vom portug. pata = Tatze benannt von F. Magalhaes (1520), weil die mit Thierhäuten bekleideten Füße der Bewohner wie Tatzen aussahen, daher Patagonen = Tatzenfüßler.

Paumotu, bei den Eingeborenen = Inselwolke, einheimischer Name der Niedrigen Inseln, 1606 von Torres entdeckt; auch Tuamotu = entfernte Inseln.

Pennsylvanien, nordamerikanischer Staat, nach dem Ansiedler W. Penn benannt (1681) = Penn's Waldland.

Pernambuco, vom indian. Parana = Fluß und mbuk = Arm, also Seitenarm (des Meeres) = Haff.

Philippinen, ostasiat. Inselgruppe, von den Spaniern entdeckt und zu Ehren König Philipp's II. benannt, unter welchem die Bekehrung und Kolonisation begann.

Pitcairn-Insel, eine der Niedrigen Inseln, von Carteret 1767 entdeckt, zu Ehren des Lord Pitcairn benannt.

Plata, **Rio de la** = Silberstrom, 1526 von Cabot benannt nach den Silberproben, welche er hier von den Eingeborenen eintauschte.

Pondichéry, **Ponditschérri**, tamul. Podutschéri = Neustadt, Stadt an der Koromandelküste.

Popokatepetl, aztek. = Rauchberg, der höchste Vulkan Mexiko's.

Porto Rico, **Puerto Rico**, span. = Reicher Hafen, vollständig San Juan de P. R., heute meist San Juan = Sankt Johannes, westindische Insel und deren Haupthafen.

Portugal, aus dem lat. Portus Cale = der Hafen Cale gebildet.

Pyrenäen, kelt. byrin = steiles Gebirge.

Sagalin, **Saghalin**, Insel gegenüber der Mündung des Amur, welcher bei den Mandschu Sagalin-Ula oder Sachalian-Ula = schwarzer Strom heißt.

Saldanhabai, an der Westküste Südafrika's, von dem Spanier A. de Sandanha benannt, der 1503 hier landete, 1601 von Spilberg Tafelbai genannt und der frühere Name nach N. verschoben.

Salomonsinseln, austral. Inselgruppe, 1567 von Mendaña entdeckt und wegen des eingetauschten Goldes als das Ophir König Salomo's betrachtet, deshalb nach letzterem benannt.

Wort- und Sachregister.

Die fetten Ziffern bezeichnen den Band, die andern die Seitenzahl, A. bedeutet Abbildung, T. Tonbild, Tb. Titelbild, K. Karte.

Ende des Werkes.

Löwenberg, Julius,

Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen

Bd.: 2

Leipzig [u.a.] 1885